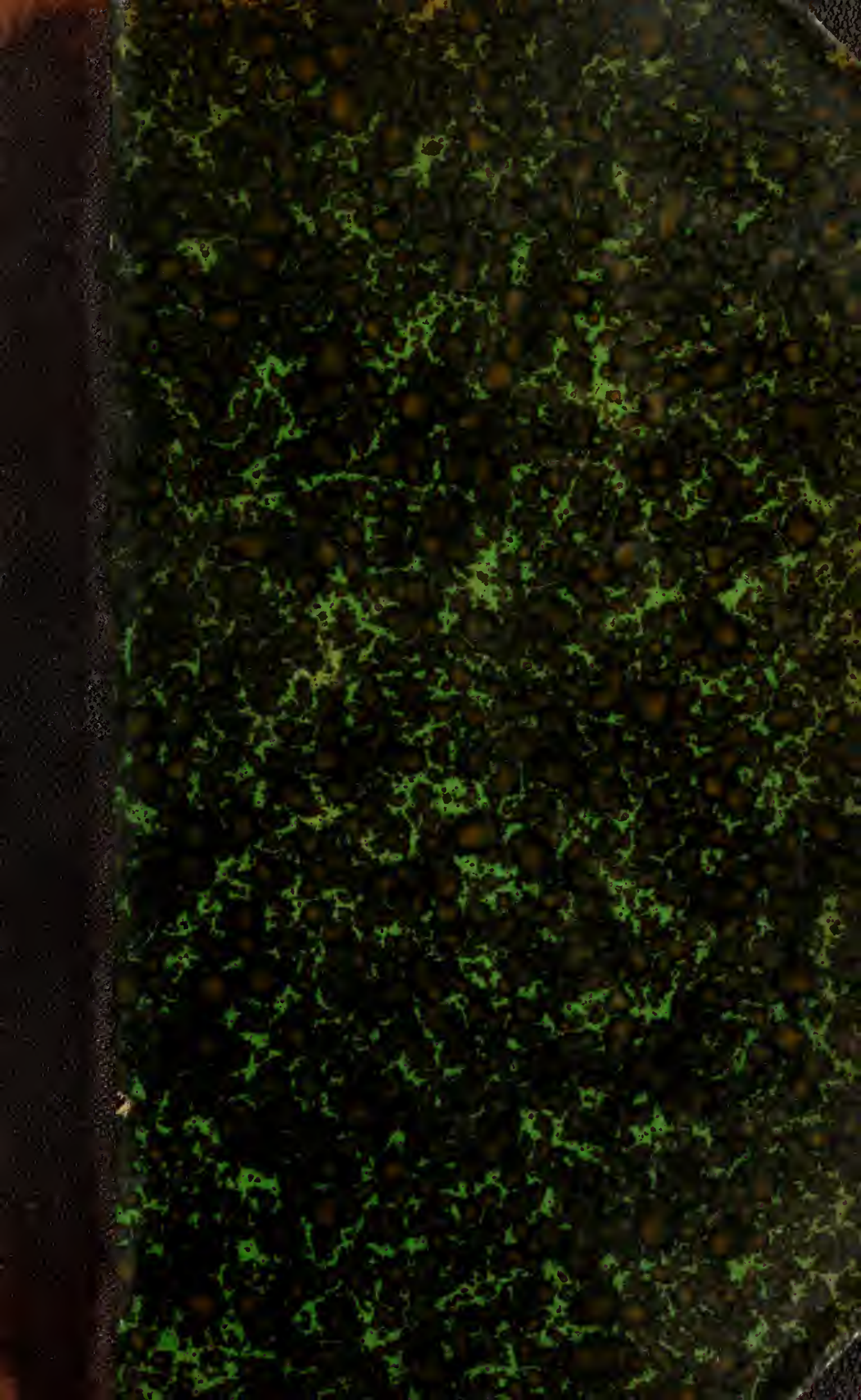








Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

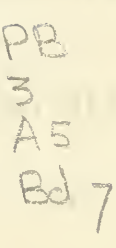
Fünfter Jahrgang.

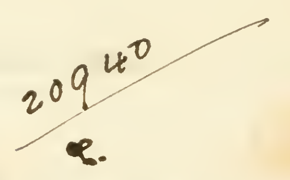
Siebenter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1850.





Studien zu Goethe's Werken.

---

6. Graf Cagliostro und Goethe's Großcophta.

Im seltsamsten Gegensatze zu der herrschenden Zweifelsucht und Aufklärerei tritt uns in den siebenziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts der wunderlichste Hang zu geheimen Wissenschaften und Künsten entgegen, durch welche der Mensch in unmittelbare Verbindung mit der Geisterwelt trete und sich die größten Güter des Lebens, Reichthum, Gesundheit, langes Leben, ja Unsterblichkeit zu verschaffen, auch Macht über die Elemente zu erlangen vermöge — ein Hang, welcher sich aus der Zerfallenheit der Zeit und dem ahnungsvollen Drange nach einem bessern Zustande erklärt, der in der zerfließenden Empfindsamkeit jener Tage seine reichste Nahrung finden mußte. Wir brauchen bloß an die Namen St. Germain*), Schröpfer und Gaßner zu erinnern, um die gläubige Wundersucht jener Zeit zu bezeichnen, welche nirgends klarer hervortritt, als in dem Ansehen, welches sich damals der sogenannte Graf Cagliostro, ohne bedeutende chemische Kenntniß, ohne ansprechende Unterhaltungsgabe und reizende Persönlichkeit, durch den mystischen Schein, in den er sich hüllte, zu verschaffen wußte**). Erst seit seinem zweiten Aufent-

---

*) Ueber ihn vgl. Barthold „die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren" II, 35—99.

**) Ueber Cagliostro vgl. man Baur in der „Encyclopädie von Ersch und Gruber" I, 14, 73—75 und den Aufsatz „über den Abenteurer Giuseppe Balsamo, bekannt als Graf Cagliostro" in Bülau's „neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik" 1845 B. 1, 37—72. Eine Hauptquelle bleibt noch immer, wie einseitig auch die Auffassung erscheint und wie sehr der Betrüger auch in den hier niedergelegten Bekenntnissen als Aufschneider auftritt, die römische Staatsschrift unter dem Titel: Compendio della vita, e delle gesti di Giuseppe Balsamo, denominato el Conte Cagliostro, de si è 'stratto del processo contro di lui formato in Roma l'anno 1790. Roma 1791, wovon drei deutsche, eine in Weimar von C. J. Hagemann, und eine fran-

halte in London, wo er sich in die Freimaurerloge von der hohen Observanz aufnehmen ließ und die sogenannte ägyptische Maurerei gründete, begann sein Ruf allgemeinere Verbreitung zu gewinnen. Von London begab er sich nach dem Haag, wo er auf das glänzendste aufgenommen und, als Visitator anerkannt, auf Verlangen eine Damenloge gründete. Rasch eilte er darauf durch Deutschland nach Venedig, richtete aber, als er von hier fliehen mußte, seine Pläne auf das reiche Petersburg, wo er die Kaiserin selbst für sich zu gewinnen hoffte. Im Jahre 1778 finden wir ihn auf der Reise dorthin in Nürnberg, Leipzig und Berlin, von wo er über Danzig und Königsberg im Februar oder März 1779 in Mitau in Kurland ankam *). Hier fand er bei dem gereizten politischen Zustande Rußland's bald unter den angesehensten Männern zahlreichen Anhang, auf deren Wunsch er eine ägyptische Loge daselbst gründete. Besonders suchte er sich das Zutrauen des Reichsgrafen von Medem zu erwerben, dessen Tochter, Elisa von der Recke, die seit ihrem sechszehnten Jahre in stille Einsamkeit versetzt und von vielen herben Unglücksfällen heimgesucht, sich durch Lavater's und Swedenborg's Schriften erhitzt hatte**), er mit sich nach Petersburg zu führen gedachte, um durch die Gewähr, welche ihr Name seinen Verbindungen geben mußte, besonders auf die Kaiserin einzuwirken. Sie ward bald seine gläubigste Anhängerin, wenn sie auch freilich auf Augenblicke an ihm zweifelhaft wurde und auf seinen Vorschlag, ihm nach Petersburg zu folgen, nicht einging. In Petersburg scheiterte sein Versuch, bei der Kaiserin Zutritt zu erhalten und unter ihrem Schutze eine ägyptische Loge zu gründen, an Katharina's nüchternem Verstande. Ganz in der Stille reiste er durch Kurland nach Warschau, wo er im Mai 1780 anlangte, aber, da man seinen Betrügereien bald auf die Spur kam, sich nicht länger als etwa zwei Monate halten konnte ***).

---

zösische Uebersetzung erschienen. Eine „unparteiische Prüfung" dieser Schrift gab C. Tschink. Wien 1791.

*) Vgl. „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779, und von dessen dortigen magischen Operationen. Von Charlotte Elisabeth Konstantia von der Recke, geb. Gräfin von Medem." (Mit einer Vorrede von Nicolai.) Berlin und Stettin bei Fr. Nicolai. 1787.

**) Ueber Elisa von der Recke vgl. die „Zeitgenossen" Bd. 3, Heft 11.

***) Vgl. „Cagliostro in Warschau. Oder Nachricht und Tagebuch über desselben

Rasch eilte er über Frankfurt nach Straßburg, wo er seit dem September 1780 durch seine Heilungen das größte Aufsehen erregte; bald war er von Hülfsbedürftigen, da er alle unentgeldlich bediente, wie belagert. Am höchsten stieg sein Ruf durch die Herstellung eines bereits aufgegebenen Sekretärs des Kommandanten. Die Vornehmsten drängten sich seit dieser Zeit um den Wundermann, zu welchem eine unglaubliche Menge von Fremden wallfahrtete*); unter den letzteren war auch Lavater. Frau von der Recke hatte Cagliostro während seiner Anwesenheit in Mitau um die Erlaubniß gebeten, an Lavater die Erfahrungen, welche sie in seinem Umgange gemacht habe, mittheilen zu dürfen, welche Erlaubniß dieser aber nur unter der Bedingung gewähren wollte, daß sie etwas über ein Jahr warten müsse; Lavater werde sie dann fragen: „Ist dieser Graf nicht der große Cagliostro?", worauf sie antworten solle: „Er ist's" **). Sie schrieb auch wirklich nach Ablauf der bestimmten Zeit an Lavater, der sie dann fragte, ob dieser Graf nicht der menschenfreundliche Arzt Cagliostro sei. Lavater machte darauf selbst eine Reise nach Straßburg, um den Wunderthäter zu sprechen, konnte aber nichts weiter aus ihm herausbringen, als die Worte: „Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch ich Sie nicht." Am andern Morgen sandte Lavater ihm folgende drei Fragen: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie diese erlangt? Worin bestehen sie?", worauf die Antwort lautete: In verbis. In herbis. In lapidibus. Aus einem Briefe, den Mathei an Lavater über eine mit Cagliostro gehaltene Unterredung schreibt (Hegner Beiträge zur Kenntniß Lavater's S. 237 ff.), ersehen wir, daß Lavater in Begleitung von dem berühmten Arzte Hotze und seinem Schwager Tobler ihn besuchte, was diesem unangenehm war, weil „ernsthafte, sekrete, würdige Unterhaltungen, wo Oeffnung der innersten Seele dazu gehöre, nicht in Gegenwart eines jedweden vor sich gehn müßten". Cagliostro hatte

---

magische und alchymische Operationen in Warschau im Jahre 1780, geführt von einem Augenzeugen (Graf Moszinsky). Aus dem französischen Manuscripte übersetzt und mit Anmerkungen erläutert (von Bertuch)." 1789.

*) Vgl. den Brief eines straßburger Freundes der von der Recke in der angeführten Schrift S. 14 ff.

**) Vgl. von der Recke S. 115. 117.

Lavater's Bild in Gyps über seinem Kamine hängen, das er später der Gräfin Branconi schenkte. „Er (Lavater) wünschte, mit mir in Briefwechsel zu stehn," erzählte Cagliostro; „ich hab es mir zum Gesetz gemacht, nie einen Brief zu beantworten, keinem schriftliche Antwort zu schicken, aber ich ließ seine Bitte Statt finden und nahm sie an. Sein erster Brief, den er mir schickte, war nicht geschrieben, wie ein Philosoph schreibt, nicht geschrieben nach bürgerlichen Verhältnissen; doch dies ist Nebensache. Aber Hauptsache bleibt es, daß ein solcher Briefwechsel alsdann unter uns bleiben muß. — Nun schickt mir Lavater einen Imposteur zu, einen Schwärmer, von ihm an mich empfohlen, einen schwachen Menschen, der Lavater's Freund ist, der mir seine große Rolle Papier mit lauter Sachen zeigt, die ich verachte und lange kenne. Dies ist schwach von Lavater gehandelt und hat mir von dem Manne eine ganz andere Meinung beigebracht. Sagen Sie Lavater, ich schätze ihn, hätte ihn stets geschätzt, aber sein Feuer und seine Lebhaftigkeit lassen ihn noch nicht dahin kommen, wohin er sicher bei mehreren Jahren längerer und tieferer Erfahrung, besserer Auswahl seiner sogenannten Freunde, die er überall findet, kommen wird." Bald nach seiner Rückkehr von Straßburg schrieb Lavater an Frau von der Recke, daß er Mißtrauen in Cagliostro setze, und er bat sie um ihr offenherziges Urtheil über ihn, falls sie ihm weiter nachgespürt haben sollte, worauf diese ihm mittheilt, was sie durch Graf P. über sein Treiben in Warschau erfahren hatte, wodurch ihr Glaube an ihn verschwunden war, so daß sie sich jetzt an Cagliostro's Nebenbuhler in Mitau, den Professor Stark wandte*). Lavater schwärmte aber noch immer für Cagliostro, von dessen Wunderthaten er seinen Freund Goethe nicht überzeugen konnte, der am 22. Juni 1781 an ihn schrieb: „Was die geheimen Künste des Cagliostro betrifft, bin ich sehr mißtrauisch gegen alle Geschichten. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniret, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort ein Rauch aufgeht aus einer

*) Von der Recke S. 117. Zeitgenossen S. 25.

Schlucht und hier wunderbare Stimmen gehört werden*)." Mehr als ein Jahr später nennt Goethe unter anderen Personen, über wleche er Lavater's Urtheil zu vernehmen wünscht, auch Cagliostro. Wie Lavater noch einige Jahre später über Cagliostro dachte, ergiebt sich aus seinen Aeußerungen in der „Rechenschaft an seine Freunde" (1786): „Cagliostro, ein Mann, und ein Mann wie wenige, an den ich aber nicht glaube. O, daß er einfältig und demüthig wäre, wie ein Kind, daß er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums und für die Hoheit des Herrn. Wer wäre größer, als er? — Cagliostro erzählt oft, was nicht wahr ist, und verheißt, was er nicht hält; doch halte ich seine Operationen nicht für Betrug, obgleich lange nicht für das, wofür er sie ausgiebt. — Ich möchte weinen, daß eine Gestalt, wie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Produkt der Natur so sehr verkannt werden muß**)."

Unter den Personen, die sich von Cagliostro täuschen ließen, befand sich auch der Prinz Louis René Edouard de Rohan, Kardinal und Erzbischof von Straßburg, der es nicht verschmerzen konnte, daß er die Gunst der Königin verloren hatte***). Dieser gab ihm außer vielen anderen bedeutenden Geschenken auch zwanzigtausend Livres zur Erbauung eines Lusthauses, in welchem er zur physischen Wiedergeburt gelangen sollte. Während seines Aufenthaltes in Straßburg hatte er mit dem Prinzen auch einmal einen Ausflug nach Paris gemacht. In Straßburg kam man indessen seinen besonders von den Aerzten heftig verfolgten Charlatanerien auf die Spur, und es fehlte nicht an bitteren Satiren und herben Angriffen †) auf den fremden

*) Man erinnert sich hierbei unwillkürlich der ähnlichen Stelle in „Wahrheit und Dichtung," wo er von den „seltsamen Irrgängen" spricht, „mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist" (B. 21, 85 f.).

**) Gegen Eckermann äußerte Goethe (II, 70): „Lavater glaubte an Cagliostro und dessen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater, dies sei ein anderer Cagliostro, der Wunderthäter Cagliostro sei eine heilige Person." Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Mittheilung.

***) Vgl. über ihn (von Schütz) „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI" B. 2, 41 ff. und die Schrift „Frankreich im Jahre 1803" I, 195 f.

†) Hierher gehört eine kleine Schrift des Wundarztes Sachy in Straßburg vom Jahre 1782. In Deutschland geschah der erste Angriff auf Cagliostro wohl in den drei Bogen, die Bode ohne seinen Namen unter dem Titel: „Ein paar

Abenteurer, für den aber der Magistrat von Straßburg noch später ein günstiges Zeugniß ausstellte. Er fand es gerathen, nach fast dreijährigem Aufenthalte Straßburg zu verlassen und sich nach Neapel zu begeben, von wo er aber schon nach drei Monaten, im November 1783, nach Frankreich zurückkehrte. Hier setzte er zunächst zu Bordeaux seine Betrügereien mit gutem Erfolge fort; viel glänzender aber war sein Auftreten zu Lyon, wo er im Oktober 1784 eine Mutterloge seiner ägyptischen Maurerei mit großem Pompe gründete. Sein Ruf verbreitete sich immer mehr, so daß er sich in Paris, wo er im Januar 1785 ankam, des ehrenvollsten Empfanges zu erfreuen hatte. Er gründete hier im Hause des Prinzen Rohan, mit dem er seine Bekanntschaft erneuerte, eine reich und prächtig eingerichtete Loge, in welcher er den Stuhl des vorsitzenden Meisters einnahm und durch seine seltsamen Experimente, wie sein wunderliches Wesen alle in Erstaunen setzte; eine zweite Loge eröffnete er in seinem eigenen Hause. Auch traf er hier mit der verschmitzten Intriguantin, der sogenannten Gräfin de la Motte, zusammen, die er schon in Straßburg gesehen hatte. Vor der Inquisition sagte er später aus, diese habe ihm eines Tages die Frage vorgelegt, ob das Kind, womit eine gewisse Mutter schwanger ging, ein Knabe oder ein Mädchen sei. Diese war es auch, durch welche er in die berüchtigte Halsbandgeschichte, (l'affaire du collier) verwickelt wurde.

Die neuere Zeit hat uns manche anziehende Aufschlüsse über die Halsbandgeschichte gebracht, besonders in den Memoiren des Abbé Georgel, Generalvikars des Kardinals, und der Frau von Campan, der ersten Kammerfrau der Königin; aber die neueren Darsteller *) haben über diesen

---

Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit, ausgegossen vor dem neuen Thaumaturgen Cagliostro. Am Vorgebirge. 1781" herausgab.

*) Vgl. von Schütz a. a. O. II, 40—72. K. G. Jacob die „Halsbandnovelle" in Mundt's „literarischem Zodiacus" 1835, Dezemberheft. Wachsmuth „Geschichte Frankreich's im Revolutionszeitalter", erste Beilage zu B. I. Carlyle „die französische Revolution" I, 77 ff. Hitzig „der neue Pitaval" VIII, 192 ff. Man sehe auch Jacob's Aufsätze in den „Zeitgenossen" B. 9, Heft 12 und in Raumer's „historischem Tagebuch" vom Jahre 1838. Der letztere Aufsatz ist mit Zusätzen wieder abgedruckt in Jacob's „Beiträgen zur französischen Geschichte". L. Blanc's Darstellung im zweiten Bande seiner „Geschichte der französischen Revolution" konnte bei der Abfassung des Aufsatzes noch nicht benutzt werden.

neueröffneten Quellen mit Unrecht die älteren, besonders die in wichtigen Punkten übereinstimmenden Vertheidigungsschriften der in diesem Prozesse Angeklagten und die gerichtlichen Verhöre, auf welche diese sich beziehen, übersehen, wodurch sie in manche Irrthümer gerathen sind. Aus diesen Vertheidigungsschriften hat bereits Schlözer im dreizehnten Bande seiner Staatsanzeigen einen kritischen, sehr beachtenswerthen, neuerdings mit Unrecht vergessenen Auszug gegeben, welchen wir bei der folgenden Erzählung um so mehr zu Grunde legen müssen, als er eine Hauptquelle für Goethe gewesen sein dürfte. Mit Unrecht hat man behauptet, bis vor wenigen Jahren hätten die Grundzüge jenes seltsamen Ereignisses noch in tiefem Dunkel gelegen; denn der Hauptsache nach hat das Richtige schon Schlözer aus den Akten unzweifelhaft herausgestellt, ja zum Theil richtiger, als die neueren Darstellungen.

Im Jahre 1776 hatte die spätere Gräfin de la Motte, geborene Jeanne de St. Remy de Valois, Tochter des 1762 im pariser Spital verstorbenen Jaques de St. Remy de Luz, später de Valois, durch die Vermittelung der Marquise de Boulainvillers, Gattin des Prévôt von Paris, die sich ihrer und ihrer Geschwister angenommen hatte, von dem juge d'armes de la noblesse de France, d'Hozier de Sevigny, ein Zertifikat über ihre Abstammung vom Hause Valois und das Wappen desselben erhalten *), worauf ihr am 9. Dezember d. J. vom Könige eine jährliche Pension von 800 Livres ertheilt wurde. Im Juni 1780, in ihrem fast vollendeten vierundzwanzigsten Lebensjahre (geboren war sie am 22. Juli 1756 auf dem Gute Fontette bei Bar-sur-Aube in der Champagne), heiratete sie einen Offizier der Gensd'armerie zu Luneville, Marie Antoine Nicolas de la Motte, der sich den Grafentitel beilegte. Mit ihrem Gatten reiste sie darauf nach Straßburg, wo sich die Marquise de Boulainvillers in der Behandlung Cagliostro's befand. Da sie aber von Cagliostro vernehmen, daß diese sich augenblicklich beim Kardinal Rohan in Zabern befinde, reisen sie dorthin, wo die Marquise sie dem Kardinal „unter dem süßen Namen ihrer Kinder" vorstellt und ihm ihre unglückliche Geschichte erzählt. Der Kardinal verspricht, bei seiner Rückkehr nach Paris für sie Sorge tragen zu wollen. Im November 1781 kommt das mittellose gräfliche Paar in Paris an, wo sie ihre Wohl-

---

*) Ueber die Begründung ihres Anspruches, vom Hause Valois abzustammen, vgl. man die Kritik von Schlözer a. a. O. S. 263—272.

thäterin gefährlich krank finden, die aber doch dafür Sorge trägt, daß Herr de la Motte in die Garde des Grafen Artois eintritt. Der Tod der Marquise beraubt sie bald darauf ihres besten Schutzes *).

Den weitern Verlauf der Geschichte entnehmen wir aus den gerichtlichen Verhören und den Vertheidigungsschriften der Angeklagten selbst mit Ausnahme der stets lügnerischen de la Motte. Das gräfliche Paar zieht von Paris nach Versailles, wo die verschmitzte Gräfin den Kardinal Rohan angeht und ihn an die Versprechungen erinnert, welche er der Marquise de Boulainvillers gegeben habe. Der Kardinal war gutmüthig genug, ihren Geldverlegenheiten abzuhelfen; einmal verbürgte er sich für sie für 5000 Livres, die er natürlich auch bezahlen mußte. Zu derselben Zeit verfehlte sie nicht, den Hof mit Bitten und Forderungen zu bestürmen. Als sie einst im Jahre 1783 zu diesem Zwecke bei der Gräfin von der Provence sich befand, bekam sie einen übeln Zufall, wobei die Gräfin theilnehmende Sorge für sie zeigte und sie durch ihre Aerzte behandeln ließ. Auf die Verwendung derselben wurde auch Ende 1783 ihre Pension auf 1500 Livres erhöht. Sie war unterdessen nach Paris gezogen, wo ihre Noth trotz des äußern glänzenden Scheines immer sehr groß war, so daß sie von Unterstützungen lebte und sich genöthigt sah, im August 1784, nachdem sie im Februar aus dem königlichen Schatze 600 Livres, um ihre Sachen vom Leihhause einzulösen, mit der Bemerkung, daß sie nie wieder etwas von sich hören lassen solle, erhalten hatte, die Erlaubniß zu erbitten, ihre Pension und die ihres Bruders zu verkaufen. Aber gerade in dieser Zeit bitterster Noth faßte sie einen Anschlag, der ihre Verhältnisse mit einemmale glänzend um=

---

*) Wir sind in der bisherigen Erzählung nach Schlözer den Mémoires justificatifs de la Comtesse de Valois, die 1789 erschienen, gefolgt, da uns für diese Zeit andere Quellen abgehen. Vgl. Schlözer a. a. O. S. 273. 278. Aehnlich wird ihre Jugendgeschichte in der gerichtlichen Vertheidigungsschrift der de la Motte (Schlözer S. 449—457) dargestellt. Daß die Mémoires justificatifs, wenn auch andere dabei betheiligt gewesen, von der de la Motte herrühren, nimmt man neuerdings an; aber die Angabe, daß ein gewisser Latour, dem die de la Motte einzelnes mitgetheilt haben könnte (das meiste konnte er aus ihrer Vertheidigungsschrift entnehmen), Verfasser derselben sei (Schlözer B. 14, 115 ff.), ist bis jetzt, so viel ich weiß, noch nicht widerlegt. Vgl. auch Schlözer B. 13, 512 ff.

gestalten sollte. Am 2. Februar 1784 hatte sie der Königin eine Bittschrift überreicht, deren Folge die 600 Livres gewesen zu sein scheinen, die sie in demselben Monate erhielt; es war dies ohne Zweifel das erste- und einzigemal, wo sie mit der Königin sprach. Aber sie und ihr Mann verbreiteten seit dieser Zeit allgemein, daß sie in besonders genauer Verbindung mit der Königin stehe, und sie scheute sich nicht, Briefe vorzuzeigen, die sie von der Königin erhalten haben wollte. Seit dem Mai prahlte sie auch dem Kardinal mit dieser innigen Vertrautheit, deren sie sich von der Königin zu erfreuen habe, und überredete diesen, sie wende ihren Einfluß besonders dazu an, ihm die Gunst der Monarchin wieder zu verschaffen, und sie zweifle nicht am besten Erfolge. Auch ihm zeigte sie untergeschobene Briefe der Königin und forderte ihn auf, die Handschrift mit anderen eigenhändigen Briefen derselben zu vergleichen. Endlich verspricht sie ihm, in wenigen Tagen solle er das Glück haben, die Königin an einem schönen Sommerabende in den Gärten zu Versailles zu sprechen und aus ihrem eigenen Munde die ersehnte Verzeihung zu erhalten. Zu diesem Zwecke hatte Herr de la Motte ein in der Nähe des Palais royal wohnendes Mädchen, Marie Nicole le Guay, genannt d'Oliva oder Dessigny (geboren den 1. September 1761), ausgewählt, welche im Wuchse und der äußern Gestalt mit der Königin einige Aehnlichkeit hatte *). Der Kardinal pflegte seit jener Verheißung der Betrügerin Abends in den Gärten von Versailles spaziren zu gehn, wo Anfangs August 1784 **) gegen 11 Uhr die de la Motte auf ihn zueilte und ihm mittheilte, die Königin erlaube, daß er sich ihr nähere. Sie führt ihn an den bestimmten Platz, wo die als Königin

---

*) Von ihr heißt es, sie sei remarquable par la richesse de la taille; elle avoit les yeux bleux et les cheveux châtains (Schlözer S. 428). Ueber die äußere Gestalt der Königin vgl. man die Beschreibung des Grafen Alexander v. Tilly (bei Jacob S. 413), der ihre Gestalt als schlank und majestätisch schildert.

**) Gegen den 11. August. Dies Datum ergiebt sich aus den von einander unabhängigen Angaben des Kardinals und der d'Oliva. Die Darstellung von v. Schütz und Jacob, wonach die Gartenszene erst nach dem Kaufe des Halsbandes, im Jahre 1785, stattgefunden, beruht auf Irrthum. Auch die de la Motte selbst setzt die Gartenszene vor den Kauf des Halsbandes und will letztern von ersterer ganz getrennt wissen, obgleich diese darauf berechnet war, das vollste Zutrauen des Kardinals, dessen man zu jenem bedurfte, zu wecken.

verkleidete d'Oliva ihm entgegentritt und ihm Verzeihung verspricht, wobei sie ihm eine Rose überreicht. In demselben Augenblicke werden sie durch eine Stimme, welche die Gräfinnen von Artois und von der Provence meldet, unterbrochen. Seit dieser Nacht war der Kardinal fest überzeugt, daß er durch Vermittelung der de la Motte die Gunst der Königin wiedergewonnen habe, wofür seine Dankbarkeit gegen seine Freundin unbegrenzt war. Und diese Dankbarkeit sollte bald auf die unverschämteste Weise in Anspruch genommen werden.

Noch im August erhielt die de la Motte auf ihr dringendes Verlangen 60,000 Livres vom Kardinal, unter dem Vorwande, sie unter Arme, an welchen die Königin Antheil nehme, zu vertheilen. Im November ließ sie dem Kardinal zu gleicher Bestimmung 100,000 Livres abfordern, wozu dieser die Anweisung aus Zabern schickte. Beide Summen übergab ihr der Baron de Planta, wie vor Gericht erwiesen ward *). Aber mit diesem so leicht gelungenen Betruge noch nicht zufrieden, sann sie bald, während der Kardinal noch in Zabern verweilte, auf einen neuen Anschlag von unerhörter Frechheit. Die Hofjuweliere Böhmer und Bassange befanden sich seit längerer Zeit im Besitze eines herrlichen Diamant-Schmuckes im Werthe von 1600,000 Livres, dessen Ankauf die Königin standhaft verweigert hatte **). Auf dieses kostbare Halsband richtete die de la Motte ihren Plan, und ließ sich zunächst den Besitzern, welche einflußreiche Freunde bei Hofe suchten, als eine Vertraute der Königin empfehlen. Am 29. Dezember wird ihr das Halsband ihrem Wunsche gemäß zur Ansicht gebracht, und sie erklärt darauf den Besitzern, daß sie, wie sehr sie auch sonst jeder derartigen Einmischung abgeneigt sei, sich bei der Königin für den Ankauf verwenden wolle, worauf die Hofjuweliere ihr ein Geschenk anbieten. Am 5. Januar war der Kardinal wieder in Paris, wo ihm die de la Motte mittheilte, die Königin wünsche das Halsband zu kaufen und werde ihn mit dem Abschlusse des Kaufes beauftragen, wobei sie ihm durch untergeschobene Briefe der Königin jeden Zweifel benahm. Zwar erlaubte er sich dagegen einige Bemerkungen wegen der bedeutenden Summe des Preises, doch als die Betrügerin ihm einige Tage darauf erklärte, die Königin bestehe auf

*) Man vergl. hierzu die Erzählung von Georgel und Bertrand de Moleville bei v. Schütz S. 47. Jacob S. 420 f.

**) Vgl. v. Schütz S. 47 f. Jacob S. 422 f.

ihrem Entschlusse, erhob er kein weiteres Bedenken. Am 21. Januar kündigt die de la Motte den Hofjuwelieren an, ein großer Herr sei von der Königin beauftragt, das Halsband für diese zu kaufen, doch bittet sie bei diesem Herrn alle mögliche Vorsicht anzuwenden. Am frühen Morgen des 24. erscheinen der Graf und die Gräfin de la Motte bei den Juwelieren, denen sie wiederholt die größte Aufmerksamkeit anempfehlen. Kaum waren sie weggegangen, als der Kardinal vorspricht, der sich unter anderen das Halsband zeigen läßt; er sei Willens, erklärt er, dasselbe zu kaufen, nicht für sich, sondern für eine andere Person, die er nicht nenne, aber vielleicht künftig nennen werde. Wenige Tage später bringt er den Juwelieren die Kaufbedingungen, welche diese sofort genehmigen; er übergibt sie sodann der de la Motte, um sie der Königin zur Unterschrift zuzustellen. Die verschmitzte Betrügerin läßt durch einen ihrer Helfershelfer, einen gewesenen Gensd'armen und Freund ihres Mannes, Louis Marc Antoine Rétaux de Villette, dessen sie sich schon früher zu ihren Fälschungen bedient hatte, zu jedem Artikel an den Rand das Wort approuvé und unter die Bedingungen, der Unterschrift des Kardinals gegenüber, die Worte Marie Antoinette de France setzen, was freilich eine völlig unrichtige Bezeichnung der Königin war, da diese die Namen Marie Antoinette Joseph Jeanne de Lorraine führte und einfach la Reine unterzeichnete, wogegen de France nur von geborenen französischen Prinzen oder Prinzessinnen galt. Aber der Kardinal war so verblendet, daß er dieses übersah und gleich nach dem Empfange der falschen Unterschrift, am Morgen des 1. Februar, die Juweliere aufforderte, ihm das Halsband zu überbringen. Als sie ihm den Schmuck übergeben, zeigt er ihnen die Genehmigung der Königin, deren Unterschrift auch bei ihnen keinen Verdacht erregt, und fordert sie auf, sich eine Abschrift von den Bedingungen zu nehmen. Da die de la Motte dem Kardinal bemerkt hatte, die Königin wünsche das Halsband am Tage Mariä Lichtmeß (2. Februar) zu tragen, so begibt er sich noch am Abend des 1. Februar nach Versailles in die Wohnung der Gräfin, die unter dem Vorwande, der Königin nahe sein zu müssen, sich dort eingemiethet hatte, um ihr den Halsschmuck zu überreichen. Bald darauf tritt ein Mensch herein, der im Namen der Königin ein Billet mit dem Befehle überreicht, das Kästchen ihm abzuliefern — und so verschwindet der kostbare Schatz, um bald von der schamlosen Betrügerin zerschlagen zu werden.

Unterdessen war Cagliostro in Paris angekommen, welcher dem

Betruge mit dem Halsbande, wie die de la Motte später selbst gestehn mußte, ganz fremd blieb; er suchte vielmehr gleich anfangs den Kardinal gegen sie einzunehmen*), unter dem Vorwande, daß ihre Physiognomie ihm mißfalle, im Grunde aber, weil er in seinen Anschlägen gegen den Kardinal von ihr gehindert zu werden oder seine Beute mit ihr theilen zu müssen fürchtete. Gleich in den ersten Tagen nach dem Empfange des Halsbandes ließ die de la Motte mehrere Diamanten, zum Theil durch de Villette, der wahrscheinlich auch bei der Uebergabe des Schmuckes den Kammerdiener der Königin gespielt hatte, verkaufen; andere gab sie in Zahlung oder ließ sie für sich fassen. Da aber der Verkauf in Paris gefährlich schien, so mußte Graf de la Motte mit einem großen Theile derselben am 12. April 1785 in Begleitung seines Kammerdieners Laisus nach London reisen, wo er für mehr als 240000 Livres verkaufte, die übrigen neu fassen ließ oder zum weitern Verkaufe zurückbrachte. Anfangs Juni kehrte er nach Paris zurück, wo die Betrügerin sich ganz sicher glaubte, da sie durch immer neue Ausflüchte und untergeschobene Briefe den Kardinal hinzuhalten und den Umstand, daß die Königin das Halsband gar nicht trug, dadurch zu erklären suchte, daß sie sich vorgenommen habe, erst nach der völligen Bezahlung desselben damit hervorzutreten. Cagliostro hatte sich indessen der Leichtgläubigkeit des Kardinals ganz bemächtigt und ohne Zweifel nicht unbedeutende Summen von ihm zu erhalten gewußt. Mit der Gräfin de la Motte scheint er in keiner Verbindung gestanden zu haben, wenn er auch den Kardinal durch seine Weissagungen in dem Wahne bestärkt haben mag, daß die Königin ihm zugeneigt sei und er sich bald ihrer Gunst auch öffentlich zu erfreuen haben werde. Gegen Ende Juli wurde der Kardinal in große Unruhe versetzt, als ihm zufällig eine ächte Handschrift der Königin zu Gesicht kam, deren Züge sich von der untergeschobenen Genehmigung, die sich in seinen Händen befand, wesentlich unterschied. Vergebens suchte Cagliostro, der auf die de la Motte tödtlichen Haß geworfen hatte, den Kardinal zu be-

---

*) Nach der eigenen Aussage des Kardinals. Vgl. Schlözer S. 446. Daher kann die Erzählung (bei Jacob S. 423) nicht richtig sein, Cagliostro habe durch seine Weissagungen den Kardinal im Entschlusse, das Halsband zu kaufen, bestärkt. Daß Cagliostro den Betrug mit dem Halsbande nicht gekannt, nimmt auch Georgel an.

reden, die Betrügerin den Gerichten zu überantworten. Als dieser sie zur Verantwortung zu sich beschieden hatte, erklärte sie, sie habe zwar die Königin nicht schreiben sehn, aber die Genehmigung aus ihrer Hand empfangen; zum Beweise der Wahrheit werde sie ihm in wenigen Tagen 30000 Livres als Zinszahlung zustellen. Sie hielt auch wirklich Wort und brachte in der Todesangst auf eine in den Akten ausführlich beschriebene Weise die Summe zusammen *). Am 1. Februar hatte der Kardinal den Juwelieren auf einen untergeschobenen Brief der Königin versprochen, daß die Zinsen der halbjährig abzulegenden Termine zugleich mit diesen bezahlt werden sollten. So nahte der erste Zahlungstermin (31. Juli) **), den der Kardinal, da die de la Motte erklärt hatte, die Königin könne augenblicklich nicht zahlen, werde aber gegen Ende August die Zahlung berichtigen, vergeblich zusammenzubringen suchte. Die Juweliere wurden deshalb ungeduldig und wandten sich an die Königin selbst. Schon früher hatte Böhmer bei einer gewissen Gelegenheit eine Vorstellung an die Königin gerichtet, worin er diese bat, ihn nicht zu vergessen, und sich glücklich schätzte, sie im Besitze der schönsten Diamanten Europa's zu wissen. Die Königin, welche dies nicht verstand, verbrannte in heftigem Unwillen diese Vorstellung in Gegenwart der Frau von Campan. Bei der letztern erschien Böhmer am 3. August ***) und erklärte ihr, daß er an die Königin durch Vermittelung des Kardinals das Halsband verkauft und die handschriftliche Genehmigung der Königin erhalten habe. Frau von Campan erwiederte ihm darauf, daß dies lauter Trug und er um sein Halsband geprellt sei. Drei Tage darauf machte sie der Königin hiervon Anzeige, welche darüber in den heftigsten Zorn gerieth und den Hofjuwelier Böhmer kommen ließ, der aber darauf bestand, die Königin müsse im Besitze des Halsbandes

*) Vgl. Schlözer S. 440. 446. f.

**) Nicht der 30. Juli, wie von Schütz und Jacob angegeben. Nach einem Billet des Kardinals bei Schlözer S. 301, wo es heißt: S. M. la Reine m'a fait connoitre que ses intentions étoient, que les interêts de ce qui sera dû *après le premier payment*, *fin d'Août*, courent et vous soient payés successivement avec les capitaux jusqu' à parfait acquittement, sollte man glauben, daß der erste Zahlungstermin erst nach sieben Monaten, Ende August, bestimmt gewesen, wonach sich die Verzögerung der Abreise der de la Motte leicht erklären ließe.

***) Ueber die abweichende Angabe Georgel's vgl. von Schütz S. 53, Jacob S. 428.

sein. An demselben Tage begab sich die de la Motte, nachdem sie in der vorhergegangenen Nacht die Flucht ihres Helfershelfers, Rétaux de Villette, bewirkt hatte, mit ihrem Manne nach Bar-sur-Aube, wo sie im vollsten Glanze in einem Sechsspänner, einen Läufer voraus, erschienen; vermuthlich wollten sie sich zum letztenmale zeigen, da sie gegen Ende des Monats das Weite zu suchen gedachten *). Die Königin wandte sich an den Baron Breteuil, Minister des königlichen Hauses, einen geschworenen Feind des Kardinals, der vergebens, da das Zeugniß der Juweliere keineswegs zur Anklage genüge, ihr abzurathen suchte, die Sache zur Oeffentlichkeit zu bringen; die Königin, deren tiefer Haß gegen den Kardinal gewaltig aufflammte, fühlte sich gegen diesen, den sie für einen gemeinen Preller hielt, empört. Breteuil ließ die Hofjuweliere, denen er Schweigen auflegte, vor sich kommen und eine genaue Geschichtserzählung aufsetzen. Auch ein gewisser St. James, dem der Kardinal schon früher die Genehmigung der Königin vorgezeigt und mit dem er kurz vorher über die Anleihe einer größern Summe für den ersten Zahlungstermin im Namen der Königin unterhandelt hatte, wurde vernommen. Auf diese Aktenstücke gründete sich zunächst die Anklage; doch war man zu gleicher Zeit der Verbindung des Kardinals mit der de la Motte und Cagliostro auf die Spur gekommen. Der Kardinal ward zu Versailles am 15. August 1785, am Tage Mariä Himmelfahrt, als sich der Hof zur Kirchenfeier versammelte, vom Könige zur Rede gestellt und, da er den Kauf des Halsbandes im Namen der Königin nicht ableugnen konnte, in die Bastille gesetzt. Dasselbe Schicksal erfuhr an demselben Tage Cagliostro, der dem Kardinal versprochen hatte, ihm an diesem Abende Heinrich IV., Rousseau und Voltaire erscheinen zu lassen **). Die de la Motte wurde am 18. August in Bar-sur-Aube verhaftet und am 20. in die Bastille gebracht, wogegen man ihren Mann und dessen Kammerdiener Laisus mit unbegreiflicher Unbedachtsamkeit entschlüpfen ließ. Erst später wurden Rétaux de Villette und die d'Oliva ergriffen; letztere, die sich erst Ende September, sechs Wochen nach

---

*) Die Darstellung Georgel's bei von Schütz S. 56 und Jacob S. 430, wonach der Kardinal die la Motte vierundzwanzig Stunden in seinem Palaste behalten habe, muß auf Irrthum beruhen.

**) Eine ähnliche Todtenbeschwörung wird in den unächten Memoiren Cagliostro's (vom Marquis de Luchet) S. 52 ff. der deutschen Uebersetzung beschrieben.

der Verhaftung des Kardinals, von Paris nach Brüssel begeben hatte, ward dort erst am 16. oder 17. Oktober, noch später Rétaux de Villette aufgehoben, der in der Nacht vom 5. zum 6. August nach Lyon und von da am 20. nach Genf geflohen war. Die Sache wurde dem pariser Parlamente überwiesen, da der Kardinal sich nicht der Gnade des Königs unterwerfen wollte. Der Kardinal, dessen Vertheidigungsschrift den berühmten Target zum Verfasser hat und die d'Oliva bekannten den ganzen Verlauf der Sache offen und frei, wogegen die de la Motte zuerst alles, die Gartenszene, wie die Halsbandgeschichte, ableugnete. In Bezug auf erstere behauptete sie, der Baron le Planta habe den Kardinal getäuscht. Dieser Mensch, ein Schüler Cagliostro's, habe sie, die de la Motte, einmal nach der Weise seines Lehrers behandeln wollen, indem er ihr einzureden gesucht habe, sie sei krank, obgleich sie sich ganz wohl befunden habe; er habe behauptet, das Uebel liege im Knie, sie aber habe den Kardinal gebeten, ihr künftig keinen Menschen mehr zu schicken, der sie langweile. In jener nächtlichen Maskerade habe dieser le Planta offenbar die Königin erscheinen lassen oder er habe den Kardinal glauben machen, daß er irgend ein Phantom in einer Wasserflasche sehe, wie Cagliostro auch ihre Schwägerin, die junge de la Tour, die Königin in einer Wasserflasche habe sehn lassen. Später, da sie sich durch die Aussagen der d'Oliva und des de Villette gedrängt sah, gestand sie zwar die Gartenszene ein, wollte aber daraus einen bloßen Spaß (pour rire) machen. Das Halsband, behauptete sie, habe der Kardinal in seinem eigenen Namen und für seine Rechnung gekauft, es sei nicht in ihre Hände, sondern in die des Kardinals und Cagliostro's gekommen, welche es zerschlagen und verkauft, einen Theil der Diamanten ihr und ihrem Manne zum Verkauf gegeben, und wenn der Kardinal ihnen einige Diamanten geschenkt habe, so habe er ihnen nicht gesagt, woher er sie genommen. In ihrer letzten Konfrontation sah sie sich genöthigt, Cagliostro und seine Frau von jeder Betheiligung an der Halsbandgeschichte freizusprechen. Cagliostro wollte in seinen ersten Verhören und in seiner Vertheidigungsschrift *)

---

*) Vor seiner Vertheidigungsschrift findet sich das Portrait des Grafen Cagliostro mit der Unterschrift:

De l'ami des humains reconnoissez les traits,
Tous ses jours sont marqués par de nouveaux bienfaits;

das seltsame mystische Dunkel, in welches er sich bei seinen Anhängern gehüllt hatte, auch dem Parlamente gegenüber beibehalten, indem er dieses mit einer märchenhaften Erzählung seiner früheren Schicksale bedachte. Er behauptete weder seine Eltern, noch seinen Geburtsort zu kennen, sprach aber die Vermuthung aus, daß er in Malta geboren sei und von hohem Geschlechte stamme. Seine früheste Erinnerung führe ihn nach Medina zurück, wo er unter dem Namen Acharat beim Mufti Salahaim gewohnt und den Unterricht eines gewissen Altotas genossen habe, der ihn in der christlichen Religion erzogen und ihn versichert habe, daß er von adligen, dieser Religion angehörenden Eltern stamme; derselbe habe ihn auch in den meisten orientalischen Sprachen, der Botanik und medizinischen Chymie und der „Wissenschaft der ägyptischen Pyramiden" unterrichtet und ihn im zwölften Jahre nach Mekka und drei Jahre darauf nach Aegypten begleitet. Darauf habe er mit seinem Lehrer Afrika und Asien durchwandert, sei dann von Rhodos nach Malta gekommen, wo er im Hause des Großmeisters Pinto gewohnt habe. Altotas, der sich hier als katholischer Priester und Malteserritter zu erkennen gegeben habe, sei bald darauf gestorben, habe ihm aber nützliche Erinnerungen hinterlassen *). Von Malta sei er über Sizilien und Neapel nach Rom gekommen **) Aber die Vertheidiger der de la Motte setzten ihm gewaltig zu, indem sie die Unwahrheit aller dieser seltsamen Angaben nachwiesen und ihn als einen schamlosen Betrüger und Schwarzkünstler darstellten, wodurch er sich genöthigt sah, seinen ganzen mystischen Schein abzulegen und sich auf den Beweis zu beschränken,

---

Il prolonge la vie, il secourt l'indigence;
Le plaisir d'être utile est seul sa récompense.

*) Cagliostro hatte wirklich zu Messina die Bekanntschaft eines gewissen Altotas, der ein Grieche oder ein Spanier gewesen sein soll, gemacht, mit dem er Aegypten besuchte. Altotas starb zu Malta, wo er mit Cagliostro im Laboratorium des Großmeisters arbeitete.

**) Später fand die römische Inquisition unter den Papieren Cagliostro's eine kleine Schrift, in welcher er die Hauptzüge seines Lebens in ähnlicher Weise kurz entworfen hatte. Von derselben Art sind die offenbar unächten Confessions du comte de C..... avec l'histoire de ses voyages en Russie, Turquie, Italie et dans les Pyramides d'Egypte. Avec la représentation du Marbre incrusté d'Hieroglyphes, trouvé dans la plus grande des Pyramides. Au Caire. MDCC. LXXXVII.

daß er an der Halsbandgeschichte nicht den geringsten Antheil habe. Vor der römischen Inquisition erzählte Cagliostro, die Angeklagten hätten in der Bastille die Wachen bestochen und sich verständigt, wie sie sich in den Verhören verhalten wollten, was der französische Uebersetzer mit Recht für eine Lüge Cagliostro's zu halten geneigt ist; er habe, berichtete er weiter, vor den Richtern alles geleugnet und sich in seinen Lügen so standhaft gezeigt, daß die de la Motte bei der letzten Konfrontation über seine Unverschämtheit so erbittert geworden, daß sie ihm vor den Augen der Richter einen Leuchter an den Kopf geworfen habe *). Am 31. Mai 1786 wurden der Kardinal und die d'Oliva völlig freigesprochen, die de la Motte zu lebenslänglichem Gefängniß, Pranger, Staupbesen und Brandmarkung, Cagliostro und de Villette zur Verbannung verurtheilt. Die Freisprechung des Kardinals wurde vom Volke, das hierin eine Demüthigung seiner ihm verhaßten Königin erkannte, mit Jubel begrüßt; um so erbitterter war deshalb die Wuth, als am folgenden Tage der König ihn seiner Würde als Großalmosenier entsetzte und ihn nach seiner Abtei Chaise-dieu in Auvergne verwies, was man allein der Rachsucht der Königin Schuld gab. Als die de la Motte nach einiger Zeit aus ihrem Gefängnisse nach England entkam, beschuldigte man die Königin, diese Flucht begünstigt zu haben, weil sie wirklich jene zum Ankaufe des Halsbandes veranlaßt habe. Schon oben erwähnten wir der unter ihrem Namen erschienenen Mémoires justificatifs von Latour, die ein Gewebe der niederträchtigsten Verläumdungen sind und alle Beschuldigungen umfassen, welche man je gegen die Königin erhoben, weshalb auch der jakobinische Nationalkonvent sie 1792 neu auflegen ließ **). Leider fand die schamloseste Betrügerin der neuern

---

*) Wenn es daselbst heißt, Cagliostro habe sehr gut gesehen, wie scharf und unverwandt die Augen der verführerischen de la Motte auf das Halsband gerichtet gewesen, so ist dies irrig; erst kurze Zeit vor der Halsbandgeschichte kam Cagliostro in Paris an. Dagegen mag er, wie daselbst behauptet wird, wohl gewußt haben, daß die Betrügerin Briefe verfälschte, eine Kunst, die er selbst seit langer Zeit trieb.

**) Ein Auszug aus denselben findet sich bei von Schütz S. 65—71. Vergl. auch Jacob S. 444 f. Der Erzählung, daß der französische Hof die Unterdrückung der Schrift gewünscht, steht die andere (bei Schlözer 14, 15 f.) entgegen, Latour habe der Königin die Handschrift für eine jährliche Pension von 6000 Livres angeboten, worauf diese, nachdem sie das Machwerk gelesen,

Zeit auch in Deutschland einen Vertheidiger. Als nämlich Schlözer in seinen „Staatsanzeigen" die Ergebnisse der verschiedenen in der Halsbandgeschichte erschienenen Vertheidigungsschriften zusammengestellt und die Lügenhaftigkeit der Mémoires justificatifs, so wie die Schändlichkeit der Betrügerin, mit der er in seiner derben Weise verfuhr, in's Licht gesetzt hatte, erschien gegen ihn zu Altona eine Schrift: „Wiederhall aus der deutschen Lesewelt auf des Herrn Hofrath Schlözer's Ausruf von Büchern nach einem Höllenplan", deren Verfasser, der dem Hofrathe mit Prügeln vor dem Thore droht, behauptet, die Familie Rohan habe das Parlament bestochen; die Vertheidigungsschriften des Kardinals, der „alle erdenklichen Laster und Missethaten theils begangen habe, theils habe begehn wollen", seien durch die Mémoires justificatifs zu nichte gemacht. Gegen diese Verunglimpfung trat der Graf von Schmettau auf *), der für den Kardinal, dessen Großmuth und Rechtschaffenheit ihn oft zu Thränen gerührt habe, das ehrenvollste und um so unverdächtigere Zeugniß ablegte, als er seine Fehler nicht verschwieg.

Cagliostro hatte sich in seiner Vertheidigungsschrift besonders auf seinen Aufenthalt in Mitau und das Zeugniß seiner dortigen vornehmen Schüler berufen; aber Frau von der Recke, die mittlerweile allen Glauben an ihn verloren hatte, verfehlte nicht sofort in der Berliner Monatschrift (1786, Mai S. 395) vor dem schlauen Betrüger und dem gefährlichen Hange zur Geisterseherei zu warnen, worauf sie im folgenden Jahre in einer eigenen, schon oben angeführten Schrift ihr ganzes Verhältniß zu Cagliostro und die Art, wie sie von diesem betrogen worden, offen darlegte. Die Betrügereien, die Cagliostro in Warschau getrieben, wurden in der gleichfalls schon genannten Schrift noch vor dem Buche der Frau von der Recke aufgedeckt **). In dasselbe Jahr 1786, noch vor den Urtheilspruch des Parlaments, fällt die Schrift:

---

nicht eingegangen sei, um nicht Verdacht zu erregen, daß sie solche Beschuldigungen zu fürchten habe.

*) In Schlözer's „Staatsanzeigen" B. 14, 506 ff. Vgl. auch Schlözer's Leben II, 162.

**) Aller Begründung entbehren die schon oben erwähnten, gegen Cagliostro gerichteten schlüpfrigen Mémoires authentiques pour servir à l'histoire du Comte Cagliostro (vom Marquis de Luchet), von denen eine deutsche Uebersetzung 1786 erschien.

Lettre du Comte de Mirabeau à *** sur MM. le Comte Cagliostro et Lavater (deutsch Berlin und Libau 1786), in welcher Mirabeau, der einiges Unbekannte über Cagliostro mittheilt, sich aber besonders auf das Urtheil von Meiners im zweiten Bande seiner „Briefe über die Schweiz" beruft, darauf hindeutet, daß es sehr möglich sei, daß Cagliostro, obgleich er ein Betrüger sei, an der Halsbandgeschichte keine Schuld habe. Ein anderer Angriff auf Cagliostro erfolgte in Weckherlin's „grauem Ungeheuer" 1787 Nro. 20, wogegen Goethe's Schwager, der edle und ernste Joh. Georg Schlosser im deutschen Museum (1787, April, S. 387) ihn insofern in Schutz nahm, als er die Behauptung, Frau S — — — (Sarassin?) von Basel sei durch Cagliostro's Kur zu Grunde gerichtet worden, dahin berichtigte, daß diese ihm ihre vollkommene Heilung verdanke. Man solle, meint er, etwas bedächtiger zu Werke gehn und nicht, wie es zu geschehn pflege, die Männer, die uns neue Wirkungen, neue Aussichten zeigen, sogleich mit stolzer, hämischer Miene niederschlagen, was er keineswegs sage, um den Apologisten oder den Herold Cagliostro's zu machen *).

Von Paris, wo seine Anhänger seine Befreiung durch Beleuchtung ihrer Häuser und lauten Jubel feierten, wandte sich Cagliostro, der die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden, das Königreich binnen drei Wochen räumen mußte, nach dem eine Meile von Paris entfernten Dorfe Passy, wohin ihm viele seiner Anhanger folgten, und von dort nach London, wo er mit dem bekannten Lord Gordon in Verbindung trat und sich durch ein neues System im Sinne der Swedenborgianer besonders in der sogenannten theosophical Society viele Anhänger verschaffte; aber er fand hier an Morand, dem Redakteur des Courier de l'Europe, bald einen gefährlichen Gegner, der alle seine Tollheiten und Betrügereien mit so schonungsloser Bitterkeit verfolgte, daß er ihm endlich weichen mußte. Er ging nun in die Schweiz nach Basel, wo er bei dem Banquier Sarassin freundliche Aufnahme fand und eine Mutterloge gründete. Nur kurze Zeit hielt er sich in Biel auf, wo er sich bald mit seinem Freunde,

*) Es ist ein Irrthum, wenn Baur in der „Encyclopädie von Ersch und Gruber" sagt, Schlosser rede von Cagliostro als von einem großen Manne, der nur von den Alltagsmenschen unseres kraftlosen Jahrhunderts verkannt und verlästert werde.

dem Maler Lauterburg, überwarf *). Aus Turin wurde er von der sardinischen Regierung, aus Rovoredo **) vom Kaiser Joseph, aus Trient vom dortigen Fürstbischof ausgewiesen. Auf den Wunsch seiner Frau ging er nach Rom, wo er Ende Mai 1789 ankam und am 27. Dezember als Freimaurer verhaftet und in die Engelsburg gebracht wurde.

Die erste Nachricht, welche Goethe von der Halsbandgeschichte erhielt, hatte ihn so fürchterlich ergriffen, daß er den Freunden, bei denen er sich eben auf dem Lande befand, wie wahnsinnig vorkam. Die unglückliche, reizende Königin von Frankreich, die er vor fünfzehn Jahren zu Straßburg als Braut auf ihrer Reise nach Paris mit lebendigstem Antheil gesehen hatte, war durch ihren politischen Einfluß, die Abneigung, welche man gegen sie als Oestreicherin hegte, und manche Unvorsichtigkeiten unschuldiger Art ein Gegenstand des Hasses und der Mißachtung geworden. Das Volk empfing sie kalt und ohne Theilnahme, es beklatschte im Theater die Stellen, welche man auf die der Königin beigelegten Fehler deuten konnte; Figaro's Hochzeit von Beaumarchais mit ihren bitteren Beziehungen auf den Hof und die Königin wurde mit rauschendstem Beifalle aufgeführt. Unter solchen Umständen mußte die Halsbandgeschichte, wie sehr sich auch die Unschuld der Königin dabei herausstellte, ihrem Ansehen den stärksten Stoß versetzen, da die erbitterten Gegner nur zu geneigt waren, diese Geschichte, in welcher ihr Name neben den gemeinsten Verbrechern genannt wurde, zu ihrer Herabsetzung zu mißbrauchen und ihr jede Schmähung zuzufügen. „Durch dieses frevelhafte Beginnen", sagt Goethe ***), „sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im voraus vernichtet." In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen ihm die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung er lange Zeit nicht los werden konnte. Er verfolgte mit größtem Eifer den Prozeß, dessen Ausgang mit dem Jubel über die Befreiung des Kardinals und dem unverholen ausgesprochenen Hasse gegen die Königin seine Befürchtung erhöhen mußte, und er verfehlte nicht, als er auf seiner italiänischen Reise am 2. April 1787 nach Palermo kam, über die Familie des

*) Vgl. die berliner Monatschrift 1787, November S. 449 ff.

**) Vgl. „Journal von und für Teutschland" 1788, Dezember S. 516 ff. Seine Betrügereien daselbst enthüllt die kleine Schrift: Liber memorialis de Caleostro, dum esset Rovoreti.

***) B. 25, 212. Vgl. 27, 9 f. Gespräche mit Eckermann II, 272 ff.

seltsamen Abenteurers genauere Erkundigung einzuziehen. Von den Palermitanern waren nämlich viele der Ueberzeugung, daß der sogenannte Graf Cagliostro kein anderer, als ihr Landsmann Giuseppe Balsamo sei, der wegen mancher schlechten Streiche übel berüchtigt und aus Palermo geflohen war. Ein Rechtsgelehrter hatte, wie Goethe gelegentlich vernahm, aus Auftrag des französischen Ministeriums den Stammbaum dieses Giuseppe Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes, die Identität mit Cagliostro beweisendes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich geschickt, von dem man glaubte, daß es daselbst veröffentlicht werden sollte. Goethe machte die Bekanntschaft dieses Mannes, der ihm nicht bloß den Stammbaum, über welchen er ihm die nöthigen Erläuterungen gab, auf mehrere Tage anvertraute, sondern es auch vermittelte, daß er zu der noch lebenden Mutter und zur Schwester des Abenteurers Zutritt erhielt. Am 16. April sah Goethe die Familie Balsamo's, bei welcher er sich für einen Engländer Namens Milton ausgab; er brachte ihr einen Gruß von Giuseppe, der in Frankreich losgesprochen und in England wohl aufgenommen sei. Am folgenden Tage kehrte er zurück, um einen Brief in Empfang zu nehmen, in welchem die alte, mit der Schlafsucht behaftete Mutter dem Sohne ihre arge Noth klagte und seine Unterstützung in Anspruch nahm. Als Goethe aus Italien nach Weimar zurückgekehrt war, theilte er diesen Brief und die ganze Geschichte seiner Bekanntschaft mit dieser Familie „verehrungswürdigen Personen" (vermuthlich dem Herzoge und der Herzogin von Weimar und anderen fürstlichen oder hochgestellten Personen) mit, durch deren Theilnahme er in den Stand gesetzt wurde, gegen Ende 1788 der unglücklichen Familie eine für diese nicht unbedeutende Summe zu übermachen, für welche sie in einem an den Sohn gerichteten Briefe vom 25. Dezember desselben Jahres ihren freudigen Dank aussprach. Seine in Palermo eingezogenen Nachrichten theilte Goethe darauf in dem Aufsatze mit: „Des Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, Stammbaum. Mit einigen Nachrichten von seiner in Palermo noch lebenden Familie", die er unter Beigabe der Stammtafel im ersten Bande seiner „neuen Schriften" hinter dem Großcophta 1792 abdrucken ließ. Am 1. Juni 1791 hatte er an Jacobi geschrieben: „Cagliostro's Stammbaum und Nachrichten von seiner Familie, die ich in Palermo kennen gelernt, werde ich wohl auch jetzt herausgeben, damit über diesen Nichtswürdigen gar kein Zweifel

übrig bleibe. Ich weiß nicht, ob du schon den Auszug von seinem Prozesse gelesen hast, den man in Rom hat drucken lassen. Er enthält fast nichts, was man nicht schon wüßte; aber wie viele Menschen wollten es nicht wissen! Es ist erbärmlich anzusehn, wie die Menschen nach Wundern schnappen, um nur in ihrem Unsinn und Albernheit beharren zu dürfen und um sich gegen die Obermacht des Menschenverstandes und der Vernunft wehren zu können. Am Schlusse jenes Aufsatzes bemerkte Goethe, er habe noch eine kleine Summe für die Familie in Händen, welche er ihr überschicken und zugleich das wahre Verhältniß anzeigen wolle, da unterdessen die Verurtheilung Cagliostro's zu lebenslänglichem Gefängniß (7. April 1791) ausgesprochen worden sei. „Sollten einige meiner reichen und edeln Landsleute mir das Vergnügen machen und jene kleine Summe, die noch bei mir liegt, durch Beiträge vermehren wollen, so bitte ich mir solche vor Michael zuzuschicken und an dem Dank und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen, aus welcher eines der sonderbarsten Ungeheuer entsprungen ist, welche in unserm Jahrhundert erschienen sind." Sein Versprechen, den weitern Verlauf dieser Geschichte und die Nachricht von dem Zustande, worin seine nächste Sendung die Familie antreffen werde, öffentlich bekannt zu machen und vielleicht alsdann einige Anmerkungen hinzuzufügen, scheint der Dichter später vergessen zu haben. Die Nachrichten, welche Goethe in diesem Aufsatze über Cagliostro's Abstammung mittheilt, stimmen mit der unterdessen erschienenen römischen Staatsschrift überein *). Schon vorher hatte Prof. Eggers im „deutschen gemeinnützigen Magazin" (1788, IV., 36) mitgetheilt, daß Cagliostro der Sohn von Pietro Balsamo und Felicia Bracconieri sei **). Dieselben Nachrichten finden wir auch in den Memoiren Casanova's ***), der mit Cagliostro und seiner schönen Gefährtin,

*) Goethe erzählt, Cagliostro sei von Rom mit seiner Gattin unter dem Namen Marchese di Pellegrini nach Palermo zurückgekehrt, wo er verhaftet und auf merkwürdige Weise befreit worden sei; dagegen läßt die römische Staatsschrift ihn nach seiner ersten Flucht von Palermo nicht mehr dorthin zurückkehren, sondern von Rom gleich nach Bergamo gehn.

**) Die römische Staatsschrift hat die Form Braconieri, wogegen bei Goethe durchweg Bracconeri steht.

***) Mémoires X, 225. Vgl. das Taschenbuch „Urania" auf das Jahr 1822 und Barthold a. a. O. II, 295 f.

die eben als Pilger von St. Jago di Compostella zurückkehrten, in Aix zusammentraf. Seine Nachrichten verdienen als die frühesten alle Beachtung. Goethe hat später seinen Aufsatz über Cagliostro mit Weglassung der Stammtafel und mit einigen geringen Veränderungen in die italiänische Reise aufgenommen; aber leider hat er nicht nur den Brief fälschlich vom 13. und 14. statt vom 16. und 17. April datirt *), sondern auch manches stehn lassen, was er erst im Jahre 1791, nicht vier Jahre vorher schreiben konnte, da er der Verurtheilung und der römischen Staatsschrift Erwähnung thut **). Bei einer neuen Ausgabe würde es zweckmäßig sein, den betreffenden Brief ganz wegzulassen und den frühern Aufsatz in unveränderter Gestalt oder mit Aufnahme der geringen Veränderungen, insofern sie nicht durch spätere Druckfehler ***) entstanden sind, zwischen den Briefen vom 17. und 18. April oder am Ende der sizilianischen Reise abdrucken zu lassen.

Aus Italien hatte Goethe eine besondere Neigung zur Opernform mitgebracht, in die er sich während seines Aufenthaltes in diesem musikalischen Lande ganz eingedacht und eingeübt hatte und die durch Reichardt's Anwesenheit, der im Jahre 1789 bei Goethe verweilte und dessen Claudine komponirte †), sehr bedeutend genährt wurde. Während Reichardt's Besuch zu Weimar faßte Goethe den Plan, dem ungeheuren Ereignisse der Halsbandgeschichte in der Form einer komischen Oper eine heitere Seite abzugewinnen ††); aber die

---

*) Daß Goethe am 16. April zuerst die Familie besuchte, ergiebt sich aus dem Briefe der Felicia Balsamo vom 18. (sollte heißen 17.) April.

**) Daß dieser Brief aus einem selbstständigen Aufsatze Goethe's gebildet sei, entging dem Verfasser des Aufsatzes in Bülau's „Jahrbüchern" (S. 39).

***) Ein Druckfehler ist es, wenn B. 23, 321 vor auffiel das ungehörige auch eingeschoben ist und statt die Reise S. 326 diese Reise steht. Auch sind S. 327 wohl nur durch ein Versehen nach jene Nation die Worte über ihre Aeußerungen ausgefallen. Die Hauptstraße Palermo's heißt im ersten Abdrucke il Cassero, später il Casaro; das Richtige ist il Cassaro.

†) Vgl. Schiller's Brief an Körner vom 6. Mai 1789.

††) Schon die Kaiserin Katharina hatte drei Lustspiele, welche in russischer Sprache geschrieben zu Petersburg mit großem Beifall gegeben wurden, auf Cagliostro gedichtet. In „dem Betrüger" war Cagliostro unter dem Namen Kalifalkscherston nach dem Leben geschildert; „der Verblendete" sollte den leichtgläubigen Betrogenen gute Lehren geben, und „der sibirische Schamane" den Aberglauben verspotten. Die beiden ersteren erschienen 1787 zu Riga, das dritte 1788 zu Berlin in deutscher Uebersetzung.

Oper gerieth bald in's Stocken, da kein froher Geist über dem Ganzen wehte, und von der mit Reichardt verabredeten Komposition wurden nur zwei vom Grafen gesungene Baßarien bekannt, die unter dem Namen „cophtischer Lieder" in die Gedichte übergingen (zuerst in Schiller's Musenalmanach auf 1796). „Andere Musikstücke, die außer dem Kontert keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle, von der man sich die meiste Wirkung versprach, kam auch nicht zu Stande. Das Geistersehen in der Krystallkugel vor dem schlafend weissagenden Cophta sollte als blendendes Finale vor allem glänzen" (B. 25, 213). Als Goethe 1791 die Leitung der neu zu bildenden Hofbühne, die am 17. Mai eröffnet wurde, übernahm, trat auch der Stoff des „Großcophta" wieder bedeutsam vor seine Seele und er entschloß sich, denselben mit Rücksicht auf die Hauptpersonen der neuen Schauspielergesellschaft prosaisch zu bearbeiten *). Das Stück ward wahrscheinlich noch 1791 vollendet **); es erschien zu Ostern 1792 und ward in demselben Jahre nach langer Vorbereitung zu Weimar aufgeführt und vortrefflich gespielt, aber es machte einen widerwärtigen Eindruck. „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden, und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Theil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte" (B. 25, 213 f.). Auch bei seinen Freunden hatte der Dichter sich keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen. Jacobi, dem Goethe schon am 2. April 1792 ein Exemplar des „Großcophta", den

---

*) Es ist danach irrig, wenn man allgemein, wie in der chronologischen „Uebersicht" in Goethe's Werken (zuletzt auch Rosenkranz S. 291), den „Großcophta" in's Jahr 1789 setzt. Dasselbe gilt von dem Aufsatze über Cagliostro's Stammbaum. Viehoff hat, wie ich jetzt sehe, das Richtige (Goethe's Leben III, 223).

**) Am 6. August 1791 schreibt Goethe an Friedrich von Stein, der dritte Act seines Lustspiels, worunter ohne Zweifel der „Großcophta" gemeint ist, sei auch geschrieben. Schon am 6. März meldete Herder an Knebel, Goethe arbeite an einem Lustspiel. Im Briefe an Jacobi vom 1. Juni 1791 thut Goethe, obgleich er des Stammbaums Cagliostro's gedenkt, des Lustspiels, das wohl in den Juli und August fällt, keine Erwähnung.

er wohl schon gesehen habe, versprach, und dessen Freunde fanden sich durch das Stück verletzt, so daß Goethe es nicht wagte, bei seiner Anwesenheit im Herbste 1792 die Rede darauf zu bringen. „Goethe schickte mir seinen Großcophta", schreibt Forster an Jacobi (Forster's Briefwechsel II, 142), „dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser platte hochadlige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin. — Ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat halten, hat sehn wollen, wie weit die dumme Anbetung gehn könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht." Und später (S. 168): „Die altgriechische, aristophanische Deutlichkeit (alias Plattheit) ist wohl zuverlässig das Modell, welches dem Verfasser des Großcophta vorgeschwebt hat, und diese Erklärung ist mir lieber als wenn ich glauben müßte, er habe sein Publikum verspottet." Dagegen war Schiller sehr für das Stück und veranlaßte den Dichter zu einer wiederholten Darstellung desselben auf der Bühne, wo es sich denn für höhere Menschen brillant machte *). Im allgemeinen ging der Großkophta wirkungslos vorüber, nur daß ein gewisser Rüdiger, der das Stück in Leipzig hatte aufführen sehn, es besonders geeignet fand, sowohl wegen der „schönen, kräftigen Neuerungen für die deutsche Sprache", als wegen der „Fehler wider ihre Natur" seine Sprachbemerkungen daran anzuknüpfen **). Goethe tröstete sich über die Mißurtheile in Betreff des Stückes mit dem Xenion: Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, Und was ich gemalt habe, hab' ich gemalt***).

---

*) Gespräche mit Eckermann II, 272. Daselbst bemerkt Goethe: „Für das Publikum im allgemeinen ist es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehensives, wobei es den Leuten nicht heimlich ist." Er nennt es ein gutes Süjet, weil es nicht bloß von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung sei, da es gewissermaßen das Fundament der französischen Revolution sei.

**) Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in eigenen Aufsätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten von J. C. G. Rüdiger. Fünftes Stück (S. 132 ff.).

***) Riemer I, 67.

Sehen wir nun, wie Goethe den gegebenen Stoff dichterisch verwandt und umgeschaffen hat. Cagliostro wird in der Person des Grafen dargestellt, der gelegentlich als Conte di Rostro bezeichnet wird. Der Graf hat im Hause des Domherrn eine ägyptische Loge gestiftet, in welche er viele angesehene und vornehme Personen beiderlei Geschlechts aufgenommen. Drei Grade werden, wie in der Freimaurerei, unterschieden, die des Schülers, des Gehülfen, des Meisters. Der Wahlspruch des ersten Grades, den man die Lehre nennt, lautet: „Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie"; der Schüler soll „das eigene Beste in dem Besten anderer suchen". Der zweite Grad, der die Prüfung heißt, hat gerade den umgekehrten Wahlspruch: „Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht"; sein höchstes Gesetz ist der eigene Vortheil, sein Ziel weise und klug zu sein; weise aber ist der, welcher nichts anders weiß, noch will, als was begegnet, klug, wer in Allem, was ihm begegnet, seinen Vortheil findet *). Die Haupttugenden der Weiber sind Geduld und Gehorsam, deren Sinnbild der Mond ist, wogegen die Männer den Polarstern, der die Liebe des Nächsten vorstelle, im Auge behalten sollen; der andere Pol ist die Liebe zur Weisheit, und die Achse, welche beide Pole verbindet, geht durch unser Herz. Mit solchen sinnbildlichen Redensarten hielt auch Cagliostro seine Anhänger hin. In seiner ägyptischen Maurerei hatte Cagliostro die drei Grade der gewöhnlichen Maurerei beibehalten, ihre Lehren und Arbeiten, ihre Zahl und Kennzeichen näher bestimmt, doch hat uns die römische Inquisition eine genauere Angabe dieser Bestimmungen vorenthalten. Der Graf verspricht dem Domherrn „die Lehren der größten Sterblichen, die Hülfe der Geister, die Eröffnung aller Geheimnisse der Natur, eine immer gleiche Gesundheit, eine unverwüstliche Stärke, eine nie verschwindende Schönheit. Cagliostro verhieß seinen Anhängern, er werde sie vermittelst einer physischen und sittlichen Wiedergeburt zur Vollkommenheit bringen, ihnen die erste Materie oder den Stein der Weisen entdecken, die Acacia, welche im Menschen die Kräfte der stärksten Jugend befestige und ihn unsterblich mache, ihnen ein Fünfeck verschaffen, welches den Menschen in den

*) Dieselbe Lehre der Klugheit wird in den beiden aus der Oper erhaltenen cophtischen Liedern ausgesprochen.

verlorenen Stand der Unschuld zurückversetze *). Der Graf giebt nur selbstgemachtes, sogenanntes philosophisches Gold aus, wie auch St. Germain und Cagliostro von sich rühmten **); er steht mit den Geistern in Verbindung, die ihm alles verkünden; er behauptet einen Ring zu besitzen, der ihm jedesmal sage, ob die Menschen lügen oder ob sie irren in demjenigen, was sie vorgeben ***); die Kraft, die Wahrheit zu verkünden oder anzuzeigen, ob jemand wahr spreche, schreibt er an der betreffenden Stelle, im Anfange des fünften Aktes, mit guter Absicht dem Ringe nicht zu. An einer Stelle nennt er vier der ihn begleitenden Geister, von denen Assaraton und Pantassaraton die Thüre bewachen, Uriel und Ithruriel (Ithuriel) zu seiner Seite treten sollen; anderswo behauptet er, Uriel habe ihm auf die Nichte hingedeutet. Cagliostro behauptete in Mitau, er habe der Frau von der Recke den Hanachiel als Schutzgeist zugesellt; als die sieben reinen Geister nannte er Uriel, Ithuriel, Raphael, Gabriel, Michael, Hanachiel, Gamaliel ****), später Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zobiachel, Anachiel †). Sein gewöhnlicher Ausruf aber war Helion, Melion, Tetragrammaton ††). Der Graf spiegelt seinen

---

*) Römische Staatsschrift S. 87 der weimarer Uebersetzung. Zu Mitau bezeichnete Cagliostro die Arznei, welche alle Kräfte der Natur im Gleichgewicht halte und das Leben des Menschen auf Jahrhunderte hin verlängere, mit dem Namen barba Jovis. Die erste Materie, welche alle Metalle zur Reife des Goldes bringe, war ein rothes Pulver. Vgl. von der Recke S. 56. 91. 93.

**) Barthold a. a. O. II, 89. von der Recke S. 20.

***) Es schwebt hierbei der bekannte Aberglaube vor, daß Zauberer Geister in Ringe bannen können, welche die Wahrheit verkünden und weissagen. Vgl. meine Schrift: „Die Sage von Doktor Johannes Faust" S. 67 f.

****) Vgl. von der Recke S. 62. 141. Cagliostro theilte derselben mit (S. 157), daß die auf iel sich endigenden Geister der weißen, die auf fer der schwarzen Magie angehören.

†) Vgl. die römische Staatsschrift S. 93.

††) Ebendaselbst S. 92., von der Recke S. 66. 106. ff. Die Namen Uriel, Michael, Raphael, Tetragrammaton und Elion finden sich auch sonst in Beschwörungen. Vgl. die Sammlungen in Scheible's Kloster II, 807 ff. V, 1059 ff. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Namen Assaraton und Pantassaraton sonst gelesen zu haben. Den Ithruriel nennt Goethe auch in den Briefen an Frau von Stein II, 354, mit Anspielung auf Voltaire's Vision de Babouc. Vgl. Oeuvres de Voltaire XIV, 139. XV, 413.

Anhängern vor, der Umgang mit Geistern sei keine leichte Sache, so daß er ihm oft die Arbeit sauer mache. „Man zwingt sie nicht mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß sie mir widerstehen, daß sie mir zu schaffen machen, daß sie mich überwältigen möchten, daß sie auf jeden meiner Fehler acht haben, mich zu überlisten. Schon zweimal in meinem Leben habe ich gefürchtet, zu unterliegen." Ganz der tollen Phantasterei Cagliostro's entspricht es, wenn der Graf hier behauptet, er trage ein Terzerol bei sich, um sich das Leben zu nehmen, wenn er fürchten müsse, den Geistern unterthänig zu werden. Aehnlich, wie der Graf, behauptete Cagliostro, daß er bei seinen Operationen oft von bösen Geistern geplagt werde, mit denen er zu kämpfen habe *). Cagliostro ertheilte die Gewalt über die reinen Geister unschuldigen Knaben und Mädchen, welche er Mündel und Tauben nannte. Diesen ließ er die Geister in einer Flasche mit reinem Wasser oder hinter einer kleinen spanischen Wand, welche die Gestalt eines Tempels hatte, oder hinter einem Vorhange sehn und die Hand derselben küssen, was alles natürlich auf Verabredung beruhte. Durch die Geister schauten seine Mündel und Tauben auch das Zukünftige und alles, was zu derselben Zeit in weiterer oder näherer Entfernung geschah **). Dem kleinen Vetter der Frau von der Recke, welchen Cagliostro durch Drohungen und Versprechungen für sich gewonnen hatte, goß er vor der Operation unter dem Beten eines Psalms etwas Oel auf den Kopf und in die linke Hand, und zog über beide verschiedene Charaktere, worauf er dem Knaben gebot, unverwandt in seine linke Hand zu schauen. Aehnlich machte er es zu Warschau ***). In Paris soll Cagliostro, wie wir oben sahen, der jungen de la Tour die Königin in einer Wasserflasche gezeigt haben. In seinem Mémoire justificatif erklärte er alle diese Operationen für einen bloßen gesellschaftlichen Scherz. Im „Großcophta" wählt der Graf die Nichte als ein unschuldiges Mädchen zu seiner Operation, da Uriel ihn auf

*) Vgl. von der Recke S. 72. ff.

**) In der römischen Staatsschrift wird hierüber ausführlich gehandelt, auch werden dort zwei unter Cagliostro's Papieren gefundene Beschreibungen von solchen Operationen mit Mündeln mitgetheilt. Vgl. S. 93. ff. 108. ff. 127 ff. II, 16. ff.

***) Vgl. von der Recke S. 30 ff. 45 ff. 66 ff. Cagliostro in Warschau S. 2. ff.

diese als die „schönste und reinste Taube" hingewiesen habe. Die Marquise hat sich hierzu mit dem Grafen verbunden; beide haben sie unterrichtet, da die Marquise die vollste Gewalt über sie erlangt hat, wie sie in der erleuchteten Krystallkugel die Prinzessin zu sehn vorgeben soll, der zwei Geister, einer um den andern in's Ohr flüstern und in dem Spiegel den Domherrn erscheinen lassen *). Der Graf hat versprochen, seinen Anhängern den Großcophta erscheinen zu lassen, worauf sie sich durch Fasten, Eingezogenheit, Enthaltsamkeit, strenge Sammlung und stille Betrachtung vorbereiten sollen; er selbst giebt vor, dieses bedeutenden Ereignisses wegen vierzigtägige Fasten in der Einsamkeit halten zu müssen **). Cagliostro eröffnete in Mitau der Frau von der Recke, daß der große Kophta als einer der mächtigsten Geister ihm vom guten Prinzipium zum Schutzgeist gegeben sei, auf dessen Geheiß er handle; ein andermal behauptete er, er habe dem großen Kophta einige Zeit unter dem Namen Friedrich Gualdo gedient ***). In Warschau wollte er den ägyptischen Groß-Kophta, der einige tausend Jahre alt sei, dem Mündel hinter dem Vorhang erscheinen lassen, dem er sich selbst in einem weißen Gewande, mit weißem Haare und einem Turban zeigte; aber der Mündel, den der Großcophta mit einer tiefen und rauhen Stimme fragte, was er sehe, antwortete mit unschuldiger Naivetät, er sehe wohl, daß es Cagliostro selbst sei, der sich verkleidet und eine weiße Maske mit einem Barte vor sein Gesicht gethan habe, worauf Cagliostro sofort die Lichter löschte und seinen Kophtaanzug abwarf ****). Diese Geschichte ist es ohne Zweifel, welche Goethe zu seiner Erscheinung des Großcophta veranlaßte, die er seinem Zwecke gemäß auf glänzende Weise ausschmückte. In der römischen Staatsschrift heißt es (S.

---

*) Ueber das Schauen im Krystall, die sogenannte Krystallomantie, vgl. meine Schrift über die Faustsage S. 118 f.

**) Sowohl bei der physischen, wie bei der sittlichen Wiedergeburt war eine vierzigtägige Einsamkeit vorgeschrieben. Vgl. die römische Staatsschrift S. 97 ff.

***) Von der Recke S. 38. 40. 112. Ueber den Venetianer Graf Federigo Gualdo, der um das Jahr 1688 vierhundert Jahre alt gewesen sein soll, vgl. Möhsen Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg S. 22. Casanova mémoires VIII, 171. Barthold II, 39. 205 f.

****) Cagliostro in Warschau S. 18 Ironisch wird dort Cagliostro selbst als Groß-Kophta bezeichnet. (S. 20 f.) Goethe schreibt immer Groß-Cophta mit C., wie in der römischen Staatsschrift der Name Cophta steht.

89): „Mit dem Namen des großen Cophta belegt er den Stifter oder Wiederhersteller der ägyptischen Freimaurerei. Cagliostro trug kein Bedenken, unter dieser Benennung sich selbst zu verstehn, und so verstanden es auch alle seine Anhänger. In seinem System wird der große Cophta dem ewigen Gott als gleich an die Seite gesetzt, man würdigt ihn einer feierlichen Anbetung und schreibt ihm die Gewalt zu, den Engeln zu befehlen; man ruft ihn bei jeder Gelegenheit an." Die Stiftungspatente seiner Logen begannen mit den Worten: „Wir der große Cophta, Stifter und Großmeister der hohen ägyptischen Freimaurerei in allen orientalischen und occidentalischen Gegenden der Erde"; seine Operationen vollzieht er durch die Gewalt, die er vom großen Cophta erhalten *). Sein System soll auf der Handschrift eines gewissen Georg Coston beruhen, die er zu London gekauft **), wonach es uns um so wahrscheinlicher ist, daß Cagliostro den Namen Cophta, Großcophta aus dem jenes Coston nicht ohne Beziehung auf die ägyptischen Kopten, worauf Goethe (B. 10, 15) hinzudeuten scheint, gebildet, als er auch bei allen sonstigen Namen, die er sich beilegte, von vorhandenen, mit ihm in irgend einer Beziehung stehenden Namen ausging, ein Umstand, den man bisher nicht gehörig beachtet zu haben scheint. Wie er sich von seinem Familiennamen Marchese di Balsamo nannte, so nahm er den Namen Conte di Cagliostro von seinem Großonkel Giuseppe Cagliostro, und der Name seines Urgroßvaters Martello veranlaßte ihn zu Rom zu der Erdichtung, er stamme von Karl Martell ab ***). Ferner nannte er sich Marchese d'Anna von einer im Stammbaume bezeichneten Verwandten, welche diesen Vornamen führte, Marchese di Pellegrini von Trinità de Pellegrini, in deren Nähe sein Schwiegervater zu Rom wohnte, wogegen der Name Conte di Fenice auf seine Unsterblichkeit hinweisen sollte ****). Goethe's Graf sagt vom Großcophta, diesem großen, herrlichen, ja unsterblichen Greise, er wandle in ewiger Jugend schon Jahrhunderte auf diesem Erdboden; Indien und Aegypten, die alten Wunderländer, seien sein liebster Aufenthalt. „Nackt betritt er die Wüsten Libyens; sorglos erforscht

*) Vgl. die römische Staatsschrift S. 123. II, 17 ff.

**) Das. S. 85.

***) Das. S. 59.

****) Das. S. 40. 12.

er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arm stutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor seinem Schelten *), daß die Hand des Weisen heilsame Wurzeln aufsuche, Steine zu unterscheiden wisse, die wegen ihrer geheimen Kräfte schätzbarer sind, als Gold und Diamanten." Er wagt, es sich selbst als Großcophta zu zeigen, als den Mann, der „so alt, als die ägyptischen Priester, so erhaben als die indischen Weisen, sich im Umgange der größten Männer gebildet hat **), der über allen Rang erhaben keiner Güter bedarf, der in einer geheimen durch die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich sind, sich selten persönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren". Cagliostro gab an, sein Alter gehe auf Noah zurück; bei der Hochzeit zu Kana wollte er zugegen gewesen sein ***). Einst soll er seinen Kammerdiener über einen auf jene Hochzeit bezüglichen Umstand befragt haben, worauf dieser zum Erstaunen der Gesellschaft erwiederte: „Sie wissen, gnädiger Herr, daß ich erst seit fünfhundert Jahren die Ehre habe in ihren Diensten zu stehn ****)." In Mitau behauptete er, er stamme aus der Verbindung zwischen den Kindern des Himmels und der Erde †). Wie Swedenborg, behauptet Goethe's Graf, seine Seele könne sich von seinem Körper trennen und sich an weit entfernte Orte versetzen. So verfällt er plötzlich in Gegenwart des Marquis, der Marquise und der Nichte in Starrsucht, während welcher, wie er behauptet, sein Geist einem Freunde in Amerika, welcher die ihm anvertraute Formel ausgesprochen, zu Hülfe geeilt sei. Das Sonderbarste dabei sei, daß eine solche Abwesenheit sich immer damit endige, daß es ihm vorkomme, er fahre entsetzlich schnell, sehe seine Wohnung und rufe dem Postillon zu, der eben im Begriffe sei vorbeizufahren. Er behauptet,

---

*) Ueber die Gewalt, welche Zauberer über wilde Thiere üben, vergl. meine Schrift über die Faustsage S. 211.

**) In dem cophtischen Liede sagt der Graf, er habe als Jüngling Merlin den Alten im leuchtenden Grabe gesehen, habe auf den Höhen der indischen Lüfte und in den Tiefen ägyptischer Grüfte die heilige Lehre der Weisheit vernommen: daß man die Narren zum Narren halten müsse, da es thöricht sei auf Besserung der Thorheit zu hoffen.

***) Vgl. die römische Staatsschrift S. 40.

****) Dieselbe Anekdote wird von St. Germain erzählt. Vergl. Barthold II, 73.

†) Vergl. von der Recke S. 137.

daß keine Thüre vor ihm verschlossen sei *), daß alles sich vor seinem Zauber öffne, ein Wahn, den er durch sein plötzliches rasches Erscheinen zu bestärken sucht. Vortrefflich hat Goethe die Unverschämtheit geschildert, womit der Graf über seine Anhänger herrscht, und die unerschütterliche Ruhe, womit er ihnen auch das Unsinnigste zu glauben zumuthet, so daß er selbst der Marquise imponirt, obgleich sie weiß, daß er nur ein Betrüger ist. „Seine Zauberei," sagt diese, „besteht in seiner Klugheit, in seiner Unverschämtheit. Er ist so unternehmend und gewaltsam, als klug; so unverschämt, als vorsichtig; er spricht so vernünftig, als unsinnig; die reinste Wahrheit und die größte Lüge gehen schwesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist es unmöglich zu unterscheiden, ob er dich zum Besten hat oder ob er toll ist. — Und es braucht weit weniger, als das, um die Menschen verwirrt zu machen." In seinem herrschsüchtigen, befehlerischen Wesen gleicht der Graf ganz Cagliostro **). In Gesellschaft seiner Anhänger behält er den Hut auf, den er nur lüftet, um zu grüßen — ein Zug, der an Friedrich den Großen erinnert. Man erinnere sich, auf welche Art der Graf im ersten und zweiten Akte seine Anhänger behandelt. Seine unverschämte Prahlerei verleugnet sich keinen Augenblick, auch nicht bei seiner Verhaftung, wo er behauptet, er unterwerfe sich nur aus Langmuth dem Befehle und werde bald im Triumphe nach Frankreich zurückkehren. Wie gewandt weiß er sich aus allen Verlegenheiten herauszuhelfen, worin er ganz seinem Urbilde gleicht! So hatte Cagliostro einmal in einer Vorlesung ein Mittel angegeben, wie man ein Frauenzimmer, das nicht lieben wolle, durch magische Mittel zur physischen Liebe zwingen könne. Als ihn seine Schüler darüber zur Rede stellten, bezeugte er über die reinen Grundsätze derselben seine Freude; er habe sie hiermit nur auf die Probe stellen wollen. Ein andermal,

*) Ueber diesen Aberglauben vgl. meine Schrift über die Faustsage S. 206.

**) Cagliostro glich hierin seinem Vorgänger St. Germain, obgleich dieser von viel feinerer und edlerer Bildung, als Cagliostro, war. Der Baron Gleichen erzählt uns von diesem, daß er in seinen Umgangsformen zu hochmüthig sei, daß er mit den Leuten sehr familiär verkehre, ihnen gelegentlich zu schweigen gebiete, und Hut und Degen auf das Bett der Damen werfend, im Lehnstuhl am Feuer ausgestreckt häufig erkläre, von solchen Dingen könne nur er allein sprechen. Vgl. Barthold II, 68.

als er wegen seiner zur schwarzen Magie hinneigenden Lehren befragt wurde, antwortete er, er müsse seinen Zuhörern solche Fallen legen, um diejenigen, die Neigung zur schwarzen Magie hätten, bei Zeiten zu erkennen und zu entfernen. Eines Tages wollte er seinen Schülern ein Rezept zum Schmelzen des Bernsteins diktiren; da aber einige derselben sahen, daß das Diktirte nur ein Rezept zu einem Rauchpulver sei, und ihm deshalb Vorwürfe machten, faßte er sich bald und behauptete, er hätte dadurch die Charaktere seiner Schüler kennen lernen wollen, und es betrübe ihn sehr, daß so viele unter ihnen mehr Lust am Gewinne hätten, als Sinn für das allgemeine Beste *). Auf ähnliche Weise weiß sich der Graf durchzuhelfen, als der Ritter vor dem Grundsatze des zweiten Grades entsetzt zurückschaudert, wie er im ersten Akte den Muth desselben Ritters durch sein geschicktes Entgegentreten entwaffnet. Häufig waren Cagliostro's Ausflüchte und Bemerkungen ohne allen verständigen Sinn, wurden aber nichtsdestoweniger von seinen blinden Anhängern gläubig hingenommen. Auch diesen Zug vermissen wir bei Goethe nicht. Als Saint Jean, der Diener des Domherrn, sich rühmt, wie rasch und unbemerkt er die Thore des Landhauses des Domherrn geöffnet habe, belohnt ihn der Graf dafür, belehrt ihn aber zugleich, er hätte die Thore auch ohne seine Hülfe aufgebracht, nur verlange eine solche Operation viel Umstände, und er nehme zuweilen zu gemeinen Mitteln seine Zuflucht, um die edlen Geister nicht immer zu belästigen. Von dem Golde, daß er ihm giebt, bemerkt er, es sei philosophisches Gold, das Segen bringe; denn, wenn man es in der Tasche behalte, werde diese nie leer. Als die zwei Schweizer ihn vor sich hertreiben, nennt er sich Conte di Rostro, di Rostro impudente (worin offenbar eine Selbstironisirung liegt) in der Aussicht, durch die fremden volltönenden Namen sich bei diesen Achtung zu erwerben. Zu dem Obersten spricht er, als ob er etwas Besonderes bezwecke: „Wir werden zusammen sogleich von hier wegfahren", was dieser lächelnd einräumt, wogegen die Anhänger des Grafen aus dieser Aeußerung Hoffnung einer unerwarteten Rettung schöpfen. Eine Hauptkunst des Grafen besteht darin, daß er alle Geheimnisse auf geschickte Weise auszuforschen und bestens zu benutzen weiß. So hat er durch Bestechung des Dieners des

*) Vgl. von der Recke S. 10 f. 112. 137. Aehnliches daselbst S. 50. 76. 78.

Domherrn erfahren, daß im Landhause des Domherrn eine frohe Gesellschaft versammelt sei, die er durch sein Einverständniß mit dem Diener, der ihm rasch die Thore öffnet, zum größten Schrecken überrascht. Auf dieselbe Weise hat er vom Bedienten des Marquis vernommen, daß die Marquise den Domherrn in den Park bestellt habe, wo er sie wieder zu überraschen gedenkt. Auch Cagliostro besaß in dieser Art große Gewandheit. Einst fragte er die Frau von der Recke, ob ihr nicht einige Umstände aus dem Leben einer gewissen Person bekannt seien, und gerieth in Wuth, als diese die Frage verneinte; denn er hatte durch verfängliche Fragen aus einem ihrer Freunde das Bekenntniß herausgelockt, daß sie von ihrer Mutter eine jene Person betreffende Geschichte erfahren habe, woher er vorgab, seine Oberen hätten ihm mitgetheilt, daß sie von dieser Geschichte wisse. Durch Gespräche mit dem Vatersbruder der Frau von der Recke hatte er die ganze Lage des Waldes von Wilzen herausgebracht, woher er diesen später mit einer genauen Beschreibung desselben überraschen konnte *). Wie sehr solche Gaukler auf die Einbildungskraft zu wirken wissen, deutet der Dichter besonders im zweiten Auftritte des ersten Aktes an, wo, als der Graf von den unsichtbaren Mächten spricht, vor denen sie knieen sollen, eines der Mädchen einen Schatten ganz dicht an ihm zu sehn glaubt. Von der plumpen Roheit, welche Cagliostro zuweilen zeigte **), hat der Dichter dem Grafen keinen Zug gegeben, wenn derselbe auch freilich sehr herrisch mit seinen Anhängern verfährt. Auch die auffallende Häßlichkeit Cagliostro's ist mit Recht aus dem Spiele geblieben ***). Der Vortrag Cagliostro's war sehr heftig und nicht ohne eine gewisse hinreißende Beredsamkeit; doch sprach er dazwischen

*) Vgl. von der Recke S. 40. 43. 80—89.

**) Das. S. 8. 13. 137.

***) Nach der römischen Staatsschrift war Cagliostro eher klein, als groß von Statur, von brauner Gesichtsfarbe, fettem Körper und schielem Blick, ohne irgend einen Reiz des Umganges und ohne die Mittel, sich Liebe zu erwerben; sein sizilianischer Dialekt war mit fremden Wörtern seltsam untermischt; auch das Französische sprach er sehr schlecht. Die Staatsschrift will das Glück, das er bei den Damen gemacht, daraus erklären, daß er sich nur um alte, häßliche Frauen beworben habe, aber diese Deutung dürfte nicht Stich halten: eher möchte mit dem Verfasser des Aufsatzes in Bülaus „Jahrbüchern" (S. 43 f.) das Seltsame und Außerordentliche, das er sich zu geben wußte, in Anschlag zu bringen sein.

soviel Plattes, daß man an ihm irre wurde; er wußte ununterbrochen oft Stunden lange Reden zu halten, denen es an Zusammenhang und oft ganz und gar an Sinn fehlte *). Dagegen läßt Goethe, obgleich er dem Grafen eine gewisse Breite und einen prophetischen Wortschwall giebt, ihn geordneter und ruhiger sprechen. Auch er sucht durch einzelne glänzende und erhabene Aussprüche (vgl. S. 63) Staunen zu erregen.

Vom Grafen wenden wir uns zur Marquise, zu welcher die Grundzüge der verschmitzten de la Motte mit großem Geschick benutzt sind. Die Marquise stützt sich, wie die de la Motte, auf ihre Abkunft von fürstlichem Blute, da sie der Ueberzeugung lebt, daß man sie, sollte auch alles entdeckt werden, weil sie als Seitenzweig der fürstlichen Familie so gut als anerkannt sei, schonen werde. Um aus ihrer Noth heraus und zu glänzendem Wohlstand zu gelangen, benutzt sie die gutmüthige Leichtgläubigkeit und verblendete Ehrsucht des Domherrn, welcher die Gunst der fürstlichen Familie verloren. Schon bisher hat sie manche bedeutende Gabe vom Domherrn erhalten, woher sie und ihr Mann mit größerm äußern Glanz auftreten können. Jetzt aber hat sie einen neuen viel ergiebigern Plan ausgesonnen, durch den sie mit einem Schlage ihr ganzes Glück zu schaffen hofft. Sie hat dem Domherrn versprochen, ihm die Gunst und Liebe der Prinzessin, mit der sie in vertrautem Umgange stehe, wiederzugewinnen, wofür dieser seine unbegrenzte Dankbarkeit durch reiche Geschenke zu erkennen giebt. Sobald der Fürst und die Prinzessin auf ihr Lustschloß gezogen, hat sie sich ein kleines Landhaus in der Nähe gemiethet, wo sie im Stillen lebt, während sie den Domherrn glauben macht, daß sie täglich die Prinzessin sehe und spreche und sich mit ihr über seine Angelegenheit unterhalte; täglich schickt sie ihm von hier aus Boten, durch welche sie seine Hoffnung spannt, und erhält von ihm Briefe und Geschenke, wie er ihr unter anderm eine nicht ganz unbedeutende Summe zukommen läßt, um die Garderobe der Prinzessin sich günstig zu machen. Endlich nach vierzehn Tagen verkündet sie ihm ihre Rückkunft nach der Stadt. Der Domherr empfängt sie in der Nacht auf seinem auf halbem Wege liegenden Landhause mit einem festlichen Gastmahle, wozu er eine große Zahl

*) Vgl. von der Recke S. 123 und die römische Staatsschrift S. 104 ff. II. 9 ff. 15.

derjenigen, welche der Graf in die im Hause des Domherrn gegründete ägyptische Loge aufgenommen, hat einladen lassen. Die Marquise überbringt ihm einen Brief der Prinzessin, den sie selbst untergeschoben hat — die Vermittlung eines Dritten läßt der Dichter zur Vereinfachung der Handlung mit Recht weg —; der Brief war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt und berief sich auf die Ueberbringerin, die mehr sagen werde. Demnach verkündigt die Marquise ihm die Gnade der Prinzessin, welche sich bei ihrem Vater, dem Fürsten, für ihn verwenden werde. Zugleich theilt sie ihm mit, daß die Prinzessin das kostbare Halsband, welches die Hofjuweliere vor mehr als einem Jahre in der falschen Hoffnung, der Fürst werde damit seiner Tochter ein Geschenk machen, hatten arbeiten lassen, von diesen zu kaufen wünsche und von ihm verlange, daß er seinen Namen dazu hergebe, den Kauf mit den Juwelieren abschließe, die Termine festsetze und allenfalls den ersten Termin bezahle; sie wolle ihn völlig schadlos halten und diesen Dienst als ein Pfand seiner Treue, seiner Ergebenheit ansehn; sie überreicht ihm auch eine natürlich untergeschobene Versicherung der Prinzessin*). Der Domherr sieht in diesem Vertrauen der Prinzessin ein gewisses Zeichen der wiedergeschenkten Gunst, und wünscht nichts sehnlicher, als daß der Kauf zu Stande komme und das Halsband sich schon in den Händen der Prinzessin befinde. Man sieht, die Sache ist hier ganz auf dieselbe Weise eingeleitet, wie im wirklichen Verlaufe der Halsbandgeschichte; nur in zwei Punkten zeigt sich eine nicht unwesentliche Verschiedenheit. Erstlich tritt hier statt der Königin die Prinzessin ein, aller Wahrscheinlichkeit nach, weil Goethe sich scheute, den Namen der unglücklichen, viel geschmähten Königin auf die Bühne zu bringen, wie er auch den Kardinal zu einem jungen Domherrn macht. Zweitens aber ging dem Kaufe des Halsbandes die Gartenszene voraus, welche hier nachfolgt, weil sie dem Dichter einen wirksamern und leichtern Schluß bot, als wenn er die Verhaftung, wie es in der Wirklichkeit der Fall war, nicht auf einen Schlag und in Folge des nicht bezahlten ersten Termins hätte geschehen lassen. Auch vermeidet der

*) Das Blatt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint (S. 24), ist von dem von ihr überbrachten Briefe (S. 7. 22.) wohl zu unterscheiden. Am Anfange des dritten Aktes tritt der Domherr mit Papieren auf, welche keine anderen sind, als die falschen Briefe der Prinzessin und ihre Garantie (S 42.).

Dichter dadurch die Unwahrscheinlichkeit, welche wenigstens nach Schlözer's Darstellung *) darin liegt, daß die de la Motte so lange nach dem Kaufe des Halsbandes ruhig in Frankreich bleibt. Der Domherr, entzückt von dem Glücke, daß die Prinzessin ihm die Gunst des Fürsten wiedergewinnen und ganz sein werden wolle, übergiebt den Hofjuwelieren den Entwurf des Kontrakts, indem er zugleich erklärt, er kaufe das Halsband nicht für sich, sondern für eine Dame, die bei ihnen allen Kredit haben sollte; da jene aber wenigstens eine Zeile von der Hand ihrer gnädigsten Käuferin zu sehn wünschen, so läßt er sie das von der Marquise ihm überbrachte, mit der falschen Handschrift der Prinzessin versehene Blatt lesen, obgleich die Marquise ausdrücklich verlangt hatte, er solle es niemanden zeigen. Auch hier haben wir eine kleine Abweichung von der überlieferten Geschichte, welche der Dichter zur Vereinfachung der Handlung eintreten läßt. Die de la Motte brachte dem Kardinal die Verkaufsbedingungen mit der Genehmigung der Königin zurück, während der Domherr von der Marquise gleich bei der ersten Mittheilung in Betreff des Halsbandes einen Schein erhält, durch den er sich gesichert glaubt. Die Marquise sendet alsbald einen Boten an den Domherrn, den sie brieflich auffordert, den Halsschmuck an den Ueberbringer abzuliefern. „Ich habe die schönste Gelegenheit", schreibt sie ihm, „ihn hinauszuschicken; eine Kammerfrau ist in der Stadt; ich schicke verschiedene Putzwaaren an die Göttliche und packe die Juwelen bei. Der Lohn für diesen kleinen Dienst erwartet Sie schon heute Nacht." So wird also hier die Hoffnung des Domherrn auf die Zusammenkunft mit der Prinzessin, deren hingebende Liebe er erwartet, als besonderes Motiv verwandt, um ihn ganz außer sich zu bringen und ihn jeden möglichen Zweifel vergessen zu machen. Auch hier wieder hat sich der Dichter zur Vereinfachung der Handlung und um unnöthigen Szenenwechsel zu vermeiden, eine kleine Aenderung erlaubt; denn wir sahen, daß der Kardinal das Halsband der de la Motte nach Versailles brachte. Die Marquise erkennt, daß es mit allen Geistern und Wunderthaten des Grafen, dieses unnachahmlichen Schelms, dieses meisterhaften Lügners und Betrügers, von dem sie täglich lernen könne, nur eitler Trug ist, aber sie fürchtet ihn und möchte ihn um so weniger entlarven, als sie ihn zu ihren Zwecken zu benutzen ge-

---

*) Vgl. a. a. O. B. 13, 304 f.

denkt, weshalb sie mit dem Ritter nur voll Ehrfurcht von ihm spricht (S. 30 f.) und, als der Graf in seiner gebieterischen Weise ihr befiehlt, vor den unsichtbaren Mächten auf die Kniee zu sinken, ihm keinen Widerstand entgegensetzt, sondern ihn bittet, er möge als „großer Meister“ doch des zarten Geschlechtes der Frauen schonen. Nur in dem Augenblicke, als der Wagen des Grafen am Landhause des Domherrn vorfährt, will sie in heftigem Aerger wegen ihrer Ueberraschung ihn abhalten. Die Tollheiten des Grafen läßt sie sich gefallen, damit dieser ihr bei einem so wichtigen Unternehmen nicht hinderlich sei, vielmehr dasselbe auf seine Weise unterstütze. „Er fühlt wohl, daß ich ihn kenne,“ bemerkt sie; „wir betragen uns gegen einander, wie sich's gebührt, wir verstehen einander ohne zu sprechen, wir helfen einander ohne Abrede.“ Dem Domherrn hat sie befohlen dem Grafen nichts von seinem Verhältnisse zur Prinzessin, am wenigsten vom Kaufe des Halsbandes mitzutheilen; aber der schlaue Graf Rostro hat längst gemerkt, daß die Marquise den Domherrn mit der Hoffnung trügt, ihm die Gunst und Liebe der Prinzessin zu gewinnen, worin er sie unterstützen will, indem er dies zugleich zu seinem Zwecke benutzt, des Domherrn Leichtgläubigkeit und Dankbarkeit, wo möglich, zu steigern. Deshalb deutet er der Marquise an, daß er die Nichte abrichten wolle, daß sie in der Krystallkugel das zu sehn vorgebe, was der Domherr wünsche und was sie ihn glauben machen will. „Wetten wir, Marquise, dieses Kind wird Sachen sehn, die den Domherrn höchst glücklich machen.“ Und zur Nichte sagt er in Gegenwart der Marquise: „Unser Freund, der Domherr, fragt den Großcophta gewiß nach dem, was ihm zunächst am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erscheinung wird seine Hoffnung stärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden, und wie sehr, meine Taube, wird er Sie schätzen, wenn die Geister ihm durch Sie sein Glück verkündigen.“ Der Graf und die Marquise verstehen sich, daß die Nichte das, was der Domherr wünscht und ihm verheißen ist, in der Krystallkugel schauen soll. Die Halsbandgeschichte weiß die Marquise dem Grafen ganz zu verheimlichen, doch spürt dieser durch den Diener des Marquis aus, daß die Marquise dem Domherrn eine nächtliche Unterredung mit der Prinzessin im Park versprochen habe, ohne den Betrug, den diese spielt, zu ahnen. Nach seiner gewohnten Weise will er sie bei der Gartenszene überraschen und den Domherrn, der hinter seinem Rücken diesen Schritt gewagt habe, demüthigen, aber gerade in diesem

Augenblicke, wo er die Macht seiner Geister, denen nichts verborgen sei, beweisen will, fällt er in dieselbe Schlinge mit der Marquise, die noch zuletzt, obgleich sie weiß, daß der Graf nur ein Betrüger ist, an eine wunderbare Rettung durch seine Hülfe glaubt; so sehr weiß der Graf durch seinen mystischen Schein selbst die Ungläubigsten zu blenden.

Der Spielball, den sich die Marquise und der Graf zuwerfen, der von beiden Seiten Betrogene und Ueberlistete ist der Domherr, der an die Stelle des Kardinals getreten ist. Er erscheint als ein junger Mann, dessen Oheim beim Fürsten in hohem Ansehen steht, während der Kardinal zur Zeit der Halsbandgeschichte fünfzig Jahre alt war*) — eine Aenderung, durch welche die glühende Liebe zur Prinzessin und die unbesonnene Leichtgläubigkeit des Domherrn wahrscheinlicher gemacht werden sollen. Sein unkluges Betragen hat ihn seit zwei Jahren aus der Nähe der heißgeliebten Prinzessin entfernt, wodurch er grenzenlos unglücklich geworden ist; seine tiefste Sehnsucht, das Vertrauen des Fürsten und die Liebe der Prinzessin wiederzugewinnen, machen ihn zum leichtgläubigsten Narren eines jeden, der seinen Hoffnungen zu schmeicheln weiß, so daß die Marquise es nicht einmal so künstlich anzulegen brauchte, um ihn zu täuschen. Die Leidenschaft zur Prinzessin vermag aber nicht den Domherrn von anderen Liebeshändeln zurückzuhalten, wie wir vom Marquis hören und aus der Furcht der Nichte, daß der Domherr ihr gefährlich werden könne, schließen dürfen. Außer der Liebesleidenschaft und Ehrsucht wird der Domherr, wie sein Urbild, der Kardinal, von dem Drange nach geheimen Wissenschaften getrieben, der ihn zum willigsten Werkzeuge in der Hand des Grafen macht, von welchem er hofft, daß er ihn in die Geheimnisse der Natur einführen, ihm Macht über die Geister und Elemente verschaffen werde. Alle seine Anordnungen und Befehle befolgt er auf das gewissenhafteste; er fürchtet sich irgend etwas wider seinen Willen zu thun, da er überzeugt ist, daß seine Geister, denen nichts verborgen bleibe, ihm alles mittheilen, ein Wahn, den der Graf gerade auf jede Weise zu nähren sucht. Er sieht in diesem einen großen Mann, der nur andere beglücken wolle und daher

*) Er war geboren am 25. September 1734. Die d'Oliva hebt in ihrer Vertheidigungsschrift hervor, es sei nicht zu verwundern, daß sie als ein junges Mädchen sich habe durch die Blendwerke der de la Motte irre führen lassen, da ein Mann von höchster Geburt und reifem Alter, wie der Kardinal, durch sie düpirt worden sei.

auch seiner Liebe zur Prinzessin nicht entgegenwirken werde, besonders da vor ihm alle Stände gleich seien und er seine Schüler für Könige erkläre, werth die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth. Der Graf, der dadurch, daß er ihn für seinen Liebling, für den Erwählten des Schicksals erklärt, seiner Eitelkeit schmeichelt und ihn zur reichlichsten Unterstützung geneigt macht, hat ihn schon in den zweiten Grad aufgenommen und ihm die Aussicht auf die Erscheinung des Großcophta's eröffnet. Der Wahlspruch des zweiten Grades: „Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht!", vor welchem der Ritter entsetzt zurückschaudert, findet in ihm einen gläubigen Anhänger, da er sich leicht vom Grafen, dessen Worte für ihn der Inbegriff der Weisheit sind, überreden läßt, daß man, weil alle Menschen Egoisten seien, nichts von ihnen verlangen könne, ohne sie zum Besten zu haben und ihrem Eigensinne zu schmeicheln, daß man sich unversöhnliche Feinde mache, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurechtweisen wolle, daß alle vorzüglichen Menschen nur Marktschreier gewesen und seien, klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu begründen. Diese traurige Lehre, an der sein gutmüthiges Herz gar keinen Theil nimmt und von der er in seiner Verblendung nicht erkennt, wie sie gerade sein Verhältniß zum Grafen mit schonungsloser Wahrheit bezeichne, staunt er in dem leidenschaftlichen Drange nach geheimer Wissenschaft, die ihn zu höchster Erkenntniß und erhabenster Gewalt über die Natur befähige, als tiefsinnigste Weisheit an. Mit gereiztester Spannung sieht er der Erscheinung des Großcophta's entgegen, der ihm den dritten und höchsten Grad ertheilen soll. Von dem Erstaunen, daß der Graf selbst der Großcophta ist, erholt er sich bald, doch bleibt es ihm wunderbar, daß es noch mehrere, dem Großcophta ähnliche Männer geben soll. Er trägt diesem sodann sein Anliegen vor, ohne dessen Gewährung er sich unglücklich fühlen würde; er möge ihm nämlich wenigstens einen Wink geben, wohin er seine Aufmerksamkeit, sein Bestreben richten solle, worauf der Graf mit der mystischen Erklärung sich aushilft: „Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahnet, etwas Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise

zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehn. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. — — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus.“ Wir bemerkten schon oben, daß Cagliostro auf Lavater's Anfragen die Antwort ertheilte: In verbis. In herbis. In lapidibus. Uebrigens erwähnt der Graf nicht ohne Absicht den Wunsch, sich die Neigung der Menschen zu verschaffen, da er weiß, daß dem Domherrn alles daran liegt, die Liebe der Prinzessin wiederzugewinnen, worauf auch das folgende Schauen in der Krystallkugel berechnet ist. Der Domherr ahnt das Meiste in dem in verbis. „Gewiß habt ihr eine Sprache,“ sagt er, „eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im Stande sind. Gewiß besitzest du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang?“ *) Der Graf bestätigt diese Vermuthung natürlich, indem er sich rühmt, er besitze alle diese Zeichen, ja die sonderbarsten Charaktere, die man jemals gesehen habe, Worte, die eine menschliche Lippe kaum auszusprechen vermöge, läßt sich aber nicht weiter darauf ein, indem er auf geschickte Weise zum Schauen in der Krystallkugel übergeht. Der Domherr wird durch das, was die Nichte in der Krystallkugel schaut, ganz entzückt, so daß er den Grafen auf ewig seiner Dankbarkeit verpflichtet — und darauf, daß er die Gläubigkeit desselben wo möglich steigere, ihn durch Dankbarkeit zu reichen Spenden veranlasse, kommt es dem Grafen eigentlich an. Nicht weniger leicht läßt sich der Domherr in der Gartenszene durch die Marquise täuschen, wo er der vermeintlichen Prinzessin seinen innigsten Dank ausspricht, daß sie durch den Auftrag, dessen sie ihn gewürdigt, ihm ihre Gunst in höherm Grade, als irgend einem Andern zu erkennen gegeben habe, und es als den höchsten Wunsch seines Lebens bezeichnet, in ihren Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhen. Das volle Vertrauen, welches er auf den Großcophta gesetzt, und die glühende Leidenschaft für die Prinzessin verleugnen sich auch in der letzten Szene nicht. Als er aber endlich die arge Täuschung, mit der man ihn umstrickt hat, erkennt, da fühlt er sich über jene Betrüger weit erhaben, die seine Leidenschaft benutzt haben, um sich zu bereichern, und die er jetzt nur auf das tiefste verachten kann. Beschämt fühlt er sich, daß er von solchen Leuten betrogen worden, aber nicht erniedrigt. „Meine

*) Vgl. meine Schrift über die Faustsage S. 116.

Geburt gibt mir ein Recht auf die ersten Bedienungen; diese Vorzüge kann mir niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenschaft aus dem Herzen reißen, die ich für meine Fürstin empfinde." Alle Demüthigungen scheinen ihm nichts gegen den Schmerz sich noch weiter von dieser entfernen zu müssen, aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus seinem Herzen kommen, so lang er lebt. So tritt also auch hier nach der Enttäuschung die Eitelkeit des schwachen, gutmüthigen, mit aristokratischer Blindheit geschlagenen Mannes hervor, dessen Wünsche kühn nach dem Höchsten schweifen, ohne irgend eine seiner Geburt, die für ihn alles thun soll, und seiner Stellung würdige Thätigkeit zu entfalten. Ein solcher eitler und leerer, von seiner Geburt aufgeblasener Mann muß natürlich allen, die seiner tollen Eitelkeit zu schmeicheln wissen, zum Opfer fallen, und so wird er der Düpirte der beiden Betrüger, dessen Thorheit wir belachen, ohne ihn bedauern zu können. Einen seltsamen Irrthum begeht Rosenkranz, wenn er behauptet (S. 293), der Ritter und der Domherr seien in ihrer Liebe und in ihrem religiösen Streben reine Naturen, die unglücklich würden, weil sie sich mit der Lüge eingelassen und von ihrer Illusion geblendet würden. Der Dichter läßt den Domherrn nicht verhaften und die Sache vor das Parlament bringen, sondern giebt dem Ganzen einen des Fürsten würdigern Ausgang. Der Domherr wird angewiesen, binnen acht Tagen unter dem Vorwand einer größern Reise das Land zu verlassen.*) Die Uebrigen sollen zunächst auf eine Grenzfestung gebracht und, falls sich ergeben sollte, daß sie in weiter keine Händel verwickelt seien, in der Stille des Landes verwiesen werden, von welcher Maßregel nur zu Gunsten der Nichte eine Ausnahme gemacht wird. Es ist bezeichnend für den Dichter, daß in diesem Stücke, in welchem die übrigen, meist aristokratischen Personen mehr oder weniger schwer sich vergehen, zum Theil zu gemeinen Verbrechen sich verirren, der Fürst allein den seiner Würde einzig entsprechenden Weg einschlägt, wogegen im wirklichen Verlaufe der Halsbandgeschichte die unbesonnene Leidenschaft den König und die Königin zu Schritten hinriß, deren üble Folgen dem Ansehen der Majestät die letzte Stütze raubten. Wie sehr mochte der Dichter bedauern, daß die Königin sich durch die öffentliche Verhandlung dieser Verbrechen vor dem Volke

*) Sollte dem Dichter hierbei die ähnliche zeitweilige Verbannung des Erzbischofs von Besançon wegen einer Skandalgeschichte vorschweben, welche Schlözer a. a. O. 270 ff. bei Gelegenheit des Stammbaums der de la Motte erwähnt?

bloß stellte, das in der Verfolgung des Kardinals nur die Wirkung ihrer Rachsucht sah und dessen Erbitterung gegen sie zur äußersten Wuth entflammt wurde!

Die d'Oliva, welche in der Gartenszene die Person der Königin spielte, hat der Dichter zur Vereinfachung und Abrundung der Handlung zur Nichte der Marquise gemacht. Diese ist auf dem Lande bei ihrer Mutter, einer klugen Frau, die vor kurzem gestorben, erzogen worden; der Marquis hat sie von dort während der Abwesenheit der Marquise in die Stadt gebracht und das unschuldige, unerfahrene Mädchen verführt. Sobald die Marquise sie sieht, fällt ihr die Aehnlichkeit mit der Prinzessin in Figur, Wuchs und Größe in die Augen, worauf sie sofort ihren Plan gründet, der dadurch gefördert wird, daß die Nichte in der Angst des Herzens, da sie fürchtet, der Graf werde durch seine Geister von ihrer Schuld unterrichtet, ihr das Geständniß thut, daß der Marquis ihr in einem unbewachten Augenblicke, als sie durch den erlittenen Verlust ganz gebeugt in ihm Trost und Hülfe gesucht, ihre Unschuld geraubt habe. Dieses unerwartete Geständniß benutzt die Marquise, um die Nichte desto geschmeidiger zur Ausführung ihrer Absichten zu machen und sie zu blindem Gehorsam zu zwingen, wie ihr diese Entdeckung auch über den Marquis neue Vortheile giebt; ist ihr ja alles übrige gleichgültig, wenn sie nur ihre Hauptabsicht erreicht. Der Graf unterweist die Nichte im Einverständnisse mit der Marquise, wie sie sich beim Schauen in die Krystallkugel verhalten, welche Erscheinungen sie vorgeben soll — und diese befolgt alle Anweisungen auf das treueste, aus Furcht, ihre Schande entdeckt zu sehn. Aber kaum hat die Nichte sich von dieser schauderhaften Szene, die mit ihrer Ohnmacht endet, erholt, als sie sich zu einem neuen Betruge ankleiden soll; aus der Kleidung, in der sie erscheinen soll, muß sie bald abnehmen, daß sie die Prinzessin vorzustellen habe, sie muß erkennen, in welche Hände sie gerathen ist. In dieser Noth will sie sich an den Ritter wenden, den einzigen Mann, dem sie noch Zutrauen schenken kann; aber leider mißlingt dieser Versuch und führt zu ihrer Verhaftung und der Verhaftung aller Betheiligten. Die Marquise belehrt die Nichte, wie sie die Rolle einer halbstummen Liebhaberin zu spielen habe. „Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Rose, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Kavalier auf Sie zu, er wirft sich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Verzeihung, sie

geben einen unvernehmlichen Laut von sich: mein Herr! — oder was Sie wollen; — er fährt fort, um Verzeihung zu bitten; stehen Sie auf! versetzen Sie leise; er bittet um Ihre Hand als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand, er bedeckt sie mit tausend Küssen. Stehen Sie auf! sagen Sie dringend und drücken ihm die Rose in die Hand. Er will Sie aufhalten. Es kommt jemand! lispeln Sie und eilen aus der Laube. Er will zum Abschiede einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und sagen sanft: Wir sehen uns wieder! und machen sich von ihm los." Auf die dringende Frage der Nichte gesteht die Marquise dieser, daß sie die Prinzessin vorstellen solle und der Liebhaber kein anderer, als der Domherr sei. Vergebens beschwört sie ihre Tante, sie möge Mitleid mit ihr haben, sie nicht zu einer Verbrecherin machen, weil sie einen Fehler eingestanden habe; diese fordert strengen Gehorsam, da die Sache nicht zu ändern sei. Durch den Marquis erfährt sie noch näher, in welche verbrecherische Unternehmung man sie verwickle, zu welchem Zwecke sie diesen Betrug spielen solle; ja er erklärt ihr, daß er sie gleich nach der Gartenszene als seine Geliebte, der Einsprache seiner Frau zum Trotz, entführen werde. So sieht sie sich von einem Netze ärgsten Betruges umstrickt, aus dem sie sich nicht zu retten weiß. Die Marquise führt die Nichte, welche eine Rose in der Hand hält, in eine Laube, zu welcher sie bald auch den Domherrn bringt, der sich vor ihr niederwirft; sie unterbricht ihn durch ein aufforderndes: „Mein Herr!", woran sich darauf die Mahnung schließt: „Stehen Sie auf, mein Herr!" Als der Domherr sich nicht erheben will, steht sie auf mit den Worten: „Es ist genug!" Er aber hält sie zurück und gesteht ihr seine feurige Liebe, worauf sie eine Bewegung vorwärts macht, die ihn aufzustehn nöthigt. „Entfernen Sie sich; man kommt. Wir sehen uns wieder!" Indem er aufsteht, reicht sie ihm ihre Hand und läßt ihm, während sie diese zurückzieht, die Rose in den Händen. Der Domherr, der immer dringender wird, faßt sie bei der Hand, indem er sie bittet: „Sagen Sie ein Wort!", worauf sie ihm die Hände drückend erwiedert: „Alles, alles; nur jetzt verlassen Sie mich!" Der Domherr ruht auf den Händen der Nichte, bis die rasch eintretende Marquise ihn nöthigt, sich zu entfernen. Diese Darstellung stimmt wesentlich mit der wirklichen Gartenszene überein, nur daß die d'Oliva behauptete, von der Täuschung nichts gewußt zu haben. Die de la Motte hatte ihr ge-

sagt, die Königin wünsche, sie möge im Park eine gewisse Rolle spielen, deren Zweck sich später aufklären werde, wogegen die Nichte weiß, daß es auf einen Betrug abgesehen ist und nur den Muth nicht hat, sich standhaft zu widersetzen, weil sie fürchtet, daß die Tante ihre Schande enthüllen werde. Die Verlegenheit, in welche diese geräth, schürzt gerade den dramatischen Knoten. Sehr glücklich ist es auch erfunden, daß die Nichte selbst bei Cagliostro's Operationen, denen die d'Oliva ganz fremd war, betheiligt ist und dadurch der Verdacht, daß sie die Prinzessin spielen soll, in ihr erweckt wird. Die de la Motte selbst zieht der d'Oliva ein Kleid von linon mouschelé an, soviel sich diese später erinnern kann, eine robe à l'enfant oder eine gaule, die man gewöhnlich chemise nenne, und läßt sie en demi bonnet koeffiren;*) sie giebt ihr sodann einen kleinen auf gewöhnliche Art gefaltenen Brief ohne Aufschrift, und sagt ihr, sie werde sie am Abend in den Park führen, wo sie den Brief an einen sehr hohen Herrn abgeben solle. Bei Goethe soll die Nichte die Prinzessin in einem himmelblauen Kleide mit Muschen spielen. Zwischen eilf und zwölf Uhr in ganz finsterer Nacht, wo auch nicht der geringste Mondschein sich zeigte,**) führen die de la Motte und ihr Mann die d'Oliva in einem weißen mantelet, eine térése auf dem Kopfe, in den Park, wo die de la Motte ihr eine Rose gibt, welche sie nebst dem Briefe, den sie in der Tasche hat, dem Herrn einhändigen soll, der vor ihr erscheinen werde, ohne weiter etwas dabei zu sprechen, als die Worte: „Sie wissen, was dies sagen will". Die Königin werde in der Nähe sein, um zu sehn, wie das Spiel ablaufe; sie werde hinter ihr stehn, den Augenblick selbst mit ihr sprechen. Durch die vorgespiegelte Anwesenheit der Königin geräth die d'Oliva in ein heftiges Zittern, da sie nicht weiß, wie sie sich dieser gegenüber benehmen soll. Die de la Motte bringt sie zu einer Hagbuchenhecke, wo sie die Ankunft des großen Herrn erwarten soll, der bald darauf sich mit einer Verbeugung naht. Durch ihre sonderbare Lage und den Wahn, daß die Königin alles mit ansehe, in die größte Angst und Verlegen-

*) Ueber die sonderbaren damals aufgekommenen Aufsätze, die man beim Kopfputz anwandte, vgl. Jacob in den „Zeitgenossen" 9, 12. S. 26 f.

**) Der Domherr dankt dem Monde, daß er sich für diese Nacht in einen stillen Schleier gehüllt hat; es erfreuen ihn der rauhe Wind und die drohende trübe Regenwolke.

heit versetzt, reicht sie dem Unbekannten die Rose mit den Worten: „Sie wissen, was das sagen will", oder mit einer ähnlichen Anrede, worauf die de la Motte heranstürzt und ganz leise, aber hastig spricht: „Rasch, rasch, kommen Sie!", und beide sich vom Unbekannten entfernen. So erzählte die d'Oliva *). Nach der Aussage des Kardinals kam die de la Motte, als er gegen eilf Uhr im Park spaziren ging, auf ihn zu und sagte: „Die Königin erlaubt, daß Sie sich ihr nähern". Er findet eine Person, die eine Koëffe auf dem Kopfe hat und die er für die Königin hält. Ein Augenblick ist ihm genug, wo er die Worte vernimmt: „Sie können hoffen, daß das Vergangene vergessen ist". Sofort kündigt eine Stimme die Herzoginnen von der Provence und von Artois an, und er entfernt sich mit Bezeugung seiner tiefsten und ehrerbietigsten Dankbarkeit. Goethe hat die Gartenszene mehr ausgeführt, um sie wirksamer hervortreten zu lassen, obgleich nicht zu leugnen steht, daß dieselbe viel durch die Peinlichkeit, in welcher sich die vom Betruge unterrichtete Nichte befindet, verloren hat, wogegen die Angst wegen der Anwesenheit der Königin dem Ganzen einen mehr komischen Anstrich verliehen haben würde, der hier besser an der Stelle gewesen sein würde. Auch ist es auffallend, daß in der ganzen Szene kein Zug ist, der die fürchterliche Lage der Nichte bezeichnete, vielmehr spielt sie ihre Rolle ganz vortrefflich. Die d'Oliva, welcher die de la Motte außer den Geschenken der Königin 15000 Livres versprochen hatte, hielt sich noch länger, als ein Jahr in Paris auf, empfing aber von der versprochenen Summe nur etwas mehr, als den vierten Theil; da sie auf die ganze Summe sich eingerichtet hatte, gerieth sie in Schulden, woher sie sich genöthigt sah, Paris zu verlassen. Sie begab sich nach Brüssel, wo sie mit einem jungen Pariser, Jean Baptiste Toussaint de Beausire, zusammenlebte. Schwanger kam sie in die Bastille, wo sie von einem Knaben genas; nach ihrer Freisprechung heiratete sie den de Beausire, von dem sie sich bald trennte und in ein Kloster flüchtete; man rieth ihr die Landluft an, weshalb sie nach Fontenay ging, wo sie starb **). Die Nichte wünscht als der Betrug entdeckt ist, von ihren Verwandten, die sie in's Unglück gestürzt haben, getrennt und in ein Kloster gebracht zu werden.

*) Man vergleiche damit die Darstellung von Georgel Mémoires II, 65 — 85. 171 f. Bertrand de Moleville Histoire I, 388.

**) Nach der Bastille devoilée III, 96 f., bei Schlözer B. 13, 519.

In dem Marquis hat Goethe die kleine und gemeine Seele des Herrn de la Motte getreu abgeschildert. Den Marquis hat es lange verdrossen, daß er aus Noth ewig in der Uniform gehn mußte, ohne die Aufmerksamkeit irgend eines Menschen auf sich zu ziehen. Die Industrie seiner Frau hat es ihm endlich möglich gemacht sich seinem Stande gemäß aufzuputzen, worüber der eitle Mensch sich kindisch freut. Mit Recht spottet der Graf über die Putzsucht des Marquis, die er den Weibern überlassen sollte. Ueber die Summe, welche die Marquise vom Domherrn erhalten, fällt er gierig her, ohne auf den neuen Plan seiner Frau zu achten; als er aber diesen erfährt, da scheint ihm die Sache doch etwas gefährlich und er fürchtet den Grafen, dem nichts verborgen bleibe, worüber ihm erst die scharfsinnigere Marquise die Augen öffnen muß. Aber der Marquis ist auch ein leichtfertiger Wüstling *), der gleich in den ersten Tagen die unglückliche Nichte verführt, deren weiches Herz in untröstlichem Schmerz über den Tod der Mutter, welche sie hülflos zurückgelassen, sich ganz ihrem Verwandten, den sie schon in ihrer Kindheit verehrt, erschlossen hat. Die kluge Mutter hatte ihr Verehrung gegen den in höherm Range stehenden Verwandten eingeflößt, der sich bei ihr den Schein von Großmuth und Edelsinn zu geben wußte. An der Erscheinung des Großcophta's läßt der Graf ihn Theil nehmen, doch nicht ohne ihn mit einer gewissen Verachtung zu behandeln. Daß die Nichte den Domherrn täusche, ist ihm ganz lieb, noch lieber die Entwendung des Halsbandes, das seine Frau sogleich auseinanderbricht und von dem sie ihm wenigstens für hundertausend Livres Steine giebt, die er in England verkaufen soll. Den Werth der Diamanten, die Herr de la Motte nach England mitnahm, kann man auf viermalhunderttausend Livres schätzen **). Aber der ärmliche Wicht, den die leerste Gewinnsucht ganz beherrscht, gedenkt seine verschmitzte Frau zu überlisten und die Nichte in derselben Nacht zu entführen. Gleich nach der Gartenszene will er seiner Frau erklären, daß die Nichte ihn begleite, und sie trotz des Widerspruches der Marquise, welche aus Furcht, daß alles ver-

*) Die Nichte sagt von ihm (S. 71), er sei ein eitler, frecher, leichtsinniger Mann, der sie unglücklich gemacht habe und bald in ihr Verderben willigen werde, um nur von ihr loszukommen.

**) Vgl. die Berechnung bei Schlözer a. a. O. S. 282 ff.

rathen werde, keinen Lärm machen dürfe, mit Gewalt entführen. Die Nichte soll sein werden; seine Frau sei ihm niemals hinderlich gewesen, bemerkt er der Nichte, und sie werde ihnen gern verzeihen, wenn sie die Steine glücklich davon bringe. Um die Nichte von der Nothwendigkeit, mit ihm zu reisen, zu überzeugen, stellt er ihr die Nachstellungen und Gefahren vor, die ihr in Paris, besonders auch von Seiten des weibersüchtigen Domherrn drohen, und daß die Gefahr der Entdeckung des Betruges weit größer sei, wenn sie in Paris zurückbleibe. „Meine Frau ist verwegen genug, das Märchen, so lang es nur gehn will, durchzuspielen. Bis der erste Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, ist sie ziemlich sicher.“ *) Weshalb die Marquise nicht gleich mit dem Marquis das Weite sucht, sondern ruhig in Frankreich zurückbleibt, sehen wir nicht; freilich war der erste Zahlungstermin noch fern, aber es war doch Gefahr vorhanden, daß die Sache früher entdeckt werde. Irren wir nicht, so entschließt sich die Marquise nur ungern Frankreich zu verlassen, ja sie hegt wohl gar die Hoffnung, auf gute Weise aus dem bösen Spiele zu kommen, indem sie dem Domherrn gestehe, daß sie ihn betrogen habe, ihm aber mit der Drohung ihn und seinen Ruf durch ihr Zeugniß zu vernichten, Stillschweigen auflege **). Aber dies hätte wenigstens auf irgend eine Weise angedeutet werden müssen. Darin, daß der Marquis in England bleiben und die Marquise dort erwarten solle, weicht der Dichter von dem wirklichen Verlaufe der Halsbandgeschichte ab, da, wie wir sahen, Graf de la Motte bald nach dem Verkauf aus England zurückkehrte. Wir erkennen auch hierin nur eine Vereinfachung der Geschichte. Die Marquise sieht sich wirklich durch ihren Gatten überlistet, aber in dem Augenblicke, wo dieser sein Ziel erreicht zu haben meint, wird er in demselben Netze mit seinen Mitschuldigen gefangen. Seine Gemeinheit verräth sich auch noch am Schlusse, wo er froh ist, daß nur von Verbannung

---

*) Als die Marquise ihrem Manne zuerst ihren Plan auf das Halsband entdeckt, bemerkt sie (S. 25): „Ich komme (nach England) nach, sobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indessen will ich die Sache schon so führen und so verwirren, daß der Domherr allein stecken-bleibt“. Der Domherr war bereit den ersten Termin auszulegen (S. 43), aber es fehlt diesem immer an baarem Gelde (S. 84).

**) Schlözer wundert sich a. a. O. S. 304, daß die de la Motte nicht auf diese einfache Weise die Sache gelöst und sich selbst gesichert habe.

die Rede ist, und er seiner Frau zuredet: „Wir wollen demüthig abziehen, um das Uebel nicht ärger zu machen", während im Herzen der Marquise Wuth und Verdruß kochen.

Von den übrigen in die Halsbändgeschichte verwickelten Hauptpersonen hat der Dichter keine hervortreten lassen. Wir bemerkten schon oben, daß Rétaux de Villette, der Helfershelfer der de la Motte, ganz aus dem Spiele geblieben ist; aber auch die sogenannte Gräfin Cagliostro, die im Namen ihres Mannes zuweilen die Operationen mit den Mündeln und Tauben vornahm und mit dem Grafen gefänglich eingezogen wurde, ist unberücksichtigt geblieben, weil ihr neben dem Grafen und der Marquise keine besondere Rolle zugetheilt werden konnte. Dagegen ist der Ritter Greville eine sehr glückliche Erfindung des Dichters, in welcher ein Haupthebel der Handlung liegt. Der Graf hatte den ernsten, edelsinnigen Jüngling, der als ein dritter Sohn durch einflußreiche Verbindungen sein Glück zu machen suchen muß, gleich, als er seine Bekanntschaft gemacht, ausgezeichnet, weil er auf seinen Enthusiasmus rechnete und dieser ihm wohl geeignet schien, schon durch seinen Namen und den Ernst seiner Bestrebungen keine unbedeutende Stütze seiner Sache zu bilden. Er hatte ihn in das Haus des Domherrn eingeführt und ihm sonst manche Bekanntschaften verschafft, sich überall wohlwollend, freigebig und großmüthig gegen ihn gezeigt. Aber bald mußte dem ernsten, immer auf das Wesen dringenden Manne das Betragen des Grafen verdächtig werden. Diese geheimen Wissenschaften, in deren Vorhof ihm dunkler ward, als vorher in der freien Welt, diese wunderbaren Kräfte, die auf guten Glauben versichert wurden, diese Verwandtschaft mit Geistern, diese unfruchtbaren Zeremonieen, alles weissagte ihm nichts Gutes; aber die Großheit seiner Gesinnungen, welche er in vielen Fällen zu erkennen glaubte, die scheinbare Entäußerung von jedem Eigennutze, seine Theilnehmung und Dienstbarkeit schienen ihm auf den tiefen Grund eines edeln Herzens hinzudeuten, so das er voll Verehrung an seinem Munde hing, begierig seine Lehren einsog, wenn er ihm auch zuweilen durch seinen Uebermuth unerträglich ward und ihm als ein Lügner und Betrüger erschien. Das Gefühl des Ritters, der einen schönen Gegensatz zu dem von seiner Leidenschaft ganz verblendeten Domherrn bildet, sträubt sich häufig gegen das tolle Wesen des Grafen, aber seine Gegenwart, diese seltsame Mischung von platter Albernheit und schwärme-

rischem Sinne, übte bald wieder eine unerklärliche Gewalt über ihn aus. Am Anfange des Stückes finden wir ihn bereit, den Grafen zu entlarven. Dieser hat die auf dem Landhause des Domherrn versammelte frohe Gesellschaft überrascht und besonders die Frauen in Schrecken und Angst versetzt. Nur der Ritter erwartet getrost die Ankunft des Grafen, wie die Marquise sie zu verhindern sucht, und tritt ihm keck entgegen, als dieser in seiner übermüthigen, hier in's Alberne übergehenden Weise seinen Geistern befiehlt, die anwesenden Männer zur Strafe in seine tiefsten Keller zu führen. Der Domherr bittet um Gnade, der Ritter dagegen weist die leere Prahlerei mit den Worten zurück: „Nicht ein Wort mehr! Ihre Geister erschrecken uns nicht, und hier ist eine Klinge gegen Sie selbst. Glauben sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und diese Frauen zu vertheidigen?" Aber die Ruhe und unerschütterliche Sicherheit, mit welcher der gewandte Betrüger ihm entgegentritt, und das mystische Wesen, in welches er sich zu hüllen weiß, verbunden mit dem Schrecken aller Uebrigen (denn auch Furcht und Schrecken wirken ansteckend), lähmen seine Kraft. „Thörichter Jüngling! Zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher, auf diese freie unbeschützte Brust! Stoß her, daß ein Zeichen geschehe für dich und alle. Ein dreifacher Harnisch der Rechtschaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft schützt diese Brust *). Stoß her und suche die Stücke deiner zerbrochenen Klinge beschämt zu deinen Füßen." Betroffen zieht sich der Ritter, der an eine so arge Unverschämtheit nicht glauben kann, zurück und muß dem Grafen noch für die Huld danken, mit welcher er ihm Verzeihung angedeihen läßt und ihn über die Lehren der Weisheit befragt. Mit den übrigen Männern muß er zur Strafe in den Garten, wo der Graf, obgleich es kalte Nacht ist und alle leicht gekleidet sind, sie eine Stunde lang, während er sich am bereitstehenden, von allen verlassenen Mahle gütlich thut **), warten läßt, bis er sie endlich mit den Worten verabschiedet: „Seid mir gesegnet, die ihr die strafende Hand eines Vaters erkennt und gehorcht! dafür soll euch der schönste

*) Cagliostro pflegte über seine Stiftungsurkunden die Worte: Gloire. Sagesse. Union. Bienfaisance. Prosperité zu setzen.

**) Der Graf bemerkt mit Recht, er erscheine auch deshalb seinen Anhängern als ein Halbgott, weil er ihnen seine Bedürfnisse zu verbergen wisse. St. Germain aß auch nie in Gegenwart anderer, nach Casanova's Darstellung. Vgl. Barthold II, 69.

Lohn zugesichert werden. Ich habe euch redlich gefunden. Dafür sollt ihr heute noch den Großcophta sehn". Der Graf erkennt wohl, daß er die Prüfung nicht zu weit treiben dürfe, sondern seine beschämten Anhänger durch neue Hoffnung anreizen müsse. Aber den Ritter hat weder seine Beschämung gedemüthigt noch das Versprechen der Erscheinung des Großcophta's geblendet; gerade in dieser Erscheinung will er erkennen, ob der Graf sie hintergehe oder nicht; er ist entschlossen, den Betrüger zu entlarven, sobald er ihn entdeckt habe. „Was hat er denn für Wunder vor unseren Augen gethan? Und wenn er fortfährt, uns mit dem Großcophta aufzuziehen, — wenn es am Ende nur auf eine Mummerei hinausläuft, daß er uns einen Landstreicher seinesgleichen als den Urmeister seiner Kunst aufdringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen sein!" Aber mit Recht bemerkt die Marquise, daß die Menschen die Dämmerung mehr lieben, als den hellen Tag, und gerade in der Dämmerung die Geister erscheinen. Da ihr viel daran liegt, daß der Glaube an den Grafen nicht erschüttert werde, so erklärt sie, daß sie ihn als ein übernatürliches Wesen verehre, und sie erinnert den Ritter, daß er ihm viel zu verdanken habe und sein Glück durch ihn hoffen könne. Als der Graf den Ritter bei der Marquise findet, befiehlt er ihm in seinem gebieterischen Tone, sich zu entfernen und sich bis zum Abend der Betrachtung zu überlassen. Aber am Abend zeigt er sich gegen ihn liebreich und milde, da er hierdurch eher, als durch den frühern herrischen Ton Glauben in ihm zu erregen hofft. Freilich kommt ihm die leidenschaftliche Entrüstung, in welche der Ritter über den Grundsatz des zweiten Grades geräth, sehr ungelegen; aber er weiß sich bald zu fassen und durch die schlaue Erdichtung, daß er durch Mittheilung der Lehren des zweiten Grades nur prüfen wolle, ob seine Anhänger des dritten Grades würdig seien, den Ritter noch inniger an sich zu fesseln, so daß dieser in ihm den Bessern, den Größern, den Unbegreiflichen verehrt, und sich ihm ganz hingeben will. Der Graf, der jeden nach seinem Charakter zur Ordnung zu weisen sucht, freut sich, daß er den jungen Löwen mit einer Fackel zur Ruhe gebracht hat *), so daß er jetzt den Meisterstreich wagen zu dürfen

*) Daß der Löwe nichts so sehr, als den Anblick des Feuers scheue, war schon dem Homer bekannt. Vgl. Ilias Buch XI Vers 554, wo vom Löwen gesagt wird; daß brennende Fackeln ihn in Schrecken setzen.

glaubt, durch den sein Ansehen sich bei allen befestigen müsse. Aber der Ritter ist im Grunde mehr augenblicklich überrascht, als daß er überzeugt wäre; zeigt er sich auch äußerlich als einen gläubigen Anhänger, so betrachtet er doch alles, was geschieht, mit Mißtrauen *). Auf der Nichte, welche die Erscheinungen in der Krystallkugel schaut, ruht sein Blick mit innigster Liebe, die sich seit dem Augenblicke, wo er sie am Morgen im Hause der Marquise erblickt, unwiderstehlich seiner bemächtigt hat. „O wie sie liebenswürdig ist! Wie reizend in ihrer Unschuld! Nie hat mich ein Mädchen so gerührt. Nie habe ich eine solche Neigung empfunden." Wenn er hinzufügt: „Wie sorge ich für das gute Kind! Gewiß der Domherr, die Tante — das himmlische Wesen ahnet nicht, in welcher Gefahr sie schwebt! O wie gern möcht' ich sie aufmerksam machen, sie retten, wenn ich mich auch ganz dabei vergessen sollte", so spricht sich darin die Furcht aus, daß die Nichte, ohne es zu ahnen, zu den selbstsüchtigen Zwecken der Marquise mißbraucht werde, wenn auch ein Zweifel, daß sie jene Erscheinungen wirklich zu schauen glaube, noch nicht in ihm erwachen kann. Als die Nichte aber darauf einen neuen Betrug spielen soll, als sie erkennt, wie ihre Verwandten sie zu allen ihren verbrecherischen Absichten mißbrauchen wollen, in dieser Noth wendet sie sich an den Ritter, der allein von Allen ihr Zutrauen besitzt. „Seine Gestalt, sein Betragen, seine Gesinnungen zeichneten**) ihn mir im ersten Augenblicke als einen rechtschaffenen, einen zuverlässigen, thätigen Jüngling, und wenn ich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig." Sie bittet ihn als ein unglückliches Mädchen um eine Viertelstunde Gehör früh am andern Morgen; der edle Mann wird, hofft sie, einen Schutzort für sie finden, da jedes Kloster, jede Pension für sie jetzt ein angenehmer Aufenthaltsort sein werde. Aber sein Eifer und eine zufällige Gelegenheit führen ihn unglücklicher Weise noch an demselben Abend zu ihr, wo er sie im Kleide der Prinzessin antrifft und aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung seiner entsetzlichen, jetzt erwachten Vermuthung vernimmt, daß die Geisterszene Betrug, die Erscheinungen abgeredet gewesen. Die Nichte, welche in diesem Au-

---

*) Als der Graf sich als Großcophta zu erkennen gegeben hat, spricht der Ritter bei Seite: „Ich verstumme", worin sich der Unwille über eine solche Keckheit zu erkennen giebt. Was der Ritter laut spricht, drückt seine eigentliche Ansicht nicht aus.

**) Ist vielleicht bezeichneten zu lesen?

genblicke um keinen Preis mit dem Ritter zusammengetroffen zu werden wünscht, bittet ihn, sie jetzt zu verlassen und am andern Morgen zu ihr zurückzukehren, wo sie ihm alles erklären werde; aber gerade diese Bitte muß ihn in dem Verdachte bestärken, daß sie auch ihn habe hintergehn wollen daß das Mädchen, dem er sein ganzes Herz geweiht hatte, nichts als eine abgefeimte Betrügerin sei. Dieser Argwohn wird ihm durch das Gespräch zwischen dem Marquis und der Nichte, die sich in ihrer ängstlichen Verlegenheit um so weniger zu helfen weiß, da sie fürchten muß, der Ritter werde sie belauschen, zur schrecklichsten Gewißheit. Ein Abgrund von Verrätherei und Niederträchtigkeit eröffnet sich vor seinen Blicken. Die Nichte erscheint ihm jetzt als eine reizende Verführerin, welche, des einen Liebhabers überdrüssig, sich nach einem andern umsehe und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern schiele, die sie als ein himmlisches Wesen angebetet. Im ersten Augenblick will er zum betrogenen Domherrn eilen, um ihm die Augen zu öffnen, da er noch zu retten sei; aber der Gedanke, daß dieser nur ein kalter, eigennütziger Weltmann ist, von dem er dazu, da er stets in Geldverlegenheit sei, keine reelle Unterstützung erwarten dürfe, drängt ihn zum Entschlusse, die Sache dem Minister zur Anzeige zu bringen, der ihn nicht lange mit leeren Versprechungen hinhalten, sondern ihn zum Danke für die Entdeckung bald befördern werde. Freilich macht es einen sehr widerwärtigen Eindruck, daß der Ritter, in welchem wir bisher einen edeln Mann zu erkennen glaubten, in diesem Augenblick des bittersten Schmerzes an seinen Vortheil denken kann, daß er, statt sich ganz der Verzweiflung an Unschuld und Tugend, an jeder Größe und Liebenswürdigkeit, an der ganzen Menschheit in edelstem Schmerze hinzugeben, von der Sucht nach einer hohen und mächtigen Stellung ergriffen wird; aber es deutet dieses gerade auf den Krebsschaden der in sich ganz zerfallenen, hier beschriebenen Zustände hin, wo das Streben nach Macht, Glanz und Reichthum alle übrigen Gefühle so ganz und gar beherrscht, daß auch ein edlerer Geist diesem erliegt *). Sonst wäre es dem Dichter sehr

*) Mit Recht wirft ihm die Nichte vor (S. 102): „Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorsichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren.“ Durfte er auch das Geheimniß zur Rettung des Domherrn und zur Vereitelung des letzten unerhörten Betruges benutzen, unedel war es, dasselbe zur Handhabe seines Glückes zu gebrauchen.

leicht gewesen, den Umstand, daß der Ritter die Sache nicht dem Domherrn, sondern dem Minister anzeigt, anders zu motiviren. Die edlere Natur des Ritters tritt bald aus ihrer leidenschaftlichen Trübung wieder hervor. Als er im Park mit dem Obersten und den Schweizern die von ihm verrathenen Personen erwartet, da wird es ihm bang um das Schicksal dieser Menschen, obgleich sie nichtswürdig genug seien und seine Absicht eine löbliche gewesen. Aber von tiefstem, verzweifelndem Mitgefühl wird er ergriffen, als er aus dem Munde der Nichte vernimmt, daß ihre Verwandten sie in's Elend gestürzt, daß sie von diesen verbrecherischen Menschen getrennt und in's Kloster gebracht zu werden wünscht, als er entdeckt, daß er durch den Schein ihrer Schuld getäuscht worden, und dadurch, daß er die Sache nicht dem Domherrn berichtet, sie ganz zu Grunde gerichtet habe; er fühlt jetzt bitter, daß er durch einen unglücklichen Zufall mit sich selbst uneins das, was ihm das Liebste war, verletzt hat, so daß ihm nur ein Wunsch, eine Hoffnung bleibt, die Unglückliche, wo möglich, aufzurichten, sich und der Welt wiederzugeben. Mit diesem tragischen Schmerze scheidet der Ritter, indem er erkennt, wie auch ihn die Sucht nach hohem Ansehen und einer bedeutenden Stellung einen Augenblick vom rechten Wege abgeführt und zum Verräther eines unglücklichen, fast ohne Schuld in den Kreis der Verbrecher gerissenen Mädchens gemacht hat.

Goethe's Großcophta ist seinem innersten Wesen nach ein historisches Stück, nicht allein, weil es auf einer wirklichen Thatsache beruht, sondern weil es uns die schreckliche Zerfallenheit der sittlichen Zustände des französischen Volkes, und besonders seiner Aristokratie, treu abspiegelt. Sucht nach Reichthum, Macht und Glanz ist die einzige Triebfeder, welche alle in Bewegung setzt und zu den ärgsten Verbrechen treibt, der trostlose Unglaube, der alle ergriffen hat, giebt den Mystifikationen schlauer, die abergläubische Wundersucht geschickt ausbeutender Betrüger freies Spiel; jede Scheu vor der Tugend, jede Ehrerbietung vor der Majestät ist geschwunden, alles muß der gierigen Leidenschaft weichen, welche vor der Verführung der Unschuld und der Besudelung des Namens einer verehrungswürdigen Fürstin nicht zurückbebt. Selbst der Ritter weiß sich von der falschen Ehrsucht, an welcher die Zeit krankt, nicht frei zu halten und läßt durch sie die Stimme seines Herzens betäuben. In eine merkwürdige Beziehung tritt der Großcophta hierdurch zur „natürlichen Tochter", in welcher ebenfalls die Vernichtung aller sittlichen Grundlagen beson=

ders bei der von Grund aus verdorbenen Aristokratie mit allen ihren niederträchtigen Intriguen zur Anschauung kommt. Dort, wie hier, hat der Dichter den gegebenen Stoff auf eigenthümliche Weise gestaltet und die historischen Figuren unter allgemeinen Bezeichnungen auftreten lassen, den Namen der Hauptperson dagegen umgewandelt. Aus Cagliostro ist ein Graf Rostro, wie aus der Stephanie Louise de Bourbon Conti eine Eugenie geworden. Die Entwickelung, durch welche Mittel die verschmitzte Betrügerin und der mystifizirende Wunderthäter bei dem eiteln, leichtgläubigen Domherrn zu ihrem Zwecke gelangen, ist dem Dichter meisterlich gelungen, wie die Charaktere im allgemeinen mit der treffendsten Wahrheit entworfen und durchgeführt sind. Ulrici *) hat die Behauptung aufgestellt, Goethe, der in der Verarbeitung eines gegebenen Stoffs im allgemeinen mehr verändere, als Shakespeare, ändere nur deshalb, um die Individualität der handelnden Personen freier sich entfalten und davon alles abhängig erscheinen zu lassen, wogegen er den äußeren Verhältnissen und sogenannten Zufällen, die im Leben und in der Geschichte eine große Gewalt ausüben, möglichst diese Gewalt zu nehmen suche. Dies findet wenigstens auf den Großcophta keine Anwendung, da fast alle Veränderungen, welche Goethe sich hier erlaubt hat, aus dem Streben nach Vereinfachung und einer in sich wohl gerundeten und zusammenschließenden Handlung hervorgegangen sind; nur darin, daß der Kardinal hier als ein junger, in die Prinzessin verliebter und überhaupt weibertoller Domherr dargestellt wird, hat der Dichter eine die Individualität der Hauptperson wesentlich umgestaltende und sehr einflußreiche Aenderung sich gestattet.

Die Komposition des Stückes zeigt uns die vollendetste Kunst des Dichters, welcher den Stoff so lange mit sich herumgetragen und so vielfach durchdacht hatte, daß er ein schön gegliedertes Ganzes von wahrhaft dramatischer Wirkung aus einer an sich einer dramatischen Darstellung nicht wenig widerstrebenden Geschichte machen konnte. Mit Recht äußert er selbst bei Eckermann (II, 270), es sei im Grunde keine geringe Operation ein ganz reales Faktum erst poetisch und dann theatralisch zu gestalten, wie er bei seinem Großcophta gethan habe, der recht eigentlich für die Bühne gedacht sei. Die Exposition im ersten Akte ist eben so klar, als belebt, und führt uns gleich in

*) Ueber Shakespeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe. S. 594.

den Mittelpunkt der verwickelten Verhältnisse hinein. Von der Gewalt des Grafen über seine Anhänger erhalten wir hier ein deutliches Bild; wir sehen, durch welche Mittel er über diese herrscht, wie der Domherr ihm blind folgt, während der Ritter mit sich uneins ist, die Marquise ihn als Betrüger erkennt, aber nicht wagt, mit diesem Meister des Betruges zu brechen, von dem sie in dieser Kunst noch täglich lernt, von welcher Kunst sie selbst eben eine Probe liefert, indem sie den Domherrn mit der Hoffnung, ihm die Gunst der Prinzessin und des Fürsten wieder zu verschaffen, hintergeht. Im zweiten Akte, in welchem die Liebe des Ritters zu der eben vom Marquis verführten Nichte sich bildet, tritt zunächst der Plan der Marquise auf das Halsband hervor, zu dessen Erlangung der Graf ihr mittelbar beistehn soll, der selbst nicht weiß, worauf eigentlich die Absicht der Marquise gerichtet ist. Die Nichte soll bei der Erscheinung des Großcophta's, die er seinen Anhängern auf denselben Abend versprochen hat, als Taube die Liebe der Prinzessin in der Krystallkugel schauen. Daß diese gerade hierdurch veranlaßt wird, der Marquise ihre Schuld zu gestehn, welche dieses Geständniß als ein willkommenes Mittel benutzt, sie zum blinden Gehorsam zu zwingen, ist vortrefflich erfunden. Im dritten Akte gelangt das Halsband in die Hände der Marquise, aber den Glanzpunkt desselben bildet die Erscheinung des Großcophta's und das Krystallschauen der Nichte, für welche die Neigung des Ritters in ängstlicher Sorge schwebt. Vergebens sucht die Nichte sich im vierten Akte den Schlingen der Verbrecher, die sie unmittelbar darauf zu einem neuen Betruge mißbrauchen wollen, zu entziehen; ein unglücklicher Zufall verleitet den Ritter zu dem Wahne, die Geliebte sei eine durchtriebene Betrügerin, die keine Schonung verdiene, und er eilt, die Verbrecher, von deren niederträchtigen Absichten er Kenntniß erlangt hat, zu verrathen. Die Gartenszene erfolgt endlich im letzten Akte; die sämmtlichen Mitspieler werden aufgehoben, der Ritter aber gelangt zur Einsicht, daß er die Nichte, deren Verbrechen nur ihre Schwäche war, völlig verkannt hat.

Wie sehr aber auch die Komposition des Ganzen gelungen ist, wie trefflich sich auch die Entwickelung und Motivirung der Handlung erweist, wie tief auch der Dichter den gegebenen historischen Stoff erfaßt und mit hoher Einsicht und Kunst zu einer poetischen und theatralischen Darstellung erhoben hat, so fehlt dem Stücke doch jede tiefere Wirkung, weil es das Gemüth nicht zu ergreifen vermag, da

sich unter allen handelnden Personen keine einzige findet, an der wir lebhaften Antheil nehmen könnten, wie schon Forster bemerkt hat, in dessen oben erwähntem Urtheile nur diese Ausstellung wirklich begründet ist. Selbst der Ritter und die Nichte können keinen tiefen Antheil erregen. Letztere tritt uns gleich als Verführte des eiteln und leeren Marquis entgegen, an welchem sich auch kein Zug von innigem Gefühl und reiner Gemüthlichkeit findet, woher wir die Nichte wohl bedauern, aber keine lebhafte Theilnahme für sie empfinden können. Durch diese Schuld läßt sie sich noch zu dem Betruge des Krystallschauens verleiten, ohne bedeutenden Widerstand zu leisten. Auch, als man sie zur Gartenszene mißbrauchen will, setzt sie keinen Widerstand entgegen, nur daß der Abscheu gegen diese den Namen der Prinzessin in den Schmutz einer schändlichen Intrigue herabziehende That und das ganze verbrecherische Treiben ihrer Verwandten sie bestimmt, sich an den Ritter zu wenden, den sie aber erst auf den Morgen nach der Gartenszene zu sich bescheidet. Warum widersetzt sie sich nicht der schändlichen Zumuthung, die Prinzessin zu spielen, mit voller Kraft und nimmt dazu die Hülfe des Ritters in Anspruch? Mag man dies auch aus der Verlegenheit der Nichte und der Furcht, ihre Schande entdeckt zu sehn, genügend erklären, so erscheint sie doch hier in einer solchen sittlichen Schwäche, daß sie unsere Theilnahme nur wenig erregen kann. Diese verliert sie fast ganz, wie wir sie in der Gartenszene ihre Rolle mit einer so täuschenden Wahrheit spielen sehen, als ob sie ganz an ihrer Stelle wäre. Dazu darf die Nichte nicht fähig sein; es muß ihr unmöglich fallen, den Betrug bis zu Ende zu spielen. Wie wir sie beim Krystallschauen in Ohnmacht fallen sehen, was nicht als eine verabredete Komödie, sondern als Unvermögen, den Betrug fortzusetzen, gefaßt werden darf, so mußte sich hier ihre gute Natur noch entschiedener gegen die noch schändlichere Täuschung erheben, und sie in der Unmöglichkeit, den Domherrn so arg zu hintergehn, zur Entdeckung der Wahrheit gedrängt werden. Freilich ist es ein altes Wort des Aristoteles, daß der Dichter den Mythos nicht lösen, d. h. den Ausgang einer gegebenen Geschichte nicht wesentlich umgestalten dürfe; aber hier scheint uns der Dichter zu einer solchen Umwandlung so nothwendig gedrängt zu werden, daß wir uns höchlich wundern müssen, wie Goethe nicht darauf geführt worden ist. Durch diese Umänderung würde der ganze Schluß ein viel befriedigenderer werden, da wir den reinen Sieg der unverdorbenen Natur über Trug und List mit Freude be-

grüßen würden. Wir verlangen nicht, daß die Nichte deshalb am Schlusse von ihrem Vorhaben, in's Kloster zu gehn, Abstand nehmen solle, vielmehr wäre dieser Entschluß auch bei dieser Umänderung der einzige ihrer würdige. Der Streit des Marquis mit der Marquise würde wegfallen und die Sache so dargestellt werden müssen, daß ersterer, da er den unglücklichen Verlauf der Geschichte vernimmt, mit seinen Diamanten die Flucht ergreifen will, aber aufgefangen und zurückgeführt wird, was den komischen Schluß des Ganzen bilden könnte. Wie die Nichte nach der Darstellung Goethe's, so kann auch der Ritter unsere lebhafte Theilnahme nicht fesseln. Noch viel weniger aber folgt diese dem ehrsüchtigen und leeren, auf seine Geburt stolzen Domherrn.

Man hat die Frage aufgeworfen, mit welchem Rechte der Dichter seinen „Großcophta" als ein Lustspiel bezeichnet habe. Freilich, wenn Lust und Heiterkeit, Späße und lautes Gelächter hervorrufende Situationen das Wesen des Lustspiels bilden, so hat das Stück auf den Namen eines solchen nicht den geringsten Anspruch. Der Domherr erscheint freilich als der gefoppte, eitle Narr, der auch noch am Schlusse seine lächerliche Einbildung nicht lassen kann und dem wir gern eine derbe Zurechtweisung gönnen, aber alle Heiterkeit schwindet dadurch, daß es habgierige Verbrecher und Betrüger sind, welche seine Narrheit mißbrauchen. Zwar werden diese Schurken entlarvt und ihr falsches Spiel gestört, wobei es lustig genug ist, daß der Marquis, welcher seine verschmitzte Frau betrügen, und der Graf, der den Domherrn und die Marquise durch seine plötzliche Ueberraschung täuschen will, zugleich mit der Marquise in demselben Zuge gefangen werden; aber bei solchen Verbrechen kann eine eigentliche Heiterkeit um so weniger entstehn, als wir die Nichte und den Ritter, welche die unschuldigsten und edelsten Personen von allen sind, mit dem Gefühle des tiefsten Schmerzes, erstere ganz hoffnungslos, den Ritter wenigstens mit halbgebrochenem Herzen scheiden sehen.

Heiterkeit und Scherz bilden aber auch keineswegs das nothwendige Erforderniß und das eigentliche Wesen der Komödie oder des Lustspiels, wenn man nicht etwa Shakespeare's „Maß für Maß" deshalb nicht als Lustspiel gelten lassen und andere Komödien desselben Dichters, deren Hauptinhalt eine ernste Geschichte bildet, wie „Ende gut, alles gut," „Viel Lärmen um nichts," „Der „Kaufmann v. Venedig", bloß wegen einzelner lächerlicher Szenen, die ja auch in shakespearischen Trauerspielen nicht fehlen, für Lust=

spiele halten will. Das Wesen des Lustspiels liegt in der komischen Grundidee, welche das menschliche Leben als eine Welt der Ungereimtheiten und Widersprüche auffaßt. Wie in der Tragödie ein kräftiges Ringen des Menschen mit feindlichen, ihn bedrängenden Gewalten zur Darstellung kommt, in welchem sich auch selbst im Untergange die edle, ächte Menschennatur bewährt, so hat es die Komödie mit den menschlichen Schwächen zu thun, die nach einem in sich eiteln und leeren Ziele hinstreben oder sich selbst verkennen und daher von anderen zum Besten gehalten werden. Der komische Dichter soll uns diese Schwächen in ihrer Nichtigkeit und Leerheit aufzeigen und, indem er uns über dieselben erhebt, zur innersten Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen führen. In diesem Sinne hat unser Dichter auch den „Großcophta" mit Recht ein Lustspiel genannt, da er uns die Leichtgläubigkeit der Thoren darstellt, welche, während sie den Verheißungen von Betrügern glauben, daß ihre ausschweifenden Wünsche in Erfüllung gehn werden, von diesen selbst auf die erbärmlichste Weise gefoppt und geprellt werden. Dieser Domherr mit seinem Streben nach geheimer Weisheit und Wissenschaft, welche er von einem in seltsame Reden und Gebräuche sich hüllenden Schwätzer zu erhalten hofft, mit seiner Erwartung, die Gunst der Prinzessin eben so unverdient wiederzuerhalten, wie er sie mit vollstem Rechte eingebüßt hat, dieser aus Eitelkeit, Hochmuth und Leichtgläubigkeit zusammengesetzte Narr ist eine durchaus komische Person, die sich auch dadurch als wahrhaft komisch bewährt, daß sie unverbesserlich ist, da sie, insofern sie ihr Wesen nicht ganz und gar verleugnen kann, auch durch Schaden nicht klug werden wird.*) Der in's Tragische spielende Schluß kann diesem komischen Grundkerne des Stückes keinen Abbruch thun, würde aber bei der von uns oben geforderten Aenderung in der Gartenszene zwischen dem Domherrn und der Nichte viel weniger hervorgetreten sein.

---

*) Noch am Schlusse ist er von seiner tollen Liebe zur Prinzessin nicht geheilt, und wenn er die Betrüger, die ihn gefoppt, vor seinem Abgange verachtet und mit den Worten schließt: „Ihr waret geschäftig um meine Leidenschaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis dastehe; aber die Aeste, die Wurzeln mußtet ihr unangetastet lassen. Schwärmt hin, wo ihr wieder Nahrung findet," so spricht auch hieraus nur die verletzte Eitelkeit des gefoppten Mannes, der bald wieder neuen Schmeichlern und Betrügern anheimfallen wird. Man vgl. auch die Aeußerung des Ritters S. 84.

Was endlich die Sprache des „Großcophta" betrifft, so hat der Dichter den höhern Ton der sogenannten gebildeten Welt, welche zum vortrefflichsten Ausdrucke der innern Hohlheit derselben dient, mit größtem Geschick dargestellt; nur tritt im Ritter zuweilen die Sprache wahren, edeln Gefühls und in der Nichte die reine Natürlichkeit einer unverdorbenen Seele bezeichnend hervor, während der Dichter in des Grafen Reden den Wechsel zwischen dem gewöhnlichen, oft der gemeinen Sprache sich nähernden Umgangston und der höhern begeisterten Sprache eines schwärmerischen Sehers wirksam zu benutzen verstanden hat.

Wir müssen hiernach den „Großcophta" in künstlerischer und besonders theatralischer Hinsicht wegen der Lebendigkeit der Handlung, der sprechenden Zeichnung der Charaktere und der gelungenen Darstellung im Ausdrucke als eine nicht unbedeutende Leistung, die als eine Studie für jeden denkenden dramatischen Dichter gelten darf, sehr hochachten, wenn wir auch gestehen, daß der Dichter das Widerwärtige des Stoffes nicht ganz überwunden hat und daß das tiefe Gemüth, welches in einer Iphigenie, einem Tasso, einem Hermann uns so warm anspricht, in diesem Gemälde niederträchtiger Betrügereien und Gaukeleien, welche die Thorheiten und Leidenschaften leichtgläubiger Narren auszubeuten bemüht sind, freilich wenig anklingt.

H. Düntzer.

Versuche über den Begriff einer Sprachlehre.

1. Das Verhältniß zwischen Denken und Sprechen.

Wir sprechen heißt: wir drücken durch Worte aus, was wir denken.

Daraus ergiebt sich eine enge Beziehung zwischen Sprache und Gedanken, indem die natürliche Forderung an den Ausdruck gestellt wird, daß er genau den Inhalt des Gedankens darlege.

Der sprachliche Ausdruck ist das Zeichen, der Gedanke das, was durch das Zeichen einem Andern mitgetheilt wird; das Zeichen muß also überall den Gedanken decken, mit demselben sich mannichfach verwandeln, und alle Formen des Gedankens annehmen, damit der Empfänger des Zeichens auch mit Sicherheit den Gedanken fasse, den es ausdrücken soll.

Dies Verhältniß erscheint beim ersten Blick sehr einfach. Wir dürften nur nachforschen, was ein Gedanke sei, aus welchen Theilen er bestehe, welche Gestaltungen diese haben müssen, um die verschiedenen Gedankenformen bilden zu können, und wie diese Formen nach natürlichen Gesetzen des Denkens sich gestalten müssen. Dann würden wir die Worte und Ausdrücke nach dem Ergebnisse eintheilen und ordnen, so daß die Uebereinstimmung klar zu erkennen wäre.

Allein eine flüchtige Vergleichung der Ausdrucksweise zweier verschiedenen Sprachen für einen und denselben Gedanken reicht hin, um die Ueberzeugung zu begründen, daß das Verhältniß zwischen Denken und Sprechen keineswegs aus den Denkgesetzen allein erkannt werden könne. Bei genauerer Betrachtung der Art, wie der sprachliche Ausdruck sich entwickelt, zeigt sich, auch ohne Vergleichung mehrerer Sprachen, daß der mündliche Ausdruck von eigenthümlichen Bedingungen abhängt, welche fortwährend ihren Einfluß üben und die Art, wie er den Gedanken darstellt, bestimmen.

Denken und Sprechen sind zwei gesonderte Thätigkeiten, die in beständiger Wechselwirkung stehen; sie entwickeln sich nach beson-

dern Naturgesetzen, welche durch jene Wechselswirkung früh schon ineinandergreifen; es treten Fälle ein, daß sie einander widersprechen und daher eines vereinigenden Elements bedürfen, und wiederum, daß die Verbindung ihrer Besonderheiten eine gemeinsame Wirkung erzeugt, so daß beide Thätigkeiten immerfort sich durcheinander vervollkommnen, verstärken und neue Formen schaffen, ohne jedoch ganz und gar in einander aufzugehen.

Schon die Entstehung oder vielmehr die erste Entfaltung dieser beiden Thätigkeiten des menschlichen Geistes beweist die Wahrheit dieser Behauptung. Der Gedanke ist ein Erzeugniß des Bewußtseins, die Sprache dagegen das eines unbewußten Triebes. Ja selbst, wenn man die erste Anregung zum Denken einen Trieb nennen will, so ist dieser doch ein dem Menschen natürliches Streben nach Erkennen, während der Trieb sich mitzutheilen erst von außen, durch das Gefühl der Geselligkeit, angeregt wird. Es ist klar, daß der Geist anschauen, unterscheiden und schließen kann, ohne zu sprechen, oder Worte für seine Begriffe zu bilden, und daß andererseits auch ein von Kindheit an blödsinniger Mensch, welcher gar nicht zu denken vermag, doch die Empfindungen des Schmerzes, des Hungers und des Behagens durch Laute darthun kann, wie dies ja auch andern lebenden Geschöpfen eigen ist. Die menschliche Sprache leistet auch, abgesehen von der innern Bedeutung der Worte, durch den bloßen Laut sehr viel, wie man aus dem inhaltslosen Schall-Geplapper der ein Kind hätschelnden Amme oder Mutter ersieht.

Das Denken für sich allein ist vom Sprechen unabhängig, und eben so ist die Sprache vom Gedanken unabhängig, so weit sie bei ihrer ersten Entfaltung nur zur Darstellung der Empfindung diente. Weil sie aber sofort zusammen wirken, so entwickelt sich die Denkkraft durch die Sprache, und die Sprache durch die Gedanken.

Das Denken, als eine rein geistige Thätigkeit angesehen, geschieht nach allgemeinen, höchst wahrscheinlich in allen Menschen vollkommen gleichen Gesetzen. Allein schon bei der ersten Anwendung gehen die Menschen dabei nach mannichfachen Richtungen auseinander, indem die Wahrnehmungen und Auffassungen, welche der Denkkraft den Stoff leihen, in jedem Menschen nach körperlicher Beschaffenheit, nach Alter, Stärke, Vollkommenheit der Sinne, Grad der Aufmerksamkeit, der Erregbarkeit und der Empfänglichkeit für

Eindrücke und unendlich vielen einwirkenden Nebenumständen sich sehr verschieden gestalten, und diese Verschiedenheit später nach örtlichen Verhältnissen und Gewohnheiten und Ereignissen sich immer mehr geltend macht. Die Ergebnisse der auf äußerliche Erfahrungen gegründeten Denkthätigkeit müssen daher, selbst bei ganz gleichen Gesetzen, verschieden ausfallen, und dürften wohl nur bei allgemein gleichen Grundlagen, wie solche die Zahlen und Größen betreffenden Wahrheiten darbieten, übereinstimmen.

So wie nun der Trieb erwacht, eigene Gedanken einem Andern mitzutheilen, oder das natürliche Streben, im Zuhören genau dieselben Gedanken hervorzubringen, die den Sprechenden beschäftigen, und dadurch irgend einen Erfolg zu erzielen, sei es bloßer Mitgenuß, einfache Theilnahme, oder Erfüllung eines Verlangens, Befriedigung der Wißbegier, oder was sonst, so hört der Gedanke auf, eine reine Selbstthätigkeit zu sein, er muß sich zugleich mit der Entäußerung irgend wie verwandeln und dem Hörenden anbequemen, um eine Mittheilung zu werden, die nach dem Wunsche des Sprechenden verstanden werde; denn die verschiedenen Standpunkte würden alle Verständigung hindern, wofern nicht eine Vermittelung da wäre. Diese liegt aber in dem Streben, einander sich zu nähern, in dem Triebe der Geister, sich gegenseitig zu durchdringen. Die Gestaltung des Gedankens ändert sich also in der Mittheilung, in welcher der Sprechende zu Gunsten des Verständnisses einen Theil seiner Anschauung aufgiebt, weil er durch ein Gefühl angeleitet wird, sich zugleich in des Andern Auffassungsweise zu versetzen. Die Sprache, welche hierzu dient, ist daher auch nicht mehr der Ausdruck des reinen Gedankens, sondern der der Mittheilung. (Hieraus erklärt sich die ungemeine Schwierigkeit, mittels einer gegebenen Sprache reine Gedanken auszudrücken, was leider die Gelehrten, denen letzteres obliegt, zur Schaffung einer eigenen, oft sehr ungeschickt gebildeten Sprache nöthigt).

Dazu treten aber noch mehrere Gründe, um den Gedanken umzugestalten. Es ist nämlich der Zweck der Mittheilung meist nicht allein das Verständniß, sondern zugleich die Erregung der Theilnahme und oft starker Gefühle, ferner des Wohlgefallens oder Mißfallens, der Ausdruck des Wunsches, vom Andern eine Mittheilung zu erhalten, die Frage, oder auch die Verneinung oder Einschränkung und Berichtigung dessen, was der Andere denkt, und überhaupt die Dar-

legung der Beziehungen des Sprechenden zum Angeredeten, — Verhältnisse, welche auf die Anschauungen und die Darstellung derselben um so mehr zurückwirken, als dem Menschen auch der Trieb inne wohnt, allen Gestaltungen eine schöne Form zu geben, wozu eine eigenthümliche Schöpferkraft in Thätigkeit gesetzt wird. Endlich kommt auch noch die Wahrnehmung hinzu, daß die Stoffe der Anschauungen geradezu verschiedene Ansichten darbieten, je nachdem der Sprechende sie vorstellt und der Angeredete sie aufzufassen hat, und daß diese Verschiedenheit sich nach Maßgabe der Bildungsstufen und der Gemüthsstimmung der Sprechenden noch steigert, so daß in dem Austausche der Rede eine und dieselbe Mittheilung fast fortwährend die Darstellungsart wechselt.

Aus allen diesen Beobachtungen folgt, daß die Gedanken, sobald sie Gegenstand der Mittheilung werden, ihre ursprüngliche Form ändern, und von den Gesetzen, welche sie als reine Ergebnisse des Denkens befolgen, abgehen, um sich denen der Mittheilung zu unterwerfen. Da diese von einer unendlichen Menge äußerer und innerer Verhältnisse bedingt wird, so wirken diese auf die Formen des Denkens zurück, welche sich ihnen fügen müssen.

Das Sprechen ist im ersten Entstehen der Ausdruck der Empfindungen, welche wahrscheinlich auch ohne Zuhörer sich durch Laute gewissermaßen Luft machen, wie dies bei andern lebenden Wesen der Fall ist. Die Theilnahme der Menschen für einander vermehrt bald die Laute nach Verschiedenheit der Empfindungen, und es treten immer mehr Ausdrücke für empfangene Eindrücke hinzu. Die Gestaltung derselben hängt ebenfalls von den schon beschriebenen äußern sowohl als innern Bedingungen ab, und würde natürlich bei jedem Menschen verschieden ausfallen, so daß keiner den andern verstünde, wenn nicht die Nothwendigkeit, einander zu verstehen, und die häufige Wiederkehr eines Ausdruckes für denselben oder den ähnlichen Eindruck endlich ein gegenseitiges Nachahmen, gewissermaßen eine unbewußte Annäherung bewirkte, bis die beisammen lebenden Personen durch Gewohnheit eine ziemliche Gleichheit der Ausdrucksweise gewinnen. Diese verliert sich aber wieder, je weiter die Menschen, oder vielmehr ganze Gesammtheiten örtlich von einander sich entfernen, und die Verhältnisse der auf körperliche Gestaltung, auf die Sinne und die Neigungen Einfluß übenden Oertlichkeiten, Nahrungsmittel, körperliche Beschaffenheiten, Naturerscheinungen,

Erzeugnisse, u. s. f. sich ändern. Eine bereits ausgebildete Sprache kann somit sich durch und durch umwandeln, und eine minder durchgebildete allmählich ganz verloren gehen und einer neu entstehenden weichen.

Die erste Grundlage einer Sprache, welche als Naturerzeugniß angesehen werden muß, gewinnt durch Anerziehung der sich fortpflanzenden Gesammtheit immer mehr Festigkeit und wächst mit deren Fortschreiten in Erfahrung und Bildung, so daß diese sich durch die Sprache ausprägen, welche also den Geist eines Volkes in vielen Beziehungen anschaulich darstellt.

Dies ist erkennbar, so lange die Entwickelung der Sprache und der Volksbildung lediglich auf dem Boden der Natur vor sich geht, das heißt, das Volk im Allgemeinen unvermischt und ohne starken Verkehr sich erhält und wächst. Der Geist wird zwar den Bereich des Gedankens immerfort erweitern, aber um sich mitzutheilen, wird er sich nur der gegebenen Mittel bedienen können, seine Formen werden nach Maßgabe der Fügsamkeit derselben beschränkter oder mannigfaltiger sein, dagegen wird die Gefügigkeit der Sprachmittel ebenfalls sich immer mehr ausbilden, bis die Sprache fähig ist, alle die Gedanken auszudrücken, die sich natürlich in der Gesammtheit erzeugen.

Allein wohl kein Volk bleibt so ganz abgesperrt von anderen Völkern, und die durch Ansiedelungen, Ehen, Verkehr und Kriege entstehenden Vermischungen bringen große Veränderungen hervor. Ein ansehnlicher Theil der Sprachmittel wird jetzt nur auf dem Wege der Nachahmung eingeführt. Die Sprachwerkzeuge sehen sich genöthigt, fremde Laute sich anzueignen, weil ihre eigenen nicht verstanden würden, oder weil sie nicht die Fähigkeit besitzt, die fremden Begriffe und Gedanken durch Gebilde der eigenen Sprache darzustellen. So mischen sich die Gedankenformen und die Ausdrucksformen durch die Nothwendigkeit des Verkehrs, und der hinzutretende Unterricht und die fortschreitende Wissenschaft vermannigfachen diese Einflüsse so sehr, daß zuletzt die Urelemente der Sprache kaum mehr erkennbar sind, in den unendlich vielen Umgestaltungen, die sie erfahren.

Die ursprüngliche Beschaffenheit des Volkes, welche von Naturververhältnissen, die sich wenig verändern, bedingt wird, behält zwar eine durchgreifende Herrschaft, welcher sich alles Fremdartige anbilden muß; allein, so wie Sitten und Gewohnheiten, Lebensweise,

Nahrungsmittel, Beschäftigungen und Genüsse, welche alle durch Verkehr und Vermischung fortwährend Abänderungen erleiden, auf Stärke und Schwäche, Farbe und Gestalt des Körpers, auf die Stimmung des Gemüthes, auf Hang und Leidenschaft, und überhaupt auf das Wesen eines Volkes einen unverkennbaren Einfluß üben, so daß ein Verstorbener, welcher nach wenigen Jahrhunderten wieder käme, seine Stammgenossen fast für Fremde halten würde, — so wandelt sich zugleich mit dem Wesen des Volkes unvermerkt auch die Sprache um. Wer genau darauf achtet, sieht diese Uebergänge während sie sich bilden, mit eigenen Augen.

Aeußere und innere Gründe wirken also mit natürlicher Nothwendigkeit auf die stetige Umgestaltung der Sprache, nur bei verschiedenen Völkern nach Maßgabe der Umstände verschieden, sowohl in der Art, als in dem Grade der Stärke. Es treten aber noch hierzu absichtliche Veränderungen, welche sich dermaßen geltend machen, daß sie einen Theil der natürlichen Kraft zerstören, gerade wie manche absichtliche unnatürliche Einrichtungen, wie sehr sich auch das Gefühl dagegen sträubt, zuletzt die ganze Gesellschaft beherrschen und des Volkes Kraft brechen, wie z. B. Frohndienste, Ehelosigkeit (ehemals auch Entmannung) ganzer Gesammtheiten, Geburtsvorzüge, Kastenunterordnung. Solche absichtlich herbeigeführte Ausartungen kommen auch in der Sprache vor. Dahin gehören gewisse Formeln, insbesondere der Verträge, der Rechtspflege, der Kanzleien, welche zur Wahrung der Gesetze und Verhütung leicht entstehender Mißdeutung sich allerdings empfehlen, ferner die Formeln religiöser Bekenntnisse und der mit denselben verbundenen Begriffe und Darstellungsweisen; der Kauderwälsch der Gelehrtenzunft, welche es verschmäht, in der gemeinen Volkssprache zu reden und diese fortzubilden, und es vorzieht, die im Volke noch nicht vorhandenen Gedanken und Vorstellungen, nach eigener Weise, sei es mit ausländischen Worten, sei es mit willkührlich gestalteten Formen, auszudrücken und endlich das Streben des unterrichtetern oder durch Amt, Würde und Umgang etwas anders gestellten (wir mögen nicht sagen, höher stehenden) Volkstheiles, sich auch durch Sprachformeln von der Masse zu unterscheiden, um gebildeter zu erscheinen; ein Verfahren, welches bald die Schulen zwingt, sich darnach zu richten, späterhin durch Eitelkeit oder Bequemlichkeit immer weiter um sich greift, in Schriften besonders herrschend wird, und endlich zur Folge

hat, daß die Volkssprache sich auf die einfacheren Lebensbedürfnisse beschränkt, und die Sprache der Gebildeten von ihr eben so weit absteht, wie die herabgesunkene Kraft und Gesinnung der ausgearteten Bildung von der Gesundheit und Gemüthswärme des Volkskerns, der von der Ausartung unberührt geblieben.

Die Natur dringt freilich oft wiederum durch und weckt auch in den Ausgearteten ein schmerzliches Bewußtsein von ihrem Zustande und eine Sehnsucht, sich zu ermannen und wieder zur alten Kraft wo möglich zu gesunden, ohne die geistigen Errungenschaften zu opfern; allein die Heilung kann nicht durch Rückkehr zur vormaligen Einfalt bewirkt werden, weil die Wirkungen der Jahrhunderte einmal wurzeln, — man muß sich begnügen, die Wirklichkeit, wie sie ist, zu würdigen, und nur die schädlichen Einflüsse zu beseitigen, so erstarkt die Natur von selbst wieder; — und eben so geht es mit der Sprache. Sie wird mit Bewußtsein behandelt, man läßt manches Eingedrungene gelten, sucht aber die echten Gesetze der einheimischen Grundlage auf und gewinnt dann die Mittel, bei zunehmender Volksthümlichkeit, auch die neu errungene Kraft und Gesinnung naturgemäß auszudrücken.

Diesen Entwickelungsgang beobachten wir in den ausgebildeteren Sprachen, am Vollständigsten in unsrer Muttersprache, welche von fremdem Einflusse viele Umgestaltungen erlitten hat, ohne so ganz und gar, wie manche benachbarte Mundart, durch die fremde Sprache überwältigt worden zu sein, daß ihr eine Wiederaufhebung versagt wäre. Sie fühlt die Entartung, je weiter sie in der Geschichte vorrückt, und strebt immer wieder darnach, ihre Eigenthümlichkeit zur Herrschaft zu bringen.

Die **Sprachlehre** ist nun nichts Anderes, als die Aufstellung der Gesetze, unter welchen die Sprache als Ausdruck der Gedanken dient, und die Sprachlehre einer bestimmten Sprache, die Aufstellung der Gesetze, unter welchen eine bestimmte Sprache gemäß dem ursprünglichen Geiste, den sie in ihrem Entwickelungsgange bewährt hat, auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe sich bewegt, oder wofern Vieles als Ausartung auszuscheiden ist, sich bewegen sollte.

Wenn man diesen Begriff mit dem Worte Sprachlehre verbindet, so wird es nach den obigen Bemerkungen leicht begreiflich, daß wohl nur wenige Versuche, die allgemeinen, oder gar besondern deutschen Sprachgesetze darzustellen, dieser Forderung auch nur sehr

schwach entsprechen, weil dabei den hier angedeuteten Gesetzen der Sprachentwickelung keineswegs Rechnung getragen, vielmehr auf einer durch Gewohnheit und Bequemlichkeit herrschend gewordenen Grundlage fortgebaut worden, welche weder die allgemeinen, noch die besonderen Gesetze naturgemäß darstellt, vielmehr durch Willkühr eingeführt worden und zur Herrschaft gelangt ist.

Es konnte wohl nicht anders kommen, da die Sprachwissenschaft nur aus dem Bedürfniß, sich in einer bestehenden und schriftlich gebrauchten Sprache zurechtzufinden, und Mißbegriffe zu vermeiden, entstanden ist, wobei man lediglich die Erfahrung, die herrschende Ueblichkeit und allenfalls das Schönheitsgefühl befragte. Was wir davon geschichtlich besitzen, ist daher eben nur ein solches Ergebniß, und zwar eine mehr und minder wohlgeordnete Sammlung von Regeln, wie solche nach den geistvollen Betrachtungen derer, welchen eine durchgreifende Kenntniß der griechischen oder lateinischen Sprache, oder einer der semitischen Mundarten, wichtig erschien; die Lehrgebäude der lateinischen Sprache dienten als Vorbilder für die Darstellung anderer europäischen Sprachen, so daß trotz der unerläßlichen und in neuester Zeit immer stärkern Abweichungen bei Behandlung neuerer Sprachen der alte Grundriß noch nicht seine Geltung verloren hat. Dadurch hat die besondere Sprachlehre den Anschein gewonnen, als wäre der herkömmliche Grundriß nahezu der Rahmen, in welchen alle Sprachlehren sich fügen, ja als sei er fast die Grundlage zu einer allgemeinen Sprachlehre, deren Gesetze also sich durchweg zu bewähren hätten. Wir halten beides für einen Irrthum. Mögen die Arbeiten der alten Sprachforscher, die sich Grammatiker nannten, und aller ihrer Nachfolger, noch so befriedigend für den besagten Zweck erscheinen, — Wahrheit enthalten sie nicht, weil sie selten durchgreifende Gesetze geben, die aus der Natur entlehnt sind, vielmehr nur Erfahrungsregeln aufstellen, gegen welche sich daher immer wieder Ausnahmen einfinden, die sich nicht durch andere Gesetze rechtfertigen. Auch lassen sie viele Erscheinungen gelten, ohne sie irgend zu begründen, und andere stehen in geradem Widerspruch mit den angeblichen Gesetzen. Auch können dergleichen Arbeiten nicht wohl in die Natur der Sprachen eindringen, da sie sich nicht mit der lebenden Sprache des Volkes befassen, sondern nur die bereits zur Schriftsprache durchgebildete allein behandeln, und da sie den Ein-

wirkungen aufs Gehör nur in so weit Rechnung tragen, als solches durch Schriftzeichen darstellbar ist. Alle unsre Versuche aber, in das Lautwesen solcher Sprachen einzugehen, die wir selbst nicht hören, müssen scheitern; und zwar schon deßhalb, weil die Schrift sich mit wenigen Zeichen behilft, während die Zahl der Laute oder Schälle in jeder Sprache unendlich groß ist.

Ergiebt sich nun schon hieraus, daß eine so gestaltete Sprachlehre, wenn gleich neuere Forschungen versucht haben, die Mängel der älteren zu ergänzen, auf keinen Fall dahin gelangen könne, den Grundriß der betreffenden Sprache naturgemäß zu zeichnen, und versteht sich noch viel weniger den einen oder andern nach demselben Muster abzugeben, so liegt es klar vor Augen, daß auch die Gesetze der allgemeinen Sprachlehre dort nicht zum Grunde gelegen haben. Dies beweist sich schon aus der Beschränktheit der Schriftzeichen für Laute, und aus der ganzen Behandlungsweise, welche von gegebenen Formen ausgeht, und diese nach der Erfahrung beurtheilt, auch größtentheils die einmal bekannten Kunstausdrücke für deren Bezeichnung beibehält, wie sehr auch deren Unangemessenheit und Unzulänglichkeit zugestanden werden muß. Die allgemeine Sprachlehre könnte nur dann auf Anerkennung rechnen, wenn sie gleichsam den Begriff der Sprache in seiner höchsten Vollkommenheit darstellte, und die innere Nothwendigkeit des Baues einer Sprache nachwiese, also einen durchaus neuen Grundriß lieferte, der einzig und allein auf Naturgesetzen beruhte, woraus dann von selbst die durchgängige Fehlerhaftigkeit der besondern Sprachlehren hervorginge.

Wir bezweifeln, daß es je gelingen werde, einen solchen Bau aufzuführen, oder auch nur dessen Grundriß vollständig zu ersinnen. Daß es nicht möglich sei, den äußerlichen Sprachstoff, die Laute und deren Verbindungsweisen und die daraus sich bildenden Gestaltungen naturgesetzlich zu ordnen, und eben so ihre Bewegungen, Verwandlungen, und die Einflüsse beider auf weitere Bildungen unter Gesetze zu bringen, leuchtet ein, wenn der Einfluß der oben angedeuteten Bedingungen, deren Verwickelung keines Menschen Auge durchschaut, zugegeben wird. Die Sprache ist kein Wesen für sich allein, sie ist das Erzeugniß einer unendlichen Menge, unter sich wiederum fortwährend wechselnder, in Art und Kraft verschiedener Ursachen, die in allen Elementen des Lebens zusammenwirken; man müßte den Boden jedes Ortes, die Luft, die Witterung, die Nahrung, die Schärfe

der Sinne, die Ereignisse sogar ꝛc. überall mit hineinziehen, um die Sprache und ihre Entwickelung als deren Gesammtwirkung zu erkennen. Wie erst, wenn auch noch die geistige Anschauung, welche in ihrer ersten Entfaltung selbst wieder ein Erzeugniß aller jener in einander greifenden Kräfte ist, mit in Betracht kommt!

Von Seiten des Sprachstoffes ist also an keine allgemeine Sprachlehre zu denken. Ob es besser gelingen werde, wenn wir vom Gedanken ausgehen, welchem die Sprache als Ausdruck dient? Wir zweifeln wiederum. Wäre die Sprache der Ausdruck des reinen Denkens allein, so hätten wir freilich uns nur in das Gewebe der Gedanken zu vertiefen und dessen erste Elemente zu ermitteln, um von der einfachen Anschauung aus die möglichen Formen der Zusammensetzung und Durchflechtung zu finden. Allein die Sprache drückt nicht bloß den Gedanken aus, ja zunächst gar nicht den Gedanken, sondern die Empfindung. Diese jedoch selbst ist wieder von jenen Bedingungen abhängig. Aber auch der Ausdruck des Gedankens hält sich nicht bloß an diesen, sondern ist bedingt von augenblicklichen Regungen der Empfindungen, von Eile oder Trägheit, von Zorn oder Kaltblütigkeit, von Ungeduld oder Ruhe, von Ernst oder Scherz, von Güte oder Bosheit, von Grobheit oder Zartsinn, von Tändelei oder Muthwillen, kurz von unendlich vielen und beständig wechselnden Stimmungen, die in Art und Kraft verschieden wirken, und von der dabei thätigen Einbildungskraft, welche sich bildlicher Darstellungen bedient, die natürlich sich sehr mannigfach gestalten müssen, um ihre Wirkung zu thun. Wer möchte es nun unternehmen, auch nur die möglichen Formen aufzufinden, bei der unzählbaren Menge von Zuständen, die wir durch Worte bezeichnen, und der noch immer größern Anzahl derer, welche so gemischt sind, daß wir sie weder recht erkennen, noch zu bezeichnen im Stande sind?

Wohl möchte Mancher den Kopf schüttelnd fragen: Sind denn wirklich alle diese Elemente von Einfluß auf die Sprachformen? Dient nicht eine und dieselbe Ausdrucksweise den verschiedensten Empfindungen, wie man ja aus Schauspielen und Reden leicht ersieht? — Wir sagen: Allerdings üben sie diesen Einfluß, nur nicht in jeder Sprache gleich stark, und fast in jeder finden sich Formen, welche nur bei bestimmten Empfindungen gelten, so daß man diese sofort aus der Form erkennt. Das Mehr und Minder ist aber hier nicht Gegenstand der Erwägung, sondern die Auffassung aller die

Sprachformen bestimmenden Elemente und deren naturgemäßen Anordnung.

Es erhellt aus allen diesen Betrachtungen wohl fast unwiderleglich, daß es der Wissenschaft niemals gelingen kann, die unendlich verwickelten Verhältnisse zwischen den beiden Thätigkeiten des Denkens und Sprechens zu entwirren, und so darzustellen, daß die allgemeinen Grundzüge sich zur einzelnen Sprache etwa so verhalten dürften, wie die allgemeine Größenlehre zur angewandten; es ist dies schon darum unausführbar, weil der Theil, welcher lediglich durch das Gehör begriffen werden kann, niemals durch schriftliche Darstellung vollkommen verständlich darzustellen ist. Daraus erhellt nun weiter, daß der Aufbau einer Sprachlehre für eine ausgebildete Sprache niemals nach dem Vorbilde derjenigen allgemeinen Grundzüge, welche die Wissenschaft, aller Schwierigkeiten ungeachtet, dennoch versucht, und deren Auffindung sie mit Recht für eine schöne Aufgabe hält, ausgeführt werden kann, weil dieselben nur auf sehr große Umrisse beschränkt bleiben, welche in der Anwendung eine Menge verschiedenartiger Entwickelungen zulassen, deren jede abermals eine tiefe wissenschaftliche Begründung erfordert, welche ihrerseits schwerlich erschöpft werden dürfte.

Was ist demnach zu thun, wenn wir den Ausdruck des Gedankens, wie er in einer durchgebildeten Sprache sich in der Gegenwart gestaltet, möglichst anschaulich darstellen wollen? Einzig und allein empfiehlt sich das Verfahren, welches wir in allen Erkenntnissen des Gegebenen und Vorhandenen einschlagen, nämlich der Weg der Beobachtung dessen, was die Natur erzeugt hat, wodurch wir dahin gelangen, endlich herauszufinden, welche Elemente vorzugsweise zusammen gewirkt haben, um den Gang der Sprache, die wir vor Augen haben, zu regeln, und auf welchem Grundriß ihr Bau steht. Daraus wird sich dann die Gewißheit ergeben, daß keine Sprachlehre einer Sprache der einer andern gleicht, es wäre denn, daß eine vorhandene Sprache ganz und gar die Tochter der andern wäre, was nur selten der Fall ist, da selbst die scheinbaren Tochtersprachen durchweg mit so vielen fremden Elementen versetzt sind, daß ihr neu gestalteter Bau auch andere Grundlagen gewonnen hat. Die gleichartige Behandlung verschiedener Sprachen in den Schulen trägt am meisten die Schuld, daß so wenige Jünger in den Geist der Sprachen eindringen und ihn gehörig auffassen, und daß selbst die Muttersprache,

bei aller umfassenden Kunde von ihrem Stoffe und ihren Formen, denen, welchen nicht von selbst die Augen aufgehen, ein unbekanntes Feld bleibt.

Wir haben demnach die Sprachen auf der Stufe, auf welcher ihre Entwickelung steht, zu beobachten, dasjenige, was sich ihr noch nicht angebildet hat, als fremdartig noch fern zu halten, dagegen alles, was ihr sich schon völlig einverleibt hat, als zu ihrer Natur gehörig anzusehen, — und von den vorhandenen Formen aus zurück zu schließen auf diejenigen Denkformen, welche dem Volke eigen sind, das durch die gegebenen Ausdrucksformen sich mittheilt, und welche im Laufe der Jahrhunderte selbst unter mannigfachem fremden Einflusse gerade diese Art der Entwickelung verfolgen mußten, die sie dann auch den Ausdrucksformen aufprägten. Die Sprachlehre der besondern Sprache wird durch solches Verfahren gewonnen und stellt dessen Ergebnisse dar, indem sie umgekehrt erst die gefundenen Denkformen vorführt und dann zeigt, wie diese sich ausdrücken lassen.

Frankfurt. **Dr. J. M. Jost.**

Das englische Wort Actual

in der Bedeutung

„Dermalig, gegenwärtig."

Es ist von irgend Jemandem, ich glaube vom Herrn Dr. Voigtmann, die Behauptung aufgestellt worden, daß die Engländer das Wort actual nie in der Bedeutung „gegenwärtig" gebrauchen und daß dies ein Zeichen größerer logischer Schärfe sei, als z. B. die französische Sprache darthue, in welcher actuel in jener Bedeutung sich finde; zugleich macht er den englischen Wörterbüchern, welche das Wort mit „gegenwärtig" wiedergeben, den Vorwurf der Unrichtigkeit. Es ist wohl der Mühe werth zu untersuchen, ob jene „Behauptung" stichhaltig ist; denn in unseren Tagen gilt das sic volo, sic jubeo bekanntlich nicht mehr, wie in früheren autoritätsgläubigeren Zeiten.

Obwohl nun überhaupt Niemand daran zweifeln wird, daß räumliche Begriffe unendlich oft zur Bezeichnung zeitlicher Verhältnisse benutzt werden und daß in einer solchen Uebertragung kein Denkfehler liegt, so soll die Frage nach der inneren Verwandtschaft dieser Begriffe dennoch hier kurz erörtert werden, nachdem zuerst aus praktischen Beispielen dargethan worden ist, daß actual (actually) im Englischen unzähligemal so gebraucht wird, daß eben die nächste deutsche Uebertragung die durch „gegenwärtig, dermalig, jetzig, (dermalen, jetzt)" ist, nicht aber durch „wirklich, thatsächlich"; es ist allerdings nicht zu läugnen, daß dieser letzte Begriff immer mit in dem anderen enthalten und darin liegt eben der Unterschied dieses Wortes von dem Worte present; aber es würde eine große Pedanterie dazu gehören oder vielmehr es würde den Genius der deutschen Sprache beleidigen heißen, wenn man die den Umständen angemessenste Uebertragung umgehen wollte, um hier zunächst den rein-praktischen Standpunkt einzunehmen, auf dem doch ein Wörterbuch, wenigstens das Flügel'sche, durchaus steht. Sonst könnte man freilich auch daran Anstoß nehmen, daß die Wörterbücher to be right, to be

wrong mit „Recht, Unrecht haben" wiedergeben und ich kann mir lebhaft vorstellen, wie ein ängstlich-philologisches Gemüth mit Grauen erfüllt wird, die Redensart how are you? mit: „Wie befinden Sie sich?" verdeutscht zu sehen! Praktischere Leute aber werden, ohne sich der Elasticität zu begeben, mit der man in den innersten Gedankengang jeder fremden Sprache einzudringen bemüht sein muß, doch ohne Scheu verlangen, daß bei der Uebertragung vor Allem der Gedankengang der eigenen Sprache gebührende Rücksicht finde. Am deutlichsten tritt aber die Bedeutung eines Begriffes hervor, wenn er dem gegentheiligen Begriffe gegenübergestellt wird; es werden daher folgende Beispiele besonders treffend sein:

„He sought to remove from her mind not only the impression of the past peril, but also all feeling of the embarrassment and difficulty of her actual situation, left to wander, neither well knew whither, with a man, a young man, whom she had known but a few days, in the darkness and solitude of night." James, Heidelberg, p. 116 (T. E.). Selbst der genaueste Uebersetzer wird hier gewiß nicht anstehen, actual mit „gegenwärtig" zu übertragen. Ferner: One of the painful peculiarities of the actual race of Egyptians is their profound ignorance of the ancient glories of their country. Bentley's Miscellany.

„Diodorus Siculus gives from Ctesias a description of the suburbs of Baghistan, so exactly corresponding with the actual existing state of Bisutun, that it is difficult to question their identity." Quarterly Review, March, 1847, p. 423.

„Ground-plan of the actual state of the Temple of Minerva at Athens, by George Knowles," 1847. Folio.

„The Bromsgrove Greek Grammar gives the Greek Accidence on the crudeform (Thema) or analytical principle first applied to it by the German philologists, and therefore trains its learner to form the cases of substantives, by putting their case-endings to their crudeforms, and to trace the original forms of modified nouns into their actual ones, by the principles of articulation." Gentleman's Magazine, March, 1846, p. 286.

„You look as if I had not told you all — nor have I — you would ask of my actual situation." (Die Sprecherin hat ihren früheren Lebenslauf erzählt bis auf ihre gegenwärtige Lage, die sie nun auseinandersetzt; der Gegensatz der Zeit ist auch

hier, wenn nicht der alleinige, doch ganz entschieden der wichtigste Gedanke.) New Monthly Magazine, Octob. 1847, p. 220.

„M. Bauer, a maker of habiliments at Breslau, had the good fortune to be in possession of an autograph letter of Frederick the Great — written when the latter was Prince Royal, and relating to money-matters — as letters from princes royal often will. This letter the loyal tailor presented to the munificent king, who bade him in the established language of the good fairies, ask any gift he would, in return..... Instead of jewels or gold, office or honour, he asked as his reward only an autograph letter of the actual king." Athenæum, Febr. 1848, p. 145. Der Hauptgegensatz ist auch hier offenbar der zwischen dem jetzt Vorhandenen und dem Ehemaligen, dem dermaligen Könige und dem früheren, todten Könige; oder würde irgend wer die Uebersetzung „des wirklichen Königs" dulden?

Der berühmte Naturforscher Prof. Owen führt unter anderen Gründen gegen das Vorkommen der vielbesprochenen See-Schlange an, that the Sea Saurians of the secondary periods of geology have been replaced in the tertiary and actual seas by marine mammals. Ein Correspondent des New Monthly Magazine (Dec. 1848, p. 533), welcher den Sätzen des Prof. Owen Punkt für Punkt entgegentritt, gebraucht als Synonym für actual das Wort recent: „the different circumstances, under which the secondary and tertiary, and recent deposits occur, have been alluded to and viewed in another light." Ein ähnliches Beispiel liefert das Foreign Quarterly and Westminster Review (Jan. 1847, p. 644): „In his Philosophy of Geology Mr. Jobert examines and rejects the doctrine of the eternity of the actual course of nature and refutes the theories of Dr. Hutton and Mr. Lyell on this point." Jedermann sieht, daß hier von einem ganz andern Gegensatze, als dem des Wirklichen und Nichtwirklichen die Rede ist und daß, wer zäh an der ursprünglichen Bedeutung von actual haften wollte, einen sehr absurden Gedanken herausbuchstabiren würde.

Wer von uns würde wohl ein Werk so betiteln wollen: Verzeichniß der wirklich lebenden Schriftsteller oder der thatsächlich, eigentlich ꝛc. lebenden? Und doch ist der Titel der englischen Uebersetzung des bekannten bibliographischen Werkes von Jer. D. Reuß, „das gelehrte England ꝛc.": „An alphabetical Register of all

the Authors actually living (1770 — 90, 1790 — 1803) in Great Britain, Ireland and in the United States of North America, with a Catalogue of their Publications, Berlin, 1791, 1804.“ (Cf. Lowndes, The Bibliographer's Manual.)

Die bisher angeführten Beispiele beziehen sich mehr oder minder bestimmt auf den Gegensatz zwischen actual und past, die nun folgenden werden den Gegensatz zwischen actual und future belegen; diesen schließt sich eine Anzahl von Beispielen an, in denen zwar der Gegensatz zur Vergangenheit oder Zukunft überhaupt in den Hintergrund tritt, die Beziehung auf die gegenwärtige Zeit aber unverkennbar ist:

„In many things our English level drainage has the superiority over that of the Netherlands; ..... but the intellectual interest, both actual and future, which attaches to the water-fights, in which our more amphibious neighbours must always be engaged on the other side of the German Ocean, is vastly greater than we can ever expect or fear on this.“ Edinburgh Review, Oct. 1847, p. 464.

„A careful study and perusal of the remainder of the work (the Memoirs of M. Tourgueneff) which is devoted to the consideration of the actual condition of Russia and the Russians, and to the futurity that is in store for that country and its prostrate inhabitants.“ New Monthly Mag. July, 1847, p. 360. Gerade in diesem Beispiele wäre eine doppelte Fassung des Wortes actual zulässig, wenn nicht der mit and to the futurity beginnende hinzugefügte Satz ausdrücklich die Uebersetzung mit „gegenwärtig" verlangte.

„He who describes poetic justice must find it in the laws of the divine, must throw down the mœnia mundi, the walls of the actual world, and extend the realm of justice over the Infinite and Eternal.“ Bulwer, A word to the Public.

Wenn es in einem Aufsatze über Lloyd's Kaffeehaus heißt, daß sich dort Nachrichten über Ankunft, Abgang und Schicksal der Schiffe, aus allen Theilen der Welt, Berichte aller Consuln und Agenten, Zeitungen aus allen Ländern in so vollständiger und bequemer Ordnung befänden, daß sich binnen wenigen Minuten übersehen lasse the entire actual state of the commercial world, so ist dies: „der gesammte Zustand des Handels im gegenwärtigen Augenblicke," wie es Dr. Feller (English Exercises, Leipzig, 1838, p. 61) durchaus richtig übersetzt. Es ist allerdings wahr, daß actual und present

nie vollkommen synonym sind — weil überhaupt Wörter eines Sprachzweiges nie vollkommen synonym sind — und daß in dem ersteren die etymologische Kraft nie, wie wohl in anderen Worten, so weit verschwindet, daß nicht stets der Begriff des Thatsächlichen und wirklich Bestehenden im Gegensatz zum blos Vermutheten und dem unwirklichen Scheine immer in gewissem Grade beigemischt wäre; aber eben so gewiß ist, daß häufig die secundäre Bedeutung des eben oder jetzt Geschehenden so mächtig in den Vordergrund tritt, daß sie eben in der Uebersetzung durch das dem Sinne nach am Nächsten kommende Wort, wenn kein vollständig deckendes zu finden ist, vertreten werden muß, selbst auf die Gefahr hin, ein (im vorkommenden Falle) unwichtigeres Element des ganzen Begriffes aufgeben zu müssen; dies ist keine Willkühr, die man ungebührlich zu tadeln hätte, sondern Gebot der Nothwendigkeit, namentlich bei einem praktischen Wörterbuche, dessen Umfang eine ausführliche Berücksichtigung und Begründung der unendlich vielfältigen Combinationen und Begriffserweiterungen, deren fast jedes Wort fähig ist, geradezu unmöglich macht; es genügt dann, wenn die hervorstechendsten Zweigbedeutungen nach der Hauptbedeutung sich finden; Etwas wird selbst das beste Wörterbuch der Denkkraft des Lernenden zur Lösung übrig lassen müssen; es ließen sich gerade in Bezug auf das in Rede stehende Wort eine Menge Beispiele anführen, welche wohl nicht ohne Grund eine Erweiterung des in den Wörterbüchern Gegebenen erheischen würden, aber sicher keine Beschränkung des bei diesem Worte Vorhandenen, wenn schon jeder Billigdenkende die Idee aufgeben wird, bei jedem von ihm aufgesuchten Worte eine nach allen Seiten hin vollständige und abschließende Abhandlung zu finden. — Ehe ich nun eine tiefere Erklärung der berührten Erscheinung versuche, will ich noch einige Beispiele anführen, in denen der zeitliche Begriff von actual der vorherrschende ist: The history of agricultural progress, recent and actual, on the northern portion of the east coast confirms this observation. Edinburgh Review.

„We here annex a view, taken from recent documents, of the actual state of the railways within the Austrian dominions.“ Edinburgh Review, Oct. 1846, p. 514.

Ein Correspondenz-Artikel aus Südamerika im Mirror (Aug. 1847, p. 78.) ist so überschrieben: „Actual Position of Affairs on the River Plate.“

„I wrote to the medical man, at Malta, to whose care I had confided Figgins, to inform me of his actual state, and whether he was still there.“ Lady Blessington, Marmaduke Herbert, II, 235 (T. E.).

Titel mehrerer Werke: „A German Catholic's Farewell to Rome: a short account of the Religious Movement actually taking place in Germany. By an English Resident in Germany. 1846.“ -- „On the Cultivation of the Sugar-cane in the Island of Trinidad, its Merits and Defects as compared with other cane-growing countries, so far as the same can be ascertained and also with the actual State of Agricultural Science, by Henry J. Smith, Esq.“ — „Observations on the Present Condition of the Island of Trinidad and the Actual State of the Experiment of Negro Emancipation, by W. Hardin Burnley.“

Wenn wir uns nun zu der Frage wenden, auf welche Weise der eigentliche Begriff von actual in die beregte Bedeutung übergehen konnte, so muß zunächst auch ohne alle nähere rationelle Untersuchung die unläugbare Thatsache, daß actuel und actuellement im Französischen zuweilen die Bedeutung „gegenwärtig“ hat, jedenfalls der Ueberzeugung einen bedeutenden Vorschub leisten, daß die Beispiele, in denen actual und actually auf den Begriff von „gegenwärtig“ hindrängen, nicht von der Willkür, sondern von einem richtigen sprachlichen Gefühle auf jene Bedeutung zurückbezogen werden. Arbeitet sich auch jede Sprache innerhalb der ihr eigenthümlichen Volksindividualität heraus und ist es auch für jeden denkenden Sprachforscher über jeden Zweifel erhaben, daß diese Eigenthümlichkeit auch in dem Kleinsten und selbst in der Entwickelung einzelner Urbegriffe sich wiederfindet: so ist es doch eben so gewiß, daß die Gleichartigkeit des psychologischen Processes auf der einen, und die wesentliche Identität eines Begriffes auf der andern Seite, sogar bei der Entfaltung einzelner Begriffe in verschiedenen Sprachen oft dasselbe Resultat bedingt und deshalb zur gegenseitigen Erklärung benutzt werden kann und muß. Die Universalität und der Zusammenhang, deren sich auch die Sprachforschung in neuerer Zeit zu erfreuen gehabt hat, läßt hierüber keinen Zweifel. Die Betonung der größeren oder geringeren logischen Schärfe will vorzugsweise hier mit großer Vorsicht gehandhabt sein: sie führt sehr häufig zu irrigen und irreleitenden

Voraussetzungen und verbietet sich geradezu, wo von der Entwickelung einzelner Begriffe, wie in dem vorliegenden Falle, die Rede ist die Logik hat es bekanntlich gar nicht zunächst mit dem Inhalte, sondern mit der Form des Gedankens zu thun, und sowenig bei tieferer Erfassung der schlechthinnige Unterschied zwischen Form und Inhalt zugegeben werden darf, so gewiß kann man ihn in dem Sinne gelten lassen, den das festgestellte, gleichsam praktische Bewußtsein mit diesen Begriffen verbunden hat. In dem vorliegenden Falle aber handelt es sich durchaus nicht von der Form des Gedankens in actual und actually (es wäre dies selber eine logische Unmöglichkeit), sondern lediglich um die Entwickelung des Inhaltes der bezeichneten Worte. Es ist daher mehr als sonderbar, von dem angeblichen Nichtvorhandensein der in Frage stehenden Bedeutung des englischen Wortes gegenüber dem französischen Gebrauche, auf die größere „logische“ Schärfe der englischen Sprache einen Schluß ziehen zu wollen.

Wir brauchen und wollen uns aber hierbei nicht beruhigen. Ein Blick auf den allein zu prüfenden Inhalt der fraglichen Worte wird uns vielmehr das entschiedenste Recht einsehen lassen, mit welchem die französische und englische Sprache den ursprünglichen Begriff von actuel (actual) zum Begriffe „gegenwärtig“ fortentwickelten. Es ist allerdings zuzugeben, daß der Begriff von agere an sich durchaus keine nähere Beziehung zu dem der Gegenwart hat. Im Gegentheil liegt in ihm das Moment des Ausgedehnten, Währenden, welches am leichtesten den Zusammenfluß aller drei in einander übergehenden Zeiten (der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) für das Bewußtsein vermittelt. Weit anders aber verhält es sich mit dem Substantivum, dem Adjectivum und dem daraus gewonnenen Adverbium. Während das Verbum, überhaupt der Urstamm jeder Sprache den dauernden Zustand des Seins oder sich entwickelnden Handelns vor das Bewußtsein stellt, tritt das Moment des Abschlusses, gleichsam der vollendeteren Begriffscrystallisation, in den übrigen genannten Wortarten auf. Manche Begriffsentwickelung daher, welche dem Verbum unmöglich ist, erhält ihre begriffliche und somit auch psychologische Berechtigung in diesen Wortarten. Actual und actually werden uns sofort ein Beispiel bieten, diese überhaupt vielseitig anwendbare Behauptung zu erläutern. Während es dem Verbum agere nach dem Obigen allerdings kaum möglich sein würde, zu dem engeren Begriffe der Gegenwart überzugehen, stellt

sich dies bei dem stabileren und begrifflich abhängigeren Adjectivum und Adverbium ganz anders heraus. Schon das Substantiv mit dem Begriff der „Thatsache", tritt dem der „Wirklichkeit" und dadurch auch dem der „Gegenwart" sehr nahe. Denn die Erkenntniß des Wirklichen ruht nun einmal im Ganzen durchaus auf concreter, d. h. wirklicher und gegenwärtiger Anschauung: die Vergangenheit und Zukunft kann nur bildlich geschaut, nur mit der Phantasie, mit den Gedanken, nicht mit dem körperlichen Auge ergriffen werden. Es begreift sich aber leicht, daß der Begriff des „Wirklichen", wie er eigentlich außerhalb jeder Zeit steht, dennoch, soll er unter einen Gesichtspunkt der Zeit gestellt werden, objectiv betrachtet stets nur mit (seiner eigenen) Wirklichkeit identificirt gefaßt werden kann und die Begriffe der Vergangenheit und Zukunft blos durch die verschiedenen Stellungen des auffassenden Subjectes zu dem Objecte sich einfinden können. Daher ja die Erscheinung, daß wo der Erzählende oder Weissagende mit der vollen objectiven Kraft, welche die Stellung des Subjectes vergessen macht, das vergangene oder zukünftige „Wirkliche" erfassen und fühlen lassen will, an die Stelle der Tempora für Vergangenheit und Zukunft, das Präsens als das Tempus tritt, welches dem vollen und lebendigen Begriffe der „Wirklichkeit" allein durchaus homogen ist. Wen sollte es hier begrifflich noch Wunder nehmen, wenn eine oder mehrere Sprachen von diesem inneren Verhältnisse gedrängt, aus dem Begriffe des „Wirklichen" den des „Gegenwärtigen" ableiten?

Nicht einmal dies darf Verwunderung erregen, daß das Substantivum bei vorliegendem Falle diese Bedeutung nicht hat. Der Begriff der „Thatsache" ist durchaus concret und anschaulich, der der „Gegenwart", weil er das Abstractum aus dem einzelnen „Gegenwärtigen" ist, abstract und allgemein: hier verhinderte die Form der Fassung, daß die Triebkraft der nachgewiesener Maßen durchaus verwandten Begriffe in dem populären Bewußtsein der Sprache zum Flusse gelangte. Das Adjectivum und Adverbium dagegen, „wirklich" und „gegenwärtig", sind ihrem Wesen nach stets unselbständig und an weit concretere Begriffe, als die Abstraction ihrer selber (nämlich „Wirklichkeit" und „Gegenwart") sein kann, gebunden: hier konnte sich der oben aus einander gelegte Begriff des (stets concreten) „Wirklichen" im Verhältnisse zu dem (allein wahrhaft concreten) „Gegenwärtigen" sehr leicht entwickeln.

Es ist oben erinnert worden, daß die französische, und, wenigstens nach meiner Meinung, bewiesen, daß die englische Sprache dies wirklich vollzogen haben. Das zuletzt Dargelegte wird lehren, daß sie, indem sie es thaten, begrifflich vollkommen im Rechte waren. Weit entfernt, die Anklage einer absprechenden und oberflächlichen Fassung zu unterlegen, muß dieser Sprachgebrauch vielmehr als sehr scharfsinnig und tief bezeichnet werden: ein Zeugniß mehr für die Forderung, daß man die Leistungen des der Reflexion noch nicht unterworfenen, unmittelbaren und naturwüchsigen Geistestriebes mit der größten Vorsicht und mit der hingebendsten Achtung behandeln soll. Die Sprache hat zwar in ihrer Bildung manche Verstöße begangen und nicht selten sind die treibenden und gestaltenden Momente Zufälligkeiten gewesen, welche auch der rationellste und scharfsinnigste Philolog nicht bis auf ihre Grundanregung zu verfolgen vermag, ohne in Künsteleien zu verfallen. Aber der praktische Volksgeist der Sprache hat meist den Nagel auf den Kopf getroffen und, von keiner Reflexion beirrt, häufig mit bewundernswerthem Tacte in der Entwickelung der Begriffe die Richtung verfolgt, welche in der praktischen und lebendigen Grunderfassung des Gedankens die meiste Berechtigung und Anregung hatte. Daß hier die Gegensätze nach dem Gesetze der Wechselwirkung ein bedeutendes Moment haben, d. i. theils bedingt werden durch die Grundbedeutung, theils aber auch sehr bestimmend einwirken auf die energische Ausbildung eines oder mehrerer Nebenbegriffe, versteht sich im Grunde von selbst und sollte hier nur deshalb besonders hervorgehoben werden, weil die obigen Beispiele gerade in dem vorliegenden Sprachgebrauche vorzugsweise auf den Antheil der Kraft im Gegensatze hinzudeuten scheinen.

So ist auch hier Sprachgebrauch und Gedanke im innigsten Einklange. Einer gediegenen Kritik wird die fernere Betrachtung der Sache, sowohl von der empirisch-exegetischen*), als von der rationalen Seite wohl zu empfehlen sein. Sollte aber der Einwand, dem unbestreitbaren Gebrauche der französischen Sprache zum Trotze gemacht werden, daß wir **Deutschen** die innere Verwandtschaft der

*) Namentlich gehört hierher auch die historische Untersuchung, wie alt der Sprachgebrauch im Englischen ist, so wie ob und welchen Einfluß das Französische geübt haben mag.

Begriffe des „Wirklichen" und „Gegenwärtigen" zu keinem Einheitsausdrucke, wie die Franzosen und Engländer, gebracht haben: so würde dieser Einwand den obigen Gründen gegenüber freilich nur sehr wenig Gewicht haben können. In der einen Sprache ist ausgebildet, was der andern entgeht. Diejenigen aber, welche dergleichen Verschiedenheiten in den meisten Fällen als in der Volksindividualität ruhend, betrachten gelernt haben, mögen zur Bekräftigung des oben Dargelegten überlegen, ob nicht auch hier eine Grundverschiedenheit des französich-englischen Charakters auf der einen, und des deutschen Charakters auf der andern Seite sich spiegelt. Der bisher nur zu häufig überspeculative Deutsche hatte vielleicht in seiner Reflexion und Unpraxis guten Grund, die Begriffe des „Wirklichen und „Gegenwärtigen" nicht zu vereinigen. Jedenfalls haben die Franzosen und Engländer diesen auch sprachlich praktischen Griff gethan und berechtigt gethan.

Leipzig. **Dr. Felix Flügel.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen

Shakespeare. Von G. G. Gervinus. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1849.

(Erster Artikel.)

Bekanntlich hat der berühmte Historiker, dessen neuestem Werke wir hier eine eingehende Beurtheilung widmen wollen, vor einigen Jahren eine Geschichte der deutschen Poesie erscheinen lassen, deren große Bedeutung nicht allein auf ihrem eigenen reichen und gediegenen Inhalte beruht, sondern sich zugleich in der kräftigen und weitgreifenden Anregung bewährt hat, welche durch sie der, auf das Ganze gerichteten, wissenschaftlichen Forschung und Darstellung, im Gebiete der deutschen Literaturgeschichte gegeben worden ist. Es hat nicht Jeder den Muth, sich an die Behandlung eines Objects von solcher extensiven und intensiven Größe zu wagen, wenn ihm auch die Befähigung dazu keineswegs abgeht, hat aber einmal ein energischer Geist den kühnen Griff gethan und die Möglichkeit der Bewältigung des scheinbar jeder vereinzelten Kraft spottenden Gegenstandes durch die That erwiesen, so pflegt es nicht an solchen zu fehlen, die dem gegebenen Beispiele folgend, in mehr oder minder eigenthümlicher Rüstung, von verschiedenen Seiten her den Kampf gegen den gemeinsamen Gegner weiterführen. So ist seit der Veröffentlichung des G'schen Werkes, welches daher in dieser Beziehung epochemachend gewesen ist, die Geschichte der deutschen Literatur in einer nicht geringen Zahl, aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten entworfenen, tüchtigen Arbeiten behandelt worden, so daß es gegenwärtig Niemandem mehr schwer werden kann, durch das Studium dieser sich gegenseitig berichtigenden und ergänzenden Darstellungen zu einer tieferen Einsicht in den eigenthümlichen Gehalt, wie in den Entwickelungsgang der vaterländischen Literatur zu gelangen. Hoffen wir, daß auch diese neueste Schrift, in welcher der, wie es scheint, nur in der Lösung großer und umfassender Aufgaben Befriedigung findende Verf. den Heros des modernen Dramas in der Gesammtheit seines Lebens und seiner Dichtungen zu schildern unternimmt, ein ähnliches Gefolge verwandter Leistungen nach sich ziehe; sie werden die Kenntnisse des großen Menschen und Dichters in einem weit höheren Grade fördern, wie dies durch monographische Abhandlungen über einzelne Seiten seiner Wirksamkeit geschehen kann. Vor Allem aber wäre zu wünschen, daß sich unter denjenigen, welche gegenwärtig das Studium der franz. und englischen Literatur betreiben, endlich einmal einige tüchtige Kräfte zu demselben Wagnisse entschlössen, welches Herr G. schon früher auf dem Gebiete der deutschen Poesie unternommen und mit so großem Erfolge durchgeführt hat. Denn die Geschichte dieser Literaturen, sofern darunter nicht eine bloße Nomenklatur der Schriftsteller oder eine Sammlung dürftiger Notizen über deren Werke, sondern eine zusammenhängende Darstellung ihrer äußern und innern Entwickelung verstanden wird, ist bis jetzt in der That eine terra incognita geblieben, deren äußerste Umrisse kaum hier und da in schwankenden Vorstellungen erfaßt sind, während über ihre innere Beschaffenheit allerlei traditionelle, ebenso oberflächliche wie zusammenhangslose Meinungen umlaufen. Selbst der unausgesetzte, rege praktische Verkehr, den wir seit fast zwei Jahrhunderten mit den Schriftwerken unserer nächsten überrheinischen Nachbarn unterhalten haben, hat eine selbstständige wissenschaftliche Behandlung derselben bisher nicht zur Folge gehabt. Zwar sind sie mannigfach und nicht ohne tieferes Eingehen auf Gehalt und Bedeutung besprochen worden, immer aber aus Gesichtspunkten, deren Berechtigung freilich nicht bestritten

werden kann, die indeß den der Sache selbst einzig entsprechenden, den literar-historischen nämlich, in keiner Weise vertreten können. Dieser ist bis jetzt nur in einigen wenigen, fragmentarischen Erörterungen über einzelne Schriftsteller, oder auch wohl Gruppen von solchen, so wie in verschiedenen kritisch-ästhetischen Analysen einzelner Produktionen derselben zur Geltung gekommen, hat aber um so weniger einen durchgreifenden Einfluß zu üben vermocht, da jene Arbeiten meist in Zeitschriften zerstreut und unter fremdartige Gegenstände versteckt, nicht einmal die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, die sie zum Theile wenigstens mit Recht in Anspruch nehmen dürfen. An Schriften, welche das Entstehen und Wachsthum der franz. Literatur, wenn auch nur in der einen oder anderen Richtung derselben oder in einzelnen Perioden ihrer Geschichte irgend erschöpfend behandeln, fehlt es, wenn man etwa das geistreiche, leider ohne Nachfolge gebliebene Werk von Mager ausnimmt, ganz. Diesem Mangel abzuhelfen ist eben so sehr die dringende Pflicht der modernen Philologie, will sie nicht schamroth werden bei der Erwägung dessen, was ihre altklassische Vorgängerin in dieser Beziehung in neuester Zeit geleistet hat, als es eine verhältnißmäßig, nicht allzu schwierige Aufgabe sein möchte, da die Franzosen selbst durch Sammlung des für's Erste nöthigen Materials so wie durch die Herausgabe mancher zum Theil nicht unbedeutender Erläuterungsschriften tüchtig vorgearbeitet haben. — Was von der franz., gilt in noch strengerem Sinne von der englischen Literatur, — fehlt es doch hier sogar noch an einem einigermaßen erträglichen Handbuche —, bei welcher allerdings die Hindernisse, die sich der Beschaffung des erforderlichen Stoffes entgegenstellen, nicht mit gleicher Leichtigkeit zu überwinden sein möchten. Indeß gebricht es doch auch hier nicht an Hülfsmitteln mancherlei Art, deren Benutzung auch dem deutschen Forscher durch wörtliche Abdrücke oder zweckmäßige Uebersetzungen und Bearbeitungen ermöglicht werden könnte. Sollte es aber auch vorläufig noch nicht rathsam sein, auf diesem Gebiete ein Werk von größerem Umfange zu unternehmen, so ist doch jedenfalls die gegründete Aussicht vorhanden, daß die literar-historische Würdigung einzelner Perioden und Gattungen der englischen Literatur zu einem gedeihlichen Ziele geführt werden können; so würde es, wie wir glauben, recht wohl thunlich sein, die Werke der hervorragendsten englischen Romanschriftsteller des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts in einer zusammenhängenden, das Gemeinsame wie die Unterschiede derselben in gleich helles Licht stellenden Darstellung zu behandeln. Und wollte man auch diese und ähnliche Aufgaben für zu weit aussehend halten, so bliebe immer noch die allseitige Charakteristik einzelner Hauptrepräsentanten literarischer Richtungen als der mögliche Inhalt ebenso dankbarer als werthvoller Arbeiten übrig. Wir wollen hier keine Namen nennen, da diese wenigstens in genügender Anzahl geläufig sein werden; nur beispielsweise sei hier an Byron erinnert, der, so sehr er auch in unseren literarischen Kreisen der vielfach bewunderte und getadelte Gegenstand oberflächlicher Unterhaltung gewesen ist, noch Niemanden gefunden hat, der ein irgend genügendes Bild dieser bedeutungsvollen Erscheinung entworfen, geschweige denn ihre historischen Grundlagen und Beziehungen aufgedeckt und erläutert hätte. Dies ist um so auffallender, da schon längst ziemlich allgemein anerkannt ist, daß die geistige Eigenthümlichkeit und dichterische Richtung dieses Mannes auf die Entwickelung der deutschen Literatur in einer eben erst abgelaufenen Periode den allergrößten directesten Einfluß ausgeübt hat, während doch die ähnliche, relativ allerdings härtere und weitergreifende Einwirkung Shakespeare's auf den Gang unserer dichterischen Produktion für die angelegentlichere Beschäftigung mit ihm den nächsten Anlaß und das wirksamste Motiv abgegeben hat. Ohne Frage würde dieser Dichter, dem jetzt vor allen anderen das günstige Geschick zu Theil geworden ist, eine seiner und der Wissenschaft einigermaßen würdige Behandlung zu finden, mit den übrigen bis auf diesen Augenblick entweder gar nicht, oder doch nur höchst oberflächlich bekannten Coryphäen der neueren ausländischen Literatur in demselben Falle sein, hätten seine Dramen nicht jene unmittelbare praktische Beziehung zu unserer Literatur gewonnen, welche es Niemandem, der sich producirend oder reflectirend an ihr betheiligen wollte, gestattete sie zu ignoriren. Auch ist die Art und Weise ihrer Behandlung bis auf den heutigen Tag von dem störenden Einflusse, den ein

so spezielles Interesse an dem Objecte auf die Würdigung desselben stets zu haben pflegt, noch nicht frei geworden und es möchte die Zeit, in welcher wir eine völlig unbefangene, rein objective Darstellung der Shakespeare'schen Sachen zu erwarten haben, noch ziemlich fern liegen. Für jetzt hat diese gerade wie, — ja in gewisser Beziehung noch entschiedener und in einem allgemeineren Sinne wie damals — im Beginne unserer klassischen Literaturepoche das Ansehen und den Werth einer Poesie ohne Gleichen, einer wahrhaft kanonischen Poesie, welche als die adäquate Realisation des Begriffes derselben — natürlich sofern sie in der Form des Drama auftritt, — betrachtet, und deren Produktionen gegenwärtig ebenso als mustergültige Vorbilder empfohlen werden, wie dies in einer früheren Periode mit den Dramen des griechischen Alterthums der Fall war. Wir wollen dieser Ansicht um so weniger unbedingt entgegentreten, da auch wir überzeugt sind, daß die dramatische Dichtung Shakespeare's in ihrer spezifischen Bestimmtheit für unsere Zeit nicht blos die Bedeutung eines der Geschichte anheimgefallenen Objects, sondern zugleich in mancher Beziehung die eines nachzubildenden Typus hat. Doch ist darum die Forcirung bei ihrer Beurtheilung, diesen praktischen Bezug außer Acht zu lassen und sie lediglich um ihrer selbst willen sine ira aber auch sine studio zum Objecte der Betrachtung zu machen, nicht weniger berechtigt und zeitgemäß. — Eine nothwendige Folge des genauen und directen Verhältnisses, in welchem jene Dichtung zu der unsrigen stand, stellte sich in der Thatsache heraus, daß dieselbe bisher fast ausschließlich vom ästhetischen Standpunkte aus gewürdigt wurde, wiewohl wir nicht leugnen wollen, daß der letzte, entscheidende Grund dieser Erscheinung in dem Umstande gelegen hat, daß die sogleich näher zu bestimmende umfassendere Weise der Betrachtung erst in der neuesten Zeit sich durchzusetzen vermocht hat. Jene ästhetische Beurtheilung haftete wesentlich an den einzelnen, für sich fixirten Dramen, indem sie dieselben an dem Maßstabe einer für allgemein gültig gehaltenen Theorie der dramatischen Kunst zu messen und dadurch den poetischen Werth eines jeden festzustellen bestrebt war; sie zu der Person ihres Verfassers oder gar zu dem allgemeinen Charakter und den besonderen poetischen Tendenzen und Richtungen ihrer Entstehungszeit in Beziehung zu setzen, ihren Inhalt wie ihre Form aus der geschichtlichen Bestimmtheit der Verhältnisse, in denen sie geschrieben und aufgeführt wurden, abzuleiten und zu erklären und was derartige, unumgängliche Fragen mehr sind, daran wurde nicht gedacht. Was man in dieser Beziehung etwa beibrachte, hatte die Bedeutung einer beiläufigen Curiosität, oder diente der Erklärung unwesentlicher Einzelnheiten. Es schien vollkommen ausreichend, den sogenannten künstlerischen Werth auf Grund und nach Maßgabe der absoluten Doktrin bestimmt, und nebenbei auf die besondern eigenthümlichen Schönheiten, die man entdeckt zu haben vermeinte, aufmerksam gemacht zu haben. Man stand aber noch in der Zeit der abgesonderten und in und wegen dieser ihrer Isolirung, auf absolute Gültigkeit für ihre Bestimmungen Anspruch machenden Wissenschaften und hatte noch nicht erkannt, daß das allgemeine Gesetz für das Sein und Leben aller Dinge die Relation und Relativität, und daher die philosophisch-historische Betrachtungsweise die einzige ihnen angemessene, sie in ihrer Wahrheit erkennende ist. Auch Herr G. scheint sich von der Richtigkeit des so eben ausgesprochenen Grundsatzes noch nicht überzeugt zu haben; wenigstens ist derselbe bei der Ausarbeitung der vorliegenden Schrift nicht der leitende gewesen, wie sich unten näher ergeben wird. Ebensowenig ist sie freilich aus dem einseitig ästhetischen Standpunkte geschrieben, wiewohl auch von ihrem Verf. Shakespeare als der erste dramatische Dichter der neueren Zeit, und seine Dichtung als der Gipfel und Mittelpunkt des modernen Dramas bezeichnet wird. Doch legt derselbe hierauf nicht gerade den stärksten Nachdruck; bei ihm ist an die Stelle des künstlerischen Interesses, oder richtiger, da dieses doch nicht ganz unwirksam bleibt, neben dasselbe, jedoch mit entschiedenem Uebergewichte, ein anderes, an sich nicht minder berechtigtes getreten, das ethische nämlich, dessen hier zum ersten Male versuchte Geltendmachung allerdings manche interessante und bedeutende Resultate zu Tage gefördert hat, doch aber, zumal da der Verf. auf dem Standpunkte der Reflektionsmoral steht, nicht wohl umhin konnte, die Unbefangenheit und Zuverlässigkeit der wissenschaftlichen Erörterung vielfach zu hindern. Indeß

können wir uns immerhin veranlaßt fühlen, die Wirksamkeit dieses der Sache selbst fremden Momentes mit einiger Nachsicht hinzunehmen, denn wir verdanken gerade ihm, wie uns der Verf. in der Vorrede mittheilt, zum guten Theile die Abfassung und Veröffentlichung der vorliegenden Schrift, welche, wie viele und gewichtige Ausstellungen an ihr auch zu machen sein mögen, doch ohne alle Frage, verglichen mit den früher erschienenen Arbeiten desselben Inhaltes, gerade in der oben von uns bestimmten Richtung, einen entschiedenen Fortschritt bezeichnet, indem sie eine Menge von Momenten, die für das Verständniß der Persönlichkeit Shakespeare's, wie für die Einsicht in die geschichtliche Stellung seiner Dichtungen von der größten Wichtigkeit sind, theils ausführlicher entwickelt, theils wenigstens einer sorgfältigeren Erwägung in Kürze andeutet. Herr G. erzählt uns nämlich an dem angegebenen Orte, daß es ihm bei der thätigen Theilnahme, die er, wie bekannt, im Laufe der letzten Jahre der praktischen Politik zugewandt hat, nicht selten ein Bedürfniß gewesen, den Blick von jenem kleinlichen und widerwärtigen Treiben, welches den Kampf der politischen Parteien stets zu begleiten pflegt, ab- und einem Gegenstande zuzulenken, der dem ermüdeten und abgestumpften Geiste die nöthige Erholung gewähren könnte, ohne ihn jedoch von dem Berufe zum thätigen Leben zu entfernen. Indem er sich nun, so hören wir weiter, nach einem literarischen Objecte umgesehen, das dieser zweifachen Anforderung zu entsprechen geeignet wäre, habe sich ihm ein solches eben in den Dichtungen Shakespeare's dargeboten, deren charakteristische Eigenthümlichkeit es sei, fußend auf den sichern Boden des real-objectiven Lebens und dieses in dem ungemessenen Reichthum seiner Erscheinungen wiederspiegelnd, doch hinanzureichen an die lichte und reine Höhe der allgemeinen Gedanken und substantiellen Ideen, wodurch sie über die dem sittlichen Geiste vielfach anstößigen Verhältnisse der unmittelbaren Gegenwart hinausheben, ohne das Interesse an ihrem wesentlichen Inhalte und den sie leitenden Bestrebungen erkalten zu machen. — Es ist interessant wahrzunehmen, wie unser Verf., der seiner ganzen Natur nach der entschiedenste Widersacher alles dessen ist, was nur von Ferne an die Romantik und deren Tendenzen erinnert, in der grenzenlosen Bewunderung Shakespeare's doch mit ihren Vertretern zusammentrifft. Freilich ist es eine ganz andere Seite dieser inhaltreichen Persönlichkeit, die unsern Historiker an sie so sehr fesselt, daß selbst die Coryphäen der vaterländischen Literatur in eine untergeordnete Stellung zurücktreten müssen. Herr G. ist mit der substantiellen Inhaltsfülle der altklassischen Schriftsteller zu vertraut geworden, um nicht bei den Produktionen unserer subjectiven Idealisten eine gewisse Leere zu empfinden, die ihn zurückstößt und in ihrer Beurtheilung sogar ungerecht macht. Es wird ihm in der Nähe der auf sich selbst beschränkten, nur sich und ihre Beziehungen zu der umgebenden Welt in's Auge fassenden Subjectivität nicht recht wohl, er liebt es nicht, bei den Gebilden der aus sich selber schaffenden Phantasie zu verweilen, hat kein rechte Freude an ihrem oft so tiefen und reichen Inhalte, weiß sie höchstens von ihrer formellen, allgemeinen Seite einigermaßen nach Verdienst zu würdigen; sein Sinn steht nach dem Realen, dem Objectiven, nach dem, was ein vom Subjecte unabhängiges Dasein hat und behauptet, freilich nicht sofern es in der Form der materiellen Einzelheit für sich besteht, sondern in seiner Eigenschaft als bedingendes und bedingtes Glied mannigfacher Verhältnisse und Beziehungen, die in ihrer abstrakten Allgemeinheit gefaßt, ihm die eigentlich bewegenden Kräfte des Lebens und der Geschichte sind. Doch ist er weit davon entfernt, nur eine unmittelbare Incarnation des Verstandes zu sein; vielmehr hat die eigne Persönlichkeit für ihn dieselbe Bedeutung, welche er aller übrigen Realität zuerkennt, wie sich theils aus ihrer mehr oder minder bestimmt hervortretenden Betheiligung an seinen literarischen Arbeiten, theils aus der energischen Richtung, auf ein thätiges Eingreifen in die Bewegung des praktischen Lebens ergibt. Daß einer so gearteten Persönlichkeit Shakespeare als der Mann nach ihrem Herzen erschien, ist sehr erklärlich. Ebenso natürlich wird man es finden, daß unser Verf. in den Dichtungen seines Lieblings vor Allem die umfassende Welt- und Menschenkenntniß, die in ihnen niedergelegt ist, preisend hervorhebt und sie wegen dieses ihres Inhaltes für vorzugsweise geeignet hält, gerade in unserer zur thätigen Theilnahme am praktischen Leben mahnenden Zeit die wohl-

thätigste Wirksamkeit zu entfalten. Daß diese Ansicht, wenn man auf ihren Kern zurückgeht, eine gewisse Wahrheit hat, läßt sich nicht in Abrede stellen, denn sowie das objective Leben selbst in seiner Unmittelbarkeit vermöge der in ihm wirkenden substantiellen Mächte auf das Individuum den anregendsten Einfluß ausübt, ebenso weckt und steigert die dichterische Reproduktion desselben und diese sogar in einem verhältnißmäßig höhern Grade, weil in ihr die Energie des Lebens in concentrirter Fassung wirksam ist, die schlummernden oder erlahmten Mächte des ihrer Betrachtung hingegebenen Einzelnen; die Anschauung der Thaten nicht minder wie die der thatkräftigen Persönlichkeit, von welcher sie ausgehen, ist ja nothwendig mit dem Reize und Antrieb zu ähnlichen Anstrengungen verbunden. Insofern nun diese Bestimmungen auf Shakespeare und dessen Dichtungen anwendbar sind, kann ihnen der unmittelbare Einfluß auf die Erregung der nach Außen gerichteten Thätigkeit und auf die Kräftigung des praktischen Vermögens nicht abgesprochen werden. Eine andere Frage ist aber, ob die Gesammtheit der in ihnen enthaltenen Lebensanschauungen und Maximen zu Normen und Regeln des praktischen Verhaltens dienen könne, eine Frage übrigens, die wir gar nicht aufwerfen würden, wenn uns die Ansichten des Verf. nicht dazu nöthigten, da sich ihre Verneinung von selbst zu verstehen scheint. Denn die Meinung des Herrn G. scheint in der That darauf hinauszugehen, daß mit dem alten Ausspruche, Shakespeare's Werke seien eine weltliche Bibel, praktischer Ernst gemacht werden müsse: Verf. spricht an manchen Stellen so, als sei es seine Absicht, ihnen den Rang und die Bedeutung eines Compendiums der Moral zu vindiziren, in dem man für alle Fälle eine passende Lehre und Vorschrift finden könne. Das heißt denn doch jener mit Recht gerühmten Welt- und Menschenkenntniß einen unmittelbaren Werth beilegen, den sie in keiner Weise haben kann und den für sie in Anspruch zu nehmen dem, der sie ursprünglich besaß, am allerwenigsten in den Sinn gekommen ist.

Zu dieser Extravaganz über den gesunden Kern seiner Ansicht hinaus ist Herr G. durch das Mißverhältniß veranlaßt worden, welches zwischen dem an sich wichtigen Inhalte seiner Aufgabe und der spezifischen Bestimmtheit seines ethischen Standpunktes obwaltet. Jene bestimmt er dahin, daß der sittliche Werth unseres Dichters zur Anerkennung zu bringen sei, nachdem man bisher immer nur den künstlerischen in Betracht gezogen habe; diese läßt ihn nun aber den reinen und haltbaren Sinn jener Forderung, den er an einer anderen Stelle ganz richtig durch den Ausspruch wiedergibt, es gelte, den Menschen Shakespeare und nicht den Künstler in den Vordergrund der Betrachtung zu stellen, durchaus verkennen, indem sie der Qualität „sittlich" die ihrem Begriffe nach ganz verschiedene des „Moralischen" unterschiebt. Dadurch geschieht es, daß die in's Licht zu stellende „sittliche Hoheit" des Dichters theils positiv durch die große Zahl von Maximen und Verlangen, die der besonnenen Reflection des Verstandes ihren Ursprung verdanken, und mit den Anforderungen einer oberflächlichen Moral übereinstimmen, bewährt, theis negativ durch eine wohlmeinende Entschuldigung dessen, was im Leben Shakespeare's jenen Vorschriften zu widersprechen scheint, in ihrer Integrität geschützt wird. Es sind aber weder die einzelnen sogenannten moralischen Grundsätze, zu denen sich Jemand bekennt, noch die Mannigfaltigkeit einzelner Handlungen, die von ihm in Uebereinstimmung oder im Widerspruch mit jenen gesetzt werden, durch welche seine sittliche Bedeutung, sofern er den Rang einer wahrhaft historischen Persönlichkeit behauptet, bedingt wird, diese fällt vielmehr mit der geschichtlichen durchaus zusammen, beruht lediglich auf dem größeren oder geringeren Reichthume des in ihm concentrirten allgemein menschlichen Gehaltes, auf der mehr oder minder rein und umfassend hervortretenden Objectivität seines Wesens und kann sich nur in der allgemeinen, formell bildenden Einwilligung, welche die in ihm wirksamen Qualitäten der Gattung auf diese ausüben, bethätigen. Was der Beziehung des Individuums zu seinem allgemeinen Wesen angehört, in welcher eben die Moralität desselben gelegen und die Quelle der vorhin erwähnten moralischen Grundsätze zu suchen ist, kann nicht — außer etwa beiläufig — Gegenstand der historischen oder der allgemein wissenschaftlichen Betrachtung überhaupt sein, sie hat nur den Rang und Werth einer Privatsache, deren Beurtheilung in letzter Instanz der Entscheidung des

individuellen Gewissens anheimfällt, sofern es gilt die Concordanz des persönlichen Lebens in seinen einzelnen Aeußerungen mit den für diese als gültig anerkannten Maximen zu bestimmen. Diese Maximen selbst aber, die vermöge ihrer Beziehung zu partikulären Verhältnissen immer nur einen partikulären Inhalt haben können, verfallen, wenn sie als sittliche Bestimmungen für sich in Erwägung gezogen werden sollen, der von dem ethischen Standpunkte der Gegenwart ausgehenden Kritik. Damit ist ihre unbedingte Geltung natürlich ausgeschlossen, da ihr Werth von der Uebereinstimmung mit den Prinzipien und Consequenzen der für uns letzten Entwickelungsstufe der Ethik abhängig gemacht wird; und weil die letztere, auf die sittliche Anschauung der Vergangenheit bezogen, zu dieser, sofern der Kern und das Wesen derselben in's Auge gefaßt wird, nur in dem Verhältniß einer tieferen und reiferen Ausbildung stehen kann, dürfen die singulären Aeußerungen des sittlichen Geistes, welche durch den Mund einer historischen Persönlichkeit gegangen sind, nur in ihrer Relation auf Zeit und Ort der letzteren, d. h. historisch betrachtet werden. Diese Unterscheidungen hat sich Herr G. keineswegs klar gemacht, wovon die Folge gewesen ist, daß er die allgemeine, absolute und darum dauernde sittliche Bedeutung Shakespeare's mit seiner besondern, an Relationen gebundenen, von einer Menge spezieller Verhältnisse abhängigen Moralität verwechselt und vermengt hat. Der letzte Grund dieser Vermischung ist, wie schon bemerkt wurde, der unlösbare Conflict, in welchem bei unserm Verfasser die von aller subjectiven Befangenheit freie, an das Object unbedingt sich hingebende historische Anschauungsweise mit seinem Moralsystem getreten ist; der seinem Wesen nach allgemeine Historiker ist von der ihrer Natur gemäß partikulär bestimmten, moralischen Persönlichkeit nicht scharf und bestimmt geschieden, daher die eine sich in das Geschäft des andern unaufhörlich störend einmischt. Wir haben oben zugegeben, daß der wohlthätige Einfluß, den unser Verfasser von den Dichtungen Shakespeare's in Bezug auf die Erregung und Kräftigung des Triebes zum praktischen Handeln erwartet, von ihnen wirklich werde ausgeübt werden müssen, hier jedoch die Bedingung beifügen, die unserer Ansicht nach gegeben sein muß, wenn die Wirksamkeit jenes Einflusses wirklich stattfinden soll, denn daß sie in solchem Umfange und in solcher Allgemeinheit erfolgen werde, wie Herr G. zu hoffen scheint, steht keineswegs zu erwarten. Vielmehr wird sie nur da eintreten, wo die bereits vorhandene Disposition zur praktischen Thätigkeit nur noch des spornenden Beispiels bedarf, um in die Wirklichkeit hinauszutreten, bei Personen, die geartet sind wie unser Verfasser, dem der Drang zur thätigen Theilnahme am Leben eingeboren ist, der aber in Folge der höhern Ausbildung der Intelligenz durch den geschwächten praktischen Trieb nicht mehr unmittelbar bestimmt wird. An und für sich betrachtet, möchte der eigenthümliche Charakter der Shakespeare'schen Dichtungen weit mehr geeignet sein, den sich in sie Vertiefenden zu einer Abkehr von dem Gebiete der unmittelbaren Praxis zu veranlassen, zu einer Abkehr freilich, die nicht die beschränkende Concentration des Subjectes in und auf sich selbst zur Folge haben, sondern in einer rein theoretischen Betrachtung der Dinge und ihrer Beziehungen, in einem lediglich reflectirenden Verhalten zur Welt sich darstellen würde; ihr Resultat wäre nicht der über seine eigenen Phantasien grübelnde indische Sophist, sondern der in der Betrachtung des objectiven Weltganges verweilende, auf die unmittelbare Bethätigung seiner Subjectivität verzichtende Philosoph des spätern Roms. Schon im Allgemeinen ist jede Dichtung von wahrhaft objectivem Gehalte, wie sich dieser auch näher bestimmen mag, ihrem Wesen nach unpraktisch, der Tendenz zum Handeln fremd und hinderlich; aus rein theoretischer Betrachtung hervorgegangen weckt und kräftigt sie nicht den Trieb zur aus sich herausgehenden Thätigkeit, sondern im Gegentheil, sie schwächt und ertödtet ihn, wo seine Reactionskraft der erforderlichen Intensität ermangelt. Sie fordert ein ruhiges Verweilen bei dem dargestellten Gegenstande, nimmt die unbedingte Hingabe an denselben in Anspruch und wie sie selbst einer solchen ihre Entstehung verdankt, ist sie schon durch ihr bloßes Dasein befähigt, jene Selbstentäußerung des Subjects herbeizuführen. Shakespeare's Dichtungen, weil sie den Charakter der Objectivität in bestimmtester Ausprägung an sich tragen, müssen nothwendig in der ebenbeschriebenen Weise einwirken, und zwar verglichen mit Poesien derselben Art

wie etwa mit den Goethe'schen, mit um so größerem Erfolge, je umfassender de Inhalt des in ihnen zur Darstellung kommenden Objectes ist. Sie lehren die Welt in einer relativen Totalität ihrer Verhältnisse kennen, daher für die praktische Seite des Menschen nichts übrig bleibt, was nicht zugleich Object seiner theoretischen Einsicht wäre; die tiefere Erkenntniß der Dinge aber, welche durch sie vermittelt wird, die Einsicht in ihre Natur und wesentliche Bestimmtheit sowie in die Gesetzmäßigkeit ihres Seins und Werdens läßt darauf verzichten, in den Gang ihrer Entwickelung unmittelbar einzugreifen, führt sogar nothwendig zu einem lediglich passiven Verhalten, solange der Gegensatz zwischen der Individualität und der substantiellen Allgemeinheit nicht anders denn in negativer Weise d. h. durch die Unterwerfung jener unter diese aufgelöst wird. Bei Shakespeare nun ist er in der That nur in dieser negativen Form beseitigt worden und nicht ohne daß die sichtlichen Spuren dieses Mangels störend bemerkt werden. Die Weltanschauung dieses Dichters, wenn man sich den Eindruck seiner Werke in ihrer Gesammtheit vergegenwärtigt, hat unverkennbar eine trübe Färbung, denn sie beruht in letzter Instanz auf einer unfreiwilligen Entsagung; es ist ihm nicht gelungen, die wahre, lebendige Einheit zwischen sich und der Welt zu erreichen und es konnte ihm nicht gelingen, denn es ist noch nicht lange her, daß sie möglich geworden: das Lächeln, mit dem er gegen das Ende seiner Laufbahn auf die von ihm vielfach so klar durchschaute Bewegung der Welt und der Geschichte herniedergeblickt haben mag, wird nicht frei gewesen sein von jenem schmerzlichen Zucken, das auch um die Lippen der spätern Schüler der Stoa spielte und so auf eine Zweiheit, einen Bruch hingewiesen haben, durch den die Seele des Menschen auf diesem Standpunkte in zwei unvereinbare Hälften getheilt ist, deren Dasein nur dann dem Blicke des Betrachtenden entgeht, wenn dieser wie in unserm Falle, durch die ihm eigenthümliche Natur bestimmt wird, ihn auf der einen oder andern ausschließlich ruhen zu lassen. Die Shakespeare'sche Poesie athmet keineswegs jene reine ungetrübte Freude am Leben und Dasein, welche uns zum Beispiel aus den poetischen Schöpfungen der klassischen Epoche des Griechenthums entgegenlacht; sie ist zu vertraut geworden mit der ernstdüstern Seite desselben, verräth eine zu genaue Kenntniß der finstern Mächte, die in ihm walten, zu tiefe Empfindung für die Trauer und den Schmerz, die von Allem, was Theil an ihm hat, unzertrennlich sind, als daß sie geeignet wäre, dem Gemüthe jene Heiterkeit und lebendige Frische zu geben, ohne welche der Wunsch und das Streben nach der That nicht in ihm rege zu werden pflegte.

Nachdem wir versucht haben, die persönlichen Beziehungen des Verf. unserer Schrift zum Gegenstande derselben in's Licht zu stellen, wenden wir uns zu dieser selbst und zwar werden wir zunächst ihr Verhältniß zu den früher erschienenen Werken desselben Inhaltes durch kurze Andeutungen über Tendenz und Richtung näher bestimmen, wobei wir indeß nur die wenigen Arbeiten berücksichtigen, welche die Gesammtheit der Shakespeare'schen Dichtungen, wenigstens der dramatischen, in größerer Ausführlichkeit behandeln. An die Forderung dieses Punktes schließt sich dann von selbst eine allgemeine, auf Inhalt und Form sich beziehende Charakteristik des Gervinus'schen Werkes an, aus welcher sich ergeben wird, welche Stelle ihm unserer Ansicht nach in dem Kreise der wissenschaftlichen Shakespeare'schen Literatur gebührt.

Was die erste der hier zu beantwortenden Fragen betrifft, so kann diese um so eher in Kürze erledigt werden, da wir den Urtheilen, welche der Verf. selbst (Einleitung Nr. 23 fgg.) über die Leistungen seiner Vorgänger fällt, wenigstens theilweise beizustimmen im Falle sind. Nachdem er das große Verdienst Göthe's, welcher durch seine Erörterung über Hamlet (im Wilh. Meister) zuerst unter uns die Bahn zu einem richtigern und tiefern Verständnisse der Shakespeare'schen Dramen dadurch gebrochen habe, daß er hier an einem glänzenden Beispiele nachgewiesen, wie dieselben wahrhafte, von einer einigen Idee getragene Kunstwerke und nicht blos Produktionen eines mächtigen, unmittelbar wirkenden Naturgeistes seien, gebührend hervorgehoben hat, geht er zu A. W. Schlegel über, der in seinen Vorlesungen über dramatische Literatur bekanntlich zuerst sämmtliche Dramen Shakespeare's einer ästhetischen Analyse unterworfen hat. Herr G. ist in Bezug auf sie

mit Recht der Ansicht, daß wenn das Verdienst ihres Urhebers um den britt. Dichter durch sie allein begründet werden müßte, es um dasselbe nicht zum Besten stehen würde. In der That, sieht man ab von den mancherlei feinen und geistreichen Bemerkungen, an denen es hier so wenig wie in den übrigen Schriften dieses kritischen Vorkämpfers der Romantik fehlt, so haben wir nicht viel mehr, als eine schön stylisirte Lobrede unseres Dichters, in der nur sehr selten über die Oberfläche der besprochenen Dinge hinausgegangen wird, der aber wenigstens das eine, nicht unbedeutende Verdienst zuerkannt werden muß, die Aufmerksamkeit des lesenden und urtheilenden Publikums auf die Werke Shakespeare's entschiedener hingelenkt und dadurch indirect das Studium derselben und zwar nicht blos in unserm Vaterlande wesentlich gefördert zu haben. Denn allerdings ist sie durch ihre ganze Haltung in hohem Grade geeignet, einer gewissen Klasse von Lesern, die sich gerne billigen Kaufs ein gewisses Maß scheinbar gründlicher Kenntnisse zu verschaffen wünscht, das ihnen entsprechende Verständniß der Shakespeare'schen Poesie zu vermitteln. Wer aber eine tiefere Einsicht in dieselbe anstrebt und bis zu ihrem markigen Kerne vordringen möchte, wird sich nach einem andern Führer umsehen müssen: unter den Mitgliedern der romantischen Schule wird er jedoch keinen finden, der der Aufgabe gewachsen wäre, wie vielfach sich dieselbe auch mit Shakespeare beschäftigt und wie laut sie ihn auch bewundert und gepriesen hat. Durch die unübertroffene Uebersetzung, die aus ihrer Mitte hervorgegangen ist und auch von unserm Verf. ihrem ganzen Werthe nach anerkannt wird, hat sie zwar den stammverwandten Dichter gewissermaßen zum Eigenthum der deutschen Nation gemacht, doch vermochte sie nicht, dem gewaltigen Geiste desselben auf seinen weiten und verschlungenen Bahnen begreifend zu folgen. Sie umfaßte ihn — und wir wollen das nicht zu gering anschlagen — mit großer Innigkeit und hingebender Theilnahme; er wurde der Liebling ihres Herzens, dessen Lob und Ruhm zu verkündigen sie die ganze Kraft ihrer schwachen, kindlichen Stimme aufbot; sie liebte ihn nicht wie den Freund, den verwandten, ebenbürtigen Geist, sondern wie das Kind den ihm freundlich zugeneigten Mann, zu dem es staunend hinaufblickt, dessen Größe und Kraft es ahnt, aber nicht begreift, der ihm nur in dem verständlich wird, was seinem beschränkten, in der Subjectivität beharrenden, am Einzelnen haftenden, phantastisch tändelnden, oft albernen Wesen entspricht. Daß man wirklich nicht zu viel sagt, wenn man die Auffassung Shakespeare's, welche in der romantischen Schule zu Hause war, eine kindlich — kindische nennt, beweist die einzige größere Schrift, welche aus ihrem Kreise zur Erklärung des Shakespeare'schen Dramas hervorgegangen ist. Bekanntlich hat es Tieck außer einigen fragmentarischen, wenig bedeutenden Erörterungen über einzelne Dramen, die Ed. Gans vor manchen Jahren in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik einer Abfertigung würdigte, bei Versprechungen bewenden lassen, deren Erfüllung von dem würdigen Dichtergreise jetzt wohl nicht mehr zu erwarten ist. Dagegen gab Fr. Horn fünf Bände „Erläuterungen zu Shakespeare's Dramen" heraus, über welche Herr G. in der That noch sehr milde urtheilt, wenn er sagt (S. 25.), ihr Verf. habe seinen Vorgänger Schlegel nur „verwässert" und das ungetheilte Lob, welches er dem Dichter spende, „sei mit so viel Albernheit gepaart wie zur Injurie geworden." In unsern Tagen ist dieses Werk für jeden einigermaßen gesunden Geschmack völlig ungenießbar; man kann es, wenn von der liebenswürdigen Pietät abstrahirt wird, welche sein Verf. dem Riesen gegenüber, dessen colossale Gliedmaßen er zu anamotisiren sich abmüht, an den Tag legt, nur noch als ein passendes Mittel zur Erheiterung trüber Stunden verwenden, denn die Incongruenz zwischen Wille und Vermögen tritt in ihm gar zu grell hervor. Selbst das Gute, was in dem Buche zu finden ist, wohin manche sinnige Deutung, manche treffende Apperception zu rechnen sein möchte, wird durch die widerwärtige Umgebung so sehr verdeckt und noch dazu in einer so häßlichen, kraft- und saftlosen Rede vorgetragen, daß, wenn es eine allgemeine Benutzung finden soll, das weitschweifige Werk zu einem kurzem Auszuge verengert werden muß. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die eben erwähnte Schlegel'sche Schrift aus dem ästhetischen Gesichtspunkte abgefaßt ist: die Dichtungen werden lediglich an den geläufigen Kategorien der ästhetischen Doktrin und

der Dichter selbst an den angenommenen Normen des poetischen Genius gemessen. Die historische Betrachtungsweise ist hier noch völlig unbekannt; sie kommt erst in dem Werke von Ulrici „Geschichte und Charakteristik des Shakespeare'schen Dramas" (2. Afl. 1847.) wenigstens zu einigem Rechte, wenngleich sie auch in diesem noch keineswegs die ihr gebührende Anerkennung und Anwendung gefunden hat. Herr G. scheint uns die Bedeutung und den Werth dieser verdienstlichen Arbeit nicht nach Gebühr gewürdigt zu haben. Zwar giebt er über dieselbe kein bestimmt formulirtes Urtheil ab, doch ist aus den hierhin gehörigen Worten soviel ersichtlich, daß ihn der spezifisch philosophische Standpunkt, welchen ihr Verf. einnimmt, ungünstig gegen diese Leistung gestimmt hat. Er meint (S. 31.), unsere „philosophische Methode der Betrachtung" sei nicht wohl angewandt bei den Dichtungen einer Zeit und eines Mannes, die sich nicht in der Welt der Abstraktionen und allgemeinen Gedanken, sondern im Gebiete des konkreten, unmittelbar rivalen Lebens bewegt und heimisch gefühlt hätten. Die hier ausgesprochene Behauptung ist in der That höchst seltsam und ihre Begründung womöglich noch wunderlicher. Man kann die eine wie die andere nur dann erklärlich finden, wenn man sich erinnert, daß der Historiker, welcher eben nichts weiter ist wie dies, das Wesen und die Aufgabe der Philosophie zu verstehen unfähig ist. Ihm, für den der wesentliche Inhalt der Dinge sich in der Bestimmtheit ihres konkreten Daseins und ihrer Beziehungen zu einander erschöpft, erscheinen die auf die Erkenntniß der substantiellen Einheit und des innern, nothwendigen Zusammenhanges gerichteten Bestrebungen der Philosophie als ein eitles, müssiges Spiel und die durch diese Weise der Betrachtung gewonnenen Resultate, welche Anspruch darauf machen, den wahren Inhalt dessen, was ist und geschieht, herauszustellen, als leere Einfälle subjectiver Willkür, denen in der objectiven Welt nichts entspreche. Er übersieht dabei freilich, daß im Grunde auch seine, lediglich die Relationen der einzelnen Erscheinungen in's Auge fassende Erklärung eine solche ist, deren Gewähr einzig in der Selbstbejahung des denkenden Geistes liegt, und dieselbe Tendenz und Aufgabe verfolgt, wie die ge- und verschmähte Philosophie, die nämlich, die Welt der Realität denkend zu begreifen. Es ließe sich daher derselbe Grund, welchen der Verf. gegen die Anwendbarkeit der philosophischen Methode auf die Produktion Shakespeare's vorbringt, mit gleichem Rechte gegen die von ihm befolgte geltend machen, wenn derselbe überhaupt irgendwie stichhaltig wäre. Dies ist er aber nicht, denn haben wir vorhin die Aufgabe der Philosophie richtig bestimmt, so ist von selbst klar, daß all und jede Realität in das Bereich ihrer Betrachtung fällt und die besondere Beschaffenheit derselben in dieser Beziehung ein durchaus gleichgültiges Moment ist. Sofern sie geschichtliche Vorgänge oder Persönlichkeiten zu ihrem Object nimmt, ist sie aber so wenig an die unmittelbare Erscheinungsweise der ersteren wie an die spezielle Denkart der letzteren und durch den Inhalt i h r e s Bewußtseins gebunden, daß sie vielmehr, indem sie auf dem Bildungsstandpunkte der Gegenwart fußt, die einen wie die andern in einem andern Lichte erblicken m u ß, als in welchem sie sich selbst in der Zeit ihres wirklichen Daseins erscheinen konnten. Mithin kann die vom Verf. urgirte Eigenthümlichkeit der Periode, in welcher Shakespeare lebte und wirkte, die Anwendbarkeit der philosophischen Methode auf sie in keiner Weise hindern. Zieht man nun aber diese Methode, sofern sie die Erklärung der Shakespeare'schen Dramen vermitteln soll, genauer in Erwägung, so zeigt sich, daß sie, welche der Verf. so entschieden von der Hand weist, im Wesentlichen ganz mit derjenigen zusammenfällt, die er selbst zur Anwendung bringt. In Kürze bestimmt ist sie nichts als die praktische Durchführung des von der Wissenschaft unserer Tage aufgestellten und erhärteten Prinzips, daß jedes Kunstwerk die Konkretion eines Gedankens, die Verleiblichung einer Idee sei und ihre Eigenthümlichkeit besteht demgemäß darin, daß sie diese Idee in ihrer unmittelbaren Realisation zu ergreifen, in dem künstlerischen Organismus die ihn durchdringende Seele aufzuzeigen gebietet. Daß der Verf. das eben erwähnte Prinzip so wie die aus ihm abgeleitete praktische Consequenz anerkennt, ist keinem Zweifel unterworfen; damit fällt aber auch jeder wesentliche Unterschied zwischen seiner und der Methode Ulrici's weg, denn daß der letztere die geistige Einheit in der Form von einfachen oder complicirten Urtheilen, also in all-

gemeinerer, wenn man will, abstract geistigerer Weise zu bestimmen liebt, während unser Verf. sie in conkretern Verhältnissen in der Schilderung einzelner Leidenschaften u. s. w. suchen möchte, begründet zwar allerdings eine beachtunswerthe Abweichung, auf die wir bei der Besprechung des zweiten Bandes näher eingehen werden, ist aber in Bezug auf das Wesen der philosophischen Methode ohne weitere Bedeutung. Uebrigens ist selbst diese Differenz keine durchgreifende, denn auch bei Ulrici wird der Inhalt hin und wieder in der von unserm Verf. einzig gebilligten Weise bestimmt; aber auch da, wo dies nicht geschieht, steht an und für sich nichts im Wege, daß die aus verschiedenen Gesichtspunkten geflossenen abweichenden Deutungen sich mit einander vertragen, freilich nicht in der Weise, in welcher es auch der Verf (s. den Eingang zum Kaufmann von Venedig, im 2. Bande) für möglich zu halten scheint, daß die eine neben der andern, wie auch ihr Verhältniß zu einander beschaffen sein möge, bestehen könne, sondern in dem Falle, daß die allgemeinere, mehr gedankenmäßige, die speziellere, die conkreten Verhältnisse unmittelbar wiedergebende, ihrem tieferen Gehalte nach reproduzirt. — Müssen wir nun aber auch die Methode des Herrn U. gegen den ihm vom Verfasser gemachten indirecten Vorwurf in Schutz nehmen, so ist damit natürlich nicht auch die Gesammtheit der an ihrer Hand gewonnenen Resultate und noch viel weniger Inhalt und Charakter des Ganzen der Ulrici'schen Schrift gebilligt. Vielmehr sind die Mängel derselben eben so groß, wie unverkennbar: der historische Theil, welcher in zwei Abschnitte zerfallend, den ästhetischen in die Mitte nimmt, ist nicht viel mehr als eine Sammlung vereinzelter geschichtlicher Notizen über die Anfänge und die Entwickelung des engl. Dramas vor und nach Shakespeare, die man zwar nicht ohne Interesse, aber zugleich mit dem deutlichen Bewußtsein durchliest, daß man hier eben nur ein mit großem Fleiße zusammengesuchtes aber blos äußerlich verbundenes Material vor sich habe, dem eine strengere Durch- und Verarbeitung sehr zu wünschen sei. Auch was über das Leben des Dichters selbst mitgetheilt wird, kann keinen Anspruch darauf machen, eine wirklich den Namen verdienende Biographie desselben zu bilden. Und überdem ist der ganze historische Abschnitt mit dem ästhetischen, in welchem die einzelnen Dramen ihre Erklärung finden, so wenig in einen innern Zusammenhang gebracht, daß das Buch in zwei durchaus heterogene Hälften zerfällt. Was aber den ästhetischen Theil in's Besondere betrifft, so ist abgesehen davon, daß in vielen, ja in den meisten Fällen, die Idee unserer Ansicht nach falsch bestimmt ist, die Nachweisung derselben in der Gliederung des Kunstwerkes höchst unvollkommen und mangelhaft. Zugleich ist daran, daß die einzelnen Glieder, wir meinen die handelnden Personen und die Entwickelungsphasen der Handlung auch in ihrem Fürsichsein erkannt und dargestellt sein wollen, fast gar nicht gedacht worden, während die breiten höchst störenden Expectorationen über Materien philosoph. Inhaltes, welche an manchen Stellen einfließen, den der Hauptsache zugemessenen kargen Raum ganz zweckloser Weise, da sie für den Kundigen überflüssig, sonst aber unverständlich sind, noch mehr verengern. Trotz alledem ist das Verdienst, welches sich Herr U. um das Verständniß der Shakespeare'schen Dichtung erworben hat, kein geringes und mit Recht durch die ausgedehnte Theilnahme, welche seine Arbeit gefunden hat, anerkannt worden. Indeß läßt es sich unschwer voraussehen, daß die letztere dem Werke von G. in einem noch weit größeren Maße zu Theil werden wird, da dasselbe sowohl durch Tendenz und Inhalt, wie durch die Form der Darstellung im höchsten Grade geeignet ist, einen ausgedehnten Kreis von Lesern um sich zu versammeln. Es tritt, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, aus dem engen nicht wenigen Literaturfreunden auch heute noch nicht recht zugänglichen Gebiete der blos ästhetischen Betrachtung in ein weiteres, nach allen Seiten hin offenes hinüber; es stellt sich auf den rein menschlichen Standpunkt, den Jeder einzunehmen vermag, auch wenn ihm die spezifisch wissenschaftliche Bildung abgeht; es will im Dichter zugleich den Menschen darstellen und in seinen Schöpfungen das wohlgelungene Abbild des Lebens zu finden die Anweisung geben. Ferner ist die herrschende Betrachtungsweise die historische, deren Anziehungskraft überhaupt sehr groß ist, und eine weite Sphäre der Wirksamkeit hat, namentlich aber dann ausgedehnte Kreise zu fesseln pflegt, wenn sie in der unserm Verf. eignen Form

auftritt. Welche besondere Vorzüge diese hat, ist aus seiner Geschichte der deutschen Poesie bekannt; was aber diese letztere vor ähnlichen Arbeiten auszeichnet, findet sich auch natürlich unter den durch die Verschiedenheit des Objects gebotenen Modifikationen in unserer Schrift wieder. Es ist hier wie dort dieselbe Schärfe und Weite des Blicks, mit welcher unser Verfasser die historischen Verhältnisse und Bezüge der in die Betrachtung gezogenen Personen und Schriften erfaßt und durchdringt, dieselbe feste und sichere Hand, mit der er sie in klarer und lebendiger Schilderung darstellt. Wie die einzelne Persönlichkeit in den allgemeinen Lebensverhältnissen ihrer Zeit wurzelt, aus ihnen heraus sich entwickelt, in mannigfachen engeren und weiteren Beziehungen zu ihnen steht, unter ihren Einflüssen wächst und wirkt, wie das, was sie hervorbringt, mit ihrem innern Sein und Werden im Zusammenhange steht, aus ihm sich erklärt und ableiten läßt, und wiederum, wie es eingreift in Ton und Stimmung der Zeit, in ihr seinen Wiederhall findet, sie ändert und umwandelt, — dies und was seine Voraussetzung ist, die eigenthümliche Denk- und Anschauungsweise der verschiedenen Völker und der engeren Kreise innerhalb derselben, der Gesammtcharakter des Lebens einer Zeit und der in ihr herrschenden literarischen und künstlerischen Richtungen sowie die Wechselwirkung und das Ineinandergreifen der letzteren schildert Herr G. in so meisterhafter Weise, daß wir nicht wüßten, wer es ihm hierin zuvorthäte. Es ist daher sehr natürlich, daß derselbe die zu lösende Aufgabe so bestimmt wie dies S. 33 geschieht. Wir können die Stelle ihrem Wortlaute nach nicht füglich mittheilen; es ergiebt sich aber aus ihr, daß die einzelnen Dramen nicht sowohl an und für sich selbst als in ihrem Verhältnisse zum äußern und innern Leben ihres Urhebers, nicht sowohl zum Behufe der Ermittlung ihres eignen Inhaltes als zum Zwecke der Einsicht in den Entwickelungsgang des Dichters betrachtet werden sollen; sie sollen ihre unabhängige, objective Haltung aufgeben, gewissermaßen in Fluß gebracht, der Prozeß ihrer Genesis aufgezeigt werden: es ist das historische Interesse am Werden, welches sich ihnen zuwendet und allerdings geeignet ist, wichtige Aufschlüsse über ihren wahren und eigentlichen Inhalt zu ermöglichen. Derartige Aufschlüsse werden denn auch in dem bereits erschienenen Theile des Werks wirklich in nicht geringer Zahl gegeben. Sie im Einzelnen zu würdigen wird sich später Gelegenheit finden; hier bemerken wir nur im Allgemeinen, daß der Verf. um die Lösung seiner Aufgabe redlich bemüht gewesen ist. Nicht nur daß er die Gesammtheit der Dramen in Abtheilungen sondert, die den verschiedenen Lebens- und Entwickelungsphasen des Dichters entsprechen, womit natürlich die Nothwendigkeit gegeben war, in der Behandlung der einzelnen Stücke ihrer chronologischen Abfolge sich anzuschließen, nicht nur daß er die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser verschiedenen Perioden durch eine stellenweise sehr scharfsinnige Combination der dürftigen Nachrichten, die uns über die Lebensschicksale des Dichters überliefert worden sind, mit dem Inhalte der Dramen selbst festzustellen sucht, wobei ihm eine nicht geringe Kenntniß psycholog. Zustände und Entwickelungen überhaupt, sowie ein sicherer Takt, ein feines Gefühl für Vorgänge dieser Art fördernd zur Seite steht; es werden auch die einzelnen Stücke vielfach in eine solche directe Beziehung zum innern Leben Shakespeare's gesetzt und manche Einzelnheiten in ihnen durch Hinweisung auf dasselbe in oft überraschender Weise richtig erklärt. Zugleich weckt und unterhält die Schrift durch diese Behandlungsweise ein stets gespanntes Interesse, wiewohl sich nicht leugnen läßt, daß es immer eine mißliche Sache bleibt, dem Mangel positiver, beglaubigter Nachrichten auf dem vom Verf. eingeschlagenen Wege abhelfen zu wollen. So wahr es im Allgemeinen und in's Besondere auch wohl für Shakespeare ist, daß die Schöpfungen des wahren Dichters mehr oder weniger die Darstellung eigner Erlebnisse desselben sind, sofern man zu letzteren geistige Interessen und Beschäftigungen wie unmittelbare Erfahrungen des Herzens rechnet, und es daher zu ihrem vollen Verständnisse der Einsicht in den Lebensgang des dichtenden Subjectes bedarf, so ist dieser doch durch so viele Zufälligkeiten, die nur aus sicherer Ueberlieferung erfahren, nicht errathen werden können, bedingt, daß es ohne solche Ueberlieferung fast unmöglich wird, zu der geforderten Einsicht zu gelangen. Es hat uns gewundert, daß unser aller subjectiver Willkür so abholde Historiker dieses schlüpfrige Gebiet der Hypothesen betre-

ten hat, die, wie ansprechend sie auch erscheinen und einen wie hohen Grad von Wahrscheinlichkeit sie auch gewinnen mögen, doch nie oder nur sehr selten eine andere als subjective Gültigkeit in Anspruch nehmen können. — Anders verhält es sich mit denjenigen Partien unseres Werkes, in welchen die Beziehung der einzelnen Dichtungen nicht zur menschlichen, sondern zur künstlerischen Entwickelung ihres Verfassers erörtert wird. Hier fehlte es keineswegs an dem erforderlichen Material und es ließ sich erwarten, daß wenn dasselbe von einem der Behandlung solcher Materien fähigen und kundigen Manne, wie Herr G. ist, zweckmäßig benutzt würde, die wichtigsten und interessantesten Ergebnisse die Folge sein müßten. Das Verhältniß Shakespeare's zu den verschiedenen Richtungen und Tendenzen, welche die Poesie seiner Zeit verfolgte, das Maß und die Grenzen des Antheils, den er an ihnen nahm, der Einfluß, den sie auf Inhalt und Form seiner Werke geübt haben, sein Anlehnen an wie sein Hinausgehen über sie — dies im Allgemeinen und Besonderen mit Erfolg zum Gegenstande seiner Forschung gemacht zu haben, ist ein Hauptverdienst unseres Verfassers. Denn es ist die nächste Folge der Hervorhebung dieser Punkte, daß der Dichter aus der Vereinzelung, in welcher wir ihn zu sehen gewohnt waren, heraustritt und als ein einzelnes, wenn auch über alle andern hervorragendes Mitglied eines der literarisch-poetischen Thätigkeit hingegebenen größeren Kreises erscheint. Wir nehmen wahr, wie er durch mehr oder minder starke Bande mit den hervorragendsten Vertretern abweichender, poetischer Richtungen und Gattungen verknüpft ist, und wie seine Dichtung in dem schon Bestehenden vielfach ihre Ausgangspunkte genommen und von verschiedenen Seiten her mehr oder minder starke Einwirkungen erfahren hat, Doch ist es nicht blos der Zusammenhang Shakespeare's mit dem dichterischen Leben seiner Zeit, den der Verf. nachzuweisen bestrebt ist; er sucht ebenso den mächtigen Einfluß in's Licht zu stellen, welchen das damalige öffentliche und Staatsleben Englands, die großartige Anschauung und die glänzende Kraftentwickelung des englischen Volksgeistes in jener Periode auf die poetische Wirksamkeit desselben ausüben mußte. Mit gleicher Aufmerksamkeit wird dann ferner das Verhältniß unseres Dichters zur Vergangenheit behandelt; die in dieser sich findenden Wurzeln und Keime des Shakespeare'schen Dramas werden aufgedeckt und verfolgt, die Grundlagen, auf denen es ruhet, die geschichtlichen Bedingungen, welche es in seinen verschiedenen Gattungen und deren Nüanceirungen voraussetzt, finden ihre Erläuterung. Wiederholt wird die Art und Weise, in welcher der Dichter den gegebenen Stoff benutzte und fast bei jedem Stücke das Verhältniß desselben zu etwaigen dramatischen und nicht dramatischen Vorarbeiten zur Sprache gebracht, wodurch sich Gelegenheit bietet, manche charakteristische Eigenthümlichkeit der Shakespeare'schen Kunst bemerkbar zu machen, indem die Vergleichung mit anderweitigen Bearbeitungen, was der unseres Dichters speziell angehört, klar und bestimmt hervortreten läßt. Ueberhaupt macht es sich der Verf. zur besondern Aufgabe, eine möglichst vielseitige Einsicht in das Getriebe der dichterischen Kunst Shakespeare's zu eröffnen, indem er die eine oder andere Seite derselben für die Betrachtung einzelner Dramen zum leitenden Gesichtspunkt nimmt. Demnach steht auch hier die Beziehung der Dichtungen zum Künstler entschieden im Vordergrunde, wodurch die Erforschung des ihnen innewohnenden Gehaltes natürlich zurücktritt, jedoch nicht so sehr, daß sie gänzlich vernachlässigt würde. Uebrigens stellt der Verf. für die eigentlich ästhetische Interpretation einen eigenthümlichen Gesichtspunkt auf, welcher eine besondere Beachtung verdient. Er sagt (S. 32.), die Shakespeare'schen Stücke würden darum so wenig verstanden, weil wir keine Gelegenheit hätten, sie zu sehen; „die Spieler überheben uns der erschwerenden Mühe beim Lesen .... Erscheinung, Sprache, Benehmen des Spielers erklären uns mühelos wie im Gemälde die Figuren und Hebel der Handlung; sie geben uns die feinsten Fäden durch deren Verwickelungen an die Hand und leiten uns zu dem Innersten und Allerheiligsten des Kunstwerks auf ebenerem Wege. Wer also Shakespeare's Stücke so erklärt, daß er dem Schauspieler vorarbeitet, ihn gleichsam einstudirt in die Darstellung, die zur Ausführung gebracht, die eigentliche wahre, künstlerische Erklärung geben würde, der hätte die Aufgabe im richtigsten Sinne gefaßt und gelöst." Der hier zu Grunde liegende Gedanke ist an sich nicht unrichtig, wird

aber so schief gewendet und in so unklarer Fassung ausgesprochen, daß der ganze Passus den Eindruck eines ziemlich verwirrten Geredes hinterläßt. Die Erklärung soll die Aufführung ersetzen, durch welche das Verständniß vermittelt wird, das die Lektüre allein nicht geben kann: das ist der wesentliche Inhalt der angeführten Stelle. Die Voraussetzung, welche hier gemacht wird, ist wahr und falsch zugleich, wahr, wenn durch das Wort „Verständniß" das unmittelbare bezeichnet wird, welches aber nur uneigentlich so genannt werden kann, richtiger als „Genuß" des Kunstwerks bestimmt würde, falsch dagegen, wenn die durch das Denken vermittelte Einsicht in den Inhalt des Kunstwerkes gemeint ist, denn für diese kann eine gute scenische Darstellung, wenn sie ihr auch nicht gerade nothwendig ist, allerdings ein sehr passendes Hülfsmittel, nie aber, wie vollendet sie auch sein mag, einen gleichgeltenden Ersatz abgeben. Auch sieht man nicht ein, wie die Aufführung eines Dramas den tieferen Gehalt desselben bestimmter und vollständiger zum Bewußtsein bringen könne als die Lektüre; im Gegentheil wird sie Jeden, der nicht bereits mit einigem Erfolge versucht hat, zu dem geistigen Centrum des vorgeführten Stückes hindurchzudringen, durch die größere Lebendigkeit, in welcher sie ihm das Einzelne entgegenbringt, hindern, dasselbe als Glied eines künstlerischen Organismus und diesen selbst in seiner Einheit und Ganzheit aufzufassen. Ebensowenig freilich kann durch die Erklärung die Aufführung ersetzt werden, wenn diese auch jener bedarf, falls ihr Object in Wahrheit begriffen werden soll; sie kann ihr aber allerdings vorarbeiten, indem sie sowohl dem Zuschauer, wie dem Schauspieler, die Entwickelung der Handlung wie der Charaktere vorzeichnet, so daß beide sie mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit, jener zu verfolgen, dieser darzustellen im Stande ist. Namentlich wird sie für die ausübenden Künstler von großem Nutzen sein können, darin hat Herr G. vollkommen Recht, wenngleich das vermittelte Verständniß nicht für Jeden erforderlich ist, um einen Charakter treu und wahr zu reproduziren. Die ästhetische Interpretation ist die Erneuerung des Kunstwerks in und durch den denkenden Geist und hat als solche durchaus selbstständigen Werth und ihre eigne Nothwendigkeit. Zwar vermag sie durch ihre Anordnung und durch die Form der Darstellung den Eindruck der die Sinne und das Gemüth unmittelbar ergreifenden Handlungen und Personen innerhalb gewisser Schranken wiederzugeben, ohne ihrer eigentlichen Aufgabe untreu zu werden — und dies ist der „nicht unrichtige" Gedanke, von dem wir oben sagten, er liege den mitgetheilten Worten des Verf. zu Grunde, — darf aber diese nie über einem Bestreben vergessen, das um seiner selbst willen zu verfolgen Sache der scenischen Darstellung ist. Auch hat Herr G. selbst in der Erörterung der einzelnen Stücke auf seine so eben besprochene Theorie wenig Rücksicht genommen, wahrscheinlich weil er fühlte, daß ihre praktische Durchführung unmöglich sei. Was aber die nähere Beschaffenheit der hier von ihm angewandten Behandlungsweise betrifft, so bemerkten wir schon, daß er manche Dramen lediglich oder doch vorzugsweise zu dem Zwecke bespreche, irgend eine Eigenthümlichkeit der Shakespeare'schen Kunst oder eine Phase der persönlichen Entwickelung des Dichters an und aus ihnen zu erläutern, wo dies nicht der Fall ist, ist sein Augenmerk darauf gerichtet, vor Allem die leitende Idee des Stücks zu ermitteln und das Verhältniß der einzelnen Charaktere wie der wesentlichen Momente der Handlung zu ihr festzustellen. In der einen wie in der anderen Hinsicht hat unser Verf. bei Weitem mehr geleistet, wie sein nächster Vorgänger: die geistige Einheit der Dramen wird von ihm in der Regel weit schärfer bestimmt, wie dies Herr Ulrici vermocht hat, besonders aber weit genauer und gründlicher in den einzelnen Theilen des künstlerischen Organismus verfolgt und nachgewiesen. Sieht man auf den Inhalt des Einzelnen, was hier geboten wird, so kann man manchem seine Zustimmung nicht versagen und wenn es auch nicht an anderem fehlt, was theils als unrichtig, theils als ungenügend bezeichnet werden muß, so ist doch die große Fähigkeit des Verf., das innere Wesen der Charaktere und den eigenthümlichen Gehalt einzelner Lebensverhältnisse zu durchschauen, überall unverkennbar. Es kann keine Frage sein, daß er vermöge der ihm eigenen Schärfe und Freiheit der Betrachtung die Zahl der jetzt vorliegenden interessanten und tiefgehenden Entwickelungen beträchtlich hätte vermehren können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich

in die Betrachtungen des Einzelnen mit größerer Hingebung und Ausdauer zu vertiefen. Doch das ist nun einmal seine Sache nicht; es gelingt ihm nur selten, sich in einen Gegenstand so hinein zu versetzen, um ihn rein und vollständig aus sich selbst erklären zu können. Gewöhnlich bleibt er in der Reflektion über ihn befangen, wo sich dann seinem weitausschauenden Blicke und seinem umfassenden, gediegenen Wissen der Berührungspunkte mit Anderem so viele zeigen, daß eine Abschweifung der andern folgt, und stete Vergleiche wie Beziehungen aller Art von dem Kerne der zu behandelnden Dinge fortwährend ablenken. Die Spannung wird allerdings durch dieses Hereinziehen neuer, wenn auch der Sache zum Theil ziemlich fremder Momente unausgesetzt rege erhalten, zugleich aber das Interesse vielfach getheilt und zersplittert, und die Uebersicht über das Ganze wesentlich erschwert. Es ist überhaupt nicht leicht, ein Object aus einer Mehrheit von gleich wichtigen Gesichtspunkten so zu behandeln, daß die Einheit der Darstellung erhalten bleibt und das Object selbst in einem einigen, in sich abgerundeten und zusammenhängenden Bilde scharf und deutlich hervortritt. Gehört dasselbe der Geschichte an, so wird es in der eben angegebenen Weise nur dann reproduzirt werden können, wenn seine Betrachtung von dem historischen Standpunkte aus als dem letzten und höchsten, der dann freilich alle übrigen Beziehungen, unter denen es je nach seiner besondern Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden kann, als untergeordnete Momente in sich aufgenommen haben muß, unternommen wird. Unser Verf. hat, wie wir sahen, in Beziehung auf Shakespeare und dessen Poesie, diese historische Behandlungsweise zuerst mit Entschiedenheit und Consequenz geltend gemacht und gerade hierin liegt unserer Ansicht nach der entscheidende Vorzug und das wesentliche Verdienst der vorliegenden Arbeit; er ist aber, davon abgesehen, daß er ein im Grunde dem Gegenstande selbst fremdes, lediglich aus seinem persönlichen Verhältnisse zu ihm geflossenes Moment in den Vordergrund stellt und der ihm eigenthümliche geistige und sittliche Standpunkt die unbefangene Objectivität der geschichtlichen Anschauung nicht zu ihrem vollen Rechte kommen läßt, nicht im Stande gewesen, den weiten Umfang der hier in Betracht zu ziehenden Verhältnisse und Entwickelungen in klarer Uebersicht so zu beherrschen, daß das Einzelne sowohl in seinem eigenthümlichen Gehalte und in seinem besonderen Verlaufe, wie in seinem Zusammenhange mit allem Uebrigen genau und vollständig erkannt würde. Es möchte, um eine unsern Forderungen entsprechende Bearbeitung möglich zu machen, zunächst eine strenge Sonderung rathsam sein; man würde die persönliche, rein menschliche Entwickelung Shakespeare's von der künstlerischen getrennt zu verfolgen, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der durch ihn allein repräsentirten Entwickelungsstufen der Kunst für sich zu behandeln, die einzelnen Dramen sowohl nach Gattungen zu ordnen wie jedes in besonderer Darstellung erschöpfend zu würdigen haben, jedoch bei jedem dieser Abschnitte die genaue Beziehung seines Inhaltes zu dem aller übrigen stets fest im Auge behalten müssen. Ist durch solche getrennte Behandlung die vollständige Erkenntniß der einzelnen, für das Verständniß des Objects wesentlichen Momente gewonnen, so wird es dann nicht sehr schwierig sein, eine allseitig gegliederte Darstellung desselben zu entwerfen, in welcher es den stets sichtbaren, unverrückten Mittelpunkt aller einzelnen Theile abgeben würde. Für Shakespeare in's Besondere würde das Resultat der in der angegebenen Weise fortschreitenden Betrachtung das volle Verständniß seines Werdens und Seins und die bestimmte Erkenntniß der Stelle sein müssen, welche er in der Entwickelungsgeschichte der dramatischen Kunst wie in der des englischen National- und des menschlichen Geistes überhaupt einnimmt. — Das Gesagte wird, denken wir, zur allgemeinen Charakteristik des Inhaltes unserer Schrift genügen; manches muß überdem bei Besprechung des Einzelnen näher bestimmt oder nachgeholt werden. Wir wollen daher zu dieser übergehen, vorher aber noch in einigen Worten über die Form der Darstellung, sofern dieselbe im sprachlichen Ausdrucke und im Style enthalten ist, unser Urtheil abgeben. Es kann dieses nur ein in jeder Beziehung günstiges sein, denn wir haben seit lange kein Buch in Händen gehabt, welches in Reinheit und Adel der Sprache, an Kraft und Schönheit des Ausdrucks, mit dem vorliegenden zu vergleichen wäre. Die Rede ist ebenso klar und durchsichtig wie fließend und lebendig; der Verf. zeigt hier die-

selbe Herrschaft über den Reichthum und die intensive Kraft unserer Sprache, welche wenigstens zum Theile die Ursache der großen Anerkennung gewesen ist, die seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik gefunden hat. Wollen wir überhaupt etwas tadeln, so möchten es die hin und wieder etwas zu gedehnten Perioden sein, die für einen nicht gerade sehr geübten Leser das Verständniß allerdings erschweren. Uebrigens verdient die Schrift, was den sprachlichen Ausdruck angeht, von Jedem zum Vorbilde genommen zu werden, der ähnliche Gegenstände für ein größeres Publikum literarisch behandeln will.

Bei der Erörterung des Einzelnen, zu welchem wir uns nunmehr wenden, kann es natürlich nicht unser Zweck sein, bei All und Jedem, was uns nicht eben stichhaltig zu sein scheint, länger zu verweilen; wir werden uns darauf beschränken, die wesentlichsten Punkte und unsere etwaigen Bedenken gegen sie hervorzuheben, außerdem aber auch alles dasjenige etwas schärfer in's Auge fassen, was geeignet ist, über die Behandlungsweise unseres Verf. ein helleres Licht zu verbreiten. In Betreff des sonstigen Inhaltes kann ein kurzes Referat um so eher genügen, da doch wohl Niemand, der sich für seinen Gegenstand interessirt, das Buch ungelesen lassen wird.

Die „Einleitung" macht zunächst, um das Ungewöhnliche einer Erscheinung, wie Shakespeare ist, recht in's Licht zu stellen, einige der an ihm nach der Ansicht unsers Verf. zumeist hervortretenden Eigenthümlichkeiten namhaft, wie „die seltene Begabung des Mannes", in Bezug auf welche die Ansicht geäußert wird, „daß alle Zeiten und Völker, in welchen Zweigen des Wirkens es sei, nicht leicht einen Zweiten aufzuweisen haben, in welchem der natürliche Reichthum des Geistes, das ursprüngliche Talent, die Leichtigkeit der geistigen Bewegung, so groß wäre wie in ihm" (S. 2.), ferner den fleißigen und weisen Gebrauch, den er von diesen ihm verliehenen Gaben gemacht habe, „denn er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Natur dem Menschen nichts geschenkt hat, sondern nur geliehen, daß sie ihm nur gebe, damit er wiedergeben solle. Er hatte die Erfahrung, daß es in dem Leben eines strebenden Menschen nicht genug sei, die Bahn der Ehre Ein Mal betreten zu haben u. s. w. Und er kam dieser Ueberzeugung und Erfahrung alsdann mit der ausdauerndsten Anstrengung nach ꝛc." — Dann seine künstlerische Bedeutung, vermöge welcher er für die neuere dramatische Poesie eben das sei, was Homer für die epische aller Zeiten und Völker; ein allgemein gültiger Kanon und der Repräsentant dieser poetischen Gattung —, endlich den an Umfang und Gediegenheit tiefer Einsichten so außerordentlich reichen Inhalt seines Geistes, welcher in wenigen Zügen trefflich skizzirt wird. — Wir müssen gestehen, daß uns die Lektüre dieses Einganges theilweise nicht gerade wohlthuend berührt hat; es drängte sich uns während derselben der Wunsch auf, der Verf. möchte es mit der Verwirklichung der in der Vorrede eröffneten Aussicht, man werde aus dieser Schrift ersehen, daß er, dem man wohl eine übertriebene Neigung zum Tadeln vorgeworfen habe, auch zu loben verstehe, etwas weniger ernstlich gemeint haben. Die hyperbolischen Ausdrücke, in denen er sich hier ergeht, sind zwar redende Zeugen der Bewunderung und Verehrung, die er für unsern Dichter hegt und als solche achtungswerth, stehen aber dennoch einem Historiker nicht wohl an, dem es z. B. mit der Versicherung, daß Shakespeare bisher seines Gleichen nicht gefunden habe, schwerlich ein rechter Ernst sein kann. Wenn sodann von der Gewissenhaftigkeit die Rede ist, mit welcher der Dichter mit seinem Pfunde gewuchert habe und zur Erklärung derselben auf dessen persönliche Ueberzeugung und Erfahrung hingewiesen wird, so ist die Kenntniß der letzteren ohne Frage eine sehr zweifelhafte, der ganze Passus aber einer moralischen, durch Aufstellung eines empfehlungswerthen Vorbildes verschärften Lektion weit ähnlicher, wie einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Wir haben hier gleich im Eingange unserer Schrift ein Resultat der schon erwähnten moralisirenden Tendenz des Verf., welche derselbe in dem vorliegenden Werke mit einem ganz besonderen Eifer verfolgt, die ihm aber auch überhaupt eigen ist, sofern er gewisse moralische Grundsätze und Normen, deren Quelle die oberflächliche Reflektion des Verstandes ist, überall mehr oder minder nackt hervortreten und auf seine Beurtheilung der Personen und Zustände influiren läßt. In dieser Beziehung ist

er dem Geschichtschreiber Schlosser verwandt, bei dem dieses doktrinäre Unwesen freilich eine Höhe und einen Grad rücksichtsloser Geltung erreicht hat, bis zu welchem es in den Schriften des mit einem objektiveren Geiste ausgerüsteten, liberaleren und feiner gebildeten Herrn G. sich nicht steigern kann. Doch wirkt es immerhin auch bei diesem stark genug, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß sein störender Einfluß beseitigt werden möge, — leider ein Wunsch, der seine Erfüllung wohl vergeblich erwarten wird, da die Schranken des moralischen Standpunktes zugleich die der geistigen Bildung überhaupt sind. — Die Behauptung ferner, daß Shakespeare den Mittel- und Höhepunkt der dramatischen Dichtung der Neuzeit darstelle, muß insofern als richtig gelten, als ihn auf diesem Gebiete bisher Niemand weder an Umfang noch an Tiefe der schöpferischen Kraft erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Zu ihrer Erhärtung hätte man übrigens an dieser Stelle wohl einen kurzen Ueberblick über die verschiedenen Richtungen erwarten dürfen, in denen sich der dramatische Genius Shakespeares bewegt hat. Vor Allem wäre eine Hinweisung auf die außerordentliche Thatsache am Orte gewesen, daß derselbe die beiden, ihrem Wesen nach einander entgegengesetzten Hauptgattungen der dramatischen Poesie, die Tragödie und die Komödie, mit gleicher Entschiedenheit beherrscht, in beiden eine gleich erfolgreiche Thätigkeit entwickelt habe; auch durfte die Bemerkung nicht fehlen, wie er innerhalb dieser allgemeinen Formen keineswegs durch irgend einen beschränkten Typus gebunden, diesen in einförmiger Wiederholung stets von Neuem nachgebildet, sondern der ernsten wie der heitern Weltbetrachtung mit wahrhaft schöpferischer Originalität in jedem seiner Stücke eine besondere Färbung, einen eigenthümlichen Charakter zu geben gewußt habe. Erkennen wir nun aber auch den ganzen Umfang und die ganze Intensität des dramatischen Talentes Shakespeare's im vollsten Maße gerne an, so können wir ihn darum doch nicht als den Gipfel-, sondern nur als den Anfangspunkt der modernen Dichtung gelten lassen, als einen Anfangspunkt freilich, welcher den unermeßlichen Inhalt der Folgezeit bereits in sich trägt, und ihn dem erfahrenen Betrachter in großen aber bestimmten Zügen vorherverkündet. Aus demselben Grunde, aus welchem wir oben die Weltanschauung Shakespeare's als eine mangelhafte und unvollkommene bezeichneten, müssen wir auch seine dramatische Dichtung, deren Prinzip und wesentlicher Inhalt jene ist, als eine solche hinstellen, die nicht blos einer theilweisen Vervollkommnung, sondern einer durchgreifenden Umwandlung fähig und bedürftig ist. Wer überdem an den Grundsätzen und Vorschriften der absoluten Theorien der Kunst festhält, wird sich gegen die unbedingte Geltung unseres Dichters schon um deßwillen verwahren müssen, weil seine Werke an diesem Maßstabe gemessen, allerdings manches zu wünschen übrig lassen und was den spezifisch-künstlerischen Werth angeht, andern wie z. B. den Göthe'schen Dramen ohne Zweifel nachstehen. Man kann es nicht verkennen, daß sie keineswegs immer die vollkommene Verkörperung der ihnen zu Grunde liegenden Ideen, sofern diese in bestimmten, allgemeinen Gedanken fixirt werden, und nichts als diese sind; vielmehr findet sich in Bezug auf sie gar manches, was von außenher angebracht, außer allem nothwendigen Zusammenhang mit ihnen zu stehen scheint. Wir unsererseits können darin keine ästhetische Sünde erblicken, indem wir überhaupt der Ansicht sind, daß jene mehr oder minder auf Aristoteles und dessen historischen Voraussetzungen fußenden Theorien zu einer richtigen Schätzung des modernen Drama's nicht führen können. Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier natürlich nicht der Ort; nur so viel wollen wir an dieser Stelle bemerken, daß, da das Drama dem Inhalte nach stets die Darstellung der realen Menschenwelt ist, die Darstellung dieser aber nothwendig durch die Stufe ihrer Erkenntniß bedingt wird und ferner die formelle Gestaltung des dramatischen Kunstwerks von seinem wesentlichen Inhalte abhängt, jede dramatische Dichtung, welche auf Originalitat Anspruch machen darf, einerseits nur aus dem Weltbewußtsein der Zeit, welcher sie ihren Ursprung verdankt, genügend erklärt werden kann, zugleich aber auch die nur relative Gültigkeit desselben theilen und mit ihm einer fortschreitenden Entwickelung entgegensehen muß. Das Gesagte findet natürlich auch auf die Poesie Shakespeare's volle Anwendung, den man jedoch in Einem Punkte schwerlich jemals überholen möchte, wir meinen in dem energischen Schwunge

der dramatischen Action, in der lebendigen, rastlos fortschreitenden, vielfach getheilten Bewegung, die seine Stücke durchgehends erfüllt, und dem kräftigen, nie ruhenden Fortschritte des sinnlichen Lebens und der ihm einwohnenden, unausgesetzt weiter treibenden Intensität auf das vollkommenste entspricht.

An diesen, wie es uns scheint, zur Erreichung seines Zweckes nicht sonderlich geeigneten Hinweis auf die eigenthümliche Größe unseres Dichters knüpft Herr G. die Frage, wie es doch wohl gekommen sei, daß derselbe trotzdem so lange in seinem wahren Werthe verkannt worden, während doch er selbst wie seine Zeitgenossen diesen in entsprechender Weise zu würdigen gewußt hätten — und beantwortet dieselbe theils durch Berufung auf die zweifellose Wahrheit, daß nur das Gewöhnliche leicht und schnell verstanden werde, theils durch eine gedrängte Skizze der historischen Vorgänge und Verhältnisse, welche nach dem Tode Shakespeare's bekanntlich zunächst geraume Zeit hindurch jede Theilnahme an der Bühne und dramatischen Poesie durchaus unmöglich machten, später aber, als die kirchlich-politische Bewegung einen vorläufigen Ruhepunkt gefunden hatte, das Interesse von dem nationalen Drama auf das französische und dessen Nachbildungen ablenkte. Man liest die Zeugnisse nicht ohne Interesse, welche der Verf. aus dem Munde von Zeitgenossen Shakespeare's über dessen Wirksamkeit anführt, und mit Recht als Beweise der Anerkennung bezeichnet, die der Dichter schon damals in hohem Grade gefunden habe. Doch daß diese Anerkennung eine irgend allgemeine und auf diejenigen Momente in der Dichtung Shakespeare's gerichtet gewesen sei, welche ihren hohen Werth wirklich bedingen, ergiebt sich aus ihnen keineswegs. Wir hören hier nur die Stimmen einiger wenigen enthusiastischen Verehrer des Dichters, welche ihre maßlose und darum nicht selten affektirt scheinende Bewunderung desselben in überschwenglichen Lobpreisungen und schwülstigen Hyperbeln auszudrücken suchen. Solche Panegyristen, an denen es übrigens auch dem minder bedeutenden Talente nicht zu fehlen pflegt, sind natürlich wenig geeignet, über die Stimmung und das Urtheil ihrer Zeit genügenden Aufschluß zu geben. Wäre aber auch der Beifall, den sie den Werken des Dichters zollen, auf die vernünftige Einsicht in den Werth derselben gegründet, so würde immer noch nichts berechtigen, in ihm die günstige Ansicht des größeren Publikums ausgesprochen zu sehen, die ebensowenig durch die außerordentliche Theilnahme erwiesen werden kann, welche es in jener Zeit der Bühne und der dramatischen Poesie überhaupt schenkte. Was wir bis jetzt in Bezug auf diesen Punkt erfahren haben, scheint uns recht wohl mit der Annahme vereinbar zu sein, daß Shakespeare in der Schätzung seiner Zeitgenossen im Allgemeinen nicht höher gestellt worden sei, als manche seiner nicht weniger gepriesenen Mitarbeiter auf dem Felde der dramatischen Kunst, womit natürlich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß der Eine oder Andere schon damals seine höhere Bedeutung, wenn auch nicht deutlich erkannt, so doch geahnt und empfunden habe. Denn so vereinzelt steht auch der große Mensch in seiner Zeit nicht, daß er von Niemandem verstanden würde. Wie man aber auch über den Umfang der Anerkennung, welche Shakespeare unter seinen Zeitgenossen fand, urtheilen mag, gewiß ist, daß dieselbe ihrer innern Beschaffenheit nach nicht mit dem Verständniß gleichgestellt werden darf, dessen wir uns rühmen und daher die Frage, wie sie von unserem Verf. gestellt wird, eben so müssig wie unpassend ist. Unsere Erklärung der Shakespear'schen Poesie ist eine Consequenz, ein Resultat unserer philosophisch-ästhetischen Bildung und wesentlich durch diese bedingt; es kann mithin keine Verwunderung erregen, wenn der Dichter Jahrhunderte hindurch nicht so verstanden wurde, wie wir ihn zu verstehen überzeugt sind, und die historische Forschung darf vernünftiger Weise nicht die Untersuchung, warum die Einsicht der Vorzeit nicht die unsrige war, zu ihrem Gegenstande machen wollen; sie muß sich, wenn sie anders ihre Aufgabe richtig erfaßt hat, mit der Beantwortung der Frage begnügen, wie beschaffen die Erkenntniß der frühern Periode war und warum sie eben diese und keine andere sein mußte und konnte. Es ist zwar nothwendig, daß, was wir als den ächten und wahren Gehalt der Shakespear'schen Dichtung aufweisen, von uns auch als der einzige betrachtet werde, so daß, was die Vergangenheit über ihn geurtheilt und festgestellt hat, für falsch oder doch für mangelhaft erklärt werden muß. Damit ist

aber durchaus nicht behauptet, daß dasselbe gar kein Verständniß des Dichters in sich schließe und dieser demnach in keiner Weise erkannt worden sei. Vielmehr hat es ihm an einer solchen Erkenntniß in keiner Zeit gefehlt, in welcher sich die öffentliche Theilnahme nicht völlig von ihm abwandte. Sie war indeß natürlich von dem jedesmaligen Bildungsstandpunkte abhängig und kann in ihrem wahren Werthe und Inhalte nur dann richtig bestimmt werden, wenn sie als eine fortschreitende aufgefaßt und behandelt wird, welche in der Anschauungsweise der Gegenwart ihren relativen Höhepunkt erreicht hat. Das ist eben das Große und Bedeutungsvolle der Shakespear'schen Dichtung, das, was ihr den Charakter einer welthistorischen Erscheinung aufdrückt, daß das volle Verständniß derselben nur vermöge einer im Laufe von Jahrhunderten sich vollendenden Entwicklung gewonnen werden konnte. Diese Entwicklung in ihrem fortschreitenden Gange bis auf unsere Zeit herab zu verfolgen und in ihren verschiedenen Phasen zu charakterisiren, würde die Aufgabe des Historikers sein, der dabei freilich nicht in dem Wahne befangen sein darf, es werde eine wahrhaft geschichtliche Persönlichkeit schon in der Zeit ihres unmittelbaren Daseins und Wirkens jemals in adäquater Weise erkannt und begriffen, während sie doch, wenn dies der Fall wäre, eben damit ihre historische Bedeutung verlieren würde. Allerdings kann die Theilnahme, welche sich ihr in der Gegenwart zuwendet, in einer unmittelbaren Anerkennung ihres spezifischen Werthes begründet sein; — die wahre Größe wird immer und überall in dem unbefangenen Betrachter die Innewerdung ihrer selbst, wenn auch nur in der Form eines dunklen, unbestimmten Gefühls veranlassen —, doch ist ein solches Verständniß der Form wie dem Inhalte nach von dem durch das Denken vermittelten wesentlich unterschieden. Auch kann dasselbe der Natur der Sache nach, deren genauere Erwägung die Verwunderung des Verf. unmöglich gemacht haben würde, nur so lange vorhanden sein, als die unmittelbare Wirksamkeit seines Objectes fortdauert. — Uebrigens ist die Darstellung, welche Herr G. von den historischen Verhältnissen der nachshakespearischen Zeit gibt, recht interessant; sie enthält zwar nichts wesentlich Neues, stellt aber das Bekannte in einer klaren, die wichtigsten für ihren Zweck in Betracht kommenden Momente scharf charakterisirenden Uebersicht zusammen. Mit diesem Urtheile streitet es nur scheinbar, wenn wir jener Erörterung trotzdem die wünschenswerthe Tiefe und Deutlichkeit absprechen, denn die gerühmte Klarheit kann nur von der Behandlung der einzelnen für sich fixirten Punkte ausgesagt werden, mit welcher die lichtvolle Entwicklung des Zusammenhanges derselben noch keineswegs gegeben ist. Daß diese fehlt, hat zum Theile in der reflektirenden Methode des Verf. seinen Grund, vermöge welcher die verschiedenen Beziehungen eines Gegenstandes, die in ihrer einzelnen abstracten Vereinzelung sich nicht selten bis zum entschiedenen Widerspruch fremd sind, jede für sich mit solchem Nachdruck hervorgehoben werden, daß an eine innere Vereinigung derselben nicht ferner zu denken ist und das Object selbst, welches den lebendigen Einheitspunkt abgeben sollte, nur noch in dem äußerlichen Nebeneinander seiner verschiedenen, von ihm abgelösten Theile existirt und erkannt oder vielmehr nicht erkannt wird. So erfahren wir z. B., nachdem eben erst behauptet worden, daß Shakespeare schon bei seinen Zeitgenossen eine allgemeine Anerkennung gefunden habe, gleich nachher, daß diese Anerkennung doch schon damals nur eine sehr beschränkte gewesen sei, während später wiederum von der ausgedehnten Geltung die Rede ist, welche sie gehabt habe. Alles dies mag vielleicht richtig sein: das eine wie das andere mag sich behaupten lassen, wenn die nähern Bestimmungen hinzutreten, die es erklärlich machen; auch werden diese vom Verf. nicht außer Acht gelassen, aber die Punkte, welche durch sie erläutert werden sollen, stehen isolirt, erscheinen nicht in der Folge und Verbindung, welche sie als gleichberechtigte Momente in der durch die Einheit des Objectes und Zieles bestimmten Erörterung hervortreten ließe; es ist ein loses Neben- und ein buntes Durcheinander, in das man nur schärfer hineinzublicken braucht, um überall Verwirrung und hin und wieder sogar offenbare Widersprüche wahrzunehmen. Aber auch selbst in der Bestimmung des Einzelnen wird häufig die nöthige Schärfe und Präzision vermißt, so daß es im Unklaren bleibt, was man sich bei dem vom Verf. Gesagten denn eigentlich zu denken habe. Wir

lesen S. 7: vor der Zeit, in die Shakesspeare's Thätigkeit fällt, existirte eine Litteratur, die eigentliches Volkseigenthum gewesen wäre, in England nicht; es gab englische Dichter, aber keine englische Nationaldichtung; die namhaften Sorten waren Gelehrte, an lateinischer und italienischer Dichtung geschult, auf die Nachahmung der Schulmuster gerichtet u. s. w. Sofern der Gegensatz darüber Aufschluß gibt, ist unter nationaler Dichtung diejenige gemeint, welche in Stoff und Form den Geist des eignen Volks zur Darstellung bringt. Ist dem so, so muß es höchst wunderlich erscheinen, sie erst mit Shakespeare beginnen zu lassen, da es, wie uns der Verf. später selbst versichert, auch vor diesem an Poesie solcher Art nicht fehlte, die sich von der Shakespeare'schen lediglich durch den relativ niedrigeren Grad ihrer künstlerischen Vollendung unterscheiden. Wir erinnern an die Mysterien, Moralitäten und Komödien im Volksgeschmack, deren Herr G. weiter unten gedenkt, um von Poesien nicht dramatischer Art und sonstigen Erzeugnissen der volksthümlichen Litteratur zu schweigen, deren Dasein zwar der Verf. in den oben mitgetheilten Worten in Abrede stellen zu wollen scheint, aber doch an anderen Orten wiederanzuerkennen genöthigt ist, wo er u. A. von dem großen Reichthum an vaterländischen Sagen spricht, welcher den dramatischen Dichtern zu Statten gekommen sei. Würde aber Shakespeare der erste englische Nationaldichter um deßwillen genannt, weil er zuerst die Theilnahme des Volks in allen seinen Schichten und Ständen an sich gefesselt habe, so würde diese Voraussetzung zunächst erwiesen werden müssen, aber auch dann nicht grade viel aussagen, da sie genauer betrachtet nur dies enthält, daß sich in je einer der verschiedenen Abtheilungen des Volks eine Mehrheit von Solchen gefunden habe, die an der Shakespeare'schen Dichtung ein Interesse genommen. Dies ist aber eine Erscheinung, die sich in aller Zeit bei jedem nur einigermaßen hervorragenden Geiste wiederholt und Shakespeare war gewiß nicht der erste unter den englischen Dichtern, an welchem sie bemerkbar wurde. Uebrigens macht der Verf. im Nächstfolgenden ganze Klassen des englischen Volks namhaft, die wie der Bühne überhaupt, so auch dem Drama Shakespeare's entschieden abhold waren. Ueberhaupt aber ist, wenn von Nationaldichtung und nationalen Dichtern gesprochen wird, nie zu vergessen, daß die Nation, welche sie repräsentiren und die sich demnach an sie anschließt, niemals die Gesammtheit der Volksindividuen, sondern immer nur diese oder jene Abtheilung derselben, sei nun ihr unterscheidender Charakter der Stand, das Alter oder eine gewisse Stufe geistiger Bildung, enthält, womit wir indeß nicht leugnen wollen, daß es einen gewissen ganz allgemeinen, nationellen Typus gibt, der auch dem Dichter eigen sein kann und in einem gewissen Maße stets eigen sein wird, der aber theils so allgemein und unbestimmt ist, daß er zur Charakterisirung meist nur insofern etwas beitragen kann, als er durch den Gegensatz gegen fremde, nicht nationale Richtungen und Bestrebungen schärfer heraustritt, theils in steter Bewegung und Umwandlung begriffen ist, so daß in gewissen Perioden ein Dichter recht wohl ein nationelles Gepräge tragen kann, welcher in seinen Poesien lediglich nach vom Auslande dargebotenen Mustern sich richtet, dann nämlich, wenn der in diesen herrschende Geschmack bei *seinem* Volke allgemeine Geltung gefunden hat. Der Ausdruck „Nationaldichter" bezeichnet also immer, wie man ihn auch deuten mag, einen durchaus relativen Begriff, der, wenn er einen bestimmten Inhalt erhalten soll, einer Erläuterung der Beziehung, unter welcher er jedesmal gedacht wird, nicht entbehren kann. Bei Shakespeare kömmt hinzu, daß er zwar allerdings ein national-englischer Dichter ist, darin aber sich seine Bedeutung keineswegs erschöpft, er vielmehr seinem Wesen nach über die Schranken des spezifisch englischen Geistes, wie wir diesen zu fixiren gewohnt sind, weit hin ausragt in das Gebiet des Allgemein-Menschlichen, dessen Repräsentant er unter der früher angegebenen Beschränkung in wahrhaft eminentem Sinne ist. Indeß wäre es jedenfalls sehr wünschenswerth, wenn das eigenthümlich Englische, was ihm und seinen Dichtungen anhaftet, einmal für sich betrachtet würde; es würde sich dann zeigen, inwiefern die bis jetzt ziemlich leere Bezeichnung eines englischen Nationaldichters auf ihn anwendbar ist, und welchen positiven Gehalt sie hat. Mit dem Bestreben des Verf., dieselbe Shakespeare als dem *ersten* der engl. Dichter zu vindiciren, hängt es zusammen, daß er die englische Volkslitteratur (S. 8) auf der *Bühne* zum

ersten Male eine Heimath finden läßt," eine Behauptung, die uns nicht weniger grundlos zu sein scheint, wie die vorhin besprochene, denn es ist durchaus nicht abzusehen, warum die Volkslitteratur, bevor sie in die dramatische Form gekleidet wurde, heimathlos gewesen sein soll, oder wie sie es, falls sie überhaupt existirte, auch nur habe sein können; außerdem gab es, wie schon bemerkt wurde, lange vor Shakespeare dramatische Dichtungen und — wenn auch keine stehenden — Bühnen, in und auf welchen Gegenstände aus dem Leben des Volks und in seinem Geschmacke behandelt und dargestellt wurden. Es gehört mithin jene Aeußerung des Verf. ebenfalls zu denen, welche oberflächlich betrachtet, etwas schon Belangreiches zu sagen scheinen, aber genauer angesehen sich als dürftige oder gar schiefe Reflexionen ausweisen. Uebrigens schildert der Verf. den außerordentlichen Aufschwung, welchen Bühne und Schauspiel in Shakespeare's Zeit, in der bekanntlich das englische Volk in die Bahn eintrat, welche es zu seiner politischen und merkantilen Größe geführt hat, trotz der vielen und großen Hindernisse, die ihnen moralische und religiöse Vorurtheile entgegenstellten, nahm, hier und im Folgenden sehr gut. Nur ist freilich diese Zusammenstellung bei ihm eine rein äußerliche, wie es denn auch in keiner Weise deutlich wird, inwiefern eine Erscheinung, wie Shakespeare, mit der Periode des englischen Nationallebens, in welche er fällt, in einem inneren Zusammenhange steht. Und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ein solcher zwischen dem energischen Geiste des Volks, der sich in jenen Tagen bethätigte und dem unseres Dichters bestanden hat, auch möchte der Nachweis desselben nicht grade sehr schwierig sein, da der eine auf den andern so deutlich hinweist und die gemeinsame Quelle beider, die frische Triebkraft des Protestantismus, nicht eben weit abliegt. Die Zeit der Königin Elisabeth ist die, in welcher der Protestantismus zuerst auf englischem Boden seine Berechtigung durchsetzt, vollkommen unabhängigen Bestand gewinnt, um den er bisher noch immer in wechselvollen Kämpfen hatte ringen müssen; der junge, frische Geist sah sich zum ersten Male nicht mehr auf die Vertheidigung seines Inhaltes und Strebens beschränkt, er durfte sich frei und ungezwungen äußern und that dies mit jener energischen Lust und thatkräftigen Freude, die jedem Wesen eigen ist, welches seines Daseins gewiß geworden; der Druck fremd gewordener Autorität war von seinem Haupte genommen, dem freien Blicke lag die Welt zur Betrachtung offen, dem freien Herzen wohnte die Kraft und der Wille ein, sie sich zu erobern. Es war jene schöne aber schnell vorübergehende Zeit, in welcher die junge Blüthe sich zuerst dem Lichte öffnet und munter lächelnd in die umgebende Welt hinausschaut und in diese Zeit gerade fällt Shakespeare, in welchem sich der substantielle Gehalt des protestantischen Geistes in Form der theoretischen Weltbetrachtung concentrirt zu haben scheint, die bei seinem Volke eine praktische Wendung nahm; es ist jener Geist, wie er sich in der Welt reflektirend selbst anschaut, im engl. Volke jener Tage bethätigte er seine schöpferische Kraft. Wir sagten oben, auch die finstere Seite des Protestantismus komme in unserm Dichter zur Anschauung, denn jener Bruch zwischen dem Individuum und der substantiellen Allgemeinheit, dessen wir dort gedachten, ist der wahre Inhalt und die letzte Consequenz des Protestantismus, dessen Tendenz die absolute Befreiung des Individuums ist. Shakespeare's Dichtung gleicht insofern der dunklen, blutigen Periode, die sich bald nach seinem Tode eröffnete, in welcher jener verhängnißvolle Conflikt zum ersten Male auf dem Gebiete der That sich bis zur schroffsten Entgegenstellung der äußersten Extreme realisirt. Das Individuum machte schon damals mit seiner unbedingten Freiheit von all und jeder Objectivität Ernst, was zu einem furchtbaren, zerstörenden Kampfe führte, der dem, welcher sich in der Shakespeare'schen Weltanschauung zeigt, in überraschender Weise gleicht, auch mit diesem einen ähnlichen Ausgang nimmt, sofern bei Shakespeare die Passivität des Individuums, die unbedingte Unterwerfung unter einem Fatalismus, der nur in der Form von der früher herrschenden Autorität verschieden ist, die letzte Zuflucht ist, während das englische Volk sich unter den Schirm der alten Monarchie zurückbegibt, da es noch nicht im Stande ist, die wahre Lösung des eröffneten Streites zu finden. — Wie es übrigens kam, daß grade die Bühne damals zu solcher Blüthe gelangte, das thatenlustige, dem objectiven Leben zugewandte Volk

dem Schauspiele eine so rege Theilnahme zuwandte, sagt uns der Verf. nicht, wiewohl die Gründe dieser Erscheinung ziemlich nahe liegen. Treffender, mehr zum Kerne der Sache vordringend ist, was er über den Charakter der Revolutionsperiode bemerkt; nur hätten auch hier die Motive, welche für den Verfall des Drama's angegeben werden, tiefer gefaßt werden sollen. Zugleich wird durch die Darstellung des Verf., dem im Grunde nur die dramatische Dichtung ächte, den Namen verdienende Poesie ist, insofern eine falsche Vorstellung von jener Zeit erregt, als dieselbe nach ihr all und jedes Interesse an der Poesie verloren zu haben scheint. Und doch hat sie einen Milton hervorgebracht und an seiner unsterblichen Dichtung sich erfreut, zu welcher sie in einem ähnlichen Verhältniß steht, wie die ihr vorhergehende Periode zu der Poesie Shakespeare's: sie hat sich in ihr in angemessener poetischer Form ihren tieferen Inhalt objectivirt; Milton ist ein ebenso ausdrucksvoller, würdiger Repräsentant seiner Zeit, wie Shakespeare es vor ihm gewesen war. — Mit der sehr richtigen Bemerkung, daß die nächste Folge jener stürmisch bewegten Jahre eine allgemeine Erschöpfung der Volkskraft gewesen sei, welche natürlich auch die dichterische Produktion gehemmt habe, geht Herr G. zur Charakterisirung der Restaurationsepoche über. Dieselbe leidet, wie es uns scheint, an demselben Fehler, welcher der Beurtheilung solcher Perioden, wie die eben genannte, in der Regel eigen ist: man pflegt sie gewöhnlich nur in ihrem Gegensatze gegen die zunächst vorhergehende Zeit aufzufassen und bestimmt sie demgemäß fast immer in einer lediglich negativen Weise. Es versteht sich aber von selbst, daß der sich entwickelnde Volksgeist in jedem Augenblicke seines Daseins positiv wirksam ist und die Ermattung desselben immer nur als ein Ausruhen von einer bestimmten Art der Thätigkeit gefaßt werden darf. Jener frische Aufschwung, den England zur Zeit der Elisabeth nahm, hatte, wie das immer zu sein pflegt, vermöge seiner die ganze Nation ergreifenden Allgemeinheit, eine gewisse Gemeinsamkeit der Denkweise und Gesinnung bei allen Volksgliedern, wie sehr auch deren Bestrebungen im Einzelnen auseinander gehen mochten, zur Folge. Es waltete in ihr der allgemeine Volksgeist unmittelbar und zwar so, daß er die partikularen Richtungen, in welche er sich zu individualisiren pflegt, beherrschte, nicht aber wie im gewöhnlichen Laufe der Dinge, nur hinter ihnen und durch sie sich wirksam erwies, sondern unter Zurückdrängung der Besonderheiten in allen gleichmäßig in verwandter Weise thätig war. Zugleich aber suchten sich diese Partikularitäten, nachdem das neue Lebenselement in sie hineingetreten war, indem sie es sich assimilirten oder richtiger sich mit demselben zu einem neuen Dasein unlösbar vereinigten, in ihrem eigenthümlichen Leben herzustellen, und dieser Prozeß schritt so schnell vor, daß in der gleich folgenden Revolutionsperiode die neugebildeten Parteien sich bereits schlagfertig entgegentreten konnten. Das Resultat ihres Zusammentreffens war keine Entscheidung, sondern ein Compromiß; mit anderen Worten, eine gewisse mittlere Ansicht erlangte vorläufig die allgemeine, aber schwankende Herrschaft, nicht blos, wie es scheinen könnte, auf dem religiösen Gebiete, sondern in analoger Weise auch im politischen, ja wenn man die Sachlage genau bezeichnen will, in alle dem, worin sich der Volks- oder Nationalgeist in seiner Allgemeinheit wirksam erweist. Die ursprünglich mit dem intensiven Drange einer substantiellen, aber zugleich konkret gewordenen Macht wirkende Einheit des unmittelbaren Volksbewußtseins hatte sich nunmehr in eine abstrakte, gedankenmäßige, nicht sowohl selbst wirkende, wie allen Wirkenden zu Grunde liegende, nur in kritischen Momenten sich zur energischen Selbstthat zusammennehmende Allgemeinheit umgesetzt. Die unmittelbare Wirksamkeit fiel nun wieder den Besonderheiten anheim, die alsbald von Neuem getrennte Wege verfolgten, welche im Gebiete der Litteratur und Kunst ebenfalls zu abweichenden Geschmacksrichtungen führten. Daß unter diesen diejenige vorherrschte, wenigstens für uns in das hellste Licht tritt, welche von der sich um den Hof gruppirenden Klasse des Volks adoptirt wurde, ist sehr natürlich. Der Hof aber war (wir lassen hier den wesentlichen Inhalt der Exposition unseres Verfassers folgen) von dem Geiste des franz. Lebens infizirt worden und begünstigte demgemäß auch die franz. Litteratur und was sich dieser in Form und Charakter näherte; von ihm aus verbreitete sich dann dieselbe Neigung für die Produktionen des Nachbarlandes zunächst in die Kreise der sogenannten höhern Gesellschaft, von

welchen sie wiederum im Laufe der Zeit in die niedrigeren Schichten des Volks hinnbergetragen wurde. —

Man wird die Richtigkeit dieser Darstellung zugeben können, ohne deßhalb das Uebergewicht, welches die franz. Litteratur, namentlich auch das franz. Drama, in jener Zeit in England erhielt, weder für ein so unbedingtes, noch für so nachtheilig und verderblich zu halten wie Herr G. Was die zuletzt berührten Punkte betrifft, so wissen wir schon, daß der Verf. den Glauben an den continuirlichen Fortschritt der historischen Entwickelung, wenn er denselben mit gewissen Lieblingsansichten nicht in Uebereinstimmung bringen kann, ihnen preisgibt. In Bezug auf den erstern bemerken wir nur, daß, wie weit man die Grenzen auch stecken möge, innerhalb deren der französirende Geschmack seine Herrschaft geltend machte, es doch immer nur ein kleines Gebiet war, auf dem er einen unbestrittenen Vorrang behauptete; die im Ganzen und Großen auf eignen Bahnen selbständig einhergehende Bewegung der bürgerlichen und eigentlichen Volkskreise vermochte er nicht zu hemmen. Von dieser ist aber in unserer Schrift nicht die Rede; sie versucht es ebensowenig, diejenigen Momente in dem geistigen Leben des damaligen Englands näher zu entwickeln, durch welche das Ein- und Vordringen der fremden Litteratur in positiver Weise bedingt wurde, da doch die Einsicht ziemlich nahe liegt, daß diese Erscheinung durch die nur negative Wirksamkeit der eingetretenen Erschöpfung und den sehr zufälligen Einfluß eines für sie prädisponirten Hofes nicht genügend erklärt werden kann. Wir übergehen, was der Verf. im Folgenden über die Wiedererstehung Shakespeare's in England, über die rasche Vermehrung der Ausgaben und die Verdienste seiner zahlreichen Erklärer, die namentlich im Einzelnen viel Anerkennungswerthes geleistet haben sollen, sowie über das durch Schröder und Lessing, dessen Verhältniß zu Shakespeare hier etwas gar zu beiläufig besprochen wird, vermittelte Bekanntwerden des Dichters in Deutschland mittheilt. Von der Anerkennung, welche Herr G. der Goethe'schen Erklärung des Hamlet zu Theil werden läßt, ist schon die Rede gewesen; wenn er ihr aber (S. 23.) die Bemerkung folgen läßt: „leider ging Goethe in der Erklärung des Dichters nicht weiter.... Er war verstimmt darüber, daß Shakespeare an Ansehn über ihn gewinnen sollte; er hatte mit ihm wetteifern wollen und sah später, daß er an ihm zu Grunde gehen werde", so können wir darin nur eine durchaus ungerechtfertigte Anschuldigung des deutschen Dichters erblicken, die entschieden zurückgewiesen werden muß. Denn es wird wohl für Niemanden einem Zweifel unterliegen, daß wenn Goethe die Erklärung Shakespeare's, dem er bekanntlich als dramatischen Dichter neidlos den Vorrang vor sich selbst zugestand, nicht weiter verfolgte, er dies deßhalb unterließ, weil es ihm, der selbst produzirender Dichter war, nicht füglich in den Sinn kommen konnte, die Interpretation eines solchen zu seinem Geschäft zu machen. — Ueber die ferneren Leistungen der Deutschen haben wir des Verf. Ansicht auch bereits gehört; was er von dem neuen Aufschwunge erzählt, den die Forschung und Litteratur über Shakespeare in neuester Zeit in dessen Vaterland genommen hat, mag man bei ihm selbst nachlesen; wir gestehen, die dort besprochenen Arbeiten, welche zum Theil wohl verdienen möchten, durch Uebersetzungen zugänglicher gemacht zu werden, nicht zu kennen.

„Shakespeare in Stratford." — Wir haben schon früher bemerkt, daß es die Absicht des Herrn G. sei, in vorliegender Schrift eine möglichst zusammenhängende Darstellung des Entwicklungsganges, welchen das äußere und innere Leben Shakespeare's genommen habe, zu entwerfen, auch unsere Ansicht über die Möglichkeit, diesen Plan unter den gegebenen Umständen durchzuführen, im Allgemeinen bereits ausgesprochen. In dem Abschnitte nun, dessen Ueberschrift wir oben mittheilten, behandelt der Verf. das Jugendleben Shakespeare's bis zu seiner Uebersiedelung nach London, indem er aus den wenigen Nachrichten, die uns darüber erhalten und von Collier zuletzt kritisch gesichtet und geordnet worden sind, diejenigen aushebt, welche ihm geeignet erscheinen, zu Aufschlüssen über den Gang der geistigen und sittlichen Entwicklung des Dichters zu führen (S. 36). Vermittelst mancher sinnreichen Deutungen und vieler kühnen Hypothesen ist es denn auch gelungen, eine Reihe von solchen Aufschlüssen zu gewinnen — nur schade, daß sie zwar sehr in-

teressant, aber keineswegs durchgehends gesichert sind. Wir werden das unten an einigen Beispielen nachweisen, wollen aber zunächst einen Augenblick bei den Bemerkungen über die Schulkenntnisse Shakespeare's verweilen, die Herr G. seiner Erzählung einflicht. Sie sind im Allgemeinen sehr richtig und wohl geeignet, die verschiedenen irrigen, zum Theil absurden Ansichten, welche bisher über diesen Gegenstand umliefen, für immer zu beseitigen. Bekanntlich ist unserm Dichter nicht selten seine vermeintlich sehr mangelhafte Schulbildung von englischen und nicht englischen Pedanten vorgerückt worden, während andrerseits nicht weniger befangene Verehrer desselben seinen Kenntnissen einen Umfang und eine Genauigkeit vindizirt haben, auf welche sie keineswegs Anspruch machen können. Das Richtige liegt in der Mitte und diese hat denn auch der Verf. einzuhalten gesucht, jedoch so, daß er uns das Maß des Shakespeare'schen Wissens eher unter- als überschätzt zu haben scheint. Es ist eine sehr wahrscheinliche Annahme, daß Shakespeare in seiner Jugend die lateinische Schule seiner Vaterstadt frequentirt habe, jedoch schon nach wenigen Jahren genöthigt worden sei, sie wieder zu verlassen. Ob und inwieweit er dem hier genossenen Unterricht die Kenntniß des Alterthums, in deren Besitz wir ihn später finden, namentlich die der lateinischen Sprache verdankt, muß dahingestellt bleiben; immerhin mag derselbe auch in dieser Beziehung einen guten und sichern Grund gelegt haben, auf dem sich weiter fortbauen ließ. Verf. schreibt unserm Dichter „eine nicht spielend erworbene Kenntniß der lateinischen, französischen, italiänischen und spanischen Sprache" zu, weil er sich nicht zu dem Glauben bekennen mag, Shakespeare habe eine solche „zu affektiren" gesucht (S. 38). Allerdings wäre eine solche Voraussetzung im höchsten Grade unstatthaft, denn abgesehen davon, daß Shakespeare nicht der Mann ist, dem derartige Kindereien zur Last gelegt werden dürfen, es sind die vielen Stellen, an welchen das Verständniß jener Sprachen zu Tage tritt, gar nicht so beschaffen, daß sie berechtigen könnten, dasselbe für ein erkünsteltes zu halten. Die vereinzelten Ausdrücke und längeren Sätze aus fremden Idiomen, denen wir hier begegnen, gleichen durchaus nicht jenen Redensarten, welche im Munde des Volkes umlaufen mochten und von Jedem angewandt werden konnten, auch ohne daß er sie gerade zu verstehen brauchte; es sind meist Wendungen und Perioden, welche nur dem geläufig zu sein pflegen, der in der Kenntniß fremder Sprachen weit genug vorgedrungen ist, um die in ihnen abgefaßten Schriftwerke lesen und verstehen zu können. Wir sind daher überzeugt, daß auch Shakespeare in dem so eben bestimmten Grade der lateinischen, französischen, und italiänischen Sprache — von der spanischen lassen wir es lieber unentschieden — mächtig gewesen sei. Was die Kenntniß der lateinischen in's besondere betrifft, so tritt für diese noch ein anderes, unserer Ansicht nach sehr beweisendes Moment hinzu.

G. hebt mit Recht die seltene Vertrautheit mit dem Geiste des Alterthums hervor, welche sich in den Werken unseres Dichters zu erkennen gebe; wenigstens kann dieselbe, sofern unter dem Alterthum das römische verstanden wird, keinem Zweifel unterliegen, denn was das griechische betrifft, so meint zwar der Verf., eine Parodie wie Troilus und Cressida habe nur von Jemandem geschrieben werden können, der sich in die griechische, resp. Homerische Denkweise vollkommen eingelebt habe; uns erscheint indeß diese Folgerung nicht gerade unbestreitbar, weßhalb wir sie bei der speziellen Erörterung des ebengenannten Stücks etwas näher in's Auge zu fassen gedenken. Ein inniges Verständniß des römischen Wesens kann dagegen dem Dichter nicht abgesprochen werden; es wird Niemandem, der den eigenthümlichen, von dem der Neuzeit so wesentlich verschiedenen Charakter dieses Volks aus dessen Schriftstellern kennen gelernt hat, bei der Lektüre der hierhin gehörigen Stücke entgehen, daß sie von dem spezifisch römischen Geiste erfüllt und beseelt sind. Es durchweht sie der Hauch jener einfachen, erhabenen Größe, welche den Angehörigen dieses Volks auch noch in spätester Zeit eigen und der Beweis wie das Zeichen für die Thatsache ist, daß bei ihm der Geist des Einzelnen in Wahrheit nur die Erscheinung des Geistes der Nation war; die Persönlichkeiten, wie ausgeprägt und in sich abgeschlossen sie auch auftreten, sind hier immer nur die Formen, in und durch welche das allgemeine Wesen des Volks sich bethätigt. Sie haben demgemäß den Gehalt und die Bedeutung von Substanzen, daher jene imponirende Hoheit, jene ruhige Größe

in ihrer Erscheinung, jene gemessene Haltung in ihrem Thun und Wirken, welche Kraft und Maß in jedem Augenblicke bewährt. Diese Eigenthümlichkeiten des römischen Wesens, diese charakteristischen Merkmale des spezifisch römischen Geistes können nur von dem richtig erkannt und lebendig erfaßt werden, der ihre unmittelbare Einwirkung, welche sie lediglich in den uns erhaltenen römischen Schriftwerken ausüben, an sich erfahren hat. Mögen nun auch die einzelnen Personen, die in den antikisirenden Dramen Shakespeare's auftreten, in ihrer Denk- und Handlungsweise sich mehr oder weniger als geborne Engländer zu erkennen geben, so ist deßhalb der allgemeine Tenor der betreffenden Stücke, die sie im Ganzen und Großen erfüllende und durchziehende Atmossphäre doch nicht weniger ächt römisch. Und in diese konnten sie nur von Jemandem versetzt werden, der selbst längere Zeit in ihr gelebt, d. h. hier, die Werke der römischen Schriftsteller in der Ursprache gelesen hatte. Man nimmt gewöhnlich an, daß Shakespeare seine Kenntniß der römischen Geschichte und der in ihr auftretenden Persönlichkeiten aus einer Uebersetzung des Plutarch geschöpft habe und es ist immerhin sehr glaublich, daß eine solche die Quelle des historischen Details für ihn gewesen ist, mehr aber konnte er nicht einmal aus dem Original, geschweige denn aus einer Uebertragung desselben entnehmen, da der Grieche und Philosoph Plutarch weit davon entfernt war, ein Römer zu sein und römisch zu denken und zu empfinden; ohne spezielle Erfahrung vermag aber auch ein Genius, wie der Shakespeare's, nicht, das ursprünglich Fremde zu seinem wahrhaften Eigenthum zu machen.— Sind mithin die Sprachkenntnisse Shakespeare's keineswegs geringfügig gewesen, so stellt sich bei näherer Betrachtung seiner Werke heraus, daß er auch in anderen Zweigen des Wissens nicht minder zu Hause war. Die geographischen und historischen Unrichtigkeiten, deren wir in ihnen begegnen, führt der Verf. mit Recht darauf zurück, daß man in dem Jahrhunderte, in welchem unser Dichter lebte, in diesen Dingen noch nicht sonderlich erfahren war, derartige Verstöße mithin nicht ihm, sondern seiner Zeit zur Last fallen. Was die historischen Irrthümer betrifft, so konnte noch hinzugefügt werden, daß sie in manchen Fällen allem Anscheine nach nicht einer mangelhaften Kenntniß der Sachlage, sondern einer absichtlichen Aenderung derselben ihren Ursprung verdanken. Doch wir brechen hier diese Materie ab, indem wir uns dem Endurtheile des Verf. unbedingt anschließen, welches dahin geht, daß „Shakespeare in seiner Zeit an Umfang vielfachen Wissens sehr Wenige seines Gleichen gehabt habe" (S. 39.). — S. 41 entwickelt Herr G. die Folge, welche die, wie es scheint, zweifellose Zerrüttung der ökonomischen Lage seiner Eltern für den jungen Dichter muthmaßlich gehabt habe, in sehr ansprechender Weise; es wird die frühe Selbständigkeit, welche diesem dadurch aufgenöthigt wurde, vorzugsweise in ihrer fördernden Einwirkung auf die Gemüths- und Charakterbildung Shakespeare's hervorgehoben, während ihr zunächst sehr nachtheiliger Einfluß, wie er es verdient, als Nebensache mehr zurücktritt. Das Fehlende hier nachzuholen sehen wir uns nicht veranlaßt; nur darauf wollen wir beiläufig aufmerksam machen, daß die Anschauung der finanziellen Bedrängniß, in der seine Familie und er mit ihr gerieth, ihm wohl zuerst die Macht des Geldes und des Besitzes überhaupt in lebendiger Weise zum Bewußtsein brachte, welche er später so oft zum Gegenstande seiner Betrachtung genommen hat. Die traurigen Consequenzen eines solchen ökonomischen Verfalls, die Verwirrung, welche derselbe nicht blos in dem äußern, sondern nicht weniger in dem innern Leben der dabei betheiligten Personen herbeiführt, pflegen sich dem Gemüthe eines von Natur ernsten Menschen tief einzuprägen. Shakespeare hat wiederholt den auch für die sittliche Entwicklung und Bildung des Menschen so wichtigen Einfluß jener dämonischen Gewalt hervorgehoben, hat die ganze Tragweite dieses Momentes in seinen verschiedenen Wirkungen durchschaut und dargestellt; und ist es auch zur Behandlung desselben nicht gerade nöthig, seine Bedeutung an sich selbst erfahren zu haben, so scheint doch die Vorliebe, mit welcher er so oft auf dieses Thema zurückkommt, die Theilnahme, die seine ganze Persönlichkeit sichtlich an diesem Gegenstande nimmt, darauf zu führen, daß bei ihm eine solche Erfahrung wirklich zu Grunde liege. — Daß auch die Hinrichtung des Lord Arden, welcher ein entfernter Verwandter Shakespeare's war, sofern

seine Mutter aus demselben Geschlechte stammte, zu den Begebenheiten gehörte, welche geeignet waren, auf sein Gemüth einen tieferen Eindruck zu machen, scheint uns nicht sehr glaublich, denn wahrscheinlich standen die vornehmeren Zweige der Familie der Shakespeare's doch zu ferne, als daß diese an ihnen einen innigeren Antheil hätten nehmen können. Mehr hat die Vermuthung für sich, daß Shakespeare in seinem elften Jahre den Festen, welche der Günstling Essex damals seiner Königin in Kenilworth gab, persönlich zugegen gewesen sei, wenn es auch sehr möglich ist, daß die Anspielungen auf dieselben, die sich in seinen Dramen finden (namentlich im Sommernachtstraum, vergl. I, S. 341 fg. u. w.), den mancherlei Beschreibungen dieser in jenen Tagen sehr großes Aufsehen erregenden Bewirthung ihren Ursprung verdanken. — S. 44 spricht der Verf. von dem oft erwähnten Wilddiebstahle, in Folge dessen unser Dichter sich genöthigt gesehen haben soll, seine Heimath zu verlassen. Er glaubt unter Berufung auf die Eingangsscene der lustigen Weiber von Windsor so wie auf eine noch erhaltene Strophe einer satyrischen Ballade, in welcher mit dem Namen Lucys, des Gutsherrn, durch dessen Verfolgung der Sage nach Shakespeare vertrieben wurde, gespielt wird, besonders aber unter Hinweisung auf die damals lockere Lebensweise des Dichters, daß dieser Anekdote wenigstens eine gewisse *innere* Wahrheit zukomme. Wir halten die beigebrachten Argumente für ziemlich schwach; daß sich aber unser Dichter viel und gern mit der Jagd beschäftigt haben müsse, wird durch die genaue Kenntniß des Waidwerks in seinen Gedichten vielfach bemerkbar und durch die sichtliche Vorliebe, mit der er das hierhin Gehörige schildert, wie uns dünkt, überzeugend dargethan. Man lese z. B. das Gedicht Venus und Adonis und die dort sich findende ebenso lebendige wie ausgeführte Beschreibung des wilden Ebers, des gehetzten Hasen rc., um dessen gewiß zu werden; wir sehen, daß er die Scene sehr oft in Wald und Gebirge verlegt und die Personen sich dort vielfach mit der Jagd beschäftigt, umhertreiben läßt. Wie es scheint, hatte dieses eigenthümliche, sorglose Leben in der freien, von der menschlichen Bildung noch nicht ergriffenen Natur für ihn einen ganz besonderen Reiz; der frische Duft der zwanglos aufschießenden Pflanzenwelt, das dem sinnigen Menschen so interessante Treiben der ungezähmten Thiere, von deren scharfer Beobachtung noch manche Beweise vorliegen, scheint ihm das Leben in Wald und Flur lieb und werth gemacht zu haben. — Den Beweis dafür, daß der Dichter in dieser Periode ein nicht grade sehr sittenstrenges Leben geführt habe, entnimmt Herr G. theils aus seinen Sonnetten, in denen er bekanntlich nach seiner Verehelichung von einer heftigen Leidenschaft ergriffen erscheint, — wir kommen hierauf später zurück, — theils aus den eigenthümlichen Umständen, unter denen Shakespeare in die Ehe trat. Die Darstellung des Verf. hat auch an dieser Stelle wieder eine grelle moralische Färbung, die um so unangenehmer auffällt, da derselbe andererseits sich wohl befähigt zeigt, Extravaganzen wie die hier zu berührende, welche im Leben wahrhaft bedeutender Menschen und Künstler nur sehr selten zu fehlen pflegen, auch aus einem höheren Gesichtspunkte aufzufassen. Die Stelle ist daher sehr geeignet, den Kampf, welchen die objektive, rein menschliche Betrachtungsweise mit einer bornirten, pedantischen Philisterei im Bewußtsein des Herrn G. führt, recht anschaulich zu machen; nur schade, daß auch hier im Ganzen die letztere den Sieg davonträgt: man hört durchgehends die Stimme des Gerechten, welcher derartige Schwachheiten *verzeiht*, wenn sie keine nachhaltig verderblichen Wirkungen haben, der Mensch sich noch zur rechten Zeit *bessert*. Es ist auffallend, wie Herr G., der die außerordentlichen Wirkungen der Leidenschaft so wohl zu würdigen und sie auch in Bezug auf unsern Dichter so trefflich zu schildern weiß, das unmittelbare Dasein derselben nur mit einem gewissen moralischen Widerwillen zu betrachten im Stande ist. Er hat eine ganz besondere Antipathie gegen Alles, was an Leidenschaft erinnert und mit ihr verwandt ist, er kann sie nur dulden, nicht innerlichst Theil an ihr nehmen, daher es ihm auch nicht gelingt, sie in ihrem gesetzmäßigen Verlaufe oder gar in ihren Verirrungen richtig zu beurtheilen. — Die Ehe, welche Shakespeare bereits in seinem achtzehnten Jahre mit einem acht Jahre ältern Mädchen einging, scheint eine sogenannte Nothehe gewesen zu sein, da ihm schon nach sechs Monaten eine Tochter geboren wurde. In diesem Umstande findet der Verf. — wenn er es auch nicht

gerade deutlich ausspricht, so führt doch die ganze Haltung der Stelle darauf, — einen sittlichen Makel unsers Dichters begründet, eine Ansicht, die man höchstens dem engherzigen Philistertthum zu Gute halten kann, welches auf sehr unwesentliche Formen den allerstärksten Nachdruck legt. Ueberdem könnte, wenn man sich einmal auf denselben Standpunkt stellen wollte, die Thatsache, daß Shakespeare, um den von ihm in Folge einer momentanen, leidenschaftlichen Erregung begangenen Fehltritt soviel wie möglich wieder gut zu machen, eine Verbindung eingegangen sei, in der er sich durchaus nicht glücklich gefühlt habe, mit gleichem Rechte zu seiner moralischen Verherrlichung ausgebeutet werden. Es ist indeß noch immer fraglich, ob die Ehe unsers Dichters wirklich mit Recht als eine „unglückliche" bezeichnet werden dürfe, wie wir denn noch vor Kurzem in Th. Mundt's Geschichte der dramatischen Poesie die Versicherung lasen, sie sei eine sehr „glückliche" gewesen. Bekanntlich nahm Shakespeare, als er nach London übergesiedelt war, seine Familie nicht zu sich, sondern besuchte sie nur von Zeit zu Zeit. Dies ist im Grunde die einzige objektive Thatsache, auf welche sich diejenigen berufen können, welche den Dichter in einer unglücklichen Ehe leben lassen. Man sieht aber leicht, daß dieselbe noch gar manche andere Deutung zuläßt und jedenfalls ist es sehr sonderbar, daß Shakespeare, der um sich den Fesseln seiner Zwangsehe zu entziehen, die Heimath verlassen haben soll, dieselben doch nicht so drückend fand, um sie sich nicht hin und wieder eine Zeit lang von Neuem anlegen zu lassen. Indeß können uns diese Bedenken doch nicht abhalten, die freilich nicht zu erweisende Annahme, daß die Ehe Shakespeare's eine für ihn unangemessene gewesen sei, auch zu der unsrigen zu machen. Ebenso stimmen wir dem Verf. bei, wenn er bemerkt, daß der Dichter diese Unangemessenheit tief und schmerzlich empfunden habe, doch die Spuren, die er davon in seinen Dichtungen bemerkt haben will, scheinen uns zum großen Theile auf Täuschung zu beruhen. Es mag sein, daß der große Nachdruck, mit welchem es in „Was ihr wollt" (II, 4) einem jungen Manne an's Herz gelegt wird, kein älteres Weib zu ehelichen, aus der schlimmen Erfahrung geflossen ist, welche der Dichter selbst gemacht hatte. Wenn aber der Verf. (S. 50) fragt: „war es Zufall, daß grade in seinen früheren Dramen die Bilder böser, herrschsüchtiger Frauen seine Phantasie ausfüllten, die er später nie wieder geschildert hat?" so ist einmal die vorausgesetzte Thatsache in Abrede zu stellen, da solche Frauen, wie sie Verf. im Sinne hat, von Shakespeare weder in seinen frühesten Dramen sehr oft, noch in den späteren gar nicht, — wir erinnern nur an Lady Macbeth — geschildert worden sind, dann aber möchte von jener Bosheit, die hier zur Darstellung kömmt, in des Dichters eigner Frau wohl keine Spur zu finden gewesen sein. Ist es gestattet, darüber eine Vermuthung zu äußern, so erscheint uns die letztere als eine jener gutmüthigen aber gewöhnlichen Naturen, die im Grunde nichts dazu können, wenn es dem weiter strebenden oder höher gebildeten Manne in ihrer Gesellschaft nicht gefallen will. Da sie dies aber nicht begreifen und sie außerdem von Hause aus ein gewisses Selbstgefühl zu besitzen pflegen, welches durch jede Zurücksetzung oder Vernachlässigung verletzt wird, so werden sie nothwendig mit der Zeit ein gereiztes, argwöhnisches, mißtrauisches Wesen an den Tag legen, das allerdings schon geeignet ist, den doch schon hinreichend gequälten Gatten vollends abzustoßen. Tritt wie bei der Frau unseres Dichters noch ein höheres Alter hinzu, so wird die grollende und keifende Eifersucht, mit welcher die vermeinten Rechte bewacht werden, um so unerträglicher sein. Shakespeare predigt die unbedingte Unterwerfung des Weibes zu oft und zu nachdrücklich (s. z. B. den Schluß der Zähmung der Widerspenstigen, die Kom. der Irrungen a. m. O.), als daß man nicht in Versuchung kommen sollte, zu glauben, es habe ihm große Mühe gekostet, in seinem Hause die Herrschaft zu behaupten; er schildert die Folgen kleinlicher Eifersucht zu lebhaft, um nicht auf die Vermuthung zu führen, er selber habe sie zu tragen gehabt. Wahrscheinlich wurde es ihm nicht immer leicht, in seiner Frau den Glauben an seine Treue lebendig zu erhalten, namentlich als er in London von anderen Neigungen gefesselt war; in dieser Beziehung ist eine Scene in den Irrungen von Interesse, wo er den Rath geben läßt, selbst auf Kosten der Wahrheit das Vertrauen des Weibes sicher zu stellen. Wie es scheint, hat er gelernt, sich in das Mißliche

seiner Stellung zu fügen, zum bösen Spiele gute Miene zu machen und demgemäß sich bemüht, seiner Frau die Vorwände zu Beschwerden möglichst zu nehmen, die gegründeten Anlässe aber zu verdecken. Sowie er sich praktisch mit dem Unabänderlichen zu versöhnen wußte, wird er es auch theoretisch nicht zu ernst genommen haben; eben darum möchten wir glauben, daß nicht jene wenn auch verderblich wirkenden, doch immer großen und bedeutenden Frauen, welche in seinen Tragödien und Historien auftreten und denen seine Gattin am Ende ebensowenig glich, wie dem Dichter selbst, sondern die zänkischen, widerhaarigen, eigensinnigen, sonst aber ganz guten und leidlich verständigen Weiber, denen wir in seinen frühesten Komödien begegnen, nach dem Bilde seiner Frau gemacht sind, wenigstens die charakteristischen Züge derselben an sich tragen. — Auch hat es wohl einen ganz anderen Grund, wie der bedenkliche Ausgang seiner frühesten Leidenschaft in eine sogenannte „unglückliche" Ehe abgeben kann, daß Shakespeare die furchtbare, vernichtende Gewalt der Leidenschaft überhaupt so meisterhaft darstellt. Nicht seine Ehe ließ ihn den Schmerz und das namenlose Leid, welches in ihrem Gefolge zu sein pflegt, so tief und lebendig empfinden, denn durch sie war er ja doch nicht von ihr befreit worden. Herr G. erzählt, daß der Dichter in London sein lockeres Leben fortgesetzt habe, wie das dort angeknüpfte Verhältniß zu einer Dame beweise, deren Gunst er sich indeß nicht habe erwerben können. Allerdings sehen wir ihn hier von einer Neigung gefesselt, die ihn lange und schmerzlich beschäftigt haben muß; in ihr den Beweis eines lockern Lebens finden zu wollen, sie also wie die widrige Liebhaberei eines gewöhnlichen Routiniers aufzufassen, ist jedenfalls durchaus ungehörig. Aus dem, was der Verf. selbst aus den Sonetten anführt, erhellt schon, daß hier von einem solchen Treiben nicht die Rede sein kann; es sind die Vorzüge einer höheren Bildung, Kenntniß der Musik, geistige Gewandtheit, Grazie des Benehmens u. s. w., welche den Dichter anzogen, — Dinge, die seiner Gattin wahrscheinlich ganz abgingen und ihn um so mehr reizen mußten, da ihm gerade durch solche Eigenschaften das Weib, dessen er nach seiner Natur nicht entbehren konnte, erst entsprechend wurde. Es ist unbegreiflich, wie Herr G. das Verhältniß zu jener Londoner Dame auf einen bloßen Scherz zu reduziren geneigt sein kann und die Anknüpfung desselben aus dem „Muthwillen" des Dichters herleiten mag. Es war vielmehr ein tiefgefühltes Bedürfniß, welches hier seine treibende Kraft äußerte und die Sache selbst ein bittrer, schmerzlicher Ernst, dessen harte Spuren sich dem Gemüthe des Dichters scharf eingeprägt haben werden Aus dieser Zeit wird die Erfahrung datiren, die seinen Schilderungen der Leidenschaft allerdings zu Grunde liegt, deren verheerende Wirkungen nach Außen wie im Innern der ergriffenen Personen Niemand besser gekannt hat, wie er. — Noch müssen wir schließlich einer Seltsamkeit gedenken, die so sehr in die Augen springt, daß wir uns jedes erläuternden Wortes enthalten können. Herr G. meint, seine unglückliche Ehe sei für Shakespeare der Anlaß gewesen, die verderblichen Folgen solcher heimlich abgeschlossenen Bündnisse mit jener Kraft und Wahrheit darzustellen, welche uns in Romeo und Julie wie in Othello so mächtig ergriffen. — Von ganz anderer Art ist die sehr richtige Bemerkung des Verf., daß Shakespeare auch dann, wenn er der Gewalt seiner Leidenschaften erlegen sei, sich eine gewisse Sammlung bewahrt, ein gewisses Maß beobachtet habe, wie das bei jedem wahrhaft bedeutenden Menschen der Fall zu sein pflege — natürlich, denn ein solcher trägt die reale Möglichkeit in sich, über alle partikulären Zustände hinauszukommen. Die beiden im Vorigen angedeuteten Elemente des Shakespear'schen Wesens nun, die starke sinnliche Natur und deren leichte Entzündbarkeit zu heftigen Leidenschaften, so wie den tieferen, geistigen, Schranken setzenden Gehalt findet denn der Verf. auch schon in den frühsten Erzeugnissen der dichterischen Kraft Shakespeares, in den beiden „beschreibenden Gedichten" wirksam, die uns von ihm erhalten sind. Diese Gedichte, von denen das erste, Venus und Adonis 1593, das zweite, Tarquinius und Lukretia, im nächstfolgenden Jahre herausgegeben wurde, fehlen in den meisten Gesammt-Ausgaben der Shakespear'schen Werke — in der uns vorliegenden, auch sonst sehr empfehlungswerthen von Fleischer in Leipzig sind sie wie auch die Sonnette beigefügt — und sind zum Theil aus diesem Grunde bisher so ziemlich

unbekannt geblieben. Wir müssen es daher unserem Verf. Dank wissen, daß er ihnen einen besonderen, wenn auch verhältnißmäßig nur kurzen Abschnitt gewidmet hat, denn abgesehen davon, daß sie schon als die Erstlingswerke des Dichters und nicht weniger durch ihren eigenthümlichen Inhalt und Werth ein nicht geringes Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind, zeigen sie bei näherer Betrachtung die Merkmale der Shakespear'schen Denkweise und Kunst bereits so deutlich, tragen sie schon so unverkennbar das Gepräge seines Geistes, wenn auch noch in der rohen und mangelhaften Form von Anfängen an sich, daß sie für die Einsicht in die psychologische Entwickelung des Dichters von großer Wichtigkeit sind. Wir werden vielleicht künftig Gelegenheit nehmen, sie aus den so eben angedeuteten Gesichtspunkten in einem besonderen Artikel genauer zu behandeln, hier dagegen beschränken wir uns auf die Mittheilung der Haupt-Ansichten, welche der Verf. in Bezug auf sie ausspricht, sowie auf einige kurze Gegenbemerkungen, zu denen uns manche von ihnen Veranlassung geben. Im Allgemeinen sind wir auch hier in dem Falle, in welchem wir uns später noch öfter befinden werden, in dem Urtheile über den Werth der beiden Gedichte, sofern sie in Bezug auf diesen mit einander verglichen werden, von dem Verf. so entschieden abzuweichen, daß wir das seinige geradezu umkehren müssen, um es zu dem unsrigen machen zu können. Darin geben wir ihm allerdings Recht, daß diese Gedichte „nach Stoff und Behandlung in die jugendlichen Zustände und Stimmungen des Dichters verwebt sind" (S. 57), können es auch unter der Voraussetzung, daß die ihnen vorgesetzten Dedikationen an den Grafen Southampton ächt sind, nicht in Zweifel ziehen, daß Venus und Adonis die der Zeit nach erste der beiden Dichtungen ist, da sie in der ihr vorstehenden Widmung vom Dichter als the first heir of his Muse's invention bezeichnet wird, finden es ferner nicht unwahrscheinlich, daß die erste Entstehung der Gedichte in die der Uebersiedelung Shakespeare's nach London vorhergehende Zeit fällt, wenigstens sofern die Wahl des Stoffes und seine materielle Behandlung damit gemeint ist, können aber nicht beistimmen, wenn der Verf. der Lukretia einen höheren poetischen und sittlichen Werth beilegt, wie dem anderen Gedichte. Was das letztere angeht, so urtheilt Herr G. „das Ganze ist ein einziger, blendender Fehler, wie ihn junge Dichter so gerne begehen: Sinnlichkeit ohne Maß mit Poesie verwechselt...., hier ist die Liebe in der That „ein Geist, geschaffen aus Feuer, ein wesenhafter Rausch und Leidenschaft" (S. 58). Ist die so eben mitgetheilte Schlußbemerkung richtig, so sieht man nicht leicht ein, wie dem Gedichte der poetische Gehalt abgesprochen werden könne, denn ist die Glut der sinnlichen Leidenschaft in ihr wirklich so treu und in so lebendigen Zügen geschildert, so muß eine solche Darstellung doch wohl eine poetische genannt werden, es sei denn, daß der Verf. der Ansicht ist, der hier behandelte Gegenstand sei einer poetischen Bearbeitung durchaus unfähig. Wir unsererseits halten nun freilich auch dafür, daß die rein sinnliche Seite der Liebe kein Objekt für die Kunst sein kann, weil sie in ihrer abstrakten Isolirung den Charakter des spezifisch-Menschlichen verliert, können aber nimmermehr zugeben, daß die Sinnlichkeit überhaupt, sofern sie die menschliche ist und sich in menschlicher, das geistige Moment stets in sich schließender Weise äußert, von der künstlerischen Reproduktion auszuschließen sei, daher wir auch eine „Verwechslung" der Sinnlichkeit mit der Poesie, wenn unter jener nicht die nackte, rein thierische Sinnlichkeit verstanden wird, uns gar nicht zu denken vermögen. Daß aber Herr G. seinen Bannspruch in einem anderen Sinne und in einem weiteren Umfange verstanden wissen will, ergibt sich wie aus Anderem so auf das Deutlichste daraus, daß er unser Gedicht mit dem Göthe'schen Werther zusammenstellt, also auch in diesem eine Verwechslung der Poesie mit der Sinnlichkeit zu finden glaubt. Wir wollen nun nicht leugnen, daß sich in der Shakespear'schen Dichtung einzelne Stellen finden, in denen die — um den entsprechenden Ausdruck zu gebrauchen — sinnliche Brunst in ihren Aeußerungen mit so brennenden Farben gemalt wird, daß sie auf jeden gebildeten Sinn den Eindruck des Häßlichen machen müssen; aber das berechtigt doch noch keineswegs dazu, das ganze Gedicht für Einen Fehler zu erklären. Sieht man von diesen immerhin vereinzelten Auswüchsen ab, so muß man die hier gegebene Schilderung der Leidenschaft, d. h. der die sinnlichen

und geistigen Elemente dieses Affektes in unlösbarer Verbindung in sich enthaltenden Leidenschaft, als eine sehr gelungene bezeichnen, denn es werden die Manifestationen derselben zum Theil in sehr feinen, von einer scharfen Beobachtung Zeugniß ablegenden Zügen lebendig und in reicher Fülle zur Anschauung gebracht. Wie wenig die Liebe der Venus, wenn auch als ihr Inhalt und letztes Ziel die Lust bezeichnet wird, eine nur sinnliche im strengen Sinne des Wortes ist, geht aus der zarten Sorge hervor, welche sie für den Gegenstand ihrer Neigung mehrfach äußert, ergibt sich namentlich aus dem innigen Antheil, den sie an dem gewaltsamen Tode des Geliebten in einer Weise nimmt, daß man zweifeln könnte, ob derselbe mit dem Grundcharakter der durch sie repräsentirten Liebe in Uebereinstimmung zu bringen ist. Auch beweist der Ausgang, zu welchem die Entwickelung des Ganzen geführt wird, wie wenig der Dichter, wenn denn von einer solchen einmal die Rede sein soll, die Tendenz verfolgt, die sinnliche Seite der Leidenschaft zur Geltung kommen zu lassen: die Werbung der Venus bleibt erfolglos, denn ihr Objekt geht dem Untergange entgegen, bevor sie es erreichen kann; ein Umstand übrigens, der wohl zu einer richtigeren Bestimmung des unserem Gedichte zu Grunde liegenden Gedankens führen könnte, denn er weist darauf hin, daß auch der andere Faktor des Verhältnisses nach der Ansicht des Dichters in seiner einseitigen Beschränkung auf sich seine Stellung und Aufgabe verkannt hat; der kalte, unempfindliche, im Widerspruche mit seiner Natur stehende Jüngling verfällt ebenso der gerechten Strafe wie das von seiner individuellen Begierde fortgerissene, Maß und Herrschaft über sich selbst verlierende Weib. Es dürfen eben deßhalb die Worte des Adonis, mit denen er sich den Bewerbungen der Venus unter dem Vorwande entzieht, daß ihr Ziel nicht die zum Himmel entflohene Liebe, sondern lediglich die Befriedigung der Lust sei, nicht so verstanden werden, als spreche in ihnen der Dichter *seine* Ansicht vollständig aus, wie es denn überhaupt eine oft wiederkehrende Ungehörigkeit des Verf. ist, in einzelnen Aeußerungen der auftretenden Personen die Stimme des Dichters vernehmen zu wollen, statt sie aus dem ihnen eigenthümlichen Charakter heraus zu erklären. Herr G. gründet gerade auf die so eben erwähnten Worte sein dem Inhalte nach von uns gern acceptirtes Zugeständniß, daß dem Gedanken Shakespeare's ein reineres Element nicht völlig fehle. „Der Dichter geht nicht in sinnlicher Befangenheit unter; er weiß es, daß er nicht das Bild menschlicher Liebe, sondern daß er das Bild einer rein sinnlichen Begierde entwirft. (?) Die Werbungen von Adonis Pferde stehen *neben* der Leidenschaft der Göttin, nicht *im Gegensatze* zu ihr. Der reinere Gedanke ist aber durch den Reiz der Darstellung und das Verweilen auf den sinnlichen Schilderungen überdeckt" (S. 59). — Was hier über die Werbung des Pferdes — eine als poetisches Gemälde wahrhaft ausgezeichnete Schilderung — gesagt wird, ist nicht unrichtig; es folgt nur aus dieser Fassung des Verhältnisses nicht, was der Verf. daraus ableiten zu wollen scheint, daß es die Absicht des Dichters gewesen sei, die Liebe der Venus als eine rein thierische erscheinen zu lassen; sie erscheint vielmehr in dieser Zusammenstellung nur als eine *natürliche*, in welcher das geistige Element zwar nicht das überwiegende, beherrschende, aber doch mit eingeschlossen ist, wenn auch das sinnliche *zunächst* und wie sich auf dem Standpunkte der Unmittelbarkeit von selbst versteht, am sichtbarsten in seiner Wirksamkeit hervortritt. Selbst den Thieren ist an dieser Stelle vom Dichter eine Haltung gegeben, den Aeußerungen ihres energischen Triebes Maß und Schranke in einer Weise gesetzt worden, daß eine gewisse Annäherung ihrer Natur an die menschliche beabsichtigt gewesen zu sein scheint. — Im Einzelnen hat das Gedicht manche Schönheiten, sehr zarte und feine Züge, die schon den großen Psychologen verrathen, als welcher unser Dichter in seinen spätern Schöpfungen erscheint; auch an treffenden Gedanken fehlt es nicht, welche von der Schärfe und Tiefe des Shakespear'schen Geistes Zeugniß ablegen können und seine dichterische Phantasie ist aus mehreren ebenso anschaulichen wie lebendigen Schilderungen von größerem oder geringerem Umfange erkennbar. Doch übt gerade die letztere hier eine noch zu ungezügelte Herrschaft aus, ist in ihrer üppig wuchernden Fülle noch zu unbeschränkt, als daß nicht eine große Zahl von unpassenden, nicht selten sogar unschönen Bildern und Gleichnissen mit unterlaufen sollte. Auf Einzelnes

können wir hier nicht eingehen, wir wenden uns vielmehr zu dem zweiten Gedichte, über welches Herr G. ein weit günstigeres Urtheil fällt. Uns scheint dasselbe, was die Frische und Lebendigkeit der poetischen Darstellung, den unmittelbaren Erguß des dichterischen Gefühls, die Kraft und Angemessenheit des poetischen Ausdrucks angeht, dem vorhin erwähnten entschieden nachzustehen. Es ist durchgehends matter, breiter, verräth an vielen Stellen, daß nicht wie dort die unmittelbare Intuition und die gemüthliche Erregung, sondern das reflektirende Denken bei seiner Entstehung am meisten mitgewirkt hat. Im Reichthume an Gedanken, an Vielseitigkeit der Betrachtungen ist es jenem überlegen, aber in der Zahl dichterischer Vorstellungen, schöner, inhaltreicher Bilder bleibt es weit hinter ihm zurück. In Betreff des Gegenstandes und seines Inhaltes kann man dem Verf. zustimmen, der darüber (S. 60) bemerkt: „Dagegen liegt er (der reinere Gedanke) in der Lukretia schon im Stoffe selbst... Der vergötterten blinden Lust stellt der Dichter die Keuschheit der Matrone gegenüber, in der die Macht des Willens und der Sittlichkeit einen tragischen Sieg feiert über die Bewältigung der Lust." Aus diesen Worten kann abermals ersehen werden, daß Herr G. durchaus nicht im Stande ist, das ethische Interesse von dem poetischen scharf zu sondern; er steht in dieser Rücksicht auf einem Standpunkte, welcher der von ihm selbst verurtheilten Ansichtsweise, die von der Poesie directe moralische Unterweisung fordert, nahe verwandt ist. Sie bestimmen ferner den Inhalt des Gedichts nur sehr unvollständig; das Unrecht und die Verwerflichkeit der einseitig wirkenden sinnlichen Begierde wird nicht blos durch die Entgegenstellung der ihre gewaltsame Befleckung durch freiwilligen Tod sühnenden weiblichen Reinheit, sowie durch den Hinweis auf die verderblichen Folgen angedeutet, welche die Befriedigung seiner Lust für die äußere Wohlfahrt des ihr hingegebenen Tarquinius nach sich zieht, sondern zugleich auch durch ihre Selbstaufhebung in dem zerrütteten, an sich selbst irre gewordenen Gemüthe des Letztern. Dieser wesentliche Punkt durfte nicht außer Acht gelassen werden, da wir wissen, wie es unserm Dichter eigen ist, den Wirkungen menschlicher Handlungen vorzugsweise im Innern ihrer Urheber nachzugehen. Ueberhaupt ist, was die Stärke seiner poetischen Produktionen ausmacht, die treue und lebendige Schilderung innerer Vorgänge, psychologischer Prozesse ꝛc. schon in diesem Gedichte in zwar noch schwachen und unsichern, aber doch schon sehr deutlichen Umrissen erkennbar. Die handelnden Personen halten hier, bevor sie zur That schreiten, lange Monologe, welche der Verf. mit Recht ihrer lästigen Breite wegen scharf tadelt, die aber jedenfalls dem Bestreben ihren Ursprung verdanken, die äußern Handlungen durch Darlegung der ihnen vorhergegangenen mannichfachen Reflectionen auf ihre innern Motive zurückzuführen. Auch die Tendenz, die einzelnen Vorgänge Schritt für Schritt zu verfolgen, die Entwicklung allmälig und in ihren verschiedenen Stadien deutlich hervortreten zu lassen, wird schon bemerkt, führt aber hin und wieder zu einer Detailmalerei, die auch am Unwesentlichen haftet und in Folge davon ebenso kleinlich wie ungereimt wird. Daß es, wie der Verf. meint, in der Absicht des Dichters gelegen habe, durch die bildliche Darstellung der Eroberung Troja's, in deren Anschauung Lukretia sich nach ihrem Falle vertieft und deren vortreffliche Exposition wie manche ähnliche in den Dramen, für die Einsicht und die Freude Zeugniß gibt, welche Shakespeare in und an den Werken der Malerei gehabt haben muß, eine Vorahnung des Falles der Tarquinier in dem Leser zu erwecken, scheint uns nicht so ganz gewiß zu sein. War es aber der Fall, so hat er wenigstens, wenn wir unserm Gefühle trauen dürfen, seinen Zweck nicht erreicht, was freilich nicht hindern kann, das Großartige in dem Gedanken, zwei welthistorische Begebenheiten von dieser Bedeutung auf einander zu beziehen, anzuerkennen. Wie es scheint, hat Shakespeare nicht vermocht, dieses Gedankens eben seiner Größe wegen so recht Herr zu werden: darum hat er auch nicht die ihm entsprechende Gestaltung gefunden, tritt vielmehr in der Darstellung selbst hinter anderweitigen Beziehungen, zu welchen der Gegenstand im Einzelnen Anlaß gab, so sehr zurück, daß ihn der Leser selbst gewissermaßen erst hineintragen muß, wenn er ihn wiederfinden will. — Die Ansicht des Verf., Shakespeare habe bei diesem Gedichte unter dem Einflusse Virgils, bei Venus und Adonis dagegen unter dem des Ovid gearbeitet, gehört zu denjenigen, die sich zwar aufstellen, aber nicht beweisen lassen. Wir lassen sie

dahingestellt und heben nur noch die sich an die Betrachtung unserer beiden Gedichte anschließende allgemeine Bemerkung heraus: „In solchen Gegensätzen sich zu bewegen war Shakespeare's vielseitiger Natur ein Bedürfniß; sie sind ein Merkzeichen seines Charakters und seiner Dichtungen; sie erscheinen hier in den ersten Anfängen seiner Kunst und kehren in seiner ganzen dramatischen Dichtung unaufhörlich wieder" (S. 61.). Was die beiden besprochenen Gedichte betrifft, so findet in ihnen allerdings ein Gegensatz der Personen statt; die von sinnlicher Liebe entbrannte, rücksichtslos nach Befriedigung strebende Venus ist die entschiedenste Gegenfüßlerin der enthaltsamen, in sich beruhigten, für die Erfüllung ihrer sittlichen Pflicht lebenden und sterbenden Lukretia, und der von maßloser Leidenschaft überwältigte lüsterne Tarquinius steht dem kalten, aber reinen Adonis gegenüber. In der Idee der Gedichte können wir indeß den vorausgesetzten Gegensatz nicht finden, da Venus und Adonis unserer Ansicht nach weit davon entfernt ist, den Triumph der sinnlichen Begierde zur Darstellung zu bringen. Vielmehr findet in Bezug auf den Ausgang eine große Aehnlichkeit statt: Lukretia wie Adonis gehen durch die Bewahrung ihrer sittlichen Reinheit zu Grunde, Venus hat nicht weniger wie Tarquin, wenn auch in einer sehr unterschiedenen Weise, die schweren Folgen der Leidenschaft zu tragen. — Uebrigens hat es seine volle Richtigkeit, wenn als charakteristisches Merkmal der Shakespeare'schen Dichtung ihre Bewegung in Gegensätzen bezeichnet wird. Aber es kann nicht genügen, sich zur Erklärung dieser Thatsache lediglich auf die „Vielseitigkeit" Shakespeare's zu berufen; vielmehr ist ihr zureichender Grund tiefer und zwar in der schon früher hervorgehobenen Bestimmtheit der Shakespeare'schen Poesie zu suchen, nach welcher das letzte immanente Princip derselben der absolute Gegensatz der Individualität und substantieller Allgemeinheit ist; indem dieses Princip die Gesammtheit der Lebensverhältnisse durchdringt, müssen dieselben auch in ihrer Vereinzelung dem zu ihrem wesentlichen Inhalte vordringenden Geiste nothwendig in der Form des ruhenden oder auch des flüssigen bewegten Gegensatzes erscheinen. — An die Erörterung des Inhaltes unserer Gedichte schließt sich die ihrer Form an: „Alle Handlung ist vermieden; in der Form der Erzählung ist Alles auf das Reden gestellt" (S. 62.). Das Gesagte gilt namentlich von der Lukretia, ist aber auch in Beziehung auf diese etwas zu stark ausgedrückt, denn es fehlt in ihr keineswegs an „aller" Handlung. Daß diese aber nicht vorherrscht, liegt in der eigenthümlichen Beschaffenheit solcher Gedichte begründet und kann ihnen daher nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Begründeter ist die folgende Ausstellung: „Was in Shakespeare's Dramen seine Monologe grade so wunderbar auszeichnet, jene Kunst, unendliche Empfindungen in wenige große Umrisse zusammenzupressen, ist hier im äußersten Gegensatze geübt"; nur das Bestreben, das Geschehende psychologisch zu motiviren, nicht die Ausführung, welche die Gesammtheit aller Momente, die bei einer ganz objectiven, allseitigen Betrachtung in Erwägung zu ziehen sein würden, vollständig zu erschöpfen pflegt, kann gebilligt werden; die Reden in Venus und Adonis übrigens sind weder sehr zahlreich, noch entbehrt die Länge der vorkommenden hier einer genügenden psychologischen Begründung. „Ueberall sonst leidet seine Darstellung grade in der Lukretia an der innern Unwahrheit und den üblen Formen der italiänischen Pastoraldichtung;" hier findet der Verf. Gelegenheit zu einem Excurse, der, wie alle derartigen Erörterungen bei ihm, den kundigen Meister verräth: er schildert in wenigen, aber scharfen Zügen den Ursprung und die Verbreitung dieser allegorischen und Schäfer-Poesie, den Anklang und die Ausdehnung, die sie in England gefunden, den großen Einfluß, welchen sie auf Shakespeare in den Anfängen seiner dichterischen Thätigkeit geübt u. s. w. Es ist uns sehr wahrscheinlich, daß die Blüthe, zu welcher diese ausländische Dichtgattung auf englischem Boden gelangt sein soll, in etwas zu grellen Farben geschildert wird. Doch wir haben diese dem Verf. eigne, einseitige, leicht zu Irrthümern und falschen Vorstellungen führende Darstellungsweise einzelner Momente im literarischen Leben der Völker schon früher gerügt, möchten aber trotzdem auf den erwähnten Abschnitt um so mehr aufmerksam machen, da der in ihm behandelte Gegenstand, soviel wir wissen, bisher so gut wie gar nicht zur Sprache gebracht worden ist.

Rheinberg. **F. Brockerhoff.**

Proben der deutschen Poesie und Prosa vom vierten Jahrhundert bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Erster Theil (4. bis 15. Jahrh.). Gothische, althochdeutsche, altsächsische, mittelhochdeutsche Proben im Original und in neuhochdeutscher Uebersetzung, zugleich mit sprachlichen (?) Anmerkungen versehen von Joseph Kehrein. Jena, bei Friedrich Mauke. 1849.

Diese Sammlung soll dem Schüler des Gymnasiums die Anschauung vorzüglicher Erzeugnisse aus den verschiedenen Perioden der Literaturgeschichte gewähren. W. Wackernagel's und F. A. Pischon's treffliche Sammlungen eignen sich ihres Umfangs und hohen Preises wegen nicht für den Schüler; Frommann's „Lesebuch" enthält nur die poetische Literatur; B. Hüppe's und Beilhack-Vollmer's Sammlungen bieten dem Schüler gut gewählte, aber zu wenige Proben: der Herr Herausgeber hat mit Berücksichtigung der für diesen Lehrgegenstand bestimmten Stundenzahl „zwischen dem Viel und Wenig die Mitte zu halten gesucht", und wir sind der Meinung, daß es ihm gelungen ist, eben die rechte Mitte zu halten. Alle Lesestücke in dem vorliegenden ersten Bändchen sind mit neuhochdeutscher Uebersetzung versehen, und überall sind zu dem Texte kurze Noten zur Erklärung der dunkeln Etymologie und überhaupt der grammatischen Verhältnisse beigegeben. Diese Einrichtung verschafft dem Schüler eine große Erleichterung bei dem Studium der älteren deutschen Literatur, und macht es dem Lehrer bei dem auf diesem Wege zu erlangenden Zeitgewinn möglich, den Schüler tiefer in den Geist der älteren Literatur und ihrer Zeit einzuführen, und ein lebhafteres Interesse für dieselbe hervorzurufen.

Die Auswahl der Sprachproben und die Ausdehnung, in der sie mitgetheilt sind, entspricht unseres Erachtens durchaus dem Zwecke der Sammlung; es ist nicht zu viel und nicht zu wenig gegeben. Die Proben in dem vorliegenden Bändchen sind aus dem altd. Lesebuche von W. Wackernagel und andern werthvollen Sammlungen und Ausgaben der alten deutschen Literatur entnommen und, wo es nöthig war, aus mehreren ergänzt. Für die niederdeutschen Gegenden wäre es vielleicht von Interesse und Nutzen gewesen, wenn einige Proben mehr aus der alt- und mittelniederdeutschen Literatur aufgenommen wären; wir finden nur das Lied vom Hildebrand und Hadebrand und verhältnißmäßig wenig aus dem Heliand und dem Sachsenspiegel. Auch in den Anmerkungen ist das jetzige Niederdeutsch zu wenig in Vergleichung gezogen und namentlich das Lautverhältniß der niederd. Mundarten wenig berücksichtigt. Es wäre dazu unter andern Gelegenheit gewesen, wo der Herausgeber die etwas unbestimmte Erklärung giebt: „Im Gothischen verwandeln sich zuweilen die auslautenden b, g, d in f, h, th" — denn diese Erscheinung findet sich auch im Niederdeutschen und häufig in denselben Wörtern wieder. Es ist an sich interessant, die Eigenthümlichkeit der Lautverhältnisse in den altdeutschen Spracherscheinungen und die Gesetzlichkeit ihres Wechsels und ihres organischen Verhältnisses zu der neudeutschen Sprache zu erwägen; es ist aber auch für die etymologische Erklärung der Wörter und Wortformen nicht selten von Bedeutsamkeit. So ist beim goth. quiman alth. quëman angeführt; aber nicht durch angs. cuman, neundd. kâmen und kûmen, Prät. quam, die Identität mit dem nhd. kommen nachgewiesen. Bei fraistubnjai wäre neben dem ahd. freisa (tentatio) und dem nhd. Fraiß das ndd. vreese, Furcht, zu berücksichtigen gewesen. Das nhd. forschen scheint uns nicht hierher zu gehören. Dugidi im Ludwigslied ist das ndd. Dügede, Tüchtigkeit. In Muspilli S. 21 bei suilizôt kommen angs. svaelan, svelan, anzünden und ndd. svêlen, brennen ohne Flamme, in Betracht.

Uebrigens sind die Anmerkungen sehr zweckmäßig, mit außerordentlichem Fleiß und beständiger Rücksicht auf das Bedürfniß des Schülers abgefaßt; bei allen Parallelstellen ist vorwärts und zurück gewiesen; vom Gothischen in das Althochdeutsche, von diesem in das Mittelhochdeutsche, und umgekehrt. Die Anmerkungen werden den Schüler nur in seltenen Fällen in Ungewißheit lassen, wie etwa bei Muspille

der in Hinweisung auf Grimm's Mythologie durch „Holzverzehrer" erklärt ist; muspille hätte müssen als Dativ von muspilli und als Kompositum erläutert werden. Bei goth. himma daga ist verlorenes Pronom his erwähnt; auch nhd. hier mußte berücksichtigt werden.

Die Uebersetzungen der Proben aus der älteren Literatur sind möglichst wort- und formgetreu. Wir haben die Uebersetzungen der Gothischen und Althochdeutschen durchgesehen, und uns nur Folgendes angemerkt. S. 1. thaim skulam unsaram ist den Schuldnern unsern nicht unsrer. S. 2. jah gairnida sad itan haúrnê ist übersetzt: satt essen Hörner und in der Anmerkung nicht befriedigend erklärt „Johannisbrod"; das gr. κεράτιον giebt Aufschluß: (Bocks-) Hornfrucht. Im Ludwigslied ist Haranskara durch Strafe übersetzt, besser wäre: Leidbescherung, Harmbescherung. — Bei der Exhortatio ad plebem christianam und bei dem Te Deum laudamus wäre es für Gymnasien zweckmäßig gewesen, auch den lateinischen Urtext mit aufzunehmen. — Den meisten mittelhochd. Sprachproben ist die Uebersetzung von Simrock beigegeben.

Summa: wir halten die vorliegende Sammlung für den praktischen Gebrauch in höheren Lehranstalten für das zweckmäßigste unter allen Schulbüchern dieser Art, die uns bekannt sind.

Die äußere Ausstattung des Buches ist recht schön.

— c —

Ein Lied von Marcabrun als Beitrag zur Göthelitteratur, am 28. August 1849 herausgegeben von W. Holland und A. Keller. Tübingen, gedruckt bei Ludw. Friedr. Fues. 1849.

Als Göthe 1797 in Tübingen bei Cotta sich einige Tage aufhielt, schickte er am 14. Sept. Schillern die Ballade vom Edelknaben und der Müllerin als ein noch funkelneues Erzeugniß seiner Muse. Vielleicht ist sie in Tübingen selbst verfaßt oder doch niedergeschrieben. Dieser Umstand ward zunächst Veranlassung für einige tübingische Verehrer göthischer Poesie, um eine kleine Festschrift für den hundertjährigen Geburtstag des Dichters daran zu knüpfen, welche übrigens nur in 100 Exemplaren abgezogen und an Freunde vertheilt wurde.

Nach der Ueberschrift des Gedichtes steht in dem Briefe die Bezeichnung: Altenglische Werke B. 43,139. Viehoff (Göthes Gedichte 2,332) nimmt an, daß dem Dichter ein altenglisches Vorbild vorgelegen habe. Göthe schreibt aber: „Es folgen auf diese Introduction noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen." Wenn nun auch dem Verrathe der Müllerin ein französisches Vorbild nachzuweisen ist, so könnte das Gedicht vom Edelknaben doch etwa nur in altenglischer „Art" ohne bestimmtes Vorbild gedichtet sein.

Auffallend nach Inhalt und Anlage ist die Aehnlichkeit eines Liedes von Marcabrun, einem der ältesten provenzalischen Trobadore, Schüler Cercamons. Es steht bei Rochegude (Parnasse occitan. 175.) und Mahn (Werke der Troub. 1,55). Daß Göthe das Gedicht kannte, ist freilich nicht sehr wahrscheinlich.

Ich erlaube mir einige Bemerkungen zu meinem neuen Abdrucke des provenzalischen Liedes nachzutragen.

6,2 vgl. Raynouards Lexique roman 4,407.
6,5 ist vielleicht zu lesen Ses parelharia, wie Z. 10.
7,21 vgl. ein anderes Lied von Marcabrun El son, wo es heißt: Si l'us musa, l'autre bada. Rayn. 4,294.
8,4 l. ab aital.
8,17 vgl. 6,5. 10.
9,12 R. 4,477 tal.

A. K.

Programmenschau.

Keltische Studien von Friedrich Körner. Progr. der Realschule in Halle, 1849.

Der Verfasser dieser Arbeit hat seine Aufmerksamkeit einer Nation gewidmet, welche eine der dunkelsten Partien der europäischen Urgeschichte bildet und doch für den modernen Philologen von großer Wichtigkeit ist. Je geringer die Zahl der hier zu Gebote stehenden Hülfsmittel ist, desto verdienstlicher bleibt das Bemühen unermüdlicher Forscher, in dieses Dunkel immer mehr Licht zu bringen, und wir freuen uns, daß Herr K. trotz seiner ausgedehnten und rühmlichst bekannten literarischen Thätigkeit auf dem Felde der Pädagogik auch noch Resultate solcher Studien hervorbringt, wie die vorliegenden. Die ganze Abhandlung, über welche wir heute vorläufig nur ganz kurz berichten, zerfällt in 3 Theile, in deren erstem der Verfasser die Grenzen des keltischen Gebietes zu bestimmen versucht; durch Sprachvergleichung ermittelt er sodann in dem zweiten Theile das Verwandtschaftsverhältniß, in welchem die Kelten zu den uralten Nationen Asiens und Europa's, so wie zu den heutigen germanischen und romanischen Völkern stehen. Der Verf. spricht endlich die Vermuthung aus, daß die keltische Kultur irgend wie einen Einfluß auf die Nachbarvölker ausgeübt haben müsse, weil die keltischen Völker so häufig mit den sprachverwandten römischen und germanischen in Berührung kamen, und weil anzunehmen sei, daß sie, als der ältere Stamm, dem germanischen Stamme an Bildung würden überlegen gewesen sein. Nach kurzen Vergleichungen beschränkt sich die Abhandlung darauf, den Einfluß der keltischen Mythologie und Sage auf die Bildung der romantischen Epen des 12. und 13. Jahrhunderts nachzuweisen. Deutsche und keltische Elemente findet der Verfasser in der Gudrunsage und in der Sage von Finn und Hengest, und wendet sich dann zu der Karls-, Arthur- und Gralsage. Lassen wir Herrn K. hier selbst reden:

„Zwar läßt sich über deren geschichtliche Entwickelung wenig Bestimmtes angeben, da sie in dem geheimnißvollen Druiden- und Bardenorden ausgebildet und immer mystischer gestaltet wurde, so daß es selbst eingebornen Gelehrten schwer wird, die Schriften der Barden zu verstehen; indeß erkennen wir zunächst so viel, daß jene Bardenschulen und ihre mystische Symbolik das Vorbild der Templeisen war, und daß die keltische Theologie und Phantastik von den Germanen in christliche Mystik oder in höfische Romantik übersetzt ist. Die französisch-deutschen romantischen Epen beruhen also zum großen Theil auf keltischen Ueberlieferungen, wie etwa die griechische Mythologie und Kunst ihren Stoff aus pelasgischen Mysterien entnommmen haben mag.

Eckermann vermuthet, daß die Sage von Dietrichs Tod aus der Verehrung der keltischen heiligen Orte, namentlich der Inseln, hervorgegangen sei, da die Sage von Ebroins Höllenfahrt genau das Muster zur Dietrichsage liefre. Nicht minder habe die deutsche Sage vom goldnen Hort im Rhein ihren keltischen Ursprung darin, daß die Kelten, denen Seen und Sümpfe heilig waren, die Gewohnheit hatten, Gold und Silber hinein zu werfen. Alle französischen Legenden von Bäumen sind keltischen Ursprungs; ebenso die berühmten Feen Melusine, Meliure, Esterelle. Sogar die Hexenfahrt am 1. Mai ist keltischen Ursprungs.

Viel wichtiger aber ist es, daß der karolingische Sagenkreis ein überwiegend druidisches Element enthält in dem Zauberringe, welchen Turpin Karls Geliebten aus dem Munde nimmt und in den See wirft. Die Sage von Flos und Blankflos enthält als uralten Kern eine druidische Mystik von der Verbreitung des Druidenthums, und es spielen hier natürlich Kaiser Octavian, Genovera, Griseldis, Helena eine wichtige Rolle. Sämmtliche Personen der Karlssagen sind Personificationen mystischer Symbole des Druidenthums: Flos und Blankflos sind das so hoch verehrte Kleeblatt; Helenens Vater ist der Gott Hu, ihre Flucht vor ihm deutet ihre Priesterschaft an; Hund und Löwe sind Diener Hu's; der Aussatz, an welchem Flos leidet, bezeichnet Abweichung vom druidischen Glauben; Roland ist die rollende, überwältigende Woge der Fluthsage, und wird ins Paradies versetzt (Rolandsberge, Rolandssäulen). Malegis oder Maugis war, wie Merddin, ein berühmter Zaubrer, Ogier von Dänemark ist nur eine Nachbildung Arthurs, und die Morgana ein keltischer Mythus. Die Sage von Hüon hängt mit dem Fluthmythus des Hu zusammen und mag einen Feldzug gegen ein ihm feindliches Wesen bedeuten. Die Oberonssage, die Millessage, die Erzählungen von rettenden Hunden, von einer Flucht in den Wald (die Sage von Hesvin), von einem Zauberhorn u. s. w. haben zu ihrem wunderbaren Element keltische Mythologie.

Sehr schwer wird es sein, über den Zusammenhang der Gralsage mit der keltischen Mystik in der Kürze zu sprechen. Das Meer wurde als Waschbecken der Erdmutter (Ceridwen) hoch verehrt und war das Symbol eines Bardenordens. Die Zwecke und die Geschichte dieses Kultus mußten verheimlicht werden, da die Bardenorden oft von den englischen Königen verfolgt wurden; deshalb kleidete man Alles in räthselhafte Thier- und Pflanzengeschichten ein. Dieses Waschbecken wurde von den christlichen Dichtern zur Gralslegende und der Bardenorden zur Ritterschaft der Tafelrunde umgewandelt. Merlin, der Stifter des Bardenordens, wurde Wahrsager und Zauberer, an dessen Stelle die Romanen Virgil, die Germanen Klingsor setzten. Selbst die Raben, welche um den Kyffhäuser fliegen, deuten auf die keltische Sage, daß Arthur sich in einen Raben verwandle und einst wiederkehren werde.

Mit dem Dienst des Waschbeckens des Ceridwen und seiner Priesterorden hängen uralte Mysterien und Sagen zusammen, die zu den Epen Arthur, Tristan, Parcival, Lohengrin u. A. den Urstoff lieferten und eine mysteriöse Geschichte des Druidenthums, seiner Lehren und seiner Kämpfe enthalten. Die berühmtesten dieser brittischen Ursagen sind die von den drei Schweinehirten Britaniens und von Pwyll's Hetzjagd. Ceridwen nimmt bei den Kymren den Charakter einer Sau (Hwch) an, deren Kinder (Andächtige) Ferkel (Porchellan), ihre Versammlung Schweine (Môch), der Hauptpriester Eber (Turch), oder Eber des Holzes (Gwydd Hwch), und der Hierarch Schweinehirt (Meichiad) hießen. Der erste Schweinehirt hieß Prydari und repräsentirt die Gedankentiefe, Gedankenreife. Der zweite Schweinehirt war Pwyll, der Hirsche (Novizen) mit seinen Hunden (Priestern) jagt und durch sein Jagdhorn diese Jagd leitet. Auf der Jagd beleidigt er den Fürsten der Unterwelt, und um diesen zu versöhnen, zieht er mit ihm gegen Havgan (Sonnenglanz), indem beide ihre Gestalt wechseln u. s. w. Ganz ähnlich ist die Arthurjagd, die in einer Gegend von Carlisle spielt, so wie die Jagd Finn's, in denen Zauberei, verführerische Frauen, Geistererscheinungen von Bedeutung sind. Arthur tritt später auf als Vorkämpfer des Druidenthums, und seine geschichtliche Existenz verflüchtigt sich immer mehr zur Mythe und zum Symbol.

Der dritte Schweinehirt ist Trystan (Herold) und muß für den Repräsentanten eines neuen mystischen Systems gehalten werden. Er war der dritte Herold und Sohn der Fluth (Pallwch). Derselbe Trystan wird auch unter den drei gekrönten Häuptern Britaniens genannt: Huail (Entschluß) oder Gwair (Erneuerung, Gawein), Kai (Genossenschaft); ebenso zählt man ihn unter den drei Knechten (Hierophanten) der Mysterien an Arthur's Hof auf, wobei er wieder in Gesellschaft von Kai erscheint. Selbst seine Liebesverhältnisse mit Essylt (Schauspiel), dem Weibe oder der Tochter seines Onkels March (Roß), sind von mystischer Be-

deutung. Trystan ist die Personification der großen bewegenden Kraft in den religiösen Satzungen der Britten.

Eine alte metrische Romanze des Th. v. Ercildoune, die W. Scott hat drucken lassen, erzählt Trystan's Abenteuer (Tristrem), dessen Vater Tallwch (franz. Rouland, d. h. rollende Woge) und dessen Mutter Blanche Flur, Mark's Schwester, ist. Die historische Deutung der Flur, ist das Bündniß der brittischen und gallischen Kelten, in dessen Folge Cäsar nach Brittannien zog. Die Flur bedeutet das dreiblättrige Kleeblatt. Tristrem verliert seinen Vater, und Rohant (Mann des Uebermaaßes) adoptirt ihn, um ihn in der Jagd (Druidenthum) zu unterrichten. Im Kampf mit einem irischen Helden erhält Tristrem eine unheilbare Wunde, wird aber zuletzt von einer Königin in Dublin durch mystische Kräuter geheilt, deren Tochter Ysonde (Essylt) er in den Mysterien unterrichtet. Diese Prinzessin soll Tristrem für seinen Onkel Mark werben; er erfüllt diesen Wunsch, trinkt aber auf der Rückkehr ohne es zu wissen, den Liebestrank, der für Mark bestimmt war, und fühlt fortan eine unbesiegbare Leidenschaft für Ysonde. Später entführt er sie, nährt sich im Walde durch Hülfe seiner mystischen Hunde, wird von Mark wieder zu Gnaden angenommen u. s. w.

Außer Tristan und Isolte finden sich auch die übrigen Personen der Gralsage in den keltischen Mythen wieder. Lohengrin, Lancelot u. A. sind in die Arthursagen verflochten. Ginevra (Gwenhwgar) ist der Druidismus, sie wird Arthur untreu und buhlt mit Lancelot vom See, dessen Pflegemutter Ceridwen selbst ist. Der Mantel, den Morgane webt, ist das Priestergewand, das Horn, welches geleert werden muß, um Treuliebende zu prüfen, ist das Horn mit dem Weihetrank der Mysten, und Lancelot ist Hu, wenn er die Untreuen aus dem Ort der Strafe rettet. Parcival und Lohengrin bedürfen noch einer Erläuterung. Die irische Abstammung Lancelots hat San Marte aus irischen Chroniken und Sagen nachgewiesen. Owain stammt aus Cumberland (Rheged), wo sein Vater Urien König war. Er wird in alten Liedern mit Lancelot oft unter Arthurs Kriegern aufgezählt. Kynon wird ebenfalls oft in den Triaden erwähnt, so daß man annehmen muß, diese Namen aus der Arthursage waren in irischen Liedern wohl bekannt.

Seit Lady Guest ein irisches Mährchenbuch herausgegeben hat, in welchem die Arthursagen so erzählt sind, wie in den deutschen Volksbüchern die Heldensagen bearbeitet wurden, können wir über das Verhältniß der keltischen und normannisch-deutschen Bearbeitung besser urtheilen. San Marte hat in seiner Arthursage lange Auszüge aus jenem Buche mitgetheilt und zugleich die französischen und deutschen Bearbeitungen an den wichtigsten Stellen beigefügt, so daß ich auf dieses Buch verweise, welches außer der Arthursage noch das Mährchen der Dame von der Quelle, Iwein, Peredur, Geranit, Erec und Enide enthält. Peredur ist das Vorbild Parcivals, nur mit dem Unterschied, daß Peredur im Dienst des Druidenthums steht und die sittlich-gemüthlichen Lebensbeziehungen in ihm roher aufgefaßt werden, wogegen Parcival in die christliche Mystik sich vertieft.

Was die Ausbildung der Arthursage anlangt, so hat San Marte die historische Entwickelung derselben nach Urkunden und anderen Quellen klar nachgewiesen. Als historische Person wird Arthur (arth Bär, ur gewaltig) zuerst von dem brittischen Chronisten Nennius (um 848) erwähnt, der zugleich auch der Personen gedenkt, die in der Sage neben Arthur genannt werden. Die nachfolgenden Barden verschönern und vergrößern die Thatsachen, um Arthur zum Nationalhelden zu machen, so daß Gottfried von Monmouth (um 1130—50) nur den sagenhaften Arthur kennt, den er freilich für eine historische Person hält. Nach alten Gedichten erzählt er Arthurs und Merlins wunderbare Schicksale; aber kurze Zeit nach ihm taucht schon die Sage von Arthurs Wiederkehr auf. Arthur war zuerst also Kämpfer gegen die Sachsen; die Barden gaben diesem Stoffe aber eine allgemeinere Deutung, die ihnen um so leichter wurde, als sie Pfleger und Verbreiter der Nationalsagen waren: Arthur ward Nationalheld. Die Sage verbreitete sich um so mehr und ward gewissermaßen der geistige Mittelpunkt der Druidenpolitik, als keltische Stämme vor den Angelsachsen nach Armorica flüchten mußten, von wo

sie siegreich mit Wilhelm dem Eroberer nach England zurückkehrten. Von dieser Zeit an verlor aber Arthur seine nationale Bedeutung, das Zauberhafte, welches namentlich mit Merlin in die Sage kam, so wie die normannische Hofhaltung und der immer schroffer hervortretende Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum erzeugte eine Umgestaltung der Sage nach zwei Richtungen. 1) der heidnisch-dogmatische Theil wurde ein christlich-dogmatischer, es treten nicht Britten und Sachsen einander kämpfend entgegen, sondern christliche Ritter und heidnische ungeschlachte Riesen, Zaubrer u. dergl. 2) Die Heldenkraft Arthurs, seine Abenteuer, seine Hofhaltung werden umgestaltet zum Ideal eines ritterlichen Hoflebens. Während in dem keltischen Mährchenbuch Muth und Kraft die hervortretenden Charakterzüge der Helden sind, fügen die germanischen Dichter Ehre, Glaube und Liebe zu. Es stehn sich demnach die beiden geistigen Welten des Mittelalters: Weltlichkeit und Christlichkeit, Rittertbum und christliche Mystik im Arthur und im Gral gegenüber, und das Heidenthum wird ins Christenthum mit hinübergenommen, es wird christianisirt, so daß dadurch ein versöhnender Sieg des Christenthums über das Heidenthum gefeiert wird.

Die Arthursage fand, wie die ihrem Kreise angehörenden Ueberlieferungen, nach ihrer Umwandlung eine weite Verbreitung, denn es giebt englische, dänische, schwedische und niederländische Bearbeitungen oder Uebersetzungen. Hieraus ist es zu erklären, daß sich in der keltischen und deutschen Sage so viel Verwandtes findet, daß selbst die Mythologie, namentlich in ihren Ausläufern, den Zwergen-, Elfen-, Riesensagen, so sehr in einander übergeht, daß eine Sichtung schwer, vielleicht unmöglich ist."

Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß auch die im Mittelalter mehrfach bearbeiteten Trojasagen auf gallisch-keltischen Ursprung zurückwiesen, und unterstützt schließlich die von San Marte aufgestellte und bis zur Wahrscheinlichkeit bewiesene Vermuthung, daß die Arthursage in Frankreich, Deutschland und Skandinavien in kurzen jambischen Reimpaaren abgefaßt sei und sich daher muthmaßen lasse, daß der Reim als ursprüngliches Eigenthum der Kelten anerkannt werden müsse.

H.

The drama and dramatists of England by Dr. John. Progr. der Realschule in Nordhausen. 1848.

Die vorliegende Arbeit macht keine Ansprüche darauf, neue Resultate zu geben, sondern sie ist vielmehr eine kurze Zusammenstellung der Thatsachen, welche als Leitfaden beim Unterrichte bestimmt zu sein scheint und in dieser Rücksicht empfohlen zu werden verdient. Die Schrift giebt auf 24 Seiten ein recht übersichtliches Bild von der Entwickelung des englischen Dramas bis zum Jahre 1648, und Ref. hätte nur den Wunsch auszusprechen, daß der Verf. seine Schrift etwa um das Doppelte ausgedehnt und durch Hinzufügung von gut gewählten Beispielen erweitert hätte, welche einerseits die Anschaulichkeit des Ganzen bedeutend fördern würden, die sich auch andererseits in der Stunde von dem Lehrer nicht gut mündlich hinzugeben lassen, und doch in den gewöhnlichen englischen Lesebüchern nicht wohl zu finden sind.

H.

Ueber Goethe's Iphigenie, mit einer Einleitung über den Einfluß des Unterrichtes in der deutschen Literatur auf die Ausbildung der Mädchen, von R. Schornstein. Progr. der städtischen höhern Töchterschule in Elberfeld.

Die vorliegende Schrift giebt in ihrem allgemeinen einleitenden Theile den Nachweis, wie der Unterricht in der deutschen Literatur das geistige Leben der Schülerinnen nach allen Seiten seiner Aeußerungen zur Entwickelung bringe, indem er ebensowohl die Denkthätigkeit derselben in Anspruch nehme, als auch für die Entwickelung des sittlichen Gefühles und ästhetischen Sinnes von besonders wesentlichem Einflusse sei. Durch die Analyse des genannten Kunstwerkes wird sodann gezeigt, wie jener allgemeine Grundsatz bei der Behandlung des Einzelnen seine Verwirklichung finde. Es werden die Gesichtspunkte, unter welchen jede Scene für sich und im Zusammenhange mit Vorhergehendem und Nachfolgendem aufzufassen ist, dargestellt und so die Einheit des Ganzen mit der ihm zu Grunde liegenden Idee zur Klarheit gebracht. Hinweisungen auf einzelne Stellen, in welchen die Dichtung einen Spiegel des menschlichen Lebens, besonders auch des weiblichen darbietet, sowie die Vergleichung mit der Iphigenie des Euripides gewähren hierbei manche interessante Anschauung. Die Idee des deutschen Werkes wird darin gefunden, daß Iphigenie durch den Frieden einer reinen Seele und ihres schuldlosen Lebens ihrem Hause Sühne und Glück wiederbringt, was mit der Heilung und Umwandlung des Orestes bereits vollendet ist, wenngleich die Geschwister den väterlichen Hallen noch nicht wiedergegeben sind.

Der Aufsatz verdient auch insofern Beachtung, als er den Beweis giebt, wie die Töchterschule an den Fortschritten und Bestrebungen des höheren Schulwesens Antheil nimmt. **H.**

Werthung der Fremdwörter in der deutschen Sprache, vom Oberlehrer Dr. Köne. Programmabhandlung des Gymnasiums zu Münster, 1849.

Mit großer Wärme und tief eindringender Sachkenntniß wird das Verderben geschildert, womit der alljährlich in höherer u. breiterer Fluth eindringende Strom von Fremdwörtern unsere herrliche deutsche Sprache bedroht. Es werden sodann die Mittel und Wege angedeutet, wodurch wir dem verjährten und in jüngster Zeit so heftig und allgemein erneuerten Uebel steuern könnten, worauf weiterhin, in dem umfassendsten Theile der Arbeit, die Eigenschaften besprochen werden, die jedem deutschen Worte, welches als ständiger Name für einen bisher unbenannten oder besonders durch einen Fremdling bezeichneten Begriff gültig werden soll, zu wünschen sind. Das Ergebniß der letzten Betrachtung ist Folgendes: 1) „Im Verbande der Laute muß das Wort lieblich hallen und tönen. 2) Seine Laute müssen mit den Lauten anderer Wörter weder sämmtlich noch einzeln zusammenfallen. 3) Das Wort muß die vollendetste Beugung, besonders die kräftigste Fällung (Declination) haben. 4) Das Wort muß quick sein, es muß der Bildung nöthiger Wörter fähig sein. 5) Wenn es ein abgeleitetes ist, muß es durch die meisten und kräftigsten Merkmale von seinem Stamme unterschieden sein. 6) Es muß das kürzeste, aus möglichst wenigen Lauten zusammengesetzt sein." Diese sechs Erfordernisse, die sich auf die Vollkommenheit der Form beziehen, werden sämmtlich ausführlich mit Einsicht und Gelehrsamkeit behandelt und begründet. Was dann weiter die Vollkommenheit in der Bedeutung eines Wortes betrifft, so hebt der Verfasser diesen Theil, dessen ebenmäßige Behandlung die der Abhandlung gesetzten Grenzen weit überschritten haben würde, einer anderen Gelegenheit auf, und richtet zum Schlusse noch einige Ermahnungen an die Verfasser der Tagesblätter, der deutschen Gesetze und die Eltern und Lehrer der deutschen Jugend.

Berichterstatter stimmt dem Verf. im Ganzen, wie in den meisten Einzelheiten seiner Abhandlung bei, befürchtet jedoch, daß die Schlußermahnungen, namentlich die an die einflußreiche Tagespresse gerichteten, nur eine sehr geringe Wirkung ausüben werden. Wenn man erwägt, wie eilfertig und gehetzt die daran mitwirkenden Schriftsteller und Uebersetzer sind, und wie wenig sie daher sich geneigt finden, im Drange des Augenblicks nach einem geeigneten, gemeinverständlichen ächtdeutschen Ersatzworte für den üblichen fremdländischen Ausdruck sich umzusehen, wie groß dagegen für sie die Versuchung sein muß, sich dem in der Lesewelt herrschenden Brauch oder Mißbrauch anzuschließen, so wird man nur wenig Hoffnung hegen, auf diesem Gebiete die Quellen des Uebels verstopfen zu können. Jedenfalls darf man von der Tagespresse nur ein allmäliges Zurücklenken von ihrer Verirrung erwarten, und darf ihr auch nur ein solches zumuthen; ja, auf allen Gebieten des Schriftenthums wie der mündlichen Rede muß man mit der Ausmärzung der fremden Eindringlinge langsam und schrittweise zu Werke gehen, wenn man nicht gerade durch die Menge auffallender, wenn gleich reindeutscher Ausdrücke den Schein des Fremden, des Gesuchten und Geschraubten hervorrufen und dadurch Leser und Zuhörer abstoßen will. Die raschesten und sichersten Ergebnisse möchten sich wohl durch einträchtiges Zusammenwirken der deutschen Lehrer erzielen lassen; und es wäre dieß ohne Zweifel ein Punkt, worauf die großen Lehrerversammlungen sowohl als die den Unterricht leitenden und überwachenden Behörden mehr Aufmerksamkeit als bisher zu wenden hätten. **Vff.**

Miscellen.

In dem 32. Bd. der „Archaeologia, or miscellaneous tracts relating to antiquity, published by the society of antiquaries of London". London 1847. findet sich eine kurze Abhandlung von Thomas Wright (Pag. 364 f.), in welcher derselbe über die mittelalterlichen Quellen der engl. Dichterwerke spricht, ein kurzes Verzeichniß derselben anführt, und endlich sagt: my object is namely to call attention to two stories found in our two national poets, Chaucer and Shakespeare, and which J believe have not hitherto been noticed. — Dann folgen die beiden Sagen, deren Quelle er leider nicht speciell angiebt. Bei der ersten ist es auffallend daß sie sich fast ganz in derselben Gestalt wie die unten angegebene auch im Deutschen findet. Ich meine sie in einer neueren Ausgabe der Grimmschen Volks- und Hausmährchen gelesen zu haben; doch wäre mir's sehr lieb, über den Ursprung derselben in Deutschland Näheres zu erfahren.

In der Voraussetzung, daß des Herausgebers Ansicht auch für Deutschland gelte, und daß es Freunden der Volkssagen von Interesse sein dürfte, auch diese Beiträge zu denselben zu besitzen, lasse ich nun die Erzählungen selbst folgen:

I) Narratio de quodam senescallo sceleroso. — Erat vir quidam senescallus et placitator, pauperum calumpniator, et bonorum hujusmodi spoliator, qui die quadam forum judiciale causa contentionis faciendae et lucrandi adivit. Cui quidam obviavit in itinere,dicens ei, ,,Quo vadis? et quid habes officii?" Respondit primus ,,Vado lucrari." Et ait secundus, ,,Ego tui similis sum; eamus simul." Primo consentiente dixit secundus ei, ,,Quid est lucrum tuum?" Et ille „Emolumentum pauperum, quamdiu aliquid habent, ut per lites, contentiones et vexationes, sive juste sive injuste. Modo dixi tibi lucrum meum unde est; dic mihi, quaeso, unde est tuum." Respondit secundus, dicens ,,Quicquid sub maledictione traditur diabolo, computo mihi pro lucro." Risit primus et derisit secundum, non intelligens quod esset diabolus. — Paulo post quum transirent per civitatem, audierunt quendam pauperem maledicere cuidam vitulo quem duxit ad vendendum quia indirecte ibat. Jtem, audierunt consimilem de muliere fustigante puerum suum. Tunc ait primus ad secundum „Ecce potes lucrari si vis." Respondet secundus „Non possum, quia non maledicunt ex corde." — Cum vero paullulum processissent, pauperes euntes versus judicium, videntes illum senescallum, coeperunt omnes unanimiter maledictiones in ipsum injungere. Et dixit secundus ad primum „ Audis quid isti dicunt?" „Audio," inquid, „sed nihil ad me." Et dixit secundus, ,,Isti maledicunt ex corde, et te tradunt diabolo, et ideo meus eris." Qui statim ipsum arripiens cum eo disparuit.

II) In Dacia erat quidam homo habens duos filios, quorum senior est maliciosus et parcus, junior autem non tantum liberalis, sed prodigens. Cum autem junior hospitalitati omnia quae habuit expendisset, accidit ut duo homines peterent ab eo hospitium. Ille autem quanquam nihil haberet unde honeste eos reciperet, propter tamen verecundiam eos recepit. Cum autem nihil haberet unde cibaria eis pararet praeter unam vaccam, eam occidit. Deficiente igitur pane et potu. fratrem seniorem adivit, subsidium ab eo requirens; qui respondit se sibi nihil penitus daturum nisi emeret. Contestante autem juniore se nihil habere, respondit senior, ,,Immo," inquit, „carnem tuam habes, vende mihi ad latitudinem manus meae de carne tua in quibus (?) et in quadruplum ubicunque voluero recipere." Junior parvipendens pepigit eum eo testibus adhibitis. Modus

autem istius patriae est sic vel alibi sub quavis falsitate scripti vel chirographi ita nisi sub teste licet emere et vendere. Recedentibus igitur hospitibus et consumptis cibariis pactum poposcit senior frater. Negat junior, et adductus est coram rege, et sententiatus coram judice, ut ad locum suppliciorum deducatur, et accipiat senior tantum de carne quantum pactum est vel in capite vel circa cor. Misertus autem sui populus eo quod liberalis erat, nunciaverunt filio regis quae et quare haec facta fuerant, qui statim misericordia motus, induit se et palefridum ascendens secutus est illum miserum sic dampnatum; et cum venisset ad locum supplicii, videns cum populus qui ad spectaculum confluxerant, cessit sibi. Et alloquens filius regis fratrem illum seniorem crudelem, dixit ei „Quid juris habes in isto?“ Respondit: „Sic,“ inquit, „pacti sumus, ut pro cibariis tantundem de carne sua mihi daret, et condempnatus est ad solutionem per patrem tuum regem.“ Cui filius regis „Nihil,“ inquit, „aliud petis nisi carnem?“ Respondit „Nihil.“ Cui filius „Ergo sanguis suus in carne sua est,“ et ait filius isti condempnato, „Da mihi sanguinem tuum,“ et statim pepigerunt; insuper fecit sibi condemnatus homagium. Tunc dixit filius regis fratri seniori „Modo cape ubicunde volueris carnem tuam; sed si sanguis meus est, si ex eo minimam guttam effunderis, morieris. „Quo viso recessit senior confusus, et liberatus est junior per regem.

Leer. **Ritter.**

Pflanzen- und Thiernamen,

ausgezogen aus dem „Kreutterbuch“ rc. (von Eucharius Rößlin). Gedruckt zu Franckfurt a. M., bei Christian Egenolph. 1546. Fol.

Wenn man deutsche naturgeschichtliche Werke der früheren Zeit liest, oder unsere Volkssprache beachtet, so findet man viele Pflanzen- und Thiernamen, die aus unseren neueren naturgeschichtlichen Werken geschwunden sind. Ich glaube darum manchem Freund der deutschen Sprache einen kleinen Dienst zu thun, wenn ich ihm eine Sammlung solcher Pflanzen- und Thiernamen aus dem oben genannten Buch hier vorlege. Ich habe in Klammern einen andern deutschen oder lateinischen Namen (aus demselben Buch) beigeschrieben, wenn der Name nicht in Okens Register steht.

Abbiß (Teufelsabbiß), Ackerpfrimmen (flos tinctorius), Ackerwurtzel (acorum), Affolter (Mispel), Affrusch (heraclium), Agstein (buccinum), Ammelmel und Ammelung (amilum), Ancken (Butter), Andorn, Antvogel (Ente), Arßkitzeln (Dornart), Attich, Atzel (Elster), Augstein (alectrum), Bachbonen und Bachpungen (Bachbungen), Bartz (tamariscus), Bastemm (pastinaca), Beifuß (artemisia), Ben und Beben, Beimenten (menta), Beinwel, Beningen (peonia), Bertschen (tamariscus), Berwincken (pervinca), Biberhödlin (chelidonia), Bimpernüßlin (Pimpernuß), Bingelkraut, Bintzelhelmer (linum pratense), Bißmintz (pedicularia), Blamenderlin (quercula), Blechtaub (palumbus), Boberellen (solanum rubrum), Borrich (borrago), Bramber (Brombeere), Brintzenhelmer (gnaphalium), Bubenleuß (kleine Klette), Bulckißkraut (Salbei), Burgel (portulaca), Burriß (borrago), Burtschen (tamariscus), Burtzel (portulaca), Cardomömlin (cardamomum), Cipollen (Zwiebeln) Crispel (crispula), Cunel (cunila), Deiment (menta), Denngraß (Wegwitt), Dille, Donderber (Hauswurz), Dudistel (endivia), Ebiger (ciconia), Eichfar (filicula), Eiserich (Eisenkraut), Elsen und Eltz (Wermut), Engerling (Schwamm), Ephew (hedera), Epff, Epfich und Eppich (apium und hedera), Erbsal (berberis), Erckelen (Erdnuß), Erdthopff (trifolium sylvestre), Erdnabel (Durchwachs, perfoliata), Eysselwurm (onyscus), Faulbeer (cornus sylvestris),

Feberkraut (Tausendguld. und matricaria), Felber (Weide), Felviß (alcea, dens leonis), Fench (panicum), Fenchel, Fewerbaum (Wachholder), Flachsdotter, (sesamum), Flachskraut (herba urinalis), Fotzwein (Knabenkraut), Ganserkraut (heraclium), Garb und Gerwel (Schafrippe), Garthagen (heraclium), Gauchheyl (Gauchheil), Gauchhaber (aegilops), Geirlin (Rapunzel), Genserich, Grenserich und Grensing (anserina), Gertzwurtz (heraclium), Gilblume (flos tinctorius), Glichtwurtz (peonia), Gottsvergeß (marrubium), Grindmagen (Klatschrose), Gritz (ocymum), Grundtheyl (Ehrenpreis), Guckue, Guckgauch und Gutzgauch (cuculus), Gundelreb (hedera), Guntzel (solidago), Habermalch (Bocksbart), Hackelkraut (Küchenschelle), Hamelkorn (tragus), Hanbutten (sentes canis), Harstarck u. Harstrang, Harthen (hypericum), Hasenbrot, Hawhechel und Heckelkraut, Hederich (rapistrum), Helfft (Vergißmeinnicht), Hertzfreud (Leberkraut), Herzgespann und Herzgesperr, Hergotsbärtlin (Bibernell), Hetze (Elster), Heylender (sambucus), Himelkraut (Wollkraut), Himelschlüssel (Schlüsselblume), Himelschwertel (iris), Himeltaw (mel reris), Hind (cerva), Hindtbere (Himbeere), Hirtenseckel (bursa pastoris), Hirtz (Hirsch), Hochmut (superbia), Hockenblatt (laurus alexandr.), Holder (Holunder), Hünerserb (hippia), Hundshoden (Zeitlose), Hundsmilch (Wolfsmilch), Hynschkraut (Jelängerjelieber), Iffen (hedera), Ingber und Imber (Ingwer), Ingrün (herba victorialis), Katzenstirn (anonis), Kellerßhals (Kellerhals), Kienlin (Quendel), Klebern und Klibenkraut (Kleber), Knawel (polygonum), Knoblauch, Knölster (buprestes), Körffel (Kerbel), Krametbaum (Wachholder), Kren (Meerrettich), Kreuselbeer (uva crispa), Kümmich (Kümmel), Künglin (cuniculus, regulus), Kurberbaum (cornus), Kürbs (Kürbiß), Laudaw (Tausendguldenkraut), Läuchel (perrum), Leuchel (alliaria), Lidgang und Lidwutz (Leberkraut), Liebstöckel, Ließknospen (trypha), Luchen (serpentaria), Magsamen (Mohn), Margendistel (carduus St. Mar.), Massüsselen (Maßlieb), Maulwerff (Maulwurf), Megerkraut (Liebfraubettstroh), Menwelwurtz (rumex), Merrich und Merrettich, Meter (matricaria), Meyle (Majoran), Mieß (Moos), Milt (artiplex, Melde), Modelger (cruciata), Molten (Melde), Mutwillen (superbia), Nacket Hure (Zeitlose), Nespelbaum (mespilus), Neunglench und Neunheyl (muscus terrestris), Nielen (vitis sylvestris), Noppen (napus), Odermenig (agrimonia), Olich (Zwiebelart), Omeyß (Ameise), Paisselbeer (berberis), Pfeben (pepones), Pfifferling (Schwammart). Pfrimmen (genista), Philipendel (Steinbrech), Quidichem (Quittenbaum), Raddistel (cryngion), Ramsel, Rapunzel, Rassel und Ratich (persicaria), Reynweiden (Hartriegel,) Rodel, Röstbaum (ulmus), Salniter (nitrum), Sanickel (sanicula), Schaffthew (cauda equina), Schantzwurtz(Wallw.), Schelwurtz (chelidonia), Schlutten, Schorbockskraut (Scharb.) Schoßwurtz, Sedenei (cunicula, satureca), Sesel (sesila), Sinnaw (alchimilla, leucopedion), Sorgsamen (milium), Spar und Spatz (passer), Spargen (Spargel), Spererstich (cruciata), Spick (spicula), Spongrün (aes viride), Steckel (Rübe), Steudelkraut, (Knabenkr.), Stoltz-Heinrich (artuplex), Strobildorn (scolymus), Surauch (berberis), Teschelkraut (bursa pastoris), Tosten (origarus), Tottern (Filzkraut), Trostel (Drossel, merula), Vchtblume (Zeitlose), Vehedistel (carduus St. Mar.), Versich (berberis), Vorstoß (propolis), Walrode (sperma), Weckholder (Wachh.), Weglug (Wegwart), Weiderich (salicaria), Wellsamen (Wermuth), Weyssen (Weitzen), Wiegenkraut (Wermut), Wilgenbaum (Weide), Wolgemut (origanus), Wutschen (flos tinctorius), Wutzerling (conion), Zeunling (Geißblatt), Zidern (phalaris), Zitwen (zeduaria),

Hadamar, im November 1849. **J. Kehrein.**

Die Inedited Works von Lord Byron sollen jetzt in New York veröffentlicht werden, nachdem durch die Maßregeln des obersten Gerichtshofes deren Erscheinen in England verhindert worden ist.

Der litterarische Verein in Stuttgart.

Die Presfreiheit führt den Buchhandel vorzugsweise der Tagslitteratur zu: Politik, Unterhaltungsschriften, Schulbücher, Technik und was damit zusammenhängt, das ist das Feld, in welchem sich die kleinere und mittlere buchhändlerische Speculation der Hauptsache nach mehr und mehr bewegen wird. Strengwissenschaftliche, weder unmittelbaren Nutzen noch unschwere Unterhaltung bietende Werke werden noch mehr, als bisher, seltene Ehrenpunkte größerer Firmen werden, ja sich außer den Bereich des eigentlichen Buchhandels stellen und unter die Fittiche gelehrter Gesellschaften und Vereine flüchten. Frankreich und England sind uns auch in dieser Beziehung, wie in so Manchem, was zur Politik Beziehung hat, vorangegangen. Die Franzosen haben für abstracte, besonders historische und philologische Studien die Publicationen des Instituts und der sonstigen Akademieen, den Bibliophilenverein, dessen Thätigkeit freilich nicht viel mehr von sich vernehmen läßt, die historische Gesellschaft; die von Paulin Paris angebahnte Gründung einer Société des médiaevistes, zunächst für Herausgabe altfranzösischer Texte, ist unter den Wellen der Februarrevolution von 1848, wenn auch nicht gerade durch sie allein, zu Grunde gegangen. Weit reicher und thätiger sind die Bibliophilenvereine jenseits des Canals und die Shakespearegesellschaft für Veröffentlichung von Werken über den großen dramatischen Heros, die Camdengesellschaft für Geschichtsquellen aus Englands Vorzeit, die Aelfricgesellschaft für angelsächsische Texte, die Percygesellschaft für ältere englische Poesie u. s. w.

In Stuttgart trat schon 1839 unter dem Protectorate S. M. des Königs von Würtemberg eine Bibliophilengesellschaft unter der Bezeichnung litterarischer Verein zusammen, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, alte werthvolle Werke zum Drucke zu bringen. Es sind seither in vier Verwaltungsperioden 18 meist starke Bände in groß Octav veröffentlicht worden, darunter Manches, was neben dem Inhalt auch als Sprachquelle von Bedeutung ist: z. B. italiänisch: die Lieder des hohenstaufischen Hofes in Sicilien; catalonisch: die Chronik des Edlen En Ramon Muntaner, herausgegeben von Karl Lanz; portugiesisch: das Cancioneiro geral, die altportugiesische Liedersammlung des Edlen Garcia de Resende, herausg. von E. v. Kausler; altfranzösisch: li romans d' Alixandre par Lambert li tors et Alexandre de Bernay, herausgegeben von Heinrich Michelant; altdeutsch: die Weingartner Minnesängersammlung, die Heidelberger Minnesängerhandschrift, die livländische Reimchronik, diese 3 herausgegeben von Franz Pfeiffer, die straßburgische Chronik von Fritsche Closener, herausg. von Strobel; die Reisen nach Ritterschaft des schwäbischen Ritters Georg von Ehingen; ein altdeutsches Kochbuch (ein buoch von guoter spîse); das Ambraser Liederbuch von 1582, herausg. von Jos. Bergmann; die carmina burana, lateinische und deutsche Lieder und Gedichte aus einer Handschrift des 13. Jahrh., herausgeg. von Schmeller.

Von den für künftige Publicationen vorbereiteten Werken nenne ich: den dritten und letzten Band des Cancioneiro geral, einiges Altfranzösische, herausgeg. von H. Michelant, das Habsburger Urbarbuch, herausgeg. von F. Pfeiffer, der âventiure crône, ein mittelhochdeutsches Gedicht von Heinrich vom Türlin, die Lieder Guillems von Peitieu, des ältesten noch bekannten provenzalischen Troubadours, den altfranzösischen Iwein von Christian von Troies.

Nachdem der bisherige geschäftsführende Ausschuß durch Todesfälle und Versetzungen gelichtet worden ist, habe ich in Verbindung mit Hrn. Dr. W. Holland die Leitung der Geschäfte übernommen. Wir verhehlen uns dabei nicht die Schwierigkeit unserer Aufgabe in einer von so gewichtigen anderweitigen Interessen in Anspruch genommenen Zeit. Aber wir hegen die Ueberzeugung, daß unsere Bemühungen für Veröffentlichung werthvoller Werke um so mehr einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommen, je weniger die von den Tagesbewegungen fast gänzlich aufgezehrte Thätigkeit des Buchhandels für solche Unternehmungen Raum hat. Wir hoffen demnach, daß alle, welche in der Lage sind, die Zwecke des Vereins zu fördern, insbesondere alle Kenner und Verehrer älterer deutscher Geschichte und Litte-

ratur den Verein durch ihren Beitrit zu unterstützen und ihre Wünsche und Vorschläge in Beziehung auf die herauszugebenden Werke zur Kenntnis des geschäftführenden Vorstands zu bringen die Geneigtheit haben werden.

Von einigen früheren Publicationen sind noch einzelne Exemplare übrig, welche sich neu eintretende Mitglieder durch den Vereinskassirer Hrn. Ch. Huzel in Tübingen verschaffen können.

Die Statuten sind folgende:

1. Zweck des litterarischen Vereins ist die Herausgabe alter werthvoller Werke, (sei es nach Handschriften, sei es nach älteren Drucken) aus dem Gebiete der Geschichte und Litteratur Deutschlands und der damit in näherer Beziehung stehenden Länder und Völker.

2. Der Eintritt in den Verein erfolgt durch Anmeldung bei dem Präsidenten.

3. Jedes Mitglied hat zu Anfang jedes Jahres, spätestens vor dem 1. Februar, einen Beitrag von elf Gulden rheinisch zu entrichten und erhält dafür ein Exemplar der im Laufe des Jahres von dem Vereine herausgegebenen Werke. Mehre Actien berechtigen zu mehren Exemplaren. Sollte in einem Jahre keine Publication erscheinen, so gelten die Einlagen zugleich für das folgende Jahr.

4. Die Schriften des litterarischen Vereins werden nicht in den Buchhandel gegeben. Die Zahl der zu veranstaltenden Abdrücke richtet sich nach der Zahl der Mitglieder.

5. Die Geschäfte des litterarischen Vereins werden von einem Präsidenten, einem Secretair und einem Kassirer, welcher letztere jährlich einmal öffentlich Rechnung ablegt, geleitet.

6. Ueber die Wahl der abzudruckenden Schriften entscheidet in Verbindung mit dem geschäftsführenden Vorstande ein Ausschuß von 12 Vereinsmitgliedern. Der Ausschuß wird alle Jahre neu gewählt. Jedes Mitglied hat zu diesem Zwecke vor dem 1. Februar einen Stimmzettel portofrei an den Präsidenten zu senden.

Keller in Tübingen.

Zur Quellenkunde deutscher Gedichte.

Wenn auch neuerlichst von einem einsichtsvollen Kenner deutscher Dichtung über die Forschung nach den Quellen, nach denen unsere Dichter arbeiteten, das Verdammungsurtheil ausgesprochen worden ist, so wird darum doch nicht bei Allen das Interesse an solcher Forschung geschwächt sein. Es erfreut Manche sogar, über den Kreis des vorliegenden Gedichtes hinaus nach den Personen des epischen Gedichtes wie nach bedeutenden geschichtlichen Personen sich umzusehen, was von ihnen alles Geschichte und Sage berichtet und von ihrem Schicksale die Gegenwart uns noch erzählt.

Eine Variation der Quelle des Kampfes mit dem Drachen ist im Archiv Bd. III. S. 232. mitgetheilt. Hiezu bemerke ich, daß der Schauplatz des Gedichtes neuerdings geschildert ist, im 3. Bande der Reisen auf den griechischen Inseln von L. Roß S. 93 — 95. —

Die alte Erzählung vom Ibykus ist in Viehoffs Commentar mitgetheilt. Doch ist diese selbst ohne historischen Halt. Ibykus ist nach den neueren Forschungen wahrscheinlich zu Rhegium begraben, und in der Nähe dieser Stadt ist auch der Todtschlag erfolgt, erst später wurde er nach Korinth verlegt. Es ist hierüber die Ausgabe der Fragmente des Ibykus von Schneidewin und die Beurtheilung von Welker in dessen Kleinen Schriften zur griechischen Literaturgeschichte I. Bd. S. 225, sowie der Aufsatz: Der Delphin des Arion und die Kraniche des Ibykus, das. S. 89 — 110 zu vergleichen. Führt aber schon der Name des Ibykus (*ἶβυξ*, Kranich) dahin, die ganze Erzählung mythisch zu fassen, so nöthigt uns vollends dazu ein trefflicher Aufsatz von K. Lehrs im Rhein. Museum für Philologie 6. Jahrg. S. 58 fgg., der vielleicht den meisten Lesern des Archivs entgangen ist. Von

dieser Erzählung von den Kranichen des Ibykus muß nach ihm gelten, was vom Arion gilt.

Die Quellen des Arion von Schlegel sind bei Götzinger zusammengestellt. Es sind Herodot, Aelian, Dio Chrysostomus, Ovid in den Fasten, Hygin, Plutarch. Die Hauptquelle aber, der Hymnus des Arion, das Danklied an den Poseidon, ist unecht, und von der ganzen Geschichte bleibt nichts als Wahrheit. Die Sache hat keine historische Veranlassung, sondern nur eine ethische. Diese ist beim Arion, wie beim Ibykus und auch in der Erzählung von der Rettung des Simonides in dem Satze ausgesprochen: „Die Dichter stehen im besonderen Schutze der Götter.“ Man bedenke, was den Griechen die Poesie, vorzugsweise die lyrische war, wie sie wesentlich zum Cultus gehörte, so begreift man, wie leicht sich diese Idee entwickelte, und nach dem Volkscharakter verkörperte sich alsbald diese lebendige Idee. Wie viel Thatsache ist an dem Factum, läßt sich durchaus nicht mehr erkennen. Genug, die Idee spricht sich in allen alten Erzählungen vom Arion aus, auch bei Herodot. Wie sich aber die Sage weiter entwickelte, sieht man deutlich, wenn man Herodot mit Plutarch vergleicht. Bei Herodot trägt den Arion ein Delphin, bei Plutarch sammelt sich um ihn ein Schwarm und lösen sie sich ab in dem Dienste ihn zu tragen. Dieser läßt die Fahrt durch mehr als zehn Meilen gehen, Herodot nennt keinen Raum. Plutarch läßt den Arion Abends herabstürzen und während der Fahrt Mond und Sterne hervortreten; er schildert dabei die feierliche Stimmung seiner Seele und seine Betrachtung über das allwaltende Auge der Vorsehung. Es ist das alles hübsch, nichts geschmacklos. Daß Schlegel seinen Quellen nicht gleichkommt, bemerkt Lehrs nicht zuerst; Götzinger hat dies schon genug gerügt.

Die Idee also, welche diesen Erzählungen zu Grunde liegt, ist echt griechisch. Sehen wir davon ab und fassen das Stoffliche, das Wunderbare ins Auge, so können wir noch hinzusetzen, daß z. B. die Geschichte des Ibykus wiederkehre als die Geschichte des Derwisches und der Räuber in der persischen Uebersetzung des Fabelbuches Calilah ve Dinmah (The Anvari Scheity Fol. 162. und franz. bei Loiseleur des Longchamps fables de Bidpai p. 510 fgg. bei seiner Ausgabe der MI jours. —

Herford. **Hölscher.**

Gegen die Auffassung W. Penn's, welche Macaulay in seinem berühmten Geschichtswerke niedergelegt hat, ist so eben W. E. Forster in einer begeisterungsvollen Streitschrift aufgetreten, (William Penn and F. B. Macaulay; being brief observations on the charges made in Mr. M's Hist. of England against the character of W. P.), in welcher der Verf. seinen Glaubensgenossen gern zu einem Heiligen stempeln möchte. Vergleicht man die neue Ausgabe von Pepy's Diary, so scheint die Wahrheit ziemlich in der Mitte zu liegen.

„Die Literatur der Faustsage bis Ende des Jahres 1848. Systematisch zusammengestellt von Franz Peter.“ Dieses ist der Titel einer kleinen Schrift, die so eben in Leipzig die Presse verließ. Sie giebt die Literatur desjenigen Stoffes, der in Goethe seinen würdigsten Bearbeiter fand, und wird gewiß einem jeden Verehrer des großen Dichters willkommen sein.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Historisch-ethnographisch-statistische Notizen über die Nationalitäten Oesterreichs, ihre Zahl- und Sprachverhältnisse. (Wien A. Benedikt.) 10. Ngr.

Versuch einer Sprachkarte der österreichischen Monarchie von J. V. Häusler. (Pesth bei G. Emich.) 10 Ngr.

Bibliothek der neueren Sprachen. Verzeichniß der in Deutschland seit 1841 bis 49 erschienenen Werke, welche das Studium der lebenden europäischen Sprachen betreffen, von W. Engelmann (Leipzig.) 15 Ngr.

Grammatik.

F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik (Beck Nördlingen.) 12 Ngr.

R. A. Fröhlich, Theor. prakt. Grammatik der ilirischen Sprache (Wien bei Benedikt.)

Kasp. Dianiska, Theor. prakt. Grammatik der slovakischen Sprache (Wien bei A. Benedikt.)

D. Folimonoff, Theor. prakt. Grammatik der russischen Sprache (Wien bei Benedikt.)

Lexicographie.

E. Alfr. du Méril, Dictionnaire du patois normand. (Caen.) 7 Fr.

Literatur.

Album des liter. Vereins in Nürnberg. 1850 (Bauer & Raspe in Nürnberg.) 18 Ngr.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters herausg. von F. W. Genthe. 4. u. 5. Heft. (Reichardt in Eisleben.) à 6 Ngr.

H. Hettner, die romantische Schule in ihrem Zusammenhange mit Goethe und Schiller. (Braunschweig. Vieweg.) 1 Rthlr.

Mélanges littéraires et politiques par A. de Lamartine. (Brüssel b. Kiessling.)

W. Channing's Werke, deutsch herausg. v. F. A. Schulze und A. Sydow 1. 2. Bd. (H. Schultze in Berlin.) à $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Observations on the Popular Antiquities of Great Britain. By J. Brand. Arranged, revised and greatly enlarged by Sir Henry Ellis. 3 vols. 15 s.

The Works of Ch. Marlowe; with Notes and some account of his life and writings. By Alex. Dyce. 3 vols. (Lond.) 31 s. 6. d.

G. Tickor Hist. of Spanish Literature. 3 vols. Hasper and Brothers. America.

Hilfsbücher.

C. Hollensteiner, Deutsche Sprachlehre in Beispielen. (Zimmer in Frankfurt). $11\frac{1}{2}$ Ngr.

Edelsteine deutscher Weisheit und Dichtung im XIII. Jahrh. Ein mittelhochdeutsches Lesebuch mit Wörterbuch v. Ph. Wackernagel. (Zimmer in Frankf). 1 Rthlr. 5 Ngr

Ma Jeunesse, extrait des mémoires d'outre-tombe p. Châteaubriand. Arrangé à l'usage des écoles p. P. Bree. (Leipz. Baumgärtner.) 18 Ngr.

C. Ploetz, Cours gradué de langue française. 4 part. (Herbig Berlin.) 15 Ngr.

G. Hoffmann, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Duncker Berlin.) 24 Ngr.

Nibelungen und Gudrun.

Die Gründlichkeit der deutschen Kritik und Forschung hat bis zur Gewißheit festgestellt, daß das herrliche Epos der Nibelungen die Gestalt, in der wir es gegenwärtig besitzen, ungefähr im Jahre 1210 empfangen hat. Der Beweis für diese Zeitangabe stützt sich auf den Umstand, daß das Nibelungenlied aus Wolfram's Parcival, dessen Abfassung in das Jahr 1205 fällt, Verhältnisse und Stellen theils entlehnt, theils anspielend erwähnt. Das Land Zasamanc, die Seide von Azagouc kommen in dem Nibelungenliede vor (Nr. 353, 2 und 417, 6); *) sie konnten nur aus Wolfram's Parcival bekannt sein. **) Ein geringeres Gewicht ist vielleicht auf den Umstand zu legen, daß in dem Nibelungenliede epische Formeln sich finden, die uns zuerst im Parcival begegnen; ***) aber nicht unwahrscheinlich wird sein, daß jener Glaube, es blute die Wunde des Ermordeten in Gegenwart des Mörders, erst aus Hartmann's Iwein in die Nibelungen-Dichtung übergegangen ist ****). Der Iwein war aber schon vor dem Jahre 1204 gedichtet.

Was den Dichter des Nibelungenliedes betrifft, so ist die Autorschaft des Heinrich von Ofterdingen, die man früher behauptete, in das Gebiet der Fabel verwiesen. Das Nibelungenlied ist nicht das Werk eines einzigen Dichters; es ist vielmehr eine Sammlung oder Verarbeitung von Volksliedern. Wer den Gedanken, daß die Nibelungen das Werk **eines** Dichters seien, hartnäckig festhalten will, wird sich vergeblich anstrengen, seinen Dichter vor dem Vorwurfe der handgreiflichsten Widersprüche und des Mangels an Ueber-

---

*) Der Nibelunge not und diu klage, herausgegeben von J. A. Vollmer. Lpz. 1843 p. 358.

**) Vgl. Lachmann zu den Nibelungen und zur Klage. 353, 2. 417, 6.

***) Wolfram von Eschenbach; herausgegeben von K. Lachmann. Parcival 480, 19: daz was der diet ander klage, und Nibel. ed. Vollmer Str. 970, 4: daz was ir ander herzeleit. Vgl. Lachmann, Anmerkungen etc. zu 970, 4.

****) Vgl. Lachmann. Anmerkungen zu 981.

legung zu schützen. Ein solcher Widerspruch ist in der Dichtung z. B. in Bezug auf Dankwart, der im Sachsenkriege die Nachhut führt und an der Fahrt zu Brunhild Theil nimmt, (Str. 420, 3) dann aber zehn Jahre später, bei Siegfried's Ermordung, als kleines Kind bezeichnet wird (Str. 1861, 3). So wird ferner in dem Nibelungenliede von Volker in einer Weise geredet, die uns unbegreiflich sein würde, wenn das Werk einem einzigen Dichter angehörte, der sein Werk doch in allen Theilen kennen mußte. Volker wird frühzeitig als Vasall der burgundischen Könige genannt; im Kriege gegen die Dänen und Sachsen ist er Bannerführer; als Rüdeger um Chriemhild wirbt, wird sein Name mit denen des Gieselherr, Gernot und Dankwart genannt; er erscheint mit dreißig Mannen (Str. 1416), als Günther auf Hagens Rath die Begleiter sammelt, die er mit in's Hunnenland führen will; und von diesem Volker wird dann Str. 1417 gesprochen als ob wir noch gar nichts von ihm wüßten, als ob er in Str. 1416 zum ersten Male erwähnt würde. So läßt auch unser Lied manche Personen plötzlich fallen, für die unser Interesse rege gemacht war; wie z. B. Iring bei seinem Auftreten mit Liebe gezeichnet, aber nach seinem Tode ohne Weiteres der Vergessenheit anheim fällt. Ferner aber würde ein einziger Dichter, der das Ganze seines Werkes überschauen konnte, manche umfassende Einfügungen vermieden haben*).

Der hauptsächlichste geschichtliche Stoff, der in dem Nibelungenliede in Form der Sage auftritt, gehört der Zeit der Völkerwanderung an, wie schon die Namen des Dietrich (Theodorich), des Etzel (Attila) u. A. beweisen. In der Geschichte der fränkischen Könige stoßen wir auf furchtbare Gräuelthaten, welche Glieder derselben Familie gegen einander ausüben; und da das Schicksal Siegfried's im Nibelungenliede durch seine eigenen Verwandten herbeigeführt wird, glaubte man, daß die Geschichte Siegfried's im Niebelungen Liede eine Behandlung der ähnlichen Verhältnisse der fränkischen Geschichte sei. Man fand die Gestalt des Siegfried in dem Ripuarier Siegbert, der auf Befehl des Chlodwig auf der Jagd ermordet wurde. Ein anderer Siegbert ist der Sohn Clotars I.; er kämpfte siegreich gegen Sachsen und Dänen und vermählte sich mit Brunhild, der

*) Vgl. hierüber Lachmann's scharfsinnige Untersuchungen: Anmerkungen zu den Nibelungen und zur Klage.

Tochter des westgothischen Königs Athanagild. Siegbert's Bruder Chilperich heirathete die Galsuintha, die Schwester Brunhilden's, verstieß sie aber um seiner Buhlerin Fredegunde willen und ließ sie erwürgen. Zwischen Siegbert und Chilperich entstand ein Bruderkrieg, dessen Ausbruch Brunhilde aus Haß gegen den Mörder ihrer Schwester beschleunigt hatte. Siegbert schlug seinen Bruder, und Chilperich's Franken waren im Begriff, den Siegbert als ihren König anzuerkennen, als dieser auf der Ebene von Vitry in der Blüthe der Jugend (wie Siegfried) im Jahre 575 von zwei Mördern getödtet wurde, welche Fredegunde gedungen hatte *). Was die Person des Günther in den Nibelungen betrifft, so ist sie zurückgeführt worden auf den historischen Gundichari, der mit seinem ganzen Geschlechte zu Attilas Zeit durch die Hunnen im Jahre 435 unterging **). Das größte Ereigniß der Völkerwanderung, die Schlacht auf den Catalaunischen Feldern (451), bietet einige Züge dar, welche in den Nibelungen sich ebenfalls finden. Wie in jener Schlacht die Ostgothen genöthigt werden, gegen die befreundeten Westgothen zu kämpfen, so muß in den Nibelungen Dietrich gegen die ihm theuren Burgunden zum Kampfe ziehen. Ferner: in der großen Hunnenschlacht auf den Catalaunischen Feldern, wird so viel Blut vergossen, daß, wie Jornandes erzählt, ein Bach zu einem Strome anschwoll. Die Kämpfer, vom brennenden Durste getrieben, schöpften aus dem Strome und tranken so das Blut der Erschlagenen.

In den Nibelungen fließt das Blut der Getödteten wie ein Strom durch den Saal Etzels, und auf Hagens Rath trinken die durstigen Burgunder von dem Blute ***).

Aber im Laufe der Zeit nahm die Sage noch andere geschichtliche Personen und Verhältnisse auf, welche in den Kreis der Völkerwanderung nicht mehr gehören. Hierher ist der Bischof Pilgrim von Passau zu rechnen. Er wird in der Dichtung als ein Bruder der Mutter Ute bezeichnet. Man setzt seinen Tod in das Jahr 991. An mehreren Stellen wird Wien genannt. Diese Stadt ist aber erst im Jahre 1162 erbaut worden.

Mehrere Persönlichkeiten, die in dem Nibelungenliede auftreten,

---

*) Schmidt, Gesch. von Frankreich. 1, 64.

**) Die historischen Zeugnisse bei W. Grimm, die deutsche Heldensage, p. 70, 71.

***) Wilh. Grimm, ibid.

sind der Geschichte entlehnt, ohne daß ihr historischer Charakter festgehalten wäre. Daß der König Etzel im Nibelungenliede der historische Attila ist, unterliegt keinem Zweifel. Der Bruder Attilas, in der Dichtung Blödelin genannt, entspricht dem historischen Bleda. Auf die Art, wie Etzels Reich in den Nibelungen beschrieben wird, haben die geschichtlichen Verhältnisse einen unverkennbaren Einfluß geübt. Von den Geschichtsschreibern, einem Priscus, Jornandes, Sidonius Apollinaris, wird Attila als ein überaus mächtiger König bezeichnet, dem die Römer Tribut zahlen mußten, welcher solus in mundo regnator, König aller Könige, so vieler Völker Herr genannt wird und über Fürsten und Christen gebot. Ebenso wird in dem Nibelungenliede von Etzel gesprochen: er heißt der große Vogt (Str. 1133, 2).), gebietet über Kronen und Fürsten (Str. 1175 u. 1184), christliche Völker gehorchen ihm, dem Heiden (Str. 1202 u. 1278), und bei Chriemhilds Empfange entfaltet er außerordentliche Macht, Reichthum und Glanz (Str. 1278, fg.). Dagegen steht der Charakter Etzels mit der Geschichte im vollsten Widerspruche. Attila war kriegerisch und tapfer; in dem Nibelungenliede wird er als feig und unritterlich dargestellt; als der Streit der Burgunden und Hunnen entbrannt ist, führt ihn Dietrich aus dem Hause (Str. 1932, 3); ermuthigt faßt er nachher den Schild und will gegen Hagen kämpfen, läßt sich aber von den Seinen zurückhalten (Str. 1959, 3).

In dieser Umbildung des Charakters Attilas, wie sie in der Nibelungensage vorliegt, ist der Einfluß eines Zeitalters bemerkbar, welches, wie das Zeitalter der Kreuzzüge, den Gegensatz zwischen Christen und Nichtchristen in seiner ganzen Schärfe aufgefaßt hatte. Die Zeiten des ersten Kreuzzugs und das zwölfte Jahrhundert sahen alle Gestalten des Heidenthums in einem ungünstigen Lichte; wie das Rolandslied und der Alexander vom Pfaffen Lamprecht beweisen, sind den Dichtern dieses Jahrhunderts die Sarazenen und Orientalen überhaupt entweder Unholde und übermüthige Prahler (als einen solchen schildert der Pfaffe Lamprecht in seinem Alexander den Darius), oder feige Menschen. In diesem Sinne christlicher Parteilichkeit scheint die Nibelungensage unter dem Einflusse des Geistes des 12. Jahrhunderts den in der Geschichte tapfern Attila in einen Schwächling verwandelt zu haben; die Abneigung, welche Chriemhild gegen Etzel hat, weil er ein Heide ist, scheint der Dichter zu theilen (Str. 1085. 1188. 1201. 1202.).

Da das Nibelungenlied in seiner jetzigen uns bekannten Gestalt etwa um das Jahr 1210 vollendet ist, so wird es begreiflich, daß auch der christlich-ritterliche, der Minne und dem tieferen Gemüthsleben zugewandte Geist dieser Zeiten sich der ursprünglichen Sage bemächtigte. Freilich konnte dieser Geist die Sage und ihre Gestalten nicht total umwandeln; denn diese Gestalten sind wie Felsen: mit trotziger Selbständigkeit ragen sie empor; die Stürme der Zeiten brausen über sie hin, ohne ihre Naturgewalt zu erschüttern; aber an das harte Gestein kann sich das Grün des Mooses mildernd und belebend schmiegen, zwischen die schroffen Felsenriesen kann sich ein erheiterndes Buschwerk einflechten. So kann der Geist des 13. Jahrhunderts zwar dem Siegfried die germanische Urkraft nicht rauben, aber er mildert sie zur Ritterlichkeit. In dem Geiste der Ritterlichkeit dieser Zeiten ist der Charakter Rüdegers gezeichnet. Die feinere Sitte, die Pflicht, die eigenen Leidenschaften zu bekämpfen, das tiefere Gemüthsleben und die Vasallentreue sind Züge des Ritterthums: sie bilden den Charakter Rüdegers. Mit dem Ritterthume ging die Blüthe der Minne und des Minnegesangs Hand in Hand; welcher in dem Anfange des 13. Jahrhunderts seine höchste Schönheit erreichte. Dieser Geist des Minnegesangs ist auch in die Nibelungen eingedrungen; Chriemhilds Rache ist weniger Blutrache, sondern vom Geiste der Liebe wird sie dazu getrieben, und der Dichter der Klage bezeichnet ihre Rachethat als eine Treue gegen Siegfried, die Gott wohlgefällig sei *). Wenn Siegfried gleich bei seinem Auftreten einen auf Minne gerichteten Sinn beweist und um Chriemhild zu werben entschlossen ist, wenn uns der Dichter bei der Werbung Siegfrieds, in seinem Zusammensein mit Chriemhild das stille Leuchten der liebenden Empfindung, das schüchterne Verzagen und die verschämte Blödigkeit, genug die ganze Fülle unentweihter Herzen darlegt, wenn die Schönheit dieser Scenen sich in Gieselherrs und Dietlindens Verlobung wiederholt (Str. 1738), wenn die ganze Zärtlichkeit eines liebend besorgten Gemüths in Chriemhild bei Siegfrieds Abschied hervortritt, so ist in allem diesem der Geist jener ritterlichen Zeit zu erkennen, wo unter die ersten Vorzüge des Mannes die Verehrung der Frauen gerechnet wurde, wo die Frauen „des

---

*) Vgl. die merkwürdige Stelle in der Klage V. 285 von W. Grimm, deutsche Heldensage p. 111. 112.

Liedes Licht" waren. Es ist ganz im Sinne der Zeiten des blühenden Ritterthums und Minnegesangs, daß, wo in dem Nibelungenliede Frauen auftreten, ihre Schönheit gerühmt (Str. 278. 281. 282. 741) und von ihrem Gefolge geredet wird; daß die Ritter nach ritterlicher Sitte stets bereit sind, den Frauen zu dienen; daß es die Tugend, die Zucht ist, was an Rittern und Frauen am liebsten hervorgehoben wird (Str. 247, 4. 673. 714. 919. 921); daß überhaupt die Liebe von ihrer veredelnden Seite aufgefaßt ist *). Wie aber die Idee von der Minne zu Anfang des 13. Jahrhunderts weit verbreitet und von der Poesie verherrlicht war, so stand auch damals der Gesang selbst in hohem Ansehn, und neben dem Schwerte konnte den Ritter nichts mehr schmücken als Saitenspiel und Poesie. Dieser Zug des Zeitalters findet sich in Volker. Er ist in unserm Gedichte gleichsam der Repräsentant aller „fahrenden Spielleute." Auf seine edle Geburt wird in dem Nibelungenliede weniger Gewicht gelegt **), während sein Spiel und seine Fiedel fortwährend mit Liebe hervorgehoben werden. Volker ist, wie die übrigen Helden des Liedes, der kühne Kämpfer: wie schon oben hervorgehoben wurde, in dem Kampfe gegen die Sachsen ist er der Bannerträger der Burgunden; zu der Fahrt nach dem Hunnenlande kommt er mit dreißig Recken; den Hunnen ist er wegen seiner schnellen Blicke fürchterlich; aber seine Kampfeslust ist gemildert und vermenschlicht durch seine Liebe zum Gesange und zur Musik, durch seine anmuthige Heiterkeit. Er ist den zarteren Empfindungen zugänglich; von der Schönheit fühlt er sich angezogen; wär' er ein Fürst, sagt er scherzhaft, er würde um die Liebe von Rüdegers schöner Tochter werben. Ihm würde der Rath, daß Gieselherr die Dietlinde zur Gattin wählen möge, besser anstehen als dem Hagen, von dem dieser Rath (nach Str. 1616, 4. 1617) ausgeht; und mit Recht vermuthet Lachmann, daß, nach Str. 1619, 4 zu schließen, dem Volker diese Worte Hagens eigentlich zugehören ***). Volker ist ein Mann der höfischen Sitte; wie sehr er auch Chriemhild zürnt, daß sie „ohne Treue und Ehre" die Burgunden in ihr Land geladen habe, er will gegen die Königin die Gesetze des feinen ritterlichen Benehmens nicht übertreten wissen;

*) Vgl. Wilh. Müller, über die Lieder von den Nibelungen, p. 47.

**) Lachmann, Anmerkungen rc. p. 3.

***) Lachmann, Anmerkungen zu 1615, 4.

er will vor der Königin aufstehen, er räth dem Hagen, dasselbe zu thun (Str. 1718), und nur die Freundschaft, dieser schöne Zug des tieferen Gemüthslebens, steht ihm höher, als der feine Anstand (1724). Hagen und Volker erscheinen bei den Hunnen immer ungetrennt, und diese Freundschaft der beiden Kämpfer verbreitet über die Scene des tragischen Untergangs einen romantischen Zauber; die ganze Gemüthstiefe des kühnen Geigenspielers entwickelt sich in jener rührenden Situation, wo Hagen und Volker in treuem Bunde vor dem Saale der Burgunden Nachtwache halten und Volker durch die Lieblichkeit seiner Töne die sorgenvollen Männer in den Schlummer spielt (Str. 1772 fg.). Die kühne Kampfeslust ist aber nicht allein durch die Gabe des Gesanges und des Saitenspiels und durch die Freundschaft gemildert; Volker gilt auch für den anmuthigen, scherzhaften Gesellschafter und beweist dies während des Aufenthalts bei Rüdeger von Bechlaren. Sein Fiedelbogen ist der Gegenstand seines Witzes; er nennt so sein Schwert und ist bereit, im Kampfe dem Gegner schwere Geigenschläge zu schlagen (Str. 1759. vgl. 1723). So gehört denn diese humoristische Sängergestalt ihrer dichterischen Ausbildung nach der Zeit des Anfangs des 13. Jahrhunderts an, wo die Heldenkraft der Recken durch die Ideen und Empfindungen des gebildeten Ritterthums und durch den Geist des Minnegesangs gemildert war. Die Liebe zum Gesange war in dem Zeitalter der Hohenstaufen eine Eigenschaft auch der Fürsten; war nicht Friedrich I. Barbarossa, der schlachtenkühne Held, dem Gesange geneigt, werden ihm nicht selbst dichterische Versuche zugeschrieben?

Die humoristische Färbung aber, welche unsere Dichtung dem Charakter Volkers verleiht, ist in die dichterische Darstellung der Nibelungen selbst übergegangen, und es kommen Ausdrücke vor, welche an Wolframs Weise erinnern und allem Anscheine nach unter dem Einflusse seiner Dichtungen entstanden sind *). Man kann eine solche Darstellungsweise schon als eine subjektive bezeichnen; und so wenig das Subjekt des Dichters in die Darstellung sich eindrängt, wenn wir die Nibelungen im Ganzen mit den Dichtungen eines Wolfram oder Gottfried vergleichen, so ist doch nicht zu verkennen, daß der älteren Sage gegenüber die Persönlichkeit des letzten Dich-

*) Vgl. Nib. 293, 2. und 560, 4. Die Ausdrucksweise Str. 1918, 4 ist auch witzig. Sie ist aber alterthümlich. Vgl. Grimm, Reinhart Fuchs p. XCV.

ters in den Nibelungen hervortritt. Während in den älteren Theilen des Liedes eine „schmucklosere, etwas schroffe und herbe“ Darstellung vorherrscht, die den Charakter des Volksmäßigen an sich trägt, finden wir, daß in den zuletzt hinzugekommenen Theilen ganz dem Geiste des 13. Jahrhunderts entsprechend mehr die Gefühle und Gesinnungen der handelnden Personen geschildert werden, und der letzte Dichter also mehr Neigung zur Darstellung des subjektiven Lebens der Personen verräth. So werden Freude und Leid, Liebe, Hochsinn, Zorn und Ungeduld der handelnden Personen von dem letzten Dichter gern hervorgehoben *). Aus dieser Neigung des letzten Dichters zur Betonung subjektiver Stimmungen läßt sich schon schließen, daß durch ihn die Charaktere eine lebhaftere Farbe bekommen und in ihrer Eigenthümlichkeit sichtbarer werden. Und wie der letzte Dichter seine Person, wenn auch nur leise durch Wendungen, wie „ich sage iu, die wil ich iu nennen, des ist mir niht bekannt, doch wil ich niht gelouben, ich enweiz, ich waene, u. a.“ in die Darstellung mischt, so liebt er es auch, mit seinem subjectiven Urtheil die Handlungen der Personen zu begleiten; er hält weder sein Lob noch seinen Tadel irgend zurück und wird durch sein moralisches Gefühl bestimmt, für oder gegen Personen Partei zu nehmen. So besitzt offenbar Chriemhilde in der ersten Hälfte des Liedes die Zuneigung dieses Dichters. In dem Streite der beiden Königinnen nimmt er für sie Partei; erst nachdem Chriemhild durch den Uebermuth der Brunhild schwer gereizt ist, bricht sie mit ihrem harten Vorwurfe gegen dieselbe hervor; sie bietet aber sogleich wieder traute Freundschaft an, während Brunhild auch in der Kirche ihren Groll nicht zu vergessen vermag (Str. 785, 4. 787). Mit der Entschiedenheit des moralisch gebildeten Sinnes stellt der Dichter den an Siegfried verübten verrätherischen Mord dar; er hebt hervor, daß der offenherzige Held vor einer solchen Tücke, wie man gegen ihn bewies, sich nicht hüten konnte (842, 2); er nennt den Hagen und die Theilnehmer die ungetreuen und verrätherischen (meinraete 824, 1); er findet in dem Untergange der Burgunden die Strafe für ein Verbrechen, wie es bis zum jüngsten Tage nicht wieder werde

*) Vgl. W. Müller, über die Lieder von den Nibelungen p. 45, welcher folgende Stellen anführt: Nr. 237, 4. 296, 4. 672, 4. — 572, 2. 724, 4. 861, 4. 790, 4. 824, 4. — 283, 4. 613, 4. 290, 2. 222, 2. 684, 4. 163, 4. 173, 4. 282, 4. 664, 4. 696, 3. 730, 4. 732, 4.

begangen werden (849, 2. 922, 4). Diese subjektive Theilnahme, welche dem Dichter sein moralisches Gefühl und sein Herz überhaupt vorschreibt, veranlaßte ihn offenbar auch öfter auf das letzte Schicksal der Burgunden hinzudeuten (Nr. 722, 4. 777, 4. 787, 4. 819, 4. 824, 4. 943, 4), um die Darstellung mit sententiösen Sätzen zu unterbrechen, die er entweder selbst ausspricht oder den handelnden Personen in den Mund legt (Nr. 241, 4. 273, 1. 2. 809, 4. 933, 2. 939. 3 *). Genug, der letzte Dichter betrachtete die Sage im Sinne einer bestimmten Idee, trug diese Idee in die ihm bekannten Theile der Dichtung hinein und verknüpfte sie dadurch zu einem Ganzen. Er steht in dieser ideellen Auffassung ganz im Geiste seiner Zeit, der Zeit des 13. Jahrhunderts. Die höfischen Dichter dieser Zeit gehen bei ihren Darstellungen von bestimmten Ideen aus. So Hartmann von der Aue und Wolfram von Eschenbach: der Erstere stellt an die Spitze seines Iwein den didaktischen Satz, wer mit allen Sinnen die Tugend zu gewinnen strebe, dem folge Glück und Ehre; der Andere weis't im Anfange des Parcival auf die Verderblichkeit des Zweifels hin. So scheint nun der letzte Dichter der Nibelungen die gewaltige Sage unter dem Gesichtspunkte aufgefaßt zu haben, daß Liebe zuletzt Leid bringe. Dieser Satz wird von dem Dichter selbst am Ende des Werkes (Str. 2315, 4) geradezu ausgesprochen; er legt aber auch denselben Gedanken gleich im Anfange der Dichtung der Vertreterin desselben, der Chriemhild, in den Mund. Sie wolle die Liebe meiden, sagt Chriemhild (Str. 17, 3); denn es sei an manchen Frauen erprobt worden, daß Liebe am Ende mit Leid lohnen könne. Diese Worte aber „nach Liebe Leid" waren sprüchwörtlich; der Dichter, der diesen Satz in der Sage verkörpert fand, der die vorhandenen Lieder in diesem Sinne überarbeitete, erweiterte, zusammenfügte, stand ganz im Geiste des Minnegesangs. Dieser sprüchwörtliche Satz war das Thema vieler Minnesänger, die ihn in dieser Form aussprachen; er wurde Eigenthum des Volkes, wie der Umstand beweist, daß ihn Freidank hat, dessen „Bescheidenheit" als ein Schatz mittelalterlicher Spruch" und Volksweisheit zu betrachten ist, die der Dichter im freien Sinne bearbeitete *). Da nun

*) Vgl. W. Müller über die Lieder von den Nibelungen p. 42 — 44.

**) Vgl. Vridankes bescheidenheit ed W. Grimm p. 85, 17:
Rehtiu witze ist saelecheit,
liep wirt selten âne leit.
und die hierzu von Grimm p. XCI. gesammelten Stellen.

der letzte Dichter, von dem Geiste des Minnegesangs getragen, die Sage unter dem Gesichtspunkte jener sprüchwörtlichen Idee anschaute, ist es natürlich, daß ihm Chriemhild, in der diese Idee zur Erscheinung kommt, die Hauptperson wurde, daß er sie in der ersten Hälfte des Liedes bevorzugt und mit Vorliebe behandelt; nach seiner Darstellung übertrifft Chriemhild bei weitem die Brunhild an Schönheit, wie hoch auch Brunhilds Schönheit gepriesen wird (Str. 550); so sehr ist dieser letzte Dichter mit Chriemhilds Persönlichkeit beschäftigt, daß er sie einmal einführt mit den Worten: „Sie sprach," ohne sie vorher genannt zu haben (Str. 361, 363 vgl. Str. 1036—1038 in Lachmann's Anmerkungen); daß er auch an unpassendem Orte den Schmerz erwähnt, den der Chriemhild Siegfrieds Wunden machten (Str. 1463, 4. 1664, 1). Dieser Dichter läßt daher auch die Brunhild, an der er begreiflicher Weise ein geringes Interesse hat, bald aus der Dichtung verschwinden. Genug, nach der Intention des letzten Dichters ist der Charakter der Chriemhild als der Mittelpunkt der ganzen Dichtung zu betrachten, in welchem die Idee des Werkes sich vorherrschend verkörpert, auf den sich alle übrigen Charaktere mit Nothwendigkeit beziehen, welcher der Dichtung ihre formale wie ideale Einheit verleiht.

Betrachten wir nun die Dichtung, wie sie uns vorliegt, im Ganzen; lassen wir uns von den unbestreitbaren Lücken und Widersprüchen, welche im Einzelnen vorkommen, nicht irren; so wird sich ergeben, daß die Charakteristik großartig, der ideelle Gehalt und die künstlerische Composition vortrefflich sind. Als Einleitung in die ganze Tragödie, welche in der epischen Form des Nibelungenliedes uns entgegentritt, ist der Charakter Siegfrieds anzusehen*).

Wie sich im Achilleus der hellenische Geist in seiner jugendlichen Schönheit ausprägt, so zeigt uns der Charakter Siegfrieds die Grundzüge des germanischen Volkes in der Form jugendlichen Aufstrebens und Gefühls. Siegfried läßt einen ungewöhnlichen Hang zu persönlicher Selbständigkeit blicken, welche auf bedeutender Kraft und dem Bewußtsein, dieselbe zu besitzen, ruht. Wie bei der Jugend

*) Im Folgenden sind Zell, über das Nibelungenlied und die Iliade, Karlsruhe 1843, und Bauer, „die Nibelungen, ein Kunstwerk" (in Bauers Schriften Stuttg. 1847), sowie Rosenkranz und Gervinus und Vollmers Einleitung in seine Ausgabe der Nibelungen benutzt worden.

überhaupt schäumt das Gefühl außerordentlicher Kraft in ihm über und streift an Uebermuth; so will er mit den Burgunden, als er in ihr Land gekommen ist, um ihr Reich kämpfen; so nimmt er der Brunhild im Uebermuthe der Jugend Ring und Gürtel; aber das an Uebermuth gränzende Kraftgefühl hat eine feste Grundlage in den schönsten Eigenschaften des Muthes und der Tapferkeit, welche seine jugendliche Heldengestalt zieren; hatte er nicht frühzeitig schon die Helden im Nibelungenland bezwungen? Dieses Kraftgefühl steht mit den Eigenschaften im Bunde; es ist gemäßigt durch körperliche Schönheit, deren milder Glanz zu Worms die Augen der Frauen auf ihn lenkt; es äußert sich in seiner Arglosigkeit, Offenheit, in seinem Vertrauen, in seiner Aufopferungsfähigkeit und Selbstvergessenheit; er ist zwar ehrgeizig und nach Siegen begierig, aber ohne nach Beute zu trachten; denn er ist frei von jeder Habsucht; er verzichtet auf das Erbe der Brunhild und überläßt es den Brüdern derselben (Str. 640), und so räth er auch dem Günther, die gefangenen Könige der Sachsen ohne Lösegeld frei zu geben. Das Königliche seines Charakters konnte er im Sinne des Zeitalters der blühenden Ritter- und Minnepoesie nicht besser als durch Freigebigkeit bewähren *).

Damit aber seine herrliche Persönlichkeit ganz im Glanze romantischer Ritterlichkeit verklärt werde, entzündet der Strahl der Liebe in seinem Innern eine reiche Blüthe des Gemüthslebens; und der Tapfern Tapferster, der trotzige Held, entwickelt eine Anmuth, eine schüchterne Tiefe, die ihn unvergleichlich machen. Vor dessen Kraft und Tapferkeit kein Mann bestehen konnte, dessen Herz bebt und zagt in dem Gefühle der Liebe; ein ganzes Jahr verweilt er bei den Burgunden und wartet, die Jungfrau zu sehen, der sein Herz gehört; um ihretwillen ist er jeder Anstrengung, jedes Opfers fähig; sonst so eifersüchtig auf seine Selbständigkeit, ordnet er sich den Burgundenkönigen

*) Es ist bekannt, wie die Sänger des 12. und 13. Jahrhunderts an den Fürsten vor allem die Freigebigkeit (Milde) preisen. Auch der letzte Nibelungendichter erwähnt mit Wohlgefallen die verschwenderische Freigebigkeit, mit welcher Siegfrieds Eltern bei dem Feste der Schwertleite ihres Sohnes alle Gäste beschenkten, „als hätten sie nicht einen Tag mehr zu leben“ (Str. 30. 39. 41. 42. denselben Ausdruck braucht Walther von der Vogelweide 25. 29. 30. in von der Hagen's Minnesängern) und Freidank (Bescheidenheit ed. Wilhelm Grimm, p. 58, 1 — 4).

unter und vollbringt zu ihrem Vortheile die größten Heldenthaten gegen Sachsen und Dänen. Und im Bewußtsein dieser Verdienste, die er sich um die Burgunden erworben, sollte man meinen, werde er nun offen mit seiner Werbung um Chriemhild hervortreten, der starke Held, der wie er seinen Eltern erklärt hatte, nach Burgunderland gekommen war, um den Königen die Schwester abzutrotzen; aber als er die Jungfrau sieht, die wie das Morgenroth aus trüben Wolken hervorgeht, die vor den andern Frauen steht, wie der lichte Mond vor den Sternen, da wagt er von Lieb und Leid bewegt nicht zu nahen, da verzagt der Kühne; es gilt ihm für einen Thorenwahn, sie zu besitzen, und ihr fremd zu bleiben, — lieber ginge er in den Tod (Str. 284). Und nun während des Festes der zwölf Tage geht er an ihrer Seite und könnte wahrnehmen, wie ihm aus ihren Blicken das milde Licht der Liebe entgegenleuchtet; er könnte sich gewiß sein, daß sein sehnender Muth erhört werde; aber das Fest ist vorüber, und wie die andern Helden will er scheiden; denn er hofft nicht zu erwerben, was er in seinem Gemüthe trug. Von Gernot indessen zurückgehalten, bleibt er gern; denn an keinem Orte kann er lieber verweilen, als da, wo er Tag für Tag die schöne Chriemhild sehen kann. Dem herrlichen Ziele, die schöne Jungfrau zu besitzen, gegenüber fühlt er sich arm und unbedeutend, hat er nichts gethan, was ihn zu einem Anspruche auf ihre Liebe berechtigte, und so verpflichtet er sich zu neuen Thaten, zu neuen Opfern für Günther, wenn ihm dieser die Schwester zur Gattin geben will; ein mächtiger König, der später in seinem Reiche gefürchtet ist wegen der Strenge seiner Gerechtigkeit, erniedrigt er sich zum Dienstmann eines Günther, dessen Schwäche er verachten muß; läßt er sich herab, dem Ohnmächtigen das Weib zu erwerben, welches nur durch außerordentliche Stärke und Reckenhaftigkeit gewonnen werden kann, läßt er sich herab zu einer Täuschung der Brunhild, welche nicht ahnt, daß sie von dem durch die Tarnkappe unsichtbaren Siegfried statt von Günther überwunden wird. Und dieß alles thut Siegfried um der Liebe willen; er erreicht das ersehnte Ziel, er wird nach so großen Opfern selbst seiner Redlichkeit der Gemahl Chriemhilds; er hat der Liebe Glück erreicht, aber er ist auch schon dem Leide verfallen, welches aus der Lüge entspringt, der er nicht fremd geblieben ist; die tragische Nemesis erfaßt ihn bei dieser Schuld der Lüge, mit der er seinen Charakter befleckte,

und er bestätigt so den in unserm Gedichte ausgesprochenen Gedanken, daß Liebe nicht ohne Leid sei. *)

Die böse Saat der Lüge trägt böse Früchte; zwar lebt Siegfried in der Heimath an der Seite der theuern Chriemhild glückliche Tage; er ist ein wegen Freigebigkeit geliebter, wegen seiner Gerechtigkeit gefürchteter Herrscher; aber nach 10 Jahren kommt er mit der Gattin und einem großen Gefolge wieder an den Hof der Burgunden und wird ein Opfer des Verrathes, der aus der Lüge entspringt. Hier faßt die Dichtung die Züge des herrlichen Helden noch einmal zusammen, um uns das Schmerzliche seines Unterganges desto tiefer empfinden zu lassen. Die schöne Ritterlichkeit seines Charakters glänzt durch Freigebigkeit: denn viel rothes Gold führt er mit sich, um an dem Hofe der Burgunden seine Milde zu beweisen; er verweist der Gattin das vorschnelle Wesen, mit welchem diese den Streit mit Brunhild entzündet habe; versöhnlicher Natur wie er ist, wünscht er den Zwist vergessen; zu neuen Kämpfen für die Burgunden ist er freudig bereit; arglos und unbefangen, mit der fröhlichen Zuversicht, daß Niemand ihn hassen könne, zieht er zur Jagd und beruhigt die ahnungsvoll bewegte Gattin; auf der Jagd trägt er den Preis davon, wie im Kriege; seine Heiterkeit macht sich in altgermanischen Scherzen Luft; seine achilleische Schnelligkeit überwindet die Wettläufer; seine ritterlich feine Sitte beweist er gegen den verrätherischen Günther an der Quelle; und im Begriff den heißen Durst durch den kühlen Trank zu löschen, wird er von dem Speere des Verrathes getroffen. Die Tapferkeit des todtwunden Mannes wird noch einmal furchtbar; da stürzt er blutend in den Klee und in die Blumen des schönen Thales, das in seiner friedlichen Heimlichkeit die furchtbarste Anklage gegen den verrätherischen Mord ist. Erst jetzt in der Stunde des Todes erinnert er sich, was er für die Burgunden gethan hat und wie ihm gelohnt ist; aber die letzte Kraft seiner Seufzer und seiner Worte rafft er für die theure Gattin zusammen und bittet den feigen Günther, sich der unglücklichen verlassenen Schwester anzuneh-

*) Der vortreffliche Vischer in seiner Aesthetik, welche auf dem Gebiete der Wissenschaft des Schönen so einzig dasteht, wie Hegels Logik in der Sphäre dieser Wissenschaft, sieht (I. p. 305) Siegfrieds Schuld in der Verletzung der Pflicht der Verschwiegenheit, da er Chriemhilden das Geheimniß von Brunhildens Brautnacht mitgetheilt habe.

men. So ist die Liebe sein letzter Gedanke, seine letzte Empfindung; weggerafft in der Blüthe der Jugend, in dem Glanze ritterlicher Heldenschönheit, in der vollen Wärme des liebenden Herzens — wird er in der Liebe fortleben, wird die Liebe ihn rächen; von der Bühne des Lebens ist er gewaltsam fortgerissen; aber sein Geist wandelt fort unter den Lebenden und fordert unermeßliche Opfer zur Sühne.

Diese Opfer bringt ihm Chriemhild. Der Charakter der Chriemhild hält alle einzelnen Theile des ganzen Gedichtes zusammen. Dieser Charakter ist mit außerordentlichem poetischen Takte entworfen und ausgeführt. Das tiefe innige Gemüthsleben der edelsten Weiblichkeit ist Chriemhilden ursprünglich eigen; ihre Träume verrathen, wie ihr Herz und ihre Phantasie von ungekannten Regungen der Liebe ergriffen sind; aber mit jungfräulicher Verschämtheit weist sie die Hindeutungen auf Vermählung zurück; wie viel auch um ihre Minne werben, ihr Herz ist gleichgültig gegen Alle (Nr. 18 u. 47). Aber als Siegfried an dem Hofe der Burgunden erschienen ist, beschäftigt sich ihr Inneres unvermerkt mit der Gestalt des heldenmüthigen Jünglings; nach ihm sieht sie durch die Fenster, wenn das Ritterspiel auf dem Hofe getrieben wird; nach ihm und seinen Thaten erkundigt sie sich bei dem Boten, der die ersten Nachrichten über den Kampf gegen die Dänen und Sachsen bringt; ihr schönes Antlitz glüht von der Röthe der Freude, daß der theure Held aus dem Kampfe zurückkehrt; die nie einen Recken grüßte, geht dem Helden mit dem Gruße heimlicher Neigung bei seiner Ankunft entgegen und freundliche Blicke werden gewechselt. Ihre mädchenhafte Sitte gebietet ihr Zurückhaltung und Schaam, als sie dem theuren Manne verlobt wird; aber die Liebe siegt und sie wird sein Weib. Ihre tiefe Natur findet jetzt erst den Raum zu ihrer Ausbreitung, den Boden für ihre Thätigkeit, während Brunhild nach ihrer Vermählung in flache Bedeutungslosigkeit versinkt. Für Siegfried mit weiblicher Sorgfalt beschäftigt zu sein, ist ihr Glück; mit der schönen Einseitigkeit eines liebenden Gemüthes übertreibt sie die Vorzüge des theuern Gemahls in dem Gespräche mit Brunhild: „ein solcher Mann ist er, daß alle diese Reiche ihm unterthan sein sollten; geht er nicht herrlich vor den Recken, gleich wie der lichte Mond vor den Sternen? Und dieser Mann, ein selbstherrschender König, sollte ein Dienstmann des armseligen Günther sein? Das Wort Brunhilds, welches von Dienstmannschaft Siegfrieds spricht, ist der Chriemhild um

so unerträglicher, je mehr ihr liebendes Herz von dem Gefühle der Einzigkeit ihres Gatten durchdrungen ist. Nun soll er von Neuem in den Kampf ziehen; ihre Sorge ist, daß er verwundet, getödtet werden könne; mit arglosem Sinne, dem Ausdrucke ihrer Liebe, da sie nicht begreift, wie der geliebte Mann der Gegenstand des Hasses sein könne, vertraut sie dem feindseligen Hagen das Geheimniß der Verwundbarkeit Siegfrieds an. Angst und Unruhe bemächtigen sich ihres Gemüthes, als sie ihn zur Jagd entlassen soll; sie macht sich Vorwürfe wegen ihrer unvorsichtigen Offenheit, da Hagens Treue ihr verdächtig wird; ihre quälenden Träume lassen den Schmerz ahnen, den sie bei dem Verluste Siegfrieds empfinden würde. Dieser Verlust tritt ein; kein Wort spricht sie, als sie ihren ermordeten Gemahl findet; sie sinkt zur Erde; alle Freude des Lebens ist von nun an für sie vorüber (Str. 949. 996). Schon ist der Leichnam des Geliebten in den Sarg eingeschlossen; im Uebermaß des Schmerzes läßt sie ihn noch einmal öffnen; sie küßt noch einmal den todten Helden; Blut weinen ihre Augen; gern wäre sie gestorben (Str. 1088); aber sie muß leben — um der Liebe zum Ermordeten willen. — Als der geliebte Held lebte, war er ihr Stolz, war ihre Sorgfalt nur auf ihn gerichtet; seitdem er todt ist, lebt er in ihrer Erinnerung, in ihrem Schmerze fort, und ihre Gedanken beschäftigen sich nur mit der Größe ihres Verlustes. Ausschließlich von der einen Empfindung des Schmerzes beherrscht, ist sie gleichgültig gegen alles Uebrige; sie will dem Vater Siegfrieds in die Heimat folgen, aber leicht wird sie von Gernot bei den Burgunden zurückgehalten; denn der Ort ist ihr gleichgültig; überall ist sie zu Hause, wo sie trauern kann um den ruchlos ermordeten Gatten; und in dem Lande der Burgunden ist ja sein Grab, zu welchem sie täglich wallfahret (Str. 1043). War ihre Liebe treu und beständig zu dem Lebenden, so ist sie es noch mehr zu dem Todten. Dreizehn Jahre lebt sie noch an dem Hofe der Burgunden; aber nie konnte sie vergessen, wie man ihren Mann erschlagen (Str. 1082).

Da erscheint nun Rüdeger von Bechleren an dem Hofe der Burgunden und wirbt um Chriemhilds Hand für den Hunnenkönig Etzel. Jede Verbindung mit einem andern Manne ist ihr, die für ewig dem Siegfried angehört, zuwider; noch dazu ist ihr Etzel als ein Heide verhaßt; aber Rüdeger verspricht ihr mit einem Eide seine Dienste und sie entschließt sich zu der verhaßten Vermählung; denn

sie sagt zu sich: „vielleicht wird noch gerochen meines lieben Mannes Leib (Str. 1199)". Es frägt sich, ob die Rachsucht Chriemhildens und die aus ihr entspringenden Verbrechen dem Charakter derselben natürlich sind, einem Charakter, der, wie wir bis jetzt gesehen haben, nur Liebe ist, oder ob die Dichtung, in welcher das weiblichste Gemüth zum Ungeheuern fortschreitet, nicht fehlerhaft sei. Es ist zu sagen, daß gerade die Liebe, die Treue Chriemhilds die Quellen sind, aus denen ihre Rachsucht entspringt. Außerdem hat die Dichtung schon vorher genug gethan, um uns auf diesen Charakterzug Chriemhildens vorzubereiten. Ihre Leidenschaftlichkeit tritt schon in ihrem Streite mit Brunhild hervor; schon da wird sie von der Dichtung als „wortscharf" bezeichnet (Str. 788). Als die Nacht des Schmerzes unmittelbar nach der Ermordung Siegfrieds ihre Sinne verfinsterte, da blitzte schon der Gedanke der Rache in ihr auf (Str. 953), und den Hagen, den sie als den Mörder haßte, hat sie keines Blickes wieder gewürdigt. Ihr Gefühl ist gegen Hagen um so mehr empört, je mehr der verrätherische Mann ihr Vertrauen in Bezug auf Siegfried getäuscht hatte. Hagen aber thut noch mehr, um die Erbitterung der Chriemhild gegen ihn zu steigern. Er beraubt sie des Schatzes Siegfrieds, der nach Worms gebracht worden war; denn er fürchtet, Chriemhild werde sich Freunde gewinnen und ihm wie den Burgunden verderblich werden. Er läßt den Schatz in den Rhein versenken und fügt so der Chriemhild eine neue Gewaltthat zu, indem er sie ihres Eigenthums beraubt. Sie empfindet diese Gewaltthat auf das Bitterste; lebte sie bisher an dem Hofe ihrer Brüder unbekümmert um alles Uebrige nur ihrem Schmerze, so ist sie jetzt durch die neue Gewaltthat, die sie erfahren, aus ihrer Gleichgültigkeit gerissen, sie ist empört und herausgefordert durch eine neue Verletzung ihrer Persönlichkeit. — Mit solchen Empfindungen tritt sie die Reise zu Etzel an: von Pilgrim väterlich, von Rüdeger gastlich aufgenommen, von Dietrich mit der Huldigung der Dienstbarkeit bewillkommt, von Etzel geliebt, könnte sie sich eines neuen Lebens freuen, wenn sie eine leichte, wandelbare Natur wäre; aber in der Fülle der Freude, die um sie her blühet, ist sie theilnahmlos und allein; ihre Gedanken sind an dem Grabe Siegfrieds und während der glänzenden Hochzeittage denkt sie wehmüthig der Zeiten, wo sie am Rheine bei ihrem edeln Manne Siegfried saß (Str. 1311).

Und für allen diesen Kummer — (sagt sie sich), dessen Urheber der verhaßte Hagen ist, sollte sie sich nicht rächen?

Aber sieben Jahre lebt sie bei Etzel, da erst denkt sie an die Ausführung ihres Racheplans. An dem Hofe der Burgunden lebte sie gedemüthigt; nach dem Verluste des Schatzes sogar ohne Mittel; jetzt, als die Gattin eines reichen Königs, hat sie sich in ihrer Macht kennen und wieder fühlen gelernt, und sie zweifelt nicht, daß ihr Racheplan gelingen werde. Ihrer Liebe zu Siegfried ist sie sich aber, wenn das möglich wäre, nur noch bewußter geworden; denn der heidnische Gemahl wurde ihr immer verhaßter (Str. 1335).

So hat die Dichtung alle äußern und innern Motive erschöpft, die uns die Rachsucht Chriemhilds erklären können; die verrätherische Ermordung ihres Gemahls, der freche Raub ihres Eigenthums müssen sie mit den bittersten Empfindungen erfüllen; mit der leidenschaftlichen Tiefe ihrer Natur, die wir bereits kennen lernten, verbindet sie eine stolze Entschiedenheit, wie sie denn, mit Siegfried vermählt, Ansprüche an das väterliche Erbe macht und einen Theil der burgundischen Vasallen, und unter ihnen den stolzen Hagen, für sich und ihren Gemahl als Dienstmannen fordert. Der Haß gegen Hagen und die Sehnsucht nach Rache wird der Kraft ihrer Liebe zu Siegfried, der Tiefe ihres Leidens, der Entschiedenheit und Ausdauer, mit welcher sie es erträgt, entsprechen. Durch die Vollstreckung dieser Rache wird sie zur Furie und entrückt sich der Weiblichkeit, aber die Dichtung hat auch hier Alles gethan, um unsere Theilnahme dem unglücklichen Weibe so lange als möglich zu sichern. Ihr besseres Selbst, ihre sittliche Schönheit, die in den Rachegefühlen erlischt, flüchtet sich in ihre Träume. Daß Chriemhild träumt, ist für ihre tiefe innerliche Natur gerade so wesentlich, als daß Hagens scharfe, schneidende Reflexion alle Träume verspottet. Dreimal erzählt uns die Dichtung von Chriemhilds Träumen; vor ihrer Vermählung sagt ihr das ahnungsvolle Gemüth durch den Traum, daß Liebe Leid bringe; die Innigkeit ihrer zärtlichen Besorgniß um den theuern Siegfried verkörpert sich im Traume vor der Jagd und wird zu einer kräftigen Warnungsstimme; an dem Hofe Etzels, wo jeder Tag sie sehen läßt, was der ihr verhaßte Gemahl Etzel (Str. 1335) gegen den herrlichen Siegfried ist, wo jeder Tag ihr die Ehren in Erinnerung bringt, die sie an Siegfrieds Seite genoß und die ihr mit seinem Tode entrissen wurden (Str. 1332), wo jeder Tag sie ihre

Macht kennen lehrt und zur Rache auffordert, flüchtet sich die Reinheit ihrer Gesinnung, das Gefühl der Pietät, mit einem Worte das Gewissen in ihre nächtlichen Träume. „Ihr träumte wohl, „erzählt die Dichtung (Str. 1335)," ihr ging gar manchmal an der Hand Gieselherr ihr Bruder; sie küßt ihn alle Zeit in ihrem sanften Schlafe; das ward zu schmerzlichem Leid." Ihre Seele, setzt die Dichtung ferner hinzu, jammerte nach den Getreuen; allein sie möchte auch bei denen sein, die ihr Leides thaten, damit ihres Freundes Leib gerochen werde, und kaum kann sie die Zeit erwarten; und wieder bedenkt sie, daß sie in guter Freundschaft von König Günther schied, daß sie ihn zur Sühne im Burgundenland küßte; und ihr Gewand begann aufs Neue von heißen Thränen zu triefen (Str. 1334). Welch' einen Blick läßt uns die Dichtung in das Innere des unglücklichen Weibes thun! ihre Seele, das sehen wir, wird von streitenden Empfindungen schmerzlich zerrissen; in ihr bekämpfen sich die Liebe zum ermordeten Gemahl, welche Rache fordert, und die Liebe zu den Brüdern, welche die Rache aufgeben heißt; sie ahnt, daß in den Untergang des Frevlers Hagen, den ihre Rachsucht fordert, auch die Brüder, auch der Bruder werde gerissen werden, der ohne Schuld ist an ihrem Elend. Sie belügt sich selbst; Rachsucht ist es, wodurch sie sich aufgefordert fühlt, die Burgunden an ihrem Hofe zu sehen oder in ihrer Nähe zu sein; und sie sucht sich zu überreden, daß es die Sehnsucht nach ihren Getreuen sei. Und hat am Tage, wo die Leidenschaft aus allen Umständen Nahrung saugt, die Rachsucht in ihrer Seele die Oberhand, so siegt die Pietät, die reine Stimme des Gewissens, die ihr mahnend und warnend die Frevelthat widerräth, in dem Schlafe und in dem Traume, wo die zerrissene Seele sich zu ihrer Reinheit und Gesundheit wieder herstellt und ihre „Ur- und Natursprache" redet*), und Gieselherr, der geliebte, bei der Frevelthat gegen Siegfried am reinsten gebliebene Bruder, ist die Gestalt, aus welcher die Macht der Geschwisterliebe, die reine Stimme ihres warnenden Gewissens spricht. In derselben tiefsinnigen Weise, wie unsere Dichtung von dem Traume Gebrauch macht, ist er von andern großen Dichtern benutzt worden. Shakespeare, in dessen unvergleichliche historische Dichtungen, wie Vischer vortrefflich bemerkt, die gewaltigen

*) Vgl. Schubert Symbolik des Traums. Cap. 1.

Nibelungengestalten aus der deutschen Poesie sich geflüchtet haben, Shakespeare zeigt an Richard III., wie die ursprüngliche Kraft des Guten in der menschlichen Natur, wie sehr sie auch durch den ausgesprochenen Willen der Bosheit (Rich. III. Act I. Sc. 1 und 4) beeinträchtigt und zum Schweigen gebracht werde, doch in dem Schlafe und in den Träumen vernichtend redet; an Richards Seite „genoß Anna nie eine Stunde den goldnen Thau des Schlafes, daß seine bangen Träume sie nicht schreckten" (Act IV., 1.) Und wie sehr auch Richard sein Gewissen wachend belügt und der Feigheit beschuldigt (Act V. 3), die Traumgestalten, die es vor der Schlacht von Bosworth erschafft (Act V. 3), strecken den Muth seiner wachen Bosheit zu Boden. So meint auch Macbeth wachend, daß sein Gemüth voll von Skorpionen sei, weil Banquo und Fleance leben: er verkennt oder wünscht zu verkennen die Stimme des strafenden Gewissens, welche aus seiner Unruhe und Friedenlosigkeit spricht; aber mit der Macht, die aller Sophistik des wachen Bewußtseins spottet, redet dieses Gewissen zu ihm „in der Bedrängniß der grausen Träume, die ihn allnächtlich schütteln" (Act III. 3) *). Was aber Chriemhild betrifft, so hat uns der Dichter durch ihren Traum darauf hingewiesen, wie tief in ihrem Gemüthe noch die Liebe zu ihren Brüdern lebte, und wie diese nur langsam in den Flammen der Rachsucht erlosch; Chriemhild stürzt sich nicht mit roher Gleichgültigkeit gegen ihre Brüder in das Verbrechen, sondern nach langem, schmerzlichem Kampfe mit ihrem bessern Ich. So ist ihr unsere Theilnahme gesichert; wir verabscheuen ihre That; aber wir bemitleiden das unglückliche Weib, welches nach langem Kampfe der Leidenschaft der Rachsucht unterliegt.

Aber mit dem Siege, den ihre Rachsucht über ihre Geschwisterliebe erlangt, sinkt sie schnell in tiefe Entartung. Um Rache nehmen zu können, muß sie die Burgunden an ihren Hof locken, und zur List und zum Betruge nimmt sie ihre Zuflucht. Arglistig wird sie gegen ihren Gemahl, arglistig gegen die Burgunden. Der offenste und schönste Sinn, mit welchem sie Hagen früher das Geheimniß der Verwundbarkeit Siegfrieds anvertraute, hat sich bei ihr in arglistige Bosheit verwandelt. Wie uns aber die Dichtung vor-

*) Noch furchtbarer rächt sich das unterdrückte Gewissen in dem Traumwandeln der Lady Macbeth, wo sie wider Willen ihre Theilnahme an Macbeths blutigen Thaten verräth.

her das Innere der Chriemhild zeigte, wie es von den streitenden Gefühlen der Rachsucht und der Pietät zerrissen ist, so zeigt sie uns nun, als die Burgunden am Hofe Etzels ankommen, was wir von dem Siege der Rachsucht zu erwarten haben. Bei der Ankunft der Ihrigen erscheint Chriemhild am Fenster und schaut nach den Brüdern; ein Strahl der Freude zuckt durch ihr Gesicht; aber es ist nicht die Freude liebevollen Wiedersehens, es ist die dämonische Lust der Rachsucht, welche auf Befriedigung hofft. Die sie als Brüder grüßen, denen sie das geheiligte Recht der Gastfreundschaft zu Theil werden lassen sollte, die begrüßt sie als Opfer ihrer Rache. „Nun wohl mir dieser Freude," ruft sie aus, „wer mein Gold nehmen und meines Leids gedenken will, dem will ich immer hold bleiben (Str. 1655)". Die Dichtung vergißt nicht, die innere Entartung, zu welcher Chriemhild herabgesunken ist, in der äußern Gestalt derselben sich spiegeln zu lassen. Chriemhild will den Burgunden arglistig die Waffen entziehen; aber sie sind von Dietrich gewarnt; Dietrich bekennt sich dazu, die Burgunden gewarnt zu haben; Chriemhild steht beschämt vor Dietrich, den sie fürchtet; schnell und schweigend geht sie von dannen, nur daß sie nach den Feinden mit geschwinden Blicken sah (Str. 1687). Wie häßlich erscheint uns hier Chriemhild! welch' ein Bild, diese Gestalt der Schaam, der Furcht, der Unheimlichkeit, wo der jähe Blick die gemischten Empfindungen der Furcht und Rachsucht ausdrückt! Wozu ist die herrliche Jungfrau geworden, deren Schönheit in der Zeit der glücklichen Liebe wie der milde Glanz des Mondes leuchtete! Wie ist sie von dem Blicke und offenen Worte des gerechten Dietrich gerichtet; er nennt sie Teufelin (valandinne Str. 1686), und nur Thaten einer Teufelin gehen hinfort von ihr aus. — Chriemhild richtet sich sofort bei der Ankunft der Burgunden gegen Hagen; sie giebt ihm ihre feindselige Gesinnung zu erkennen, und dieser reizt das „lancraeche" (Str. 1401) Weib nur noch mehr durch seinen Trotz. Sie frägt ihn nach dem Schatze; um den König Etzel, der den allgemeinen Kampf zu verhindern sucht, zu reizen, giebt sie ihren und Etzels Sohn Preis, der von Hagen ermordet wird. Um also Rache für den ermordeten Siegfried zu nehmen, opfert sie, eine Medea anderer Art, die Liebe der Mutter; das ungeheure Morden beginnt; Günther und Hagen werden von Dietrich in Fesseln gelegt; von Neuem fordert Chriemhild von Hagen den Schatz; er will den Ort desselben nicht nennen, so lange einer seiner Herren lebe;

da verläugnet die Furchtbare, um den Siegfried zu rächen, die Pietät der Schwester, läßt dem Bruder das Haupt abschlagen und bringt es bei den Haaren vor Hagen; aber nun verschließt sich dieser ganz in sein Inneres, und durch Chriemhilds Hand fällt sein Haupt. Um den geliebten Siegfried zu rächen, wird sie zur Henkerin; aber der Frevelthat folgt die Strafe auf dem Fuße; Chriemhilds eignes Haupt fällt durch Hildebrands Hand.

Die Dichtung hat in der Charakteristik Chriemhilds eine bewunderungswürdige Konsequenz bewiesen. Es ist vortrefflich dargestellt, wie das ursprünglich nur von der Empfindung der Liebe beherrschte Weib gerade in Folge ihrer tiefen Natur zum Frevel fortschreitet, wie sie von der Begierde nach Rache überwältigt wird nach langem Kampfe gegen dieselbe und, um Rache zu erlangen, zum Argwohn sich erniedrigt, die Gefühle der Mutter und Schwester verläugnet, und zuletzt alle Weiblichkeit durch eine Henkerthat schändet. In diesem Charakter kommt eine wahrhaft tragische Entwickelung zur Anschauung.

Die Ideen der Vasallentreue, wie sie den Mittelpunkt eines tragischen Geschickes bilden, sind auf eine großartige Weise ausgeprägt in Hagen und Rüdeger von Bechlaren. Der Charakter des Hagen ist von derselben poetischen Großartigkeit und tragischen Furchtbarkeit, die wir an Chriemhild bestaunen. Ein scharfer, durchdringender Verstand, der den Verhältnissen und Personen ins Herz schaut, der ihn zum kundigsten Rathgeber der Burgunden macht, und vor dem kein Aberglaube besteht, ein unbeugsamer Wille, der vor keiner That und vor keinem Schicksale zurückbebt, bilden die Grundzüge seines Wesens; die positive Macht dieses Wesens beruht aber auf der Treue, mit welcher er seinen Herren ergeben ist. Mit seinem ganzen Herzen, mit allen Kräften seines Verstandes und Willens gehört er den Burgundischen Königen. Diese Treue bewährt er durch Thaten; in keiner Noth und Gefahr weicht er von den Burgunden; zornig weist er die Aufforderung Chriemhilds zurück, ihm in Siegfrieds Reich mit seinen Freunden zu folgen; denn er will auch ferner denen dienen, deren Dienst er stets versehen (Str. 643. 44); und derselben Chriemhild antwortet er später auf ihre Fragen, wie er gewagt habe in das Land der Hunnen zu kommen, daß er als Dienstmann seine Herren immer begleite (Nr. 1726). Diese Treue ist aber in Hagen keineswegs ein abstrakter Charakterzug; die Dichtung thut viel mehr Alles, um die unbegränzte Anhänglichkeit Hagens an

die Burgunden noch tiefer zu motiviren. Gerade bei Königen, von denen der eine, wie Günther, von Charakter schwach, der andere, wie Gieselherr, durch Jugend noch unbedeutend ist, muß für Hagens Ehrgeiz eine Stelle sein; durch seinen scharfen Verstand ist er hier der unentbehrliche Rathgeber, durch die Energie seines Willens entscheidet er in den wichtigsten Angelegenheiten; seine geistige Ueberlegenheit sichert ihm eine Herrschaft über die Burgunden, die seinen Ehrgeiz befriedigen muß; auch wissen die Burgunden einen solchen Dienstmann zu schätzen; von dem furchtbaren Untergange bei den Hunnen könnten sie sich retten, wenn sie den einen Hagen auslieferten, den Chriemhild fordert; aber eher wollen sie alle todt liegen, sagt Gernot, als sie den einen Mann der Chriemhild als Geisel gäben (Str. 2042). So ist die Treue, welche Hagen den Burgunden widmet, mit einer Befriedigung seiner eigenen Leidenschaften verbunden; und Ehrgeiz und Herrschsucht sind die Leidenschaften solcher von dem Verstande beherrschten Charaktere, wie Cäsar und Richard III. beweisen. Diese Leidenschaft der Herrschsucht nun im Bündnisse mit der Treue gegen die Burgunden treiben ihn zu der verrätherischen That, welche er an Siegfried begeht; er ist tief verletzt von der Schmach, welche Brunhild von Chriemhild erfahren hat; sofort ist er entschlossen, diese Schmach zu rächen und Siegfried als die Ursache des ärgerlichen Handels zu strafen (Str. 810); aber er ergreift diese Gelegenheit deshalb mit so großer Begierde, weil der eigne beleidigte Ehrzeiz Rache fordert. Sein Ehrgeiz war durch den Siegfried beleidigt; er fühlte sich durch den herrlichen Helden verdunkelt, der so hohen Ruhm im Kriege gegen die Sachsen und Dänen erworben, der dem Günther bei seiner Bewerbung um Brunhild so unentbehrlich geworden war. Als Siegfried zuerst bei den Burgunden erschien, hatte Hagen selbst die Thaten des Helden gegen die Nibelungen und den Drachenkampf mit ungetheilter Anerkennung geschildert (Str. 87 fg.); daß er ihn bald mit dem Gefühle des Neides verfolgt, ist kein Widerspruch in seinem Charakter; er konnte vermöge seines Sinnes für große Waffenthaten den noch fernen Siegfried bewundern und sein Lob verkünden; aber die Nähe des Helden, die zur Vergleichung herausfordert, mußte in dem ehrgeizigen Sinne Hagens Neid erwecken. Dieser Neid tritt auch frühzeitig in bitterer Ironie hervor; als Günther bei der Rückkehr von Isenland den Hagen bittet, nach Worms zu reiten und die Hofreise dort kund

zu thun, erwiedert Hagen mit dem Spotte, der ihm auch sonst eigenthümlich ist, daß Siegfried zu diesem Geschäft am besten tauge. Der der Liebe entfremdete Mann spielt auf Siegfrieds Liebe zu Chriemhild bitter an; und der Dichter erhöhte die Ironie noch durch die eingefügten Worte Hagens, daß er bei den Frauen bleiben und ihr Gewand hüten wolle *). Diese letzten Worte sind in Hagens Munde ein schneidender Hohn, aus welchem der Neid spricht über die Bedeutung, welche Siegfried bei Günther erlangt hat. Diese neidische Gesinnung giebt sich am lautesten in der Freude Hagen's kund, als er Siegfried erschlagen hat: „nun hat all' unser sorglich Leid ein Ende," ruft er aus, „denn es mag nun wohl keinen geben, der uns bestehen mag; wohl mir, daß Siegfried's Herrschaft durch mich ein Ende ist geschehen — „(Str. 934). Diese Worte würden in Hagens Munde unbegreiflich sein, wenn er Siegfried nur, um Brunhild zu rächen, ermordet hätte; sie sind aber sehr bezeichnend, wenn wir uns die neidische Gesinnung Hagens gegen Siegfried hinlänglich vergegenwärtigen.

Von solchen Gesinnungen gegen Siegfried erfüllt, weiß daher der schlaue Hagen den schwachen Günther bei seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht zu ergreifen und für den Mordplan zu gewinnen. Er überwindet nun alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen (Str. 825); er wird zum hinterlistigen Verräther an Chriemhild. Mit schlauer Bosheit stiehlt er sich in das Vertrauen derselben; verspricht, der Schützer Siegfrieds zu sein, um ihn desto sicherer zu verderben, und mit der Freude einer entmenschten Seele scheidet er von der betrogenen Chriemhild (Str. 848). Alle Rathschläge, den Siegfried zu berücken und zu täuschen, gehen von ihm aus (Str. 854); er ersteigt den Gipfel alles verbrecherischen Thuns, indem er den arglosen, fröhlichen Siegfried verrätherisch ermordet, und so tief sinkt er in dieser That, daß er, sonst tapfer und heldenmüthig, vor dem todtwunden Siegfried flieht, dem er den Speer in den Rücken geschleudert hat (Str. 923). Und nun keine Empfindung der Reue; kein menschliches Mitgefühl mit dem Elend der betrogenen, unglücklichen Chriemhild; sondern die Verhärtung des Sinnes steigert sich zur Rohheit, indem Hagen Alles darauf anlegt, Chriemhild so ge-

*) Vollmer hat diese Worte aus dem Texte gestrichen und in den Anmerkungen zu Str. 497. p. 360 angeführt.

waltsam als möglich zu treffen, und sogar den Leichnam des Ermordeten vor ihr Schlafgemach tragen läßt. Ja, es scheint ihm ein Genuß zu sein, alle Schuld auf sich zu nehmen; und um die Unglückliche noch tiefer zu kränken, um ihr zugleich jedes Mittel der Rache zu entziehen, entreißt er ihr den Schatz, den seine Habsucht zu nutzen hofft (Str. 1077, 4). Alles Verbrecherische hat er nun zusammengehäuft, und mit der furchtbaren Versicherung, es gewollt zu haben, steht er grauenerregend vor uns. Die Dichtung hat nichts gespart, das Grauen vor dem furchtbaren Verbrechen uns in seinem ganzen Umfange empfinden zu lassen. Je edler, offener, unbefangener und vertrauensvoller der Held ist, der als Opfer des Verrathes fällt, je lieblicher die Scene ist, auf welcher der Mord geschieht, eine herrliche Waldgegend voll blühender Anmuth, Fröhlichkeit und Humor, desto furchtbarer erscheint uns die That und ihr Vollbringer, welcher hervorstürzt, wie ein „Raubthier hinter Blumen." — Diese Furchtbarkeit Hagens ist auch in seiner Gestalt ausgeprägt; hoher Wuchs, breite Brust, das Haar „mit greiser Farbe gemischt," scharfe, graue Augen; schrecklich war sein Gesicht (Str. 1672); wo er auch geschildert wird, werden seine finstern Blicke hervorgehoben (vgl. Avent. 7); und damit das Furchtbare der Gestalt dieses Mannes noch schärfer beleuchtet werde, tritt einmal neben ihm die liebliche Dietlinda, Rüdegers Tochter, auf, welche vor Scheu bleich und roth wird, als sie ihm den Kuß der Gastfreundschaft gewähren soll (Str. 1604). Wie wir diesen Mann nun bisher kennen gelernt haben, werden wir uns von seiner sittlichen Erscheinung, wie von seiner äußern Gestalt nur abgestoßen fühlen, und selbst die ästhetische Theilnahme würde erlöschen, wenn nicht versöhnende Eigenschaften bei Hagen hervorträten. Die Dichtung geht daher mit großer künstlerischer Weisheit zu Werke, indem sie den furchtbaren Mann unserm Herzen etwas näher bringt. Es geschieht dies einmal durch einzelne Züge des Edelmuthes, der hervorbrechenden Empfindung und der zarteren Sitte. So giebt Hagen dem Markgrafen Eckwart, den er besiegt hat, die Waffen wieder und bietet ihm 6 Spangen an (Str. 1574); er legt vor dem letzten Kirchgang den Burgunden ans Herz, dem reichen Gott ihre Sorge und Noth zu klagen und nicht zu vergessen, was von ihnen geschah; denn sie würden wohl, wenn Gott es nicht anders wende, die letzte Messe hören (Str. 1790 – 1794); von Hagens Fähigkeit zu feinerer Sitte giebt sein Betragen gegen Etzel

den Beweis, dem er versichert, daß er ihm zu Ehren in das Land der Hunnen würde geritten sein, hätte es nicht seiner Herren wegen geschehen müssen. Für seine Herren zeigt er sich einmal so zart besorgt, daß er es untersagt, ihnen den Kampf gegen Gelfrat zu berichten, „damit ihnen bis zum Morgen keine Sorge nahe“ (Str. 1560). Vor allem aber dient Hagens Freundschaft mit Volker dazu, den furchtbaren Mann uns erträglicher zu machen. In diesem Freundschaftsverhältnisse entdecken wir in dem eisernen Hagen ein Gefühl schöner Menschlichkeit. Die Dichtung erreicht mit diesem Freundschaftsverhältnisse Hagens dasselbe, was bei Schiller durch die Freundschaft Wallensteins zu Max ästhetisch bewirkt wird. Dem tragischen Helden, den die Pläne des Ehrgeizes egoistisch machen und unserm Herzen entfremden, giebt Schiller durch diese Freundschaft eine ideale und menschlich schöne Seite; und in der Wüste des Kriegsgetümmels und Waffenlärms, der Intriguen und des Verrathes finden wir eine freundliche Oase der Menschlichkeit, an deren Grün sich unser von dem Waffenglanze ermüdetes Auge wieder stärkt. Was aber den Charakter Hagens betrifft, so begnügt sich unser Lied nicht, diesen furchtbaren Mann durch die Freundschaft zu Volker in ein milderes Licht gestellt zu haben; derselbe Zweck ist durch Hagens Verhältniß zu Rüdeger erfüllt worden. In Rüdegers Hause fand Hagen mit den Burgunden Gastfreundschaft, und ein Bund der Herzen wurde geschlossen. Dieser Bund behauptet auch in der furchtbaren Noth des Kampfes seine Rechte. Wie schwer athmet unsere Brust, wenn wir dem Vernichtungskampfe der Burgunden bei den Hunnen zuschauen; aber wir fühlen uns gehoben in der Wahrnehmung, daß die entsetzliche Blutarbeit die schönen Empfindungen des Herzens nicht unterjochen kann. Hagen klagt dem Rüdeger, der zu dem Kampfe gegen die ihm theuren Burgunden mit blutendem Herzen erschienen ist, daß ihm der Schild, ein Geschenk von Rüdegers Gattin, zerhauen ist; und Rüdeger bietet ihm den seinen. Da wurden manche Augen roth von heißen Thränen; und wie grimmig auch Hagen war, wie zornig sein Muth, ihn erbarmte die Gabe; dankend preist er den Rüdeger; schmerzlich beklagt er den Kampf, den die Nothwendigkeit selbst gegen Freunde gebietet; aber nimmer soll seine Hand im Streite den Rüdeger berühren, ob dieser auch alle Burgunden erschlüge (Str. 2131 — 2139). Zuletzt ist es noch ein anderes Mittel, durch welches der Dichter unser Gemüth für Hagen zu inter-

essiren weiß. Er war in seiner Jugend bei Etzel als Geisel mit Walther von Spanien; er erwies dem Etzel große Dienste und der König sandte ihn dafür heim. Dieser Verhältnisse erinnert sich Etzel, als die Burgunden an seinem Hofe erscheinen, und als ihm Hagen als grimmig geschildert wird, ruft er aus: „Wie soll ich das erkennen, daß er so grimmig ist (1692—1695)?“ Hieraus ist also zu schließen, daß Hagen nicht von Natur allein zu jener Bosheit neigte, die er gegen Siegfried bewies, sondern daß auch Umstände und Schicksale seinem bedeutenden Willen jene gewaltthätige Richtung gaben. Wir finden darin zwar keine Rechtfertigung für den grimmen Mann; aber zur milderen Beurtheilung sind wir geneigt und zur tieferen Theilnahme bereitwillig. So wird durch alle diese Umstände das Grauen gemildert, welches wir vor Hagens verbrecherischem Thun empfinden; aber es löst sich sogar in Staunen auf, wenn wir die Energie anschauen, mit welcher Hagen, wie ein anderer Prometheus, dem Schicksale trotzt und mit vollem Bewußtsein einem Untergange entgegengeht, den er hätte vermeiden können. Zwar will er zuerst nicht, daß die Burgundischen Könige der Einladung an den Hof Etzels Folge leisten; denn er kennt die Chriemhilde, wie sie unaufhörlich auf Rache sinnt (Str. 1398—1401). Sobald aber einmal der Entschluß zur Reise gefaßt ist, verwirft Hagen alle Träume, in Folge deren die Mutter Ute vor dem Zuge warnt; auf der Fahrt prüft er die Weissagung der Wasserweiber, indem er den Kaplan in die Wellen der Donau wirft; und nachdem er gewiß geworden ist, daß die Weissagung der Wasserweiber die Wahrheit enthält, zertrümmert er den Kahn, der über die Donau führt; sie bedürfen seiner nicht wieder, denn von den Burgunden wird keiner zurückkehren. Hagen ist sich seines eigenen Unterganges gewiß; aber er fürchtet nichts, denn er hat sich über die Zerstörung erhoben und das Lächeln der Vernichtung gewonnen. Und nun fordert er das Schicksal gleichsam heraus; sein Untergang soll so furchtbar als möglich sein. An dem Hofe Etzels angekommen und von Chriemhild mit Feindseligkeit empfangen, bietet er ihr Trotz und bindet sich den Helm fester; mit schroffer Rede (Str. 1680—1682) bekennt er, daß Siegfrieds Schatz in den Rhein gesenkt sei; er verbietet den Burgundischen Königen, die Waffen abzulegen; unehrerbietig steht er vor Chriemhild nicht auf; auf ihre Frage, wie er in dieses Land zu reiten gewagt habe, erwiedert er stolz, daß er als Dienstmann seine Herren immer

begleite (Str. 1726); er bekennt sich zum Mörder Siegfrieds; mit schnödem Hohne weist er Etzels Bitte zurück, als dieser seinen und der Chriemhild unmündigen Sohn Ortlieb den Burgunden empfiehlt (Str. 1855); mit grimmiger Bosheit schlägt er dem unschuldigen Kinde das Haupt ab, daß es in Chriemhilds Schooß fliegt und begleitet die frevelnde That mit einem teuflischen Spotte; er tödtet in grimmiger Mordlust den Hofmeister des Kindes und haut dem Spielmanne Werbel mit ungerechter Rachsucht die rechte Hand ab (Str. 1899. 1900). In dem ausgebrochenen Kampfe schreitet er wie der Geist der Vernichtung einher; unter seinen Streichen fallen die Helden; mit entsetzlicher Ausdauer besteht er den Kampf; und auf seinen Rath trinken die von Streit und Flammengluth dürstenden Helden das Blut der Todten: und nur dem Manne unterliegt er, der in der unseligen Verwirrung rein geblieben ist von aller Schuld. Von Dietrich gefangen und gebunden und auf Dietrich's Befehl in den Kerker geworfen, will er nicht verrathen, wo der Schatz sich befinde, so lange einer seiner Herren lebe; aber als Chriemhild mit dem abgeschlagenen Haupte Günthers vor ihm erscheint, bleibt er stumm und verschlossen, und sein Haupt fällt. Er ist das vollendete Bild des tragischen Charakters; sein Untergang ist ein für so viele Verbrechen verdienter; aber durch seine verbrecherischen Gesinnungen zieht sich die Treue gegen seine Herren durch, welche ihn zu Frevelthaten fortreißt und nie verläßt; er verräth keine Schwäche, und mit der Ruhe und Selbstgewißheit des ungebeugten Sinnes bietet er den letzten Schicksalen Trotz.

Der Geist der Vasallentreue erscheint in Hagen, aber nicht rein und ungetrübt; es ist, als ob die Dichtung das Bedürfniß gefühlt hätte, diesen Geist der Vasallentreue in seiner höchsten Reinheit und Fleckenlosigkeit darzustellen. Es ist geschehen in der Gestalt des Rüdeger von Bechlaren. Mit der reinsten Theilnahme blicken wir auf diesen Charakter, der alle Schönheit der Gesinnung in sich vereinigt, den die ächt ritterlichen Tugenden der Uneigennützigkeit, der Freigebigkeit, der Gastfreundschaft schmücken, der ein treuer Gatte, ein liebevoller Vater ist, in dessen Häuslichkeit der Geist der Anmuth und Zufriedenheit waltet. Rüdeger ist der Vasall Etzels. Für ihn unternimmt er die Werbung um Chriemhild und begiebt sich an den Hof der Burgunden; als Vasall Etzels schwört er der Chriemhild, wenn sie die Gemahlin des Hunnenkönigs werde, ihr mit Treue zu

dienen und jedes ihr widerfahrende Leid zu rächen. Als Vasall Etzels bewirthet er die Burgunden auf seiner Burg auf das Freundlichste und geleitet sie an den hunnischen Hof. In dem furchtbaren Kampfe aber, den hier die Rachsucht Chriemhilds entzündet, hat Rüdeger den ganzen Umfang und die ganze Tiefe seiner Treue zu bewähren. Als auf hunnischer Seite viele Helden, wie Blödelin, Iring, Irnfried gefallen und die Burgunden noch immer nicht überwunden sind, da erinnert Chriemhild den Grafen Rüdeger an den ihr geschworenen Eid, da bittet sie ihn im Verein mit Etzel fußfällig, sie an den Burgunden zu rächen. Hier entzündet sich in Rüdegers Herzen ein schmerzlicher Kampf zwischen zwei sittlichen Mächten von gleicher Berechtigung, der Pietät und der Vasallentreue. Die Burgunden sind seine Gastfreunde; auf seiner Burg haben sie mit ihm und den Seinen heitere Tage genossen, dem jungen Gieselherr hat Rüdeger seine Tochter verlobt — und nun soll er sie bekämpfen! Soll er die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft und der Pietät übertreten! Und wenn er den Kampf unterläßt, wird er nicht die Pflichten des Vasallen verletzen? Um diesem furchtbaren Konflikte, in dessen Abgrund er mit schmerzbewegter Seele hinabschaut (Str. 2091), zu entgehen, bittet er Etzel und Chriemhild ihn seiner Lehnspflichten zu entbinden; denn er hat zwar der Chriemhild geschworen, Leib und Ehre um sie zu wagen; aber nicht die Seele zu verlieren (Str. 2087); alles Gut, das er von Etzel hat, will er zurückgeben; an Land und Burgen will er nichts behalten; auf seinen Füßen will er in das Elend gehen, sein Weib und seine Tochter an der Hand; nur daß ihm das Entsetzliche erspart werde gegen die theuren Gastfreunde und Verwandten zu kämpfen. Aber Etzel gewährt ihm die Bitte nicht, und gegen seine Neigung muß er die Waffen zum Kampfe ergreifen und ehe er untergeht, die bittersten Empfindungen durchleben. Als er mit seinen Schaaren in den Saal tritt, meint Gieselherr fröhlichen Muthes, der Vater seiner Verlobten wolle den Burgunden zu Hülfe kommen; wie bitter ist es für ihn, an die Gastfreundschaft erinnert zu werden, die er denen gewährt hat, die er nun bekämpfen soll; Hagen zeigt ihm seinen im Kampfe zerhauenen Schild, und Rüdeger schenkt ihm seinen eigenen (Str. 2132); er wünscht schnell besiegt zu fallen und empfiehlt den Burgunden, die er vernichten soll, sein Weib und seine Tochter; Hagen, Volker und Gieselherr vermeiden den theuern Rüdeger im Kampfe; er fällt durch Gernot, Gernot

durch ihn, und dasselbe Schwert, das er früher als ein Gastgeschenk dem Gernot reichte, macht seinem trostlosen Dasein ein Ende.

Die vier bis jetzt geschilderten Charaktere ragen über alle übrigen hervor; aber diese andern sind deßhalb nicht unbedeutend. Man darf von den Charakteren in den Nibelungen sagen, was von Shakespeare's dichterischen Gestalten gilt: keine steht müßig da, alle wirken fest zusammen und bilden ein untrennbares, von der Idee beherrschtes Ganze, und jede für sich hat ein geschlossenes selbständiges Dasein. In den Nibelungen steht Volker neben Hagen, und der furchtbare Mann tritt durch diese Freundschaft erst in sein rechtes Licht; Günthers schwache, zweideutige Haltung dient dazu, den tapfern, offenen, aufopferungsfähigen Siegfried noch mehr in unsern Augen zu erhöhen; Brunhilds nur durch physische Stärke gewaltige, in sittlicher Hinsicht kleine Natur, welche nichts von der tiefen, hingebenden Liebe Chriemhilds besitzt, bildet einen Gegensatz gegen Chriemhilds starkes und tief innerliches Gemüthsleben, der uns das letztere nur um so mehr in seiner Energie im Guten wie im Bösen ahnen läßt. Aber die Dichtung hat deßhalb nicht unterlassen, diesen Charakteren, die nur bestimmt scheinen könnten, die bedeutenderen als Gegensätze verständlich machen, ein selbständiges Leben zu verleihen und uns mit einem eigenthümlichen Interesse an sie zu fesseln. Von Volker ist schon eben die Rede gewesen; was Günther betrifft, so hat die Dichtung schon dadurch eine Feinheit bewiesen, daß sie ihn von seinen Brüdern hinlänglich unterscheidet. Die drei Brüder, Günther, Gernot und Gieselherr herrschen in dem Reiche der Burgunden gemeinschaftlich; die Gefahr lag nahe, ihnen wegen der gemeinschaftlichen Herrschaft einen wesentlich übereinstimmenden Charakter zu verleihen; die Dichtung hat diese Gefahr glücklich vermieden. Jeder dieser Burgundenkönige nimmt unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Schwache Charaktere sind sie verhältnißmäßig alle drei; denn wäre einer von ihnen durch hervorragende Willenskraft bedeutend, so könnte Hagen an ihrem Hofe das Uebergewicht nicht haben, durch welches er sie so oft beherrscht. Die sittliche Schwäche hat aber bei jedem verschiedene Gründe und Gestalt. Günther gehört zu den Menschen, welche Dante in die Hölle versetzt, weil sie zum Guten wie zum Bösen gleich unentschieden sind; arm an sittlicher Kraft, hat er Wünsche und Neigungen, die mit seiner Kraft in keinem Verhältnisse stehen, ist er lüstern nach Ehre und Besitz, ohne die Fähigkeit zu haben,

beide selbständig zu erringen. Der Besitz Brunhilds reizt ihn; aber durch eigene Kraft vermag er sie nicht zu erwerben; während der wahre Mann in den Verhältnissen der Liebe seine ganze Persönlichkeit giebt, um eine ganze Persönlichkeit wieder zu erhalten, schämt Günther sich nicht, bei Brunhild einen Andern für sich auftreten zu lassen und sie durch Schein und Täuschung zu gewinnen; ein Verhältniß ohne Wahrheit und sittlichen Gehalt, welches uns die zarte, sittlich tiefe Liebe und Ehe Siegfrieds und Chriemhilds in ihrer Schönheit zum vollen Bewußtsein bringt. Die Lüsternheit und sittliche Schwäche Günthers erzeugte jene Lüge; eine Lüsternheit anderer Art macht ihn zum Verräther an Siegfried, dem er doch zur Dankbarkeit so sehr verpflichtet ist. Von dem Gefühle der Dankbarkeit vielleicht ergriffen (Str. 815) wünscht er, daß man „den mordlichen Zorn fahren lasse", aber dieses Gefühl ist nicht stark und rein. Die Furcht vor Siegfrieds Heldenstärke mischt sich hinein und macht es trübe und schwach. Kein Wunder daher, daß er dem Hagen endlich nachgiebt. Den entschieden bösen Willen zur bösen That, wie Hagen, hat er nicht; aber eben so wenig die sittliche Kraft, dem verbrecherischen Plane zu widerstehen, was er schon durch seine Stellung als König sollte und könnte. Aber er ist ein Macbeth, von dem die eigne Gattin sagt, er möchte zwar nicht falsch spielen, aber doch unrecht gewinnen, er scheue sich mehr, das Verbrechen zu thun, als daß er es ungethan wünsche (Shakesp. Makb. 1. 5).

Bei seiner Herrschsucht und Habgier weiß ihn der schlaue Hagen zu erfassen; denn alle Tage pflegte er Günthern darauf aufmerksam zu machen, daß ihm manches Königs Lande unterthan würden, wenn Siegfried nicht mehr lebe (Str. 823).

Auch die Furcht Günthers vor Siegfrieds Stärke überwindet Hagen, indem er eine verrätherische List ersinnt (Str. 817) und nun ist der schwache Günther für den Plan des Verbrechers gewonnen. So willenlos fortgezogen, belügt er selbst nun den Siegfried, indem er den Krieg gegen Dänen und Sachsen vorspiegelt (Str. 827. 830. 853.); veranstaltet er treulos mit Hagen die Jagd, um den edlen Siegfried zu verderben, der so eben seinen aufopferungsfähigen Sinn in der Bereitwilligkeit zum Kampfe gegen Sachsen und Dänen bewiesen hatte. Und wie Macbeth in seiner Behausung, das heilige Gastrecht verletzend, den milden Dunkan, seinen Verwandten, ermordet, von dem er so eben so viele Wohlthaten und Ehren erfahren, so

läßt Günther verrätherisch die Ermordung des edlen Mannes zu, den vor Verrath zu schützen, ihm Verwandtschaft, Dankbarkeit und Gastfreundschaft gebieten sollten. Ganz dieselbe schwache und unwürdige Stellung nimmt Günther ein, als der Nibelungenhort der Chriemhild durch Hagen entrissen wird. Günther war mit Chriemhild seit jahrelanger Spannung wieder versöhnt; den Einflüsterungen des Verführers Hagen, daß die Freigebigkeit Chriemhilds den Burgunden verderblich werden könne, setzt er die Hinweisung entgegen, daß Chriemhild ihr Eigenthum vertheile; er hebt den Eid hervor, den er geschworen, ihr kein Leid zufügen zu wollen; er will ihn halten, sagt er; ist sie doch seine Schwester. Aber er unterliegt wieder der Beharrlichkeit des boshaften Hagen, welcher „die Schuld auf sich nehmen will;" er vergißt seinen Eid und läßt die That zu, die er verhindern sollte (Str. 1069 — 1072). Diese Schwäche Günthers, welcher nie aus eigner selbständiger Kraft handeln kann, tritt auch hervor, wo er edel erscheint. Die Vermählung Etzels mit Chriemhild widerräth Hagen, der mit richtiger Voraussicht auf die Gefahr hindeutet, welche von dieser Verbindung den Burgunden droht; Günther fürchtet diese Gefahr nicht, aus Mangel an Einsicht; er hindert daher die Verbindung nicht; denn er will der Schwester gern alles von Liebe gönnen, was ihr wiederfahren mag; aber wenn Hagen hier seinen Willen nicht durchsetzen kann, so war es nur deßhalb nicht, weil auch Gernot und Gieselherr entschieden für Chriemhilds Verbindung mit Etzel sprachen, und Günther in ihnen einen kräftigen Beistand hatte. Nicht anders verhält es sich mit dem Entschlusse der Burgunden, der Einladung Etzels zu folgen; Hagen sucht ihn zu hintertreiben, weil er die Rache Chriemhilds mit Recht fürchtet; aber Hagens Wille wird nicht durch Günthers, sondern durch Gernots und Gieselherrs Kraft überwunden, welche zu der Reise rathen. So geht nun Günther zu den Hunnen in sein Verderben, das ihn als Nemesis trifft für die Treulosigkeit, die er an Siegfried und Chriemhild begangen. Die Burgunden konnten ihren Untergang vermeiden, wenn sie den Hagen der Rache der Chriemhild auslieferten; aber Gernot und Gieselherr verweigern die Auslieferung, weil sie sich einer Treulosigkeit an Hagen schuldig machen würden. Günther schweigt; will die Dichtung durch dieses Schweigen die Schwäche Günthers bezeichnen, welcher auch hier zur Treulosigkeit bereit wäre, wenn der Wille der Brüder ihm nicht entgegenstände (Str. 2042)? Zuletzt

in der furchtbaren Katastrophe beweist Günther männliche Tapferkeit; der sonst durch Schwäche so verächtliche Mann versöhnt durch Muth und Kraft am Ende seines Lebens. Allein die Dichtung fällt auch hier nicht aus dem Tone der Charakteristik; einmal sind Tapferkeit und kriegerischer Muth allgemeine Eigenschaften in einem heroischen Zeitalter; dann aber entschließt sich Günther zur Tapferkeit nur durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse getrieben.

Eine größere Selbständigkeit als Günther entwickeln Gernot und Gieselherr. Gernot macht den Eindruck einer raschen, handelnden Persönlichkeit. Beide Brüder betheiligen sich nicht an der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird; beide verabscheuen offenbar den Mord, beide beklagen mit Thränen den ermordeten Siegfried; aber beide machen keinen energischen Versuch ihn zu hindern. Die Schwäche der Widerstandslosigkeit ist ihre Schuld und beide verfallen dafür später der tragischen Vergeltung anheim. Beide beweisen dem heimkehrenden Siegmund, Siegfrieds Vater, ihre Theilname, wobei Gernot einer Lüge sich schuldig macht (Str. 1037 und 808). Beide trösten die Chriemhild, und Gernot bestimmt sie an dem Hofe der Burgunden zu bleiben; beide treten gegen die Beraubung Chriemhildens auf, unterliegen aber der ausdauernden Bosheit Hagens; beide sprechen im Angesichte der Todes gegen die Auslieferung Hagens an Chriemhild und wollten nicht gerettet sein durch eine Untreue. Von beiden Brüdern ist es besonders Gieselherr, der durch seine Jugend, durch die Anmuth seiner Sitten, durch sein tieferes Gemüth Chriemhilds Herzen am nächsten steht (Str. 1038), den in die Katastrophe der Rache hineinzureißen ihrem Herzen am schwersten fällt. Die Dichtung erhöht die milde Schönheit von Gieselherrs Charakter noch durch seine Verlobung mit Dietlinden, Rüdegers lieblicher Tochter. Damit aber die zarteren Regungen seines Gemüthes nicht in Weichlichkeit ausarten, schließt sich Gieselherrs Persönlichkeit in der Offenheit, Treue und Tapferkeit fest zusammen, und die Schwäche, die er bei Siegfrieds Ermordung beweist, kommt mehr auf Rechnung seiner noch zu großen Jugend.

Welch' eine große Bedeutung der Charakter des Dietrich in unserer Dichtung hat, erörtere ich später. Die übrigen männlichen Gestalten ragen minder hervor; eine scharf ausgeprägte Individualität haben sie alle. Diese Männer sind tapfer und todesverachtend; aber diese Eigenschaften erscheinen bei jedem in besonderer Färbung. Man

denke nur an Wolfart, für welchen der Kampf gleichsam ein Fest ist, der, von Gieselherr tödtlich getroffen, alle Klage um seinetwillen verbittet, stolz auf den Tod, den er von eines Königs Händen gefunden; man denke an Dankwart, der den Eingang des Saales zu bewachen hat und während der Gefahr scherzt.

Die weiblichen Charaktere unserer Dichtung, welche neben Chriemhild auftreten, sind gleichfalls durch Mannigfaltigkeit ausgezeichnet. Ute, Chriemhilds Mutter, Siegelinde, Siegfrieds Mutter, Götelinde, Rüdegers Gattin, haben den gemeinschaftlichen Zug, liebende Mütter, sorgsame Hausfrauen, freigebig und mildthätig zu sein; aber es sind wesentliche Schattirungen vorhanden, durch welche sich diese Frauen von einander unterscheiden. So ist der Ute die Fähigkeit der Weissagung in Form der Traumdeutung geliehen; und wie sie in diesem Zuge ganz an die altgermanische Sitte erinnert, nach welcher die Frauen als höher begabte, der Weissagung fähige Wesen angeschaut wurden, so ist ihr auch wieder die mittelalterlich-christliche Neigung zu frommen Stiftungen eigen, welche sie in der Gründung der Abtei Lorch darthut. Am meisten ziehen unter den weiblichen Persönlichkeiten neben Chriemhild unsere Aufmerksamkeit auf sich die liebenswürdige Dietlinde und die abenteuerliche, seltsame Brunhild. Wir haben aber gesehen, wie der letzte Dichter die gewaltige Sage im Sinne der Idee ansah, daß Liebe Leid bringe; diese Idee prägt sich nicht allein in Chriemhilds, sondern auch in Dietlindens und Brunhilds Schicksalen aus. Alle drei sind Gestalten, deren eigenthümlichste Bedeutung von jenem Geiste des Minnegesangs erschaffen wurde, der zu Anfang des 13. Jahrhunderts in der höchsten Blüthe stand. Die Minne erscheint in diesen drei Gestalten in ihren wesentlichsten Formen der Verlobung und Ehe; und wie unendlich verschieden auch Brunhild und Chriemhild sind, eine Eigenschaft haben sie gemeinschaftlich, die der Treue gegen ihre Gatten. Denn Brunhilds Rachsucht stammt aus ihrem Schmerze, daß die Treue in Zweifel gezogen wird, deren sie sich gegen ihren Gemahl bewußt ist. Und so sehen wir denn, wie diesen Frauen aus der Liebe Leid entspringt in der verschiedensten Weise. Das tiefste Leid erfährt Chriemhild, wie wir gesehen haben; aber auch Dietlindens Schicksal nimmt unsere ganze Theilnahme in Anspruch. An der Schwelle eines schönen Glückes stehend, im Begriff, in Verbindung mit einem Manne das Leben zu durchwandeln, dessen schöner Charakter eine Bürgschaft für eine freundliche Zukunft ist,

erfährt sie den herbsten Verlust; als Braut schon wird sie Wittwe; und ihr späteres Leben hat den Vater und den Verlobten zu beweinen, die einem feindlichen Geschicke, in feindlichen Reihen einander gegenüberstehend, zum Opfer fielen. —

Brunhild ist der vollkommenste Gegensatz von Chriemhild und dadurch ganz geeignet, uns die Tiefe des Charakters der Chriemhild noch mehr zu erkennen zu geben. Brunhilds Wesen ist ganz äußerlich, während Chriemhild eine rein innerliche Natur ist. Die Jungfrau Brunhild ist stolz auf körperliche Kraft, und nicht Liebe, sondern die höhere Körperkraft ist der Preis, um den sie sich in die Ehe begiebt. Chriemhild dagegen lebt schon als Jungfrau ein tiefes Gemüthsleben und wird nicht durch äußern Glanz, sondern nur durch Liebe und sittliche Schönheit gefesselt. Brunhild ist ängstlich um ihren Besitz, Chriemhild ist freigebig; die eine begierig nach Macht und nur darum Günthern angehörig, weil er ein mächtiger König ist; die andere will die Macht nur, um den theuern Gatten damit geschmückt zu sehen. Während die prahlerische Körperkraft der einen in der Ehe, wo die sittliche Kraft sich zu bewähren hat, verschwindet, steigt die andere durch Zärtlichkeit und Sorgfalt, die sie dem Gatten beweist, in unserm Urtheile nur noch höher. Brunhild interessirt mehr in der Ferne durch das, was sie besitzt, was sie umgiebt, nicht durch ihr inneres Sein; auf einer fernen, vom stürmischen Meere umwogten Insel herrscht sie, eine seltsame Burg mit 86 Thürmen ist ihre Wohnung, in schneeweißem Gewande am Fenster stehend, zieht sie die Augen Günthers auf sich, in der goldglänzenden Rüstung erscheint sie zum Kampfe, — während der Dichter die anspruchslose Schönheit der Chriemhild mit dem milden und lauteren Scheine des Mondes vergleicht (Str. 282), und von allen Kennern Chriemhilden der Preis der Schönheit zuerkannt wird (Str. 550). Daher mußte Brunhild in der Dichtung wegen ihrer flachen, bald erschöpften Natur bald zurücktreten *), während Chriemhild durch Schicksale bedeutend und durch die Gewalt ihrer Leidenschaft furchtbar werden mußte. Durch ihren Stolz auf die äußere Macht, als den wesentlichsten Zug ihrer

*) In Str. 806 tritt Brunhild zuletzt handelnd auf; dann kommt sie Str. 1040 vor, wo ihres Uebermuthes und ihrer Gleichgültigkeit gegen Chriemhilds Schmerz Erwähnung geschieht. In Str. 1425 und 1426 wird sie noch einmal genannt, ohne daß es wesentlich wäre.

oberflächlichen Gesinnung, giebt Brunhild die Veranlassung zu jenem unseligen Streite mit Chriemhild. Dieser Stolz Brunhilds ist schon dadurch gekränkt, daß ihre Schwägerin Chriemhild mit einem Dienstmanne, wofür sie den Siegfried halten muß, vermählt wird (Str. 574); dann aber will sie diesen Stolz in der Ueberlegenheit der Macht ihres Gemahls genießen; sie erträgt es mit Unmuth, daß der vermeintliche Vasall Siegfried mit seiner Gattin nicht am Hofe der Burgunden zum Dienste erscheint (Str. 667). Sie veranlaßt die Einladung Siegfrieds, und in dem verhängnißvollen Gespräche mit Chriemhild will sie Siegfried mit Günther nicht verglichen, geschweige über ihren Gemahl gestellt wissen, da Siegfried Günthers Vasall sei (Str. 764). Chriemhild fühlt sich gekränkt durch die ihr unbegreifliche Behauptung, daß ihr Gemahl ein Vasall, sie die Gattin eines Vasallen sein solle, es entsteht von ihrer Seite der kränkendere Vorwurf, daß Brunhilds Keuschheit befleckt sei (Str. 782). Unsäglich ist Brunhilds Schmerz und Zorn (Str. 806); ihre wahre Ehre ist gekränkt; ihrer Reinheit sich bewußt, sucht sie Rache für einen so schimpflichen Vorwurf. Die Treue und der Ruf der Treue gilt ihr Alles; in diesem Zuge zeigt sie sich verflochten mit der Idee des ganzen Epos, in welchem die Treue so hoch gehalten und der Liebe Leid aus ihr abgeleitet ist.

Halberstadt. **Dr. Hense.**

(Schluß folgt).

Zur Kenntniß

der

volksmundartlichen Literatur

Italiens.

(Zweiter Artikel.)

Alle bisher genannten Bestandtheile der volksmundartlichen Literatur gehören der eigentlichen Volkspoesie im engeren Sinne des Wortes an. Bei ihnen ist also der Gebrauch der Mundarten eine durchaus natürliche Erscheinung, und selbst im regelmäßigen Lustspiele rechtfertigt er sich durch seine Tendenz. Nunmehr haben wir es mit demjenigen Theile der mundartlichen Literatur zu thun, deren Darstellung der eigentliche Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes ist, d. h. derjenigen, welche ihren Ursprung dem Partikularismus der einzelnen Länder in Verbindung mit dem verkehrten (oder wenigstens gestörten) Entwickelungsgange der Gesammtsprache verdankt.

Nach dem, was wir oben über diese beiden Faktoren der mundartlichen Poesie gesagt haben, muß dieselbe in vollständiger Berechtigung, ja als eine historische Nothwendigkeit erscheinen. Ebenso natürlich ist es, daß sie sich am reichsten in denjenigen Ländern Italiens ausbildete, welche sich vermöge ihrer Lage, ihrer Größe, ihrer politischen Verhältnisse und in Folge des Geistes ihrer Bevölkerung der größeren Selbständigkeit erfreuten. Zwar war der Partikularismus der einzelnen Staten und Stätchen, Landschaften und Städte in dieser Beziehung schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so groß geworden, daß auch selbst die unbedeutendsten, so fern sie nur überhaupt eine eigene Mundart besaßen, den Anlauf zu einer mundartlichen Poesie nahmen, und es giebt fast keine einzige italienische Mundart, welche nicht wenigstens Proben einer solchen aufzuweisen hätte. Daß es aber bei den kleineren und einflußloseren bei bloßen Versuchen blieb, während es den größeren und selbständigeren gelang,

ihre mundartliche Poesie durch Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit herabzuführen, liegt in der Natur der Sache.

Hiermit im Einklange sind es, wie wir schon oben bemerkt haben, die Mundarten Venedigs, Neapels und der Insel Sizilien, welche den ausgedehntesten Gebrauch in der Poesie gefunden haben. Ihnen zunächst in dieser Beziehung steht die mailändische Mundart. Diese vier sind es auch eigentlich, welche in Betracht kommen können, wenn von einer besonderen mundartlichen Literatur, im Gegensatze der Nationalliteratur die Rede ist, theils wegen der großen Anzahl der in ihnen vorhandenen literarischen Erzeugnisse, theils weil sich gerade in diesen ein selbständiger und eigenthümlicher Charakter kund giebt. Vielleicht kann es die bolognesische Mundart an Reichthum ihrer Literatur mit der von Mailand aufnehmen; aber die bolognesische Poesie bewegt sich zu einseitig in dem Gebiete des Burlesken, als daß ihre Erzeugnisse für viel mehr denn bloße Kuriositäten zu achten wären*). Eben so wenig können die Mundarten von Genua, Bergamo, Verona, Padua, Friaul, Modena, Rom, Sardinien, Korsika und Kalabrien hier besonders in Betracht kommen. In allen diesen haben sich Dichter versucht, einige sogar nicht ohne Glück; aber es ist bei den Versuchen geblieben; sie sind nicht über das kleine Gebiet der Mundart hinaus bekannt geworden, sie haben keinen eigenthümlichen Charakter, noch gaben sie Anlaß zu einer selbständigen Fortentwickelung, welche den Namen einer eigenen Literatur rechtfertigen könnte **).

Nur in einem besonderen Bestandtheile der mundartlichen Literatur, welchen wir eigens erwähnen müssen, kommen alle, oder doch die meisten dieser sonst literarisch unbedeutenden Mundarten mit in

---

*) Es giebt eine Sammlung des Vorzüglichsten darunter, u. d. T. Collezione di componimenti scelti in idioma bolognese. Bologna 1827 — 40. 7 Vol. 12.

**) Von Allem, was bis jetzt über die italienischen Mundarten und ihre Literatur geschrieben worden, ist die Abhandlung von Fernow (im 3. Bande seiner römischen Studien) noch immer das Beste. F. hatte einen großen Theil seines Lebens in Italien zugebracht; er kannte die Italiener, ihre Sitten und ihre Sprache auf das Genaueste; er war ein feiner und scharfer Beobachter. Als Sprachforscher aber stand er nicht über seiner Zeit und deshalb ist der grammatikalische Theil seiner Abhandlung gegenwärtig nur noch als eine gute Materialiensammlung zu benutzen. Der literarisch-bibliographische Theil, obgleich höchst verdienstlich, kann in unserer Zeit sehr vervollständigt wer-

Betracht. Es sind dies die Uebersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen sowohl italienischer wie auch griechischer und lateinischer Dichter, und zwar waren es vorzugsweise die berühmten nationalen Epopöen dieser Literaturen, die Ilias, die Aeneis, der Orlando furioso und die Gerusalemme liberata, welche dieser Ehre würdig gefunden wurden. Besonders war das letztgenannte Epos eine willkommene Beute für die mundartlichen Uebersetzer und Bearbeiter, und es giebt fast keine italienische Mundart, welche nicht ihre Uebersetzung der Gerusalemme besäße. Die älteste derselben scheint die venezianische von Tommaso Mondini (1591) zu sein, und diese war es auch, aus der die venezianischen Gondolieri Strophen zu singen pflegten. Ihr folgten im 17. Jahrhundert eine bolognesische von Franc. Negri (1628), eine bergamaskische von Carlo Assonica (1670), eine neapolitanische von Gebr. Fasano (1689), einige Gesänge einer kalabresischen von einem Ungenannten, und einige Gesänge in der Mundart v. Perugia von Ces. Patrizi, die aber bis jetzt ungedruckt ist; im 18. Jahhundert aber eine vollständige kalabresische von C. Cusentino (1737), die vortreffliche genuesische von 6 verschiedenen Verfassern (1755) und die gleichfalls sehr berühmte mailändische von Balestrieri (1772).

Vom Orlando sind nur 7 mundartliche Bearbeitungen vorhanden, und unter diesen ist nur die bergamasker (a. d. 17. Jahrh.) vollständig, eine paduanische (1572) enthält die drei ersten Gesänge, die übrigen, wie die älteste von allen, gleichfalls eine paduanische (1558), eine genuesische (1588), zwei venezianische von B. Clario (1554) und von M. Pino (1573) und eine noch ungedruckte genuesische (a. d. 17. Jahrh.), beschränken sich auf den ersten Gesang.

Die meisten dieser Bearbeitungen sind, wie schon Fernow *) richtig bemerkte, nicht sowohl Uebersetzungen als vielmehr Travestieen ihrer Originale, und hierin sieht derselbe den Grund, weshalb die ernste Gerusalemme öfter und vollständiger in die Mundarten übertragen

---

den. Auch betrachtete F. die mundartliche Literatur zu sehr als eine bloße Volksliteratur im engeren Sinne. Vortrefflich aber und eben so sehr von fleißiger Forschung, wie von philosophischem Blicke zeugend, ist die Einleitung über die Entstehung und Ausbildung der Sprache und ihrer Dialekte.

*) a. a. O. p. 535.

sei, als der schon an und für sich heitere Orlando. Dies ist allerdings zuzugeben; vielleicht aber schützte den Ariost auch seine größere Popularität mehr vor dergleichen Travestirungen.

Von Guarini's pastor fido sind zwei mundartliche Uebersetzungen vorhanden, eine noch ungedruckte bergamaskische (1600) und eine neapolitanische (1628).

Unter den Bearbeitungen der Römer und Griechen scheint der bergamaskische Ovid (1630) die älteste zu sein. Von Virgil existirt eine sizilianische Uebersetzung (1699), von Phädrus gleichfalls eine neapolitanische (1784). Die des Homer datiren alle aus dem vor. Jahrhundert, und zwar zwei der Ilias, eine von Baoratti in einem Gemisch verschiedener lombardischer Mundarten (1788) und eine neapolitanische von Capasso (1761); endlich eine Batrachomyomachie von Pagano (1747). Die Odyssee hat auffallender Weise keinen Uebersetzer gefunden.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht wenden wir uns zu einem Ueberblick der eigenen Literatur derjenigen Mundarten, denen wir eine solche zuzuschreiben berechtigt sind, und zwar betrachten wir zuerst

I. die venezianische Literatur *).

Wer hat je die „Königin der Adria“ besucht und sich nicht der sanften und lieblichen Sprache ihrer Bewohner gefreut, der süßesten und wohltönendsten aller italienischen Mundarten, warm und weich wie die Atmosphäre, welche über den Lagunen lagert. Die Venezianer wissen es auch, daß ihre Sprache schön ist. Vielleicht hängt kein anderer italienischer Stamm mit solcher Liebe an seinem Idiom, wie sie, und die Nachkommen der Tiepoli, Foscari und Morosini sind so stolz darauf, wie der geringste Arsenalarbeiter. Man hört wenigstens tagtäglich das Venezianisch von Leuten reden, aus deren Munde man das reinste Toskanisch erwartete. Die Alles vernichtende Zeit wird vielleicht auch hierin Manches ändern. Eine der eifrigsten Be-

---

*) Um die venezianische Literatur hat sich der berühmte Bibliograph Bart. Gamba, ehemals Bibliothekar der Markusbibliothek, große Verdienste erworben, sowohl durch seine vortreffliche Bibliographie Serie degli scritti impressi in dialetto Veneziano. Venezia 1832. 12., wie durch die Herausgabe einer Auswahl venezianischer Poesien u. d. T. Collezione delle migliori opere in dialetto veneziano. Venezia 1817 seq. 14 Vol. 12. Von dem großen Werke des Dogen Foscarini Storia delle litteratura veneziana ist leider nur der erste Band (Padova 1752. fol.) erschienen.

schützerinnen des Venezianischen als Umgangssprache der höheren Stände, war die geistreiche, 1839 in hohem Alter verstorbene Gräfin Benzoni, in deren Salons sich auch Lord Byron bewegte und welche die Heldin der reizenden Barcarole Lamberti's:

La biondina in gondoletta
L'altra sera gho mená ec. *)

gewesen sein soll.

Da die venezianische Mundart weit über die Lagunen hinaus, fast über das ganze ehemalige Gebiet der Republik, also über einen bedeutenden Theil des nordöstlichen Festlandes von Italien und über die Nordostküsten des adriatischen Meeres verbreitet ist, so zerfällt sie in verschiedene Varietäten, welche auch in dem schriftlichen Gebrauche derselben erkennbar sind. Ja selbst in den Lagunen ist sie nicht gleich, wie denn die Mundart von Chioggia etwas von der der Stadt Venedig abweicht. Die letztere ist die in der poetischen Literatur vorherrschende, und die venezianischen Dichter haben sich zu allen Zeiten bemüht, gerade das Idiom der Stadt so rein wie möglich zu schreiben.

Wie früh die Venezianer sich ihres Idioms schriftlich bedienten, dafür zeugen Inschriften verschiedener öffentlichen und Privatgebäude Venedigs, deren älteste vom Jahre 1137 datirt. Der literarische Gebrauch beginnt im 13. Jahrhundert mit mehreren wichtigen, aber noch ungedruckten Chroniken. Auch der berühmte Reisende Marco Polo soll seine Reisetagebücher, il Milione betitelt, ursprünglich in venezianischer Mundart abgefaßt haben; leider aber besitzen wir sie in dieser Gestalt nicht mehr. Von besonderem Interesse aber ist ein auf uns gekommenes Gedicht von 108 Zeilen aus dem 13. Jahrhundert, die Klagen einer Frau über die Abwesenheit ihres auf dem Kreuzzuge begriffenen Mannes enthaltend, wahrscheinlich ein Ueberbleibsel einer vielleicht schon damals nicht unbedeutenden Volkspoesie. Als Sprachprobe mag der Anfang dieses kleinen Gedichtes, in welchem die Grundzüge der heutigen Mundart unverkennbar sind, hier stehen.

Responder voi a dona Frixa **)
Ke me conseia en la soa guisa,
E dis keo lasse ogni grameza
Vezando me senza alegreza;

*) Eine der schönsten Blüthen venezianischer Volkspoesie; mitgetheilt in Müller-Wolf's Egeria.

**) Das venezianische x ist gleich einem scharfen s.

Ke me mario sene andao
Kel me cor cum lui a portao
Et eo cum ti me deo confortare
Fin kel starà de là da mare ec. ec.

Der Sieg, welchen die Nazionalsprache im Laufe des 14. und 15. Jahrh. über die einzelnen Dialekte davon trug, erstreckte sich natürlich auch auf den venezianischen. Doch brachte es Venedigs abgeschlossenes und eigenthümliches Staats- und Volksleben mit sich, daß der schriftliche Gebrauch des lokalen Idioms nicht so schnell gänzlich aufgegeben wurde. Derselbe dauerte vielmehr neben dem des Italienischen noch während des ganzen 15. Jahrhunderts fort, namentlich in Schriften von rein vaterstädtischem Interesse. Dahin gehört die in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. abgefaßte Uebersetzung der Assisen des lateinischen Kaiserthums unter dem Titel: Libro de le Uxanze de lo imperio de Romania ec. bei Canciani Leg. Barbar. Tom. III. p. 493. sq., ferner die Statuti de Venezia facti per li incliti et serenissimi duxi de la dicta cità. Venez. 1477 fol., welche der Doge Giac. Tiepolo aus dem Lateinischen übersetzen ließ, u. m. A. Auch Seitens der Regierung wurde vielfach selbst durch Gesetze für die Erhaltung der Mundart gesorgt. Aber obgleich ihr Gebrauch in Reden vor Gericht und im Senate zur Pflicht gemacht wurde, so ist von denselben doch nichts auf unsere Zeiten gekommen, weil die Reden zwar in der Mundärt gehalten, aber in der Schriftsprache aufgezeichnet wurden.

Den Reigen der venezianischen Dichtkunst eröffnet ein kleines Epos in 130 Oktaven aus d. J. 1521. Jährlich an einem bestimmten Tage fand in Venedig zwischen den Arsenalarbeitern (castellani) und den Stadtarbeitern (nicolotti) ein scherzhafter Faustkampf statt, vermuthlich zum Andenken an frühere ernstliche Kämpfe zwischen beiden Parteien. Eine poetische Schilderung dieses sehr populären Festes, wie es am St. Simeonstage 1521 stattfand, enthält jenes erwähnte kleine Heldengedicht von unbekanntem Verfasser: La guerra de' pugni fra Castellani e Nicolotti, wahrscheinlich schon 1521 verfaßt, aber zuerst 1603 gedruckt. Nach dieser einzigen bekannten, aber sehr inkorrekten Ausgabe hat es Gamba verbessert in seiner Collezione ec. Tom. I. p. 15. wieder herausgegeben. Es ist ganz im Style der italienischen komischen Epopöen geschrieben und schildert den Kampf mit äußerst lebhaften Farben und treffendem Humor, zugleich aber

auch mit jener Derbheit und Rücksichtslosigkeit des Ausdrucks, welcher der venezianischen Dichtkunst zu allen Zeiten eigen gewesen ist.

Der erste namhafte venezianische Dichter ist jener Andrea Calmo, welchen wir schon oben als Verfasser von Komödien in verschiedenen Mundarten kennen gelernt haben. Er war im Jahre 1510 als Sohn eines armen Gondoliers geboren und von diesem zum geistlichen Stande bestimmt, weshalb er eine sehr gute Erziehung erhielt. Aber seine natürliche Neigung zog ihn zum Theater, auf welchem er bald durch seine ausgezeichnete Darstellung lokaler Charaktere der Liebling des Publikums wurde. Er starb 1571. Er hat außer den erwähnten Komödien und einer Anzahl Briefen (zum Theil auch in venezianischer Mundart) verschiedene Gedichte, als Sonette, Canzonen, Madrigale u. s. w. geschrieben, durch welche er sich einen Ruf bis über die Gränzen der venezianischen Mundart hinaus erwarb. Seine besten Poesien sind aber seine Fischer- und Schäfereklogen, welche letztere als die ersten Versuche im Schäferdrama betrachtet werden müssen. Seine Komödien sind das Beste in dieser Art, was die mundartliche Literatur Italiens aufzuweisen hat. Sie gaben zu einer großen Anzahl von Nachahmungen Anlaß, zum Theil gleichfalls in einem Gemisch verschiedener Mundarten, zum Theil durchgehends venezianisch. Aber keine von allen erreichte den anmuthigen Humor ihrer Vorbilder. Eine Ausgabe von Calmo's sämmtlichen venezianischen Poesien erschien in Treviso 1600.

Als Schauspieler hatte Calmo einen bedeutenden Nebenbuhler an Antonio Molino, genannt Burchiella. Derselbe war im ersten Viertheil des 16. Jahrh. geboren, widmete sich anfangs dem Handel und bereiste in Geschäften einen Theil der Levante. Seine Mußestunden füllte er mit Komödienspielen aus, und legte besonders in Kandia und Korfu Proben seines deklamatorischen Talents ab. Nach seiner Rückkehr nach Venedig stiftete er daselbst eine Art von musikalischer Akademie, welche so vielen Anklang fand, daß er sie zu einem Theater erweiterte. Sein auf Reisen erworbenes Talent, verschiedene Sprachen und Dialekte zu reden, beutete er als Schauspieler vortrefflich aus, und sein Theater erhielt bald großen Zulauf. Wenn er spielte, sagt Lud. Dolce, vermochte der Raum fast nie die Menge des schaulustigen Publikums zu fassen. Er scheint nicht selbst Lustspiele geschrieben, sondern nur die Anderer zu seinen Zwecken zugestutzt zu haben. Dagegen versuchte er sich in anderen Fächern der Poesie.

Außer vielen lyrischen Poesien, welche noch handschriftlich in der Marcusbibliothek aufbewahrt werden, haben wir von ihm zwei merkwürdige, aber auch höchst seltene Gedichte. Das eine ist ein Heldengedicht: I fatti e le prodezze di Manoli Blessi Strathioto. Venez. 1561. 4., eine Nachahmung des rasenden Roland, deren Held ein dalmatinischer Hauptmann ist. Es ist nicht in reinem Venezianisch, sondern in derjenigen Abart dieser Mundart geschrieben, welche in Dalmatien gesprochen wird und stark mit Neugriechisch versetzt ist. In dem zweiten: Barzeleta de quattro compagni strathioti de Albania ec. ec. Venez. 1570. 8. erzählt er unter dem Namen seines genannten Helden, und gleichfalls in griechisch-venezianischem Idiom, eine von ihm selbst gemachte Reise nach Rußland und durch Polen, Oestreich und Tirol zurück nach Venedig.

Der größten Berühmtheit und Popularität aber erfreute sich um diese Zeit der Naspo bizaro, ein burleskes Gedicht in 4 Gesängen von Aless. Caravia. Den Inhalt bilden die Liebesklagen und Vorwürfe, die der Arsenalarbeiter Naspo (das Wort bedeutet eigentlich: Garnwinde und scheint ein unter den Arsenalarbeitern häufig vorkommender Spitzname gewesen zu sein) an seine Geliebte Cate Biriota (Käthchen aus dem Stadttheil de' birri), die ihm Anlaß zur Eifersucht gegeben hat, richtet. Er erreicht seinen Zweck; Käthchen bereut und wird seine Frau. Dies kleine Opus erschien zuerst 1565. 4. und ist seitdem sehr oft theils in Venedig, theils in Treviso wieder abgedruckt worden. Schon in der zweiten Ausgabe erhielt es als Fortsetzung ein Capitolo in Terzinen, in welchem Naspo seine Heirath bitter bereut. Das ganze Gedicht verdient seinen Ruhm sowohl als treues Gemälde der venezianischen Sitten, wie durch seinen treffenden Witz, den allerdings nur derjenige empfinden kann, der den venezianischen Dialekt genau kennt.

Eine Sammlung verschiedener venezianischer Poesien meistens lyrischen Inhalts gab ein gewisser Modesto Pino unter dem Titel La Caravana. Venez. 1573. 8. heraus. Obgleich er sich nur für den Sammler ausgiebt, so ist er doch wohl der eigentliche Verfasser, und er brauchte sich der Autorschaft nicht zu schämen; denn es finden sich allerliebste Gedichte in diesem Buche, wogegen allerdings auch wieder andere durch venezianische Ungenirtheit entstellt sind. Ungeachtet die Sammlung mehr als ein halbes Dutzend Auflagen erlebte, gehört sie doch jetzt zu den großen Seltenheiten.

Auch Männer aus den höchsten Klassen der Gesellschaft bedienten sich jetzt der venezianischen Mundart als Organ ihrer Poesien. Der größte venezianische Dichter jener Zeit war ein Nobile, Maffeo Veniero, ein Neffe des als italienischer Dichter berühmten Domenico Veniero. Er war 1550 zu Venedig geboren und bestieg, nachdem er große Reisen gemacht und an den Höfen verschiedener Fürsten gelebt hatte, noch sehr jung den erzbischöflichen Stuhl von Korfu, starb jedoch schon 1586 auf einer Reise nach Rom eines plötzlichen Todes. Er dichtete italienisch und venezianisch. Die Poesien in letzterer Mundart sind die vorzüglichsten, schlummern aber leider zum großen Theil noch ungedruckt auf der Markusbibliothek. Was davon in der Ausgabe: Venedig. 1613. 12. im Druck erschienen ist, kann nur den Wunsch erwecken, mehr von Veniero's Poesien kennen zu lernen. Er hat namentlich zuerst gezeigt, wie sehr die venezianische Mundart sich zur Behandlung ernster Stoffe eignet. Dasjenige seiner Gedichte jedoch, um dessentwillen ihn die Venezianer als ihren vorzüglichsten Dichter verehren, und welches ihn auch im ganzen übrigen Italien bekannt machte, ist die berühmte Canzone la Strazzosa (die Zerlumpte). In dieser wird das Glück zweier Liebenden in einer ärmlichen Häuslichkeit geschildert, und zwar ganz im Styl und in der Manier Petrarca's, welche hier auf's Trefflichste kopirt sind. Die glückliche Wahl der Bilder und die ächt komische Kraft bei aller tiefen Gemüthlichkeit müssen auch den ernsthaftesten Mund in Falten ziehen, und nur die Beschränktheit des Raumes hält uns ab, diese Perle der komischen Poesie hier in ihrer ganzen Länge mitzutheilen. Doch können wir es uns nicht versagen, wenigstens einige Stellen daraus hier folgen zu lassen, welche mit Hülfe des kleinen Glossars leicht verständlich sein werden.

— — — — — — — —

In pe[1]) d'un papagà se arlieva[2]) un' oca,
In pe d'un cagnoleto
Gh' è[3]) un porcheto zentil che basa in boca,
Vezzoso animaleto,
Soave compagnia, dolce concerto!
L'oca, la gata e tuti,
La vechia, el porco, i puti,
Le galine, el mi' amor sot' un coverto,
Ma in cento parte averto
Onde la Luna e'l Sol
Fa tanto pi'[4]) la casa aliegra e chiara
Come soto un storiol[5])
Sconde Fortuna avara
Una zogia,[6]) una perla in le scoazze,[7])
Un' estrema belezza in molte strazze[8])

[1]) In vece. [2]) nutrire, educare. [3]) egli è, si è. [4]) più. [5]) stoja. [6]) gioja. [7]) immundizia. [8]) cenci.

El concolo del pan[9]) stropa[10]) un balcon
Che no ha scuri[11]) nè veri,[12])
Magna in pugno ciascun co' fa el falcon
Senza tola[13]) o tagieri;[14])
Stà la famegia intorno a la pignata[15])
A aspetar che sia coto;
Ognun beve in t' un[16]) goto,[17])
E tuti sguazza a un bezzo de salata.
Vita vera e beata!
Un linzuol fà per sie[18])
Che da un dì a l'altro è marizà dal fumo;
Man, teste, brazza e pie
Stà in t' un, tuti in t' un grumo,
Onde se vede un ordene a grotesche
De persone, de bestie e de baltresche.

In casa chi xe[20]) in camera xe in sala,
Chi è in sala è in magazen,
Gh' è nome[21]) un leto in t'una sotoscala
Dove in brazzo al mio ben
Passo le note de dolcezza piene;
Seben la pioza e'l vento
Ne vien talvolta drento
A rinfrescar l'amor su per le rene.
Note care e serene!
Caro liogo[22]) amoroso!
Beltà celeste in povera schiavina!
Togia[23]) un leto pomposo
Chi ha drento una Gambrina,
Chè fa in lù[24]) quel' efeto un viso d'orca
Che in bela cheba una gazola[25]) sporca.

Der Schluß heißt:

Canzon mia repezzà,[26])
Sti è[27]) per sorte represa, e ti reprendi
Chi te reprenderà;
Mostra che ti la intendi,
E di', che sti no ha drapi de veluo
Che quel ch' è Dio d'Amor va sempre nuo.

Aber Veniero war keineswegs der Einzige seines Standes, welcher der Poesie in venezianischer Mundart huldigte. Auch ein Morosini, ein Corneo und ein Giov. Querini werden uns als anmuthige Dichter jener Zeit genannt, und von allen diesen finden sich zahlreiche Gedichte handschriftlich in der Markusbibliothek.

Ein Geistesverwandter Veniero's war Angelo Ingegneri, der auch als italienischer Dichter und Prosaist bekannt ist. Er war in Venedig geboren, stand nach und nach bei verschiedenen italienischen Fürsten in Diensten und starb nach einem sehr bewegten Leben im Jahre 1613. Unter seinen venezianischen Gedichten, welche mit denen Veniero's in der oben angeführten Ausgabe zusammengedruckt sind, zeichnet sich eine Canzone zum Lobe Bianca Capello's aus.

Daß die venezianische Mundart zu jener Zeit verbreiteter und

---

[9]) ein Brett, auf welchem das Brot in den Ofen geschoben wird. [10]) tura. [11]) Fensterrahmen. [12]) vetri. [13]) tavola. [14]) taglieri. [15]) pentola. [16]) in un. [17]) bicchiere. [18]) sei. [19]) mucchio, ammasso. [20]) è. [21]) solamente. [22]) luogo. [23]) toglia. [24]) lui. [25]) gazza. [26]) rappezzata. [27]) sti è = se sei.

bekannter war, als irgend eine andere bezeugt eine Sammlung von Briefen in derselben, die unter d. T. Lettere facete e chiribizzose in lingua venetiana zu Paris im Jahre 1588 gedruckt sind. Als Verfasser derselben wird Vicenzo Belando, ein sonst durchaus unbekannter Mann, genannt, und sie sind an verschiedene bekannte und zum Theil hochgestellte Persönlichkeiten Frankreichs und Italiens gerichtet. So interessant diese Sammlung als Denkmal venezianischer Prosa ist, so verwerflich ist ihr Inhalt, durch welchen sie sich einen Platz neben P. Aretino und Genossen verdient hat.

Daß Ereignisse von lokalem Interesse fast nur in der Mundart poetisch gefeiert wurden, versteht sich von selbst. Die Manie, Verse zu machen, war damals in Venedig so groß, daß alle möglichen Vorfälle benutzt wurden, um sie zu befriedigen. Oeffentliche Feste, Ernennungen von Magistratspersonen, Hochzeiten, Einkleidungen von Nonnen, Alles wurde in venezianischen Versen besungen, und wer seine literarischen Forschungen bis zu dieser Spreu ausdehnen wollte, der würde in der Markusbibliothek ein reiches Material finden. Auch unter den zahllosen, bei Gelegenheit des Seesieges von Lepanto abgefaßten Gedichten, von denen es mehrere Sammlungen giebt, ist keins, welches der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente.

So begann das für die schöne Literatur Italiens überhaupt trostlose 17. Jahrhundert auch unter schlechten Auspizien für die venezianische Partikularpoesie, die sich indessen nicht ganz erfüllten; denn bis etwas über die erste Hälfte des Jahrhunderts hinaus trug der einmal kultivirte Boden manche nicht verwerfliche Frucht.

Zunächst ist zu erwähnen Paolo Britti, genannt der Blinde von Venedig, von dessen Lebensumständen weiter nichts bekannt ist, als daß er in seinem 20. Jahre das Gesicht verlor und späterhin durch Verfolgung ins Gefängniß kam, aus welchem er erst nach mehreren Jahren befreit wurde. Er ist Verfasser einer Anzahl von Canzonen oder eigentlich Liedern, welche vom Jahre 1620 an bis um 1640 theils zu Venedig, theils zu Treviso auf einzelnen Blättern gedruckt herauskamen und zu ihrer Zeit eines sehr großen Ruhmes genossen. Sie sind allerdings zum Theil nicht ohne Witz und zeichnen sich durch leichte und harmonische Versifikation aus. Ihr Hauptreiz aber, der in Britti's Art und Weise, sie vorzutragen, bestand, geht für den Leser verloren. Zur Probe seiner Manier hier zwei Strophen einer seiner Canzonen, l'Abbandono betitelt:

Son resolto, son resolto, Signora,
Za[1]) che fè, za che fè sì la granda,
De tirarme da banda.
Per fin che in borsa gh' è sta[2]) del danaro
Mi ho fato el corivo,[3]) el polaco,[4]) el bizaro;
Ma adesso che manca l'arzento
Del tempo mal speso a me costo me pento
A me costo me pento.

Podessè, podessè, domandarme
Da che vien, da che vien ste parole,
Con el dir, le xe fole,[5])
Mi no ve burlo, ma digo da seno,
Sapiè ch' ogni cossa col tempo vien meno.
Anco mi[6]) gera[7]) rico e potente
Ma adesso per vu[8]) no me trovo più gnente
No me trovo più gnente.

Besonders reich ist die venezianische Literatur des 17. Jahrhunderts an Satyren, zu welcher auch der Sittenzustand die vielfältigste Veranlassung gab. Francesco Businello, ein wegen seiner Beredsamkeit geschätzter Advokat, ist Verfasser einer Anzahl von Satyren und Liedern. Von jenen ist nichts, von diesen nur sehr wenig durch den Druck bekannt geworden. Bei seinen Zeitgenossen waren aber seine Gedichte so populär, daß das Volk sie auswendig lernte und auf den Straßen sang. Zu den Satyren gehören zum großen Theil auch die zahlreichen Werke des Vielschreibers Giul. Ces. Bona (oder wie er sich anagrammatisch nannte Gnesio Basapopi), unter denen la gloria de' bezzi overo il trionfo dell'oro. Venez. 1560 am bekanntesten ist, so wie die moralischen Poesien des Dom. Balbi. Die vorzüglichsten eigentlichen Satyren sind aber die von Dario Varotari, u. d. T. il vespajo stuzzicato, satire veneziane. Venezia 1671. 8. Das Buch ist dem Marquis von St. André, damaligem französischen Gesandten bei der Republik, gewidmet und enthält 12 Satyren, deren jeder noch als Anhängsel ein Sonett beigegeben ist. Hier findet sich hin und wieder wirklich poetischer Schwung, ächter Witz und eine kräftige, körnige Sprache. Zur Probe der letzteren hier einige Strophen aus der 11. Satyre gegen die zudringlichen Liebhaber:

[1]) Già. [2]) stato. [3]) credulo. [4]) balordo. [5]) esse son stolte. [6]) anch' io. [7]) era. [8]) voi.

Taco,[1]) amanti can vu la garbinela:[2])
La lanza impugno e sbasso la visiera.
Donca aspetème[3]) pur, che de carriera
Vegno adesso a investirve. Ecome in sela.

— — — — — —

No digo, nò, che amor sia da biasmarse:
Che biasmar no se puol ben de natura.
Digo ch' avè d'onor poca premura;
D'ogni passion bisogna despogiarse.

No increspo miga el fronte, o storzo[4]) el viso;
So che col mondo a principià l'usanza.
In peto human quanto abia amor possanza,
El sò anche mi; no me la togio in riso.

Sò anche mi, che spianar le ruvidezze
Puol amor de l'inzegno e del costume,
E col portarghe intendimento e lume
De la mente sgombrar le stolidezze.

— — — — — —

Reprendo el modo solamente e digo,
Che incontrè volontarii el proprio dano,
Che sè ministri d'ogni vostro afano,
Che perdè i pali e che voghè in caligo.[6])

Als andere Satyriker dieses Jahrhunderts werden Giamb. Grotto, Badoer, und Mocenigo (letztere beide, aus ihrem Namen zu schließen, wahrscheinlich Patrizier), endlich aber ein gewisser Pater Caccia genannt, von dessen Lebensumständen jedoch nichts bekannt ist. Auch ist von den Werken aller dieser Männer nichts gedruckt, als eine Satyre des Pater Caccia, l'Ipocrisia betitelt, welche Gamba im 11. Theile seiner Collezione di poesie Venez. herausgegeben hat. Sie verräth einen Mann von nicht geringem dichterischen Talente, der, begabt mit reicher Phantasie und namentlich mit großer Gewalt über die Sprache, seine Geißel mit aufrichtiger Indignation schwingt. Da heißt es z. B. von den religiösen Heuchlern:

Oh quanti Farisei che soto el scorzo[1])
D' un' indegna pietà move a deliri!
No so dove ch' i trova quei sospiri
Che basta mezo a destuar un torzo.

[1]) Apprieco. [2]) zuffa. [3]) aspettatemi. [4]) torcio. [5]) 2. Pers. Plur., und so auch die folgenden sè, perdè u. s. w. [6]) vogar in caligo = andar alla cieca.
[1]) Buccia.

In chiesa i bate el peto a colpi fieri,
Che quatro un bacalà buta in boconi,
Qualcun par un fachin, ma de quei boni
Che liga e pesta pevere ai spezieri.

Se caminando i vede Cristi o crose[3])
D'un infinito amor sacrato inesto,
I canta in primo ton, *propitius esto*;
Ma dei falseti el ciel no scolta l'ose[4]).

Un tal veste a l'usanza del cicogna
Co le scarpe de bruna e un capelazzo
Che pol servir d'ombrela in Canalazzo
A quei che pesca cievoli[5]) da togna[6]).

— — — — — —

Questo xe quel che loda l'astinenza
Predica familiar dei bachetoni[7]),
Ma el gode un seminario de caponi
Che studia de ingrassar la penitenza.

Man sieht, der Pater Caccia sagt seinen Glaubensgenossen in einer Weise die Wahrheit, die einen kühnen und vorurtheilsfreien Geist ankündigt. Aus einer Aeußerung Gamba's müssen wir schließen, daß seine übrigen ungedruckten Satyren sich namentlich deshalb nicht zur Publikation eignen, weil der Pater in seinen Ausdrücken oft zu wenig wählerisch war.

Ein didaktisches Gedicht des Malers Marco Boschini machte in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts großes Aufsehen. Es heißt La carte del navegar pitoresco. Venez. 1660. 4., ist in vierzeiligen Strophen geschrieben und enthält in Form eines Gespräches zwischen einem Dillettanten und einem Künstler eine Geschichte und Kritik der venezianischen Malerschule. Der dichterische Werth des Werkes ist, wie sich erwarten läßt, nicht groß; aber es wurde seiner Zeit von Künstlern und Kunstfreunden als eine Autorität betrachtet.

Ein Pseudonymus, der sich el gran pescador di Dorso Duro nennt, dessen eigentlicher Name aber durchaus unbekannt ist, hat außer einer Anzahl scherzhafter Gedichte u. d. T. Sghiribizzi giocosi e burleschi in lingua veneziana. Venez. s. a. 12. auch eine poetische Erzählung la Tartana in Morea. Venez. 1687. 12. verfaßt, welche darum Erwähnung verdient, weil der Verfasser in derselben den Krieg der

---

3) croci. 4) la voce. 5) ein im adriatischen Meere vorkommender Fisch, mugil cephalus Linn., der Großkopf. 6) lenza. 7) falsi divoti.

Venezianer in Morea als Augenzeuge bespricht und bei dieser Gelegenheit auch die damals noch vorhandenen Alterthümer beschreibt. Es ist somit für die Kunstgeschichte nicht unwichtig; von Poesie ist aber nichts darin zu finden.

Interessant dagegen und voll poetischen Geistes ist ein kleines Heldengedicht von Cesare Tebaldi, der seinen Namen auch anagrammatisch in Ersace Beltadi verwandelt hat. Es heißt Venezia in cuna und ist, obwohl schon um 1670 geschrieben, doch erst 1701 zu Venedig im Druck erschienen. Es behandelt, wie schon der Titel zeigt, die früheste Geschichte Venedigs und besteht aus 7 Gesängen, von denen der erste die Ankunft Alarichs in Italien, der zweite die Kriege Attilas, der dritte die Gründung Venedigs, der vierte den Raub venezianischer Mädchen durch die Triestiner, der fünfte den hieraus entstandenen Seekrieg, der sechste die Rückkehr der geraubten Jungfrauen und der siebente endlich die zur Feier dieses Ereignisses angestellten öffentlichen Feste beschreibt. Tebaldi's Gedicht zeichnet sich, abgesehen von seinem poetischen Werthe, auch durch schöne und ausdrucksvolle Sprache, wie durch Reinheit des Dialekts aus. Zur Probe des wahrhaft dichterischen Tones, welcher durch das Ganze geht, diene folgende Stanze des ersten Gesanges:

Come toro che' l can ghe zira[1]) intorno
E se buta[2]) a la rechia[3]) per chiaparlo,
Volta, salta, mugisse, e con el corno
Voria pur investirlo e maltratarlo,
Ma se per sorte el se ghe strenze[4]) atorno
Buta la testa via per destacarlo[5]),
Cussi el tiran con Stilicon se taca,
E sbufa a vederse adosso tanta fraca.[6])

Auch der jährliche Faustkampf zwischen den Nicolotti und Castellani fand in diesem Jahrhundert noch einen poetischen Beschreiber in einem gewissen Basnatio Sorsi, der aber weit hinter dem Anonymus des vorhergehenden Jahrhunderts zurücksteht.

---

[1]) gira. [2]) butarse = accostarsi. [3]) l'orecchio. [4]) stringersi. [5]) distaccare. [6]) folla.

Braunschweig. **L. Lemcke.**

Guillems von Berguedan.

Die Lieder dieses Dichters sind von den bisherigen Sammlern provenzalischer Poesie meist beiseit gelassen worden, wie es scheint, theils wegen ihres zuweilen anstößigen Inhalts, theils aber auch wohl wegen ihrer großen Schwierigkeit und der Verderbniß der Texte, welche gleichwohl die Beschäftigung damit anziehend macht. Guillems ist jedenfalls eine zu eigenthümliche Gestalt, als daß ihm gänzliche Vergessenheit zu Theil werden dürfte. Nach dem alten Biographen der Trobadore führte er allerdings ein Don Juans-Leben. Und auch die Sage stellt ihn so dar, welche von einer Verschwörung mehrerer von ihm betrogener Frauen gegen ihn zu erzählen weiß, deren Erfolg aber seine Geistesgegenwart verhinderte.

Ich habe über sein Leben und seine Lieder gesammelt, was mir zu Handen kam, und dieß in Mitau und Leipzig bei G. A. Reyher 1849 herausgegeben, im Ganzen 24 theils vollständige Lieder, theils Bruchstücke. Im Nachfolgenden theile ich einige Nachträge zu meiner Schrift mit, deren Seitenzahlen ich in eckigen Klammern anführe. Zugleich gebe ich einige weitere Beiträge zur Erklärung und Deutungsversuche. Freilich bleibt hier noch gar Vieles zu thun, und vor Allem wäre durchgreifende und genaue Vergleichung aller Handschriften erforderlich.

Aus der provenzalischen Biographie des Dichters [5] citirt Raynouard im Lexique roman 2,432b eine Stelle, wo er serors liest und übersetzt: Tous l'abandonnèrent parce qu' il les cocufia tous ou des femmes, ou des filles ou des sœurs. Vgl. 3, 26. [19.],

[6] Den Namen des Dichters schreibt Raynouard (Choix 2 CXXI) Guillaume de Bergedan.

Für die Zeitbestimmung des Dichters gewinne ich einen Anhaltspunkt aus einer Stelle Pinguilans [7] (Raynouard, Lexique roman 3,311):

Passem lai, qu' el ferms e l conoissens
Nos guizara, lo bon papa Innocens.

Da Pinguilan 1260 gestorben ist, kann wohl nur an Pabst Innocentius IV. gedacht werden (1243 bis 13. Dec. 1254).

[8] Am Schlusse der Novelle l. così.

Das auf Guillems bezügliche von mir nach Diez und Michelant [9] mitgetheilte Gedicht ist für die Untersuchung über die Minnehöfe von Belang, weshalb Raynouard in seiner Abhandlung des cours d'amour (Choix 1817 2, CXXI) es erwähnt und den Inhalt so angiebt: Un seigneur, qui n'est pas nommé, est prié par le troubadour Guillaume de Bergedan, de prononcer sur un différend qu' il a avec son amante, l'un l'autre s'en remettant à sa décision. Le troubadour a aimé la demoiselle alors qu' elle était encore dans sa plus tendre enfance; dès qu' elle a été plus avancée en âge, il a déclaré son amour, et elle a promis de lui accorder un baiser, quand il viendrait la voir. Cependant elle refuse d'exécuter cette promesse, sous le prétexte qu' à l'âge où elle l'a faite, elle en ignorait la conséquence. Le seigneur, embarrassé de décider selon le droit d'amour, récapitule les raisons des parties, et, après avoir pris conseil, décide que la dame sera à la merci du troubadour, qui prendra un baiser, et lui en fera de suite la restitution.

S. 11, Z. 1 lies e.

Die Stoffe, welche Guillems Lieder behandeln, sind verwandt mit den Liedern des Cancionero de Baena, besonders denen des Bruders Diego von Valencia. S. E. de Ochoa, Catàlogo razonado de los manuscritos espannoles existentes en la biblioteca real de Paris. Paris, 1844. S. 282.

Ueber die Metrik der Lieder Guillems vgl. Diez, Poesie der Troub. S. 89 f.

Die Handschriften, welche Lieder Berguedans aufbewahren, hatte ich Unrecht, nicht mit Buchstaben zu bezeichnen; ich schlage folgende kürzere Bezeichnung vor:

A. Cod. vat. 3204. [12.] — B. Cod. vat. 3205. — C. Cod. vat. 3207. — D. Cod. paris. 2701. [13.]

Guillaume de Bure in seinem Kataloge der Bücher des Herzogs von la Valliere (2,152) beschreibt diese Handschrift so: 2701 Recueil de Poésies des Troubadours. Grand in Fol. m. r. dentelles. Manuscrit sur vélin du XIV. siecle, d'une conservation parfaite. Il est écrit en lettres de formes sur 2, 3, 4, 5 et 6 colonnes, et

il contient 151 feuillets, Les tourneures en sont peintes en couleurs; il y en a un grand nombre qui sont historiées et rehaussées d'or. Les pièces liminaires consistent en 4 feuillets de table très inexacte des noms des Troubadours, avec les premiers vers de leurs pièces, et 4 feuillets qui contiennent un abrégé des vies de plusieurs d'entr'eux. On trouve ensuite toutes les pièces des Troubadours, dont la plupart des premiers Strophes sont notées sur une portée, tantôt de 4 lignes, tantôt de 5 lignes. Les notes sont celles du chant grégorien ou plain-chant. Ce MS. qui vient de la Bibliothèque de Madame d'Urfé est le plus rare et le plus précieux de la Bibliotheque de feu M. le Duc de la Vallière. Non seulement il est le seul connu en ce genre, dont l'acquisition ait été jamais offerte au Public, et qui soit encore en la possession d'un particulier (les autres étant dans des Bibliothèques fixes qui ne peuvent être dispersées); mais encore il offre un recueil des poésies des Troubadours, plus complet qu' aucun de ceux de la Bibliothèque du Roi, du Vatican, de Florence &c. Herr von Bure giebt ein alphabetisches Verzeichniß der in dem Bande enthaltenen Dichter, worunter S. 155: Guillielm de Berguedan, 7 pièces dont 1 assez considérable.

E. Cod. paris. 7225. — F. Cod. paris. 7226. — G. Cod. paris. 7227. — H. Cod. Laval. 14; vielleicht identisch mit D. — J. Cod. bonon.

Wie sind diese Handschriften chronologisch zu ordnen?

In Florenz auf der riccardischen Bibliothek hatte ich eine Pergamenthandschrift mit provenzalischen Liedern in der Hand. Aus dem Katalog verzeichnete ich mir 3 solcher Handschriften: 2814, 2909, 2981. Romvart S. 117. Ich wandte mich um Abschriften der Lieder Berguedans, wenn solche in diesen Handschriften enthalten wären, an Dr. Theodor Heyse und an den würtembergischen Consul Karl Komthur von Kolb in Rom, 10. Aug. 1849, und habe Hoffnung, meinen Zweck zu erreichen.

Vielleicht enthält auch die Bibliothek des Fürsten Barbarini in Rom Lieder unseres Dichters. Romvart S. 689.

Die von E. von Ochoa verzeichneten catalonischen und spanischen Liederbücher in den Pariser Handschriftensammlungen enthalten nichts von unserem Dichter.

Friedrich Diez, welchen ich im Frühling 1849 fragte, besitzt keine Abschriften von Liedern unseres Dichters.

1. Assai qu' on hom, que senhor ochaizona.

Deutsch: Wie einen Menschen [Lehensmann?], den der Herr anklagt, ohne daß jener ein Unrecht begangen, Gebieterin, wenn der Herr ihn in seiner Gewalt hat, und der Dienstmann ihn um Gnade bittet und der Herr gegen ihn keine solche üben will, vielmehr ihn so lange festhält, bis der Dienstmann ihm von dem Seinigen schenkt [sich loskauft], so klagt ihr mich an; denn es gefällt euch und behagt euch gut, und ihr habt mich, Frau, in euer Gefängniß gesteckt; aber niemals werdet ihr von mir Lösegeld bekommen, denn ich will lieber, daß ihr mich fortan gefangen haltet, als wenn ihr mich frei ließet, und doch denke ich nicht, daß sich je einer gefangen sah [oder gefangen lebte], der nicht gerne hätte befreit werden wollen.

Aber ich möchte wissen, Gebieterin, die besser ist als gut und die anmuthigste, die man je sehen könnte, ob ihr mich tödten werdet, da ich euch nicht übel wollen kann, denn ich glaube es nicht, und ihr scheint mir nicht so gewissenlos, und ihr hütet euch in Absicht auf Fehler; denn ebenso gut kann ein Herr gegen seine Vasallen fehlen, wie der Vasall gegen ihn, wenn er verfährt wider Recht; und damit ihr nicht fehlt, nachdem ihr mich gefangen genommen habt, tödtet mich wenigstens nicht! es möge mir bei euch helfen mein aufrichtiges Wesen, meine Demuth und [? eure] Gnade.

Wenn ich ein König wäre, so bekämet ihr eine goldene Krone; so sehr veranlaßt ihr mich, eure Schönheit zu verherrlichen und zu verehren, auf welche (Schönheit) ich meine Hoffnung gesetzt habe, so daß einer andern mein Leib [Person] sich nicht hingiebt. Und vergeßt nicht, o Herrin, meinen Lohn, denn ich habe euch lange vergeblich gedient. Aber, bei der Treue, die ich meinen schönen Gesellen schuldig bin, über eines bin ich ganz entschlossen, wie ihr euch auch hierbei benehmet, ich werde euch lieben, mag es euch lieb oder leid sein; aber weit lieber wäre es mir, wenn es euch gefiele.

10. ? vi s. sich sah; oder: gefangen lebte.

18. men = mena von menar oder von mentir;

outra) ? = autreia. 3, 4.

23. Vgl. Stellen in mhd. Minnesängern.

26. azautra? Von azautar (charmer) oder = ad autra.

28. em perdo. Sordel (Bel m' es ab): Am mais servir

lieys en perdo, Qu' autra qu' ab si m degues colguar. Folquet von Marseille (Ja no volgra): Amarai donex en perdos? Rayn. Lex. rom 4,515b.

29. Wer ist der belh companh? Auf eine Frau bezüglich findet sich das Wort im Lex. rom. nicht.

31. captenatz) von captener (retenir, gouverner, maintenir) oder von captenir (maintenir, excuser)? 1,32. Raynouard Lex. rom. 4,250b: Amarai, vos plassa o . . . mout volgra u. s. w. Je vous aimerai, qu' il vous plaise ou vous pèse, mais il vaudrait beaucoup plus qu' il vous plût.

2. Al temps d'estiu qan S'alegron l'ausel.

Deutsch: Zur Sommerzeit, wenn die Vöglein munter werden und in ihrer Fröhlichkeit süße Liebeslieder singen, und die Wiesen heiter werden, die sich mit Grün bekleiden, und Laub und Blume und Zweig schwer wird, erheitern sich auch die, die in der Liebe ihre Wünsche haben. Aber ich habe keine Liebe, wenn ich sie auch will, und ich kann und darf keine Heiterkeit haben, denn ich habe sie verloren durch meine Thorheit.

2, 8 geht vielleicht auf den Verlust einer höheren Liebe in Folge seiner Ausschweifungen. Letzteres versteht man pr. altfrz. unter den Ausdrücken folatge, folia, folour. Vgl. die Wörterbücher. Wackernagels altfrz. Lieder S. 6: Belle Ysabiaus pucelle bien aprise Aimait Girairt et il li en teil guise, K'ains de folor ne fut per lui requise. Ebenso S. 7. Paris, Romancéro françois S. 5.

3. Amics marques, enquera non a gaire.

Freund Markgraf, es ist noch nicht gar lange her, daß ich über euch ein artiges und schönes Lied machte; jetzt aber habe ich Lust, ein anderes zu machen, da mein Rath [mein Sinn] es mir eingiebt und zuweist. Denn den Angriff draußen haben meine Feinde gesehen, die Schande, die ich euch anthat, und den Kummer und die Verlegenheit; denn auf dem Felde des Herrn Albert habt ihr mir den Helm gelassen als Buße. Wäret ihr kahl, so würden an euch alle den Grind gesehen haben.

3, 1. R. 3, 581. 2, 401. Amicx. 2, 392 Amix.

3. Vielleicht ist n zu tilgen. Wo nicht, so wäre vielleicht zu übersetzen: jetzt habe ich nicht Lust, noch eines d. h. noch ein solches zu machen.

5. Weder Casseill noch assaill steht im Lex. rom.; assalh, fz. assaut. L. C'assaill.

foras = hors, dehors.

6. ? que.

destric = embarras, trouble, peine,

7. L. tasca. Dies giebt der Reim. Von diesem Worte führt R. 5, 306 zwei Bedeutungen an 1, tasque, sorte de besace, also deutsch Tasche. 2, sorte de redevance, also Taxe. Daneben führt er ein tasça auf, Tasse. Dieß sind 3 verschiedene Wörter. Welches derselben haben wir hier? das letzte nicht; dagegen streitet der Reim. „Ihr ließt mir den Helm statt der Tasche" giebt keinen Sinn. Dagegen: „ihr ließet mir den Helm als Buße".

8. R. Lex. rom 5, 49: Si vous fussiez chauve, tous vous verraient la teigne. — Rasca, f., it. raschia, fz. teigne.

9. Denn ich dachte euch zwischen beiden Sattelbogen heraus [also: vom Sattel herab] zu ziehen. Arzo m. archet Bogen. Das Wort arzon hat das Lex. rom nicht. Vgl. N, 23. Nfz. ist arçon. Sattelbogen.

10. ? Si us.

enpeissi nicht bei R., vielleicht von empezar oder empegar = poisser, goudronner, enduire, empeser. Vgl. 20, 25.

3, 11. R. Lex. rom. 2,480b: Al encorbar, sitot vos es gabaire, Dis qu'el vos vi d. h. Quoique vous êtes railleur, il dit qu'il vous vit au renverser. Encorbar, lat. incurvare, courber, renverser.

19. ? eu us.

20. R. 4, 272b: Vous m' auriez tué, si la lance ne fût émoussée.

Mos adj. mousse, émoussé, épointé.

23. Mataplana) Eine Stelle aus einer Tenzone Hugo's von Mataplana mit Blacasset s. Raynouard, Lex. rom 4, 488. Ueber einen Ug von Mataplana redet Raimon Vidal in einer Novelle. Vgl. F. Diez, Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie. 1, 116. 33. Die Poesie der Troubadurs S. 49 f. Es heißt darin u. a.: Herr Uc von Mataplana befand sich behaglich in seinem Hause, von mächtigen Freiherren umgeben, man speiste und erlustigte sich, und hier und da in dem Saale wurde Brett und Schach gespielt auf grünen, rothen und blauen Teppichen. Holde Frauen

waren zugegen, und fein und höflich war die Unterhaltung. Siehe, da trat ein Spielmann herein von einnehmendem Wesen und wohl gekleidet; an der Art, wie er dem Herrn des Hauses entgegentrat, merkte man, daß er sich zu benehmen wußte. Hierauf trug er Gesänge vor und erheiterte die Gesellschaft auf manchfache Weise.

3, 26. Raynouard, Lex. rom. 2, 432b: sel qu'els maritz escogossa d. h. Vous auriez tué celui qui cocufie les maris. Escogossar = cocufier, von cocuc = cocu, cogossia = cocuage. So in der prov. Biographie des Dichters [5].

28. glat m. glapissement, aboiement, hurlement, cri; jaup und jap m. jappement, aboi, cri.

gossa f. chienne.

R. 3, 474 488. 581b: Je ne crains glapissement, ni crit, ni jappement de chienne. Anders 2, 401; Et ne craint glapissement, ni cri, ni aboiement de chienne.

38. R. 3, 291: Porta clau d'engan e de nonfe d. h. Porte clef de tromperie et d'infidélité, 2, 126b Porta las claus d'engan e de non fe d. h. Porte les clefs de fraude et de mauvaise foi. Engan, m., tromperie.

Non fes f. foi, infidélité.

41. R. 5, 107: Touchant la paix mon sirvante romance.

Romansar = romancer, traduire en langue romane, écrire en roman.

annas) V ? annat âgé. R. 2, 76. oder ? annatz aîné. R. 4, 301.

42. R. Lex. rom. 2, 486b: Allez de front et n'ayez pas crainte. Corn, m., lat. cornu, corne.

47. Raynouard, Lex. rom. 2, 392 hat hier eine doppelte Lesart, torney non capuza und t. no capola. Beides übersetzt er gleich: Ni en tournoi il ne chaple ni dole. 3, 64b die zweite Lesart: En tournoi ne chapute ni dole. Capuzar und capolar ist chapler. Dolar, lat. dolare, fz. doler.

4. Amics senher, no us o caldir.

27. Rayn. Lex. rom. 4, 458 liest clam c'ai plus-amada Que nula u. s. w. Je me plains de celle que j'ai plus aimée que nulle-dame qui oncques fût née et je l'aimais petite et jeune fille. Pauc = petit, court; lat. paucus.

29. Raynouard, Lex. rom. 3, 540b: toza, Et pus, coras que

saup far e dir Sò que u. s. w. Je l'aimai petite et jeune fille, et depuis bien qu'elle fut épouse et bien qu'elle sut faire et dire ce que toute gent dut agréer. Coras = tantôt; corasque = bien que.

39. Raynouard, Lex. rom. 5, 202b: Det m'o e pres mon omenatje, Et aic del baizar senhoratge d. h. Elle me le donna et prit mon hommage, et j'eus du baiser seigneurie.

43. Raynouard, Lex. rom. 3, 584 liest Z. 44 tol. Also: l'est pourquoi m' a fait le jeu du fou, qui reprend ensuite ce qu'il donne. Ueber joc bemerkt er: au jeu des échecs, ce mot servait à désigner les différentes pièces du jeu.

5. Ara mens, quela neu e'l frei.

1. Raynouard: Maintenant, au mois où je vois venir la neige et le froid, et la gelée et l'orage, Aurei, m., = souffle, air, orage. Raynouard citirt das Lied meist Ar el mes; dagegen 4, 399b Ara mens que.

17. Raynouard, Lex. rom. 4, 176 liest ziemlich abweichend: Es la meiller e la plus pros D'ompra que sia de mest nos d. h. Est la meilleure et la plus vertueuse dame qui soit au milieu de nous, Mest = parmi, entre.

29. Raynouard, Lex. rom. 4, 399b liest aire und übersetzt, Arnaudon, sur ton palefroi, va me dir eà mon seigneur le roi. Palafre, m., palefroi. V per + ad + viam + rectam; paravereda, nhd. Pferd. Vgl. Mahns Troubadours I. vj. W. Wackernagel, Vocabularius optimus S. 7. Göttingische gel. Anz. 29. Jan. 1848. S. 172.

38. Raynouard, Lex. rom. 4, 310b: nonfey, No l'en soan negre u. s. w. Qui m' appelle de non-foi, ne l'en méprise noir ni roux (qui que ce soit). Negre, lat. nigrum, noir.

6. Ben ai auzit per cals rasos.

6. Raynouard, Lex. rom. 3, 584b: Qui va jouant à jeu étendu.

7. Bernart ditz de Baisseill.

1. Raynouard, Lex. rom., 3, 315b: Bernatz. 2, 429. 4, 4b: Bernart. 5, 34b: Bernard.

5. Raynouard, Lex. rom. 4, 4b: trobar, E mots u. s. w. Bien et agréablement sait trouver, et mots et couplets entrelacer.

12. Raynouard, Lex. rom. 3, 513b: s'en. Er deutet: Que point il ne s'en plaigne. Engrondeillar = gronder, plaindre.

15. Raynouard, Lex. rom. 5, 34b: pot raire Que u. s. w. Un ne s'en peut retrancher, vu que mal ils se savent venger.

25. Raynouard, Lex. rom. 2, 489b: conqueretz castels E prenetz per u. s. w. Vous conquérez et prenez des châteaux à la course, sans lance et sans écu. Corsa. f., course.

30. Raynouard, Lex. rom. 2, 429: Qui porte coiffe cornue. Cofa = cornette, coiffe. 2, 486: Elle porte coiffe à cornettes. Cornut lat. cornutus.

8. Chanson ai comensada.

16. Raynouard, Lex. rom. 3, 499b: ans u. s. w. avant que chante la grenouille. Granoilla fz. grenouille.

18. Raynouard, Lex. rom. 3, 237b: bisbat u. s. w. De l'évêque faux mendiant. Er nimmt bisbat, V episcopatus, Bistum, hier = bisbe, wie auch 20, 9; während 23, 1 bisbe = Bischof steht.

26. Raynouard, Lex. rom. 4, 299. 6, 18: Cet évêque, nez-de-courbe. Est, lat. iste. Nas lat. nasus.

9. Chansoneta leu e plana.

4. Raynouard, Lex. rom. 3, 280: Metaplana . . . ples. Du traître de Metaplane qui est farci et plein de tromperie. Frasir, farsir, lat. farcire, fz. farcir.

15. Raynouard, Lex. rom. 2, 283b: Pour le bras je ne vous prise une figue, vu qu' il paraît un rais de roue de char. Cabrella, f., rais de la roue.

18. Raynouard, Lex. rom. 4, 313b: Obs i auriatz ortiga Qu'el nervi u. s. w. Vous y auriez besoin d'ortie qui vous étendît le nerf. Nervi lat. nervus.

25. ? que es.

32. Raynouard, Lex. rom. 2, 394: Et jamais fils de chrétienne ne mit pire costume. Cristian, lat. christianus.

10. Consiros cant e planc e plor.

9. Cerdai = Puegcerda, Pugcerda ? 17, 41.

23. ? No i.

34. Raynouard, Lex. rom. 5, 437b: No us u. s. w. Jamais ne m'en retiendra la peur que je ne vous valusse contre la gent railleuse. Trufan = railleur, moqueur.

38. Raynouard, Lex. rom. 4, 654: Rolan sai que l'a mes d. h. Près de Roland je sai qu'il l'a mis. Prop lat. prope. Das Wort arma V anima s. 15, 40.

42. Raynouard, Lex. rom. 2, 423b: donas u. s. w. 4, 401b: domnas. Sont avec les dames les plus gentilles oder avec les plus belles dames sur un tapis couvert de fleurs. Pali, m., lat. pallium. Pali, tapis. Cobrir, lat. cooperire, couvrir.

De far un jutjamen.

Raynouard (Choix 2, CXXI) scheint dies als ein Lied Guillems' anzusehen; es handelt aber nur über ihn.

11. Eu no cuidava chantar.

23. Narbona. Ein Hof der Frau Esmangarda in Narbona wird erwähnt von Crescimbeni 2, 1, 148. Diez, Beitr. 1, 74.

12. Juglars no t desconortz.

12, 1. Raynouard, Lex. rom. 3, 178b: Joglars, no t desconortz E vai u. s. w. Jongleur, ne te décourage pas, et va-t'en de vitesse. Espero, frz. éperon.

12, 12. Raynouard, Lex. rom. 4, 357: No'l torn son oc en d. h. N'a vassal si bon . . . qu'il ne lui tourne son oui en non. Oc und hoc, lat. hoc, ja.

12, 23. Raynouard, Lex. rom. 3, 361: Abeurat cen vetz Mon caval en u. s. w. Abreuvé cent fois mon cheval à leur fontaine. Font, f., lat. fons.

12, 32. Raynouard, Lex. rom. 4, 400: lo lur dieu E'l bon roy palazin d. h. Qu'il prient le leur Dieu et le bon roi palatin. Palazi, palatinus.

13. Loi on hom melliey reve.

13, 25. Raynouard, Lex. rom 5, 132b: s'enclau e s sagella d. h. Ou joie s'enferme et se scelle. Sagellar lat. sigillare, fz. sceller.

13, 28. Raynouard, Lex. rom. 2, 481: Lié par le col avec un cordon. Cordo, m., fz. cordon, collier.

13, 31. Raynouard, Lex. rom. 4, 446b: reveno. Quand de pamoison il en revint. Plasmazo, f.

13, 32. Raynouard 4, 531: peir' o breu u. s. w. Je ne sais si vous portez pierre ou bref, vu que par ainsi vous me faites fondre comme neige. Peira, lat. petra. Raynouard findet hier eine

allusion au serment que faisaient les combattants, dans les jugements de Dieu, de ne porter sur eux aucune amulette.

13, 33. Raynouard, 4, 315: aissi m u. s. w. Par ainsi vous me faites fondre comme neige. Niex, neu, nieu, f., nix.

13, 38. Die bretonische Erwartung bezieht sich wohl auf das Warten der Briten auf die Rückkehr ihres Königs Artus. Diese Hoffnung ward als eine eitle Thorheit zum Sprichwort und Gespötte. Auch Bernart von Ventadorn erwähnt diesen Volksglauben. Mahn 1, 31. Vgl. ferner Rutebeuf 1, 209:

Autele atente m' estuet fere,
Com li Breton font de lor roi.

Johannes Becanus Anglus de bello troj.:

Et Britonum ridenda fides, per secula multa
Arturium exspectat exspectavitque perenne.

Vie des peres:

Cil qui s'afole a escient
Avec les Bretons puet attendre
Artus qui jamais ne venra.

Garin le Loherain 1, 238:

Comme as Bretons qui désirent toudis
Le roi Artu qu'est dou siecle parti.

Ebenso im Don Quirote. Vgl. Scheible's Kloster 9, 702. 12, 397.

13, 46. Raynouard, Lex. rom. 2, 155. 551: Hirondelle, ni épervier, ni caille, ne vole plus vite. Ysrundella, f., hirondelle. Ausella, f., caille femelle.

13, 51. Raynouard, 3, 451: t'en u. s. w. Autant t'en vaut une recompense. Guazardine, m., récompense.

52. l. s'anc wie 16, 1.

14. Mais volgra chantar a plazer.

14, 28. Raynouard, Lex. rom. 4, 194: El faria tot son voler, Per meynhs bella, q. Il ferait toute sa volonté, pour moins belle, parce qu'elle lui plaît. Raynouard bemerkt zu diesem meynhs: Quoique seul, s'il était suivi d'un adjectif, il indiquoit relation.

14, 31. Raynouard, Donc grâce vaut mieux que beauté. Azaut, m., grâce, agrément, plaisir.

14, 33. Raynouard, Lex. rom. 4, 162b: Entro u. s. w. Je voudrois la place du mari un soir, et que le soir durât du prin-

temps jusqu' à la fête de la Toussaint. Martror, m., fête des martyrs. — or ist wohl mißverständlicher Genit. Plur.

14, 39. Raynouard, Lex. rom. 4, 376b: Dieus! aquest me si' autreiatz. Si oncques Dieu se reconnut adoré! que celui-ci me soi octroyé. Orar lat. orare, prier, intercéder.

Mal o fe l bisbe d'Urgel.

Zwischen N. 14 und 15 wäre nach der alphabetischen Reihe N. 23 zu stellen: Mal o fe 'l bisbe d'Urgel. Die alphabetische Reihenfolge empfiehlt sich bei Herausgabe prov. Lieder, weil dieselben nach den Anfangsworten citirt zu werden pflegen.

23 [60]. ließ fe 'l. Raynouard 3, 237b deutet: L'évêque d'Urgel fit cela mal. Bisbe, m., lat. episcopus. Vgl. zu 8, 18. Raynouard 6, 8b ließ fetz.

Raynouard, 5, 474b: Malo fe 'l bisbe d'Urgel.
Car me devedet ses raison.

d. h. Mal le fit l'évêque d'Urgel, car il m'interdit sans raison. Devedar, défendre; wohl von vetare.

Eine andere Stelle aus diesem Liede steht ebendaselbst 3, 238:
Menti, que non ac sagel
Del arquebisbe

d. h. Il mentit, vu qu'il n'eut pas le sceau de l'archevêque.

Weiter 2, 488b:
Qu'ieu no sai tan fals coronat,
Clerge ni prior ni abbat

d. h. Que je ne sai si faux tonsuré, clerc ni prieur ni abbé.

Dieselbe Stelle 4, 647 mit der Abweichung: non. Statt tonsuré wird hier übersetzt couronné.

Prior lat. prior.

Weiter 1, 167b: 4, 285b:
Perdet tres cavals e un mul...
Qu'els perdet com badaul

d. h. Il perdit trois chevaux et un mulet... qu'il les perdit comme un niais. 4, 285b steht et. Mul, lat. mulus.

Raynouard, 6, 8b Nas de sera,
Del lignage de Nadaul.

d. h. Nez de scie du lignage de Nadaul. Sera, serra = scie.

Raynouard, 4, 195: Pauc val sella ab meinhs d'arzons d. h. Peu vaut selle avec moins que (sans) arçons.

5, 187b dieselbe Stelle, mit der Abweichung meins; in der Uebersetzung avec moins d'arçons.

Raynouard, 3, 130: Que garsos corba et entoma d. h. Qui courbe et sodomise les garçons. Entomar = sodomiser.

Raynouard, 3, 334b: Borsa fluissa, plena de ven d. h. Bourse flasque, pleine de vent. Fluis Adj. = flasque, mou.

Raynouard, 4, 327: D'un fals sarazin renegat d. h. D'un faux sarrasin renégat. Renegar = renier.

18. Trop ai estat sotz coza de mouton.

18, 1. Raynouard, Lex. rom.: J'ai trop été sous la queue de mouton, que je ne chantai de ma dame ma belle-soeur. Vom lat. cauda kommen pr. die Formen coda, coza und coa vor. Hier ist natürlich eine figürliche Redeweise.

19. Un sirventes ai encor a bastir.

19, 11. Raynouard, Lex. rom. 2, 453b Et je n'ai ami, comte, ni vicomte, ni comtor, qui avec soi m'ose retenir. Comtor, m., comtor, qualité après celle de vicomte!

19, 31. Raynouard, Lex. rom. 3, 122b: ans u. s. w. Mais je dis à découvert que je suis votre homme en plaine et en désert.

20. Un sirventes mieu voill far.

20, 2. Der letzte Graf von Urgel hieß Don Jayme von Arago. Seine Geschichte, catalonisch, findet sich handschriftlich auf der Bibliothek des Pariser Zeughauses. Ochoa S. 676.

20, 8. Raynouard, Lex. rom. 3, 237b: A mi 'n vene a Berguedan una a la porta A cui a 'l bisbatz mezels u. s. w. M'en vint à Berguedan à la porte une à qui l'évêque mésel a tué sa fille. Vgl. zu 8, 18.

20, 25. Vgl. 3, 10.

21. Un trichaire.

21, 19. Raynouard, Lex. rom. 2, 420: issic ... coardayre, d. h. ne sortit tel lâche. Coardayre fz. couard, lâche,

21, 27. Raynouard, Lex. rom. 2, 455b: Jusqu' à ce qu' elle sente la douceur histérique. Conin Adj. von con, lat. cunnus. So bei Marcabrus im Liede L'iverns vai: Segon plazenza conina.

23. Mal o fe l bisbe d'Urgel.

23. Vgl. nach N. 14!

Tübingen. **A. Keller.**

Studien über Schiller's Marie Stuart.

Erster Artikel.

„Als Schiller nach Beendigung des Wallenstein, im Mißbehagen über die ungewohnte Muße, rasch sich nach einem neuen Werke umsah, boten sich ihm zwei alte Plane an, die Malthefer und Marie Stuart."

Mit diesen Worten leitet Schillers trefflicher Biograph Hoffmeister die nähere Besprechung desjenigen Dramas ein, welches unmittelbar auf Wallenstein erfolgte, und giebt sodann, auf des Dichters eigne Worte gestützt, den Grund an, der für Marie Stuart und gegen die Malthefer entschieden, und uns um eine Schöpfung im erhabenen Style gebracht, um ein Meisterwerk der rührenden Gattung bereichert hat. Schiller selbst spricht es aus, was es gewesen, das diesmal dem humanen Triebe in seiner von Hoffmeister ganz richtig gefaßten sittlichen wie poetischen Doppelnatur vor dem heroischen den Vorrang verschafft hat. „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vorjetzt herzlich satt."

„Mit welch anderer Stimmung (fährt sodann Hoffmeister fort) ging Schiller an Maria Stuart, als an Wallenstein, zu welchem ihn gerade das Reale und streng Historische hinzog, das er niemals mehr verlassen wollte. Uebrigens hielt ihn Goethe oder eine bessere Ueberzeugung dießmal noch von einem selbsterfundenen, frei phantasirten Gegenstande zurück; aber sein neues Stück von dem Boden der Freiheit und der Geschichte auf den Grund des Herzens und der Leidenschaft zu verpflanzen, daran konnte ihn nichts verhindern. Aus diesem Gesichtspunkte muß der Charakter der Königin Maria aufgefaßt werden, deren Person und Schicksale beinahe den ganzen Inhalt des Trauerspieles erschöpfen. Es wird uns ein höchst liebenswürdiges Weib vorgeführt, welches die Verirrungen ihres Herzens durch

Leiden und Tod abbüßt. Diesem Hauptzwecke muß jedes andere historische Verhältniß weichen oder dienen."

Ist diese Auffassung vom Wesen der Hauptfigur und von der Idee des Stückes wohl ganz ausreichend? Unrichtig freilich ist sie nicht. Denn allerdings, was nach der Vollendung des von einem halb antiken Geiste durchwehten Wallenstein den Dichter zu Maria Stuart unwiderstehlich hinzog, das war das Magdalenenhafte in diesem leidenden Weibe, die christliche Idee der Buße war es, was den scheinbar dem Christenthum so ferne stehenden, ja abgewandten Dichter bei einer seiner schönsten und seelenvollsten Dichtungen durchdrang und erfüllte, diese Idee war es, welche so mächtig in ihm lebte, daß sie auch in seinem nächsten Drama, der Jungfrau von Orleans, den historischen Ausgang wesentlich umgestaltete und selbst noch in der Braut von Messina einen freilich eben so getrübten als abgeschwächten Nachklang fand. Allein wenn wir hiermit die Auffassung Hofmeister's, die hier der innern Buße nicht bestimmt gedenkt, schon etwas näher bestimmt haben, so dürfen wir uns damit doch noch nicht begnügen. Überhaupt läßt sich die Idee eines Dramas, der in seinem Inhalt liegende Gehalt, schwerlich je so kurz aussprechen, *) und was namentlich Maria Stuart betrifft, so sind doch wahrhaftig die historischen Verhältnisse darin nicht so verwischt, noch so entstellt, daß nicht auch diese, wie sie eben im Stücke vorliegen, ein bedeutsames und auch von großartiger historischer Wahrheit erfülltes Moment abgäben, welches man bei der Bestimmung der Idee keineswegs sich erlauben darf fallen zu lassen. Hierüber vorläufig nur so viel: Wenn Hoffmeister selbst sagt, daß Person und Schicksale der Königin Maria Stuart beinahe den ganzen Inhalt der Tragödie erschöpfen, so liegt darin schon unwillkürlich eine Wendung zu einer vollständigern und erschöpfendern Zusammenfassung der Grundelemente des Werkes; denn diese Schicksale gehen ja nicht ausschließlich aus der Persönlichkeit der unglücklichen Königin hervor, sondern aus dieser Persönlichkeit in ihrer Stellung unter und zu historischen Verhältnissen und Potenzen, deren Unerbittlichkeit und schneidende Schärfe wie das furchtbare Räderwerk einer sichtlosen Maschine die Unglückselige zermalmend umfaßt. —

*) Ich erlaube mir auf meine Schrift über Shakespeare's Macbeth zu verweisen, S. 63 ff.

Doch diese historische Seite unsers Dramas wird erst später näher zu betrachten sein, wenn die allerdings weit überwiegende ethische die rechte Klarheit wird gewonnen haben. Welcher Weg ist nun aber einzuschlagen, um zunächst dieser letztern Aufgabe zu genügen?

Nothwendig ist dazu erforderlich eine Uebersicht vom Gange der Handlung; diese Uebersicht aber kann zugleich nichts anders sein als eine Darlegung des Hauptcharakters, wie er sich in den wechselndsten Seelenzuständen im Verlaufe des Stückes entfaltet. Käme es nur auf eine Charakteristik der Maria Stuart an, so würde dieser Charakter vielmehr aus seinen Grundbestimmungen heraus zu entwickeln sein; dann ginge aber jene Uebersicht verloren. Ueberdies liegt zu der von mir hier vorgezogenen Methode, den Charakter sich nach seiner Selbstentfaltung im Stücke darstellen zu lassen, eine Aufforderung auch in der Natur gerade dieser Persönlichkeit, welche ihre einzelnen Charakterzüge nicht mit der Selbstständigkeit anderer tragischer Haupthelden aus sich heraus setzt, sondern vielmehr durch den Wechsel ihrer Lagen unwillkührlich bald diese, bald jene Seite ihres Wesens hervorzukehren veranlaßt wird, so daß das Moment der augenblicklichen Stimmungen, die freilich wieder in Mariens Grundwesen bedingt sind, vor dem der dauernden Charakterzüge weit den Vorrang hat. Damit jedoch diese Fülle von Seelenzuständen und von geistigen Erregtheiten bei dieser Weise der Behandlung nicht ganz und gar auseinandergehe und zerflattere, wird es schicklich sein, die Vorgeschichte der Maria Stuart und in dieser ihr eigenthümliches Wesen kurz zusammengefaßt vorauszuschicken. So wird sich auch der Reiz um so eher erklären, welchen dieser Stoff auf den so zarten, als tiefen Sinn unsers großen Meisters üben mußte, und schon im Voraus wird sich als die Grundstimmung des ganzen Werkes ankündigen die tragische Schwere christlichen Seelenleidens, das sich jedoch auflöst in die christliche Verklärung der geläuterten Seele.

Denn welch ein Leben ist es, das die Beklagenswerthe vom Throne dem Schaffot zugeführt!

Einem seltenen Verein natürlicher Gaben und äußerer Glücksumstände standen gegenüber schwierige Verhältnisse, lockende Lagen und ein verführbares Naturell, durch deren Zusammenwirken alle jene

Begünstigungen zu eben so vielen Handhaben für ein tragisches Geschick wurden.

Höchste Geburt und höchste Aussicht stellen Marien von Anfang an über Millionen ihres Geschlechtes weit hinaus, stellen sie aber auch einem Zusammenstoß mit der englischen Nation bloß, welche das Thronrecht der Katholikin nicht anerkennen will, und nach der mit der katholischen Marie bereits gemachten Erfahrung nicht anerkennen kann. Nicht minder glänzend und nicht minder gefährlich ist die natürliche Ausstattung, welche ihr als Weibe zu Theil geworden. Bezaubernde Schönheit, fesselnde Grazie, reiche Geistesgaben, welch ein Glück scheinen sie zu versprechen, und welch ein Unglück bringen sie! Denn diese Ausstattung lockt auch den Schwarm der Männer, mit Allem, was die Gunst eines unbefestigten weiblichen Herzens erobern kann, sich an sie heranzudrängen, und eine glühende Sinnlichkeit, welche so oft mit einem poetischen Fluge der Seele sich verbindet und aus dem Glanze, den die Phantasie auch über die sinnliche Lust auszubreiten weiß, so wie aus dem schmeichelnden Gefühle natürlicher Erhabenheit über die gewöhnliche Ansicht der Dinge reiche Nahrung zieht — diese ästhetisch gefärbte Sinnlichkeit giebt Marien allen jenen Gefahren um so unverwahrter Preis. Findet doch das Gleißnerisch-lockende böser Lust in dem Glanze des durchaus sittenlosen französischen Hoflebens einen nur zu mächtigen Gehülfen — in der Duldsamkeit einer poesievollen, aber ethisch nicht selten sehr nachsichtigen Kirche kein Gegengewicht, — endlich in dem eigenthümlich herben und abschreckenden Ernst, mit welchem der poesielose Puritanismus das Gebot strenger Sittlichkeit der warm empfindenden jungen Königin drohend entgegenstellte, zwar einen Gegner, aber einen Gegner, der das Schlimme nur noch schlimmer machen konnte! Denn das herrische Auftreten des Sittengesetzes mußte für die leichte Erregbarkeit trotzigen Selbstgefühls und Herrscherbewußtseins viel mehr ein Stachel als Zügel werden, da zu Sitte und Tugend sich zwingen lassen diejenigen am wenigsten mögen, welche am willigsten sich würden dazu leiten lassen. Dazu ein Volk, das die junge dem Katholizismus huldigende und in ihrem religiösen Bedürfniß durch beschränkende Bedingungen gehemmte Königin mit mißtrauischem Fanatismus beobachtet, eine Geistlichkeit, die mit düsterer Glaubensgluth dieses Mißtrauen unablässig nährt, ein trotziger, unbändiger, selbstsüchtiger Adel! Welch eine Fülle tra-

13*

gischer Motive, kaum anderswo in so schneidender Schärfe, in so vielgestaltiger Verwickelung wiederkehrend. Kann es befremden, wenn solchen Verlockungen die noch ungeprüfte Seele erliegt, wenn sie zu zurückstoßender Hingabe an die sinnliche Lust, ja zu mehr, zu schaudererregenden Verbrechen sich hinreißen läßt?

Einen Unwürdigen erwählt Maria, durch äußerliche Schönheit bestochen, zum Gemahl. Seine Rohheit verscherzt die Gunst der Enttäuschten. Durch ein würdigeres Verhalten sie wieder zu erwerben, kömmt ihm nicht in den Sinn, vielmehr läßt er in wüthender Eifersucht den Liebling der kunstbegeisterten Maria, den schönen Sänger Rizio, vor ihren Augen durchbohren. Da giebt ihn Maria, aufs Neue bestochen von sinnlicher Lust, keiner Warnung achtend, der Mörderhand des Verführers Bothwell preis, ja sie zwingt durch Waffengewalt ihr Parlament, den Schuldigen des Mordes loszusprechen, und reicht dem Blutbefleckten die Hand vor dem Altare. Aber nun ist auch die Erbitterung des Volkes nicht mehr zu bändigen. Maria wird als Mörderin von ihrem Volke verstoßen. Arglos vertrauend entflieht sie zur nahverwandten Königin von England. Aber sie will ihre alten Ansprüche auf den englischen Thron nicht aufgeben, und so wird sie als gefährliche Nebenbuhlerin in dem protestantisch gewordenen, doch von katholischen Elementen noch ganz angefüllten Lande von Elisabeth festgenommen und in langer, immer mehr erschwerter Haft gehalten. Ja, da sich blutige Verschwörungen zu ihrer Rettung anspinnen, wird sie, die schottische Königin, die Katholikin, als angebliche Urheberin dieser Pläne vor einen Gerichtshof gestellt, der, aus ihr unebenbürtigen, aus wenngleich hochgestellten, doch von ihrer Königin nur zu abhängigen Engländern und Protestanten gebildet und an ein ausdrücklich im Voraus gegen Marien gerichtetes Gesetz gebunden, kaum einen andern als einen blutigen Spruch erwarten läßt. Von Stunde zu Stunde erwartet sie diesen Spruch. In dieser äußern Lage finden wir sie bei Beginn des Dramas. Und in welcher innern Stimmung? Welches ist der Seelenzustand, in welchem sie zuerst uns entgegentritt? Einen so von Laster und Sünde befleckten Charakter, und gerade einen weiblichen, an welchem die Befleckung uns noch weit mehr beleidigt, einen Charakter, der auch nicht etwa, in das Furchtbare hinaufgerückt, durch die Energie des Bösen uns imponiren könnte, einen solchen Charakter wagte Schiller

zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen! Konnte das gelingen, und wie konnte es gelingen?

Eben nur dadurch, daß die Sünderin von der Poesie zum Ideale der Buße geadelt wurde. Ich sage: von der Poesie. Denn allerdings mußte die Poesie diese Verklärung, zu der die Geschichte nur die Grundzüge darbot, zu einer dramatischen Handlung entwickeln, hiermit aber erst die Idealisirung wahrhaft vollbringen. Das Folgende hat dies zu zeigen und fühlbar zu machen.

Der Charakter der Maria Stuart in seiner dramatischen Entfaltung.

(Der ethische Geist des Stückes.)

I. Mit Würde und Fassung erhebt sich Maria Stuart wie überhaupt über die vieljährigen Leiden harter Gefangenschaft, so über die neue Kränkung, die ihr so eben widerfahren, ja sie scheint fast mit der Welt ganz abgeschlossen, auf ihre Freuden verzichtet zu haben. Zwar ein schweres Leid lastet auf ihr. Aber nicht diese nothgedrungene Entsagung, die der Verwöhnten so schwer fallen mußte, quält sie, nein, das Schuldbewußtsein über jene frühere furchtbare That, dieses Schuldbewußtsein, das bei aller katholischen Gläubigkeit trotz aller Bußübungen, trotz aller Absolution nicht schlummern will, das ist es, was sie peinigt. Auch der treuen Kammerfrau gelingt es nicht, das gerade heute, am Jahrestage des frevelhaften Mordes, doppelt starke Schuldgefühl zu beschwichtigen. Mit innerer Nothwendigkeit rollt sich hier ein Gemälde des Schwersten, was Maria sich vorzuwerfen hat, vor unsern Blicken auf, mit einer Kunst dramatischer Entwickelung, die man nie genug bewundern kann. Gerade die unerbittliche Strenge Mariens gegen sich selbst gegenüber der Kammerfrau, die Schuld durch Hervorhebung der veranlassenden Umstände, wie der leichtern Verführbarkeit der Jugend zu mildern, gerade diese Strenge führt zu einer immer weiter gehenden Enthüllung der Schuld; aber darin, daß Maria selbst durch ihre Strenge gegen sich die widerstrebende Kennedy zu dieser Enthüllung, die zugleich Strafgericht ist, veranlaßt, eben darin wird uns die vollste Bürgschaft für den Ernst ihrer Buße. Mit kühnem und sicherm Griffe und auf engem Raume alle diese Momente zusammenfassend, hat der Dichter gleich im Beginn die unwürdig Behandelte und die Schuldbeladene, aber auch die durch

Fassung und durch Buße tragisch Geadelte uns zu lebendigster Anschauung und zu vollstem Mitgefühl vorgeführt.

Doch noch nicht ganz überwunden ist der Trieb zum Leben, noch nicht ganz überwunden die Furcht vor dem Tode. Zwar jene Entsagung auf den Genuß der Welt könnten wir um so mehr schon für ganz vollendet halten, als sich Maria bei Anfang des Stückes gerade einer Hoffnung beraubt glauben muß, welche unerwartet ihr aufgeleuchtet, und dennoch ihre Fassung behauptet. Der Günstling der Königin nämlich, Graf Leicester, der in früherer Zeit die dargebotene Hand der Maria in der trügerischen Aussicht auf die der Elisabeth verschmäht hat, in dieser Aussicht aber nach jahrelangem Bemühen sich doch getäuscht findet, dieser hat sich Marien zugewendet und mit ihr ein Verständniß anzuknüpfen versucht, das Lebensrettung und neues Lebensglück verheißt. Aber diese Hoffnung hat sich trügerisch erwiesen, indem Mariens strenger Hüter, Ritter Paulet, dem Versuche, durch Bestechung dem Grafen Leicester eine zusagende Erwiederung seines Antrages zugehn zu lassen, auf die Spur gekommen ist. Doch vielleicht führt ein anderer Weg unmittelbar in das Leben zurück. Die Arme hat einen Brief an die Königin von England, worin sie um die Vergünstigung einer Unterredung bittet, geschrieben, der zwar bei der gewaltsamen Beschlagnahme ihrer Kostbarkeiten und Papiere dem Ritter Paulet auch in die Hände gefallen ist, den aber dieser der Königin Elisabeth zu überbringen sich auf Mariens Bitte nicht abgeneigt zeigt. Aber wie schwach ist diese Hoffnung, welche sie auf die Großmuth einer Feindin setzt, von welcher sie zwar nicht die offene Gewaltthat einer Hinrichtung, wohl aber die heimliche einer Ermordung fürchtet!

So scheint denn doch die Resignation in das Unvermeidliche, in den Verlust des Lebens selbst, mindestens in die ewige fernere Entziehung aller Lebensfreude geboten, und scheint auch leicht genug, wo das Leben unter dem Drucke einer so schweren innern Last daniedergebeugt ist. Da auf einmal thut sich wie durch ein Wunder, unerwarteter noch als durch jenen Antrag des Grafen Lester, eine neue Möglichkeit der Befreiung auf, durch den eignen Neffen des Ritter Paulet.

Mortimer nämlich, „in strengen Pflichten aufgewachsen, in finsterm Haß des Pabstthums aufgesäugt," hat während einer Reise auf dem Festlande die überraschendste Umwandlung erfahren. Die sinn-

liche Erregbarkeit des feurigen Jünglings war im Stillen nur um so mächtiger geworden, je mehr er ihre Zähmung und Unterdrückung bisher als religiöse Pflicht hatte ansehn müssen. Als ihm nun in Rom der katholische Kultus auf dem Gipfelpunkte seines ästhetischen Zaubers im gewaltigsten Kontraste gegen den trockenen und poesielosen Puritanismus entgegentritt, wie hätte der Empfängliche, von heißem Lebensdrange Erfüllte zu widerstehn vermocht! Heimlich zur katholischen Kirche übergetreten, ist er bald auch für ein Wagniß zu ihren Gunsten gewonnen worden. Denn zu der religiösen Schwärmerei hat sich eine glühende Leidenschaft für die schöne Gefangene gesellt, deren Bild ihm in des verbannten Bischofs Wohnung in die Augen gefallen, und an deren höherem Anrecht auf den englischen Thron ihm bald kein Zweifel mehr geblieben. Die ihm in dieser Zeit zugekommene Kunde, daß die Gefangene aus der Bewachung ihres frühern Hüters in die seines Oheims übergegangen, ist ihm als ein Wink des Himmels zur Rettung der für den katholischen Glauben leidenden Königin erschienen. In's Vaterland zurückgeeilt, hat er durch erheuchelte Gleichgültigkeit, ja durch anscheinenden Haß gegen die Sünderin den scharfblickenden Oheim sicher und sorglos zu machen gewußt. Endlich wird es ihm in einer glücklich gewählten Stunde möglich, der Gefangenen sein wahres Wesen und seinen mit noch zwölf englischen Jünglingen zu ihrer Entführung geschlossenen Bund zu eröffnen. Maria hat Einsicht und Selbstbeherrschung genug, den Kühnen vor der Gefahr zu warnen, welcher Andere bereits erlegen sind; doch zugleich ist die Lebenslust in ihr mächtiger wieder angeregt, ihr Sinn auf die fast schon aufgegebene Möglichkeit der Rettung lebhafter wieder hingerichtet. Zu der eben erst vereitelten Anknüpfung einer Verbindung mit Leicester eröffnet sich durch Mortimer ein neuer und sichererer Weg. Nur der freie Wille der Elisabeth kann ihr, das sieht sie ein, die Pforte ihres Kerkers aufthun, und auf diesen Willen ist einzig und allein durch den mächtigen Günstling der Elisabeth eine Einwirkung möglich, der Verkehr aber mit diesem auf einmal angebahnt durch die Erscheinung Mortimer's, des unverdächtigen Neffen ihres wachsamen Hüters.

Doch plötzlich wird sie von der lebhaften Erregung der neuen Lebenshoffnung hingelenkt auf das drohende Geschick des Todes. Lord Burleigh erscheint, ihr den Spruch des Gerichtshofes der Zweiundvierzig zu verkündigen, der Marien, wenn gleich sie bereits durch

Mortimer davon Kenntniß erhalten, noch immer tief genug erschüttern konnte. Aber schnell gefaßt, verräth sie durchaus keine Schwäche, keine Verzagtheit. Mit Würde macht sie ihren erhabenen Rang geltend, der ihr verbiete, einen Gerichtshof anzuerkennen, der nicht aus Königen besteht, — mit gerechter Entrüstung weist sie die moralische Untauglichkeit der Richter zu diesem Amte nach, — mit edlem Stolz bekennt sie die freilich träumerischen Hoffnungen, die sie sich auf Versöhnung der beiden feindlichen Nationen unter ihrem Szepter gemacht, — mit dem erhebenden Bewußtsein der Unschuld an Babington's Verschwörung dringt sie auf Gegenüberstellung ihrer Ankläger, — mit hellem Blicke trotz des steigenden Affekts legt sie dar, wie „nicht vom Rechte, von Gewalt allein ist zwischen ihr und England die Rede" — und endlich mit unerschütterlicher Fassung auch dem Aeußersten gegenüber unterwirft sie sich, ohne durch Bitten sich zu erniedrigen, dieser rohen Gewalt, die nur nicht durch den Schein des Rechtes die Welt zu betrügen suchen soll. — Es war der erste Staatsmann Englands, der ihr gegenüber stand; aber all dessen Klugheit und Redefertigkeit hat doch nicht verhindern können, daß sie, die physisch Machtlose, durch Adel der Seele und hohe Geistesgegenwart, einen moralischen Triumph gewinnt, und den Verkünder des tödtlichen Spruches als geistige Siegerin verläßt. Burleigh selbst empfindet diese ihre Ueberlegenheit so wohl, daß er darauf sogar den Versuch baut, den Ritter Paulet von der Nothwendigkeit zu überzeugen, Marien, die ewig Gefährliche, heimlich sterben zu lassen, da Elisabeth das Todesurtheil nicht wohl vollziehen lassen könne. Den Vollzug des Urtheils ist es gerade, was Paulet, der entschiedene und aufrichtige Feind der Maria, wünscht; aber von den Schleichwegen politischer Intrigue mag seine strenge Rechtlichkeit nichts wissen.

„Für den Sherif und den Henker
Soll meines Schlosses Pforte offen sein,
Jetzt ist sie zur Bewahrung mir vertraut.
Und seid gewiß, ich werde sie bewahren,
Daß sie nichts Böses thun soll noch erfahren."

So sicher zeigt sich der Mann, während schon ein Versuch zu ihren Gunsten eingeleitet ist. Und sollte wohl der Gedanke, sie heimlich aus dem Wege zu räumen, so ganz aufgegeben sein, weil er an dieses Mannes starrer Gewissenhaftigkeit gescheitert ist?

II. Alle Aussicht auf Hülfe von Seiten des Auslandes scheint für Marien zu verschwinden, indem sich Elisabeth der Werbung des französischen Prinzen günstig und geneigt zeigt, und doch vermag Elisabeth der Furcht nicht ledig zu werden. Aber den Urtheilsspruch wirklich vollziehen zu lassen, wozu Burleigh, der Repräsentant des Staatsinteresses, eben so entschieden räth, als Schrewsbury, der Vertreter des Gebotes der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, davor warnt, kann sie doch auch nicht über sich gewinnen. Nur zu wohl fühlt sie, daß doch zuletzt sie Haß treffen werde, wenn sie nicht Gnade übt. Nehmen wir nun noch hinzu, wie Leicester, auf dessen Treue und Neigung sie baut, mit verführerischer Beredsamkeit sie zu einem Mittelweg zu bestimmen sucht, wodurch Zeit und mit ihr die Möglichkeit zu Mariens Rettung gewonnen würde, so fühlen wir, wie wenig auch auf der Seite der Elisabeth, inmitten irdischer Hoheit und Größe, wahre Befriedigung und ächtes Glück zu finden ist, und erkennen zugleich, wie auch hier Ein Unrecht immer ein neues nach sich zieht. Ein gewaltiger Kontrast jedoch zwischen beiden Königinnen tritt darin hervor, daß Maria bei allen ihren Verschuldungen eine gewisse großartige Offenheit, die Offenheit einer ursprünglich edlen Natur bewiesen hat, die durch und durch reflektirte Elisabeth dagegen, wiewohl an Charakter*kraft* weit überlegen, durch Hinterlist und Tücke einen ursprünglichen Mangel an Charakter*adel* bekundet. Maria, die Besiegte, die Ohnmächtige, durfte sagen:

„Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht ist und ritterlich, das darf ich üben,
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen;
Mord würde mich beflecken und entehren."

Elisabeth, die Siegerin, die Mächtige, hat sich so verstrickt, daß sie, gleich abgeneigt zu offener Strenge, wie zu Milde und Gnade, sich vor der immer drohenden Gefahr auf immer zu sichern kein anderes Mittel weiß als „Mord allein, die heimlich blut'ge That." Was der ehrliche Feind Mariens, Ritter Paulet, dem Versucher Burleigh abgeschlagen, dafür bemüht sich Elisabeth selbst jetzt den ihr von Paulet vorgestellten, vielleicht ehrgeizigeren Neffen zu gewinnen. Sein verdächtiges Benehmen in Frankreich, das den englischen Spähern nicht unbemerkt geblieben, hat er als patriotische zu Gunsten Elisabeths geübte Verstellung zu deuten gewußt und hierbei eine Meister-

schaft in der Kunst des Scheines entwickelt, welche selbst die scharfblickende Elisabeth in dem mit so viel Unbefangenheit Sprechenden nicht zu durchschauen vermag. Ihm darf sie ja wohl in leicht verständlichen und doch immer noch zurückhaltenden Andeutungen ihren Wunsch nahe legen, und mit schneller Fassung geht der Jüngling auf die unerwartete Zumuthung ein. Verschafft er sich doch eben dadurch freiern Spielraum zur Ausführung seines Planes der Rettung! So wunderbar verschlingen sich die Fäden, daß Elisabeth selbst wider Wissen und Willen die Hand zur Befreiung der verhaßten Gegnerin bieten muß! Ja, das Gelingen scheint um so unzweifelhafter, da durch Mortimer an Leicester die zusagende Antwort Mariens auf Leicester's Werbung erfolgt, durch welche Zusage nun auch Leicester insgeheim vollkommen auf Mariens Seite gezogen wird. Zwar, wenn nur durch Thatkraft Rettung möglich ist, so steht von dem Höfling nichts zu erwarten, der von dem alten kühnen Muth des englischen Adels nichts mehr in sich trägt und eben so wenig bei seinen Standesgenossen auf entschlossene Mitwirkung rechnen darf. Aber vielleicht ließe sich Elisabeth zu einer Zusammenkunft mit Marien überreden. Dann wären ihr die Hände gebunden, da sie nach solchem Erweis ihrer Gnade das Urtheil nicht mehr könnte vollstrecken lassen. So muß es wenigstens menschlichem Scharfblick erscheinen, weßhalb auch Burleigh dringend von der Gewährung der von Marien nachgesuchten Unterredung abgerathen hat. Und in der That weiß Leicester dazu die doch von Schwäche nicht freie Elisabeth zu überreden. S o w i r d d i e L i s t i g e d u r c h d e n L i s t i g e r e n b e t r o g e n, betrogen durch die Blöße, welche die Staatskluge in ihrem Neide gegen Mariens vielgepriesene Schönheit der schlauen Beredsamkeit Leicester's darbietet. U n d d o c h b e t r ü g t d e r L i s t i g e, der ihren eiteln Wunsch, auch als Weib über das Weib zu t r i u m p h i r e n, so geschickt zu nutzen versteht, z u l e t z t n u r s i c h s e l b s t. Denn da der Erfolg seines Dringens ganz am Ende noch zu scheitern droht an dem Bedenken Elisabeths, wie übel es ihr anstehn werde, die Verwandte in Mangel und Schmach zu sehn, so verfällt er in der Hast der Benutzung des günstigen Momentes auf den Rath, die Zusammenkunft scheinbar zufällig stattfinden zu lassen, und giebt unbedacht den ganzen Ausgang des Gesprächs mit der unvorbereiteten Maria ganz und gar der Macht zufälliger Stimmung preis.

III. Die Gefangene, die zu Anfang des Stückes schon ganz resignirt schien, in der aber doch die Lebenslust noch nicht ganz überwunden, die Lebenshoffnung noch nicht ganz ausgetilgt war — jetzt sehen wir sie, von trügerischer Hoffnung mißgeleitet, dem mächtig erregten Lebenstriebe sich unbedingt hingeben. Wer trüge nicht in frischester Erinnerung die hinreißend schöne Stelle, in welcher Maria, nach Jahren zum ersten Male dem finstern Gefängniß entstiegen, in vollen durstigen Zügen die freie, die himmlische Luft trinkt? Auch die Mahnungen der treuen Kennedy vermögen das fessellose Ausströmen ihrer Seele nicht zu hemmen. Zwar muß sie gestehn, daß die Schranken ihrer Haft nicht gefallen, daß sie nur erweitert worden; aber mit dem täuschenden Scharfsinn hoffnungsvoller Stimmung wähnt sie, daß die kleine Gunst des größern Glückes Verkünderin sei, welches sie, wie jetzt diesen kleinen Anfang, Lord Leicester's mächtigem Arme zu danken haben werde. Ein jetzt vernommenes Hifthorn verkündet dem unterrichteten Zuschauer, nicht der ahnungslosen Maria, die Nähe der Elisabeth. Doch alsbald wird auch Maria durch Paulet auf das Nahen der Königin aufmerksam gemacht. Die Gunst soll ihr zu Theil werden, um die sie selbst durch ihn nachgesucht, aber jetzt, gerade jetzt in diesem Rausche der Empfindung ist sie, die noch kurz vorher mit bittrem Gefühl die eilenden Wolken, die Segler der Lüfte, glücklich gepriesen:

„Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan!“ —

jetzt ist sie auf die doch von ihr selbst gewünschte Zusammenkunft nicht gefaßt, jetzt dünkt ihr schrecklich, fürchterlich, was sie sich als höchste Gunst erbeten. Auch ihr früherer milderer Hüter, der edle Graf Shrewsbury, erscheint sorgenvoll und theilnehmend, die leicht Erregbare zu Fassung und Unterwürfigkeit zu mahnen. Allein je weniger sie ausweichen kann, desto lebhafter empfindet sie, wie sie in der Zusammenkunft mit der Verhaßten nur ihr Verderben erfleht hat. Durch den Genuß halber Freiheit ist mit der plötzlichen Nachricht von Elisabeths bevorstehendem Erscheinen die Empfindung aller ihrer Leiden brennend erwacht, die früher errungene Fassung ist verloren gegangen, nur der Haß lodert in ihr auf, und ahnend ruft sie aus:

„Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Beleidigt. — nie ist zwischen uns Versöhnung!“

Bei so tiefem Bewußtsein ihres gegenseitigen Verhältnisses, wie könnte Maria des edeln durch Elisabeths Verstellungskunst getäuschten Schrewsbury Versicherung und Mahnung, Elisabeth sei nicht gefühllos, Maria möge nur besseres Vertrauen hegen, irgend Glauben und Gehör schenken?

Elisabeth erscheint, mit ihr naht die Entscheidung. Kann sie zweifelhaft sein? Die Arme, deren ganzes Geschick in der Uebergewalt des Herzens ihren Grund hat, ihr gegenüber die herzlose Herrin ihres Schicksals, — die Hochgesinnte, die trotz aller sonstigen Verschuldung Elisabeth gegenüber außer Schuld, ja zur Anklage sich berechtigt fühlt, und die Staatskluge und Herrschgewaltige, welche den Schein des Rechts gegen Marien selbst sich zu geben gewußt und Mariens Partei gegenüber mit Grund das Recht der Nothwehr geltend machen kann, — endlich die Unglückselige, deren Fluch die Macht der Schönheit ist, welche sie über Andere geübt und unverholen auch an sich erfahren, gegenüber der Gefallsüchtigen, welche die Verirrungen ihrer Sinnlichkeit gleißnerisch vor den Augen der Welt zu verbergen sich bemüht hat, ja welche nicht einmal einem Ehebündnisse den stolzen Ruf einer bis an das Lebensende bewahrten Jungfräulichkeit aufopfern möchte, — — kann die Entscheidung zweifelhaft sein?

Zwar an Marien liegt es nicht, wenn diese gegen sie ausfällt, und dennoch wird auch sie schuldig.

„O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!" Das der erste Eindruck, welchen die mit zurückstoßender, durch Absichtlichkeit und Verstellung noch gesteigerter Kälte auftretende Elisabeth auf Marien macht. Aber sie überwindet sich, sie beschließt, auch noch dieser Demüthigung sich zu unterwerfen, den ohnmächtigen Stolz der edeln Seele fahren zu lassen. Sie vermag es, indem sie in ihrem Geschick eine Fügung des Himmels anerkennt, und so behauptet sie ihre Würde, selbst indem sie vor Elisabeth niederfällt:

„Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!"

Aber nun möge auch die Schwester edelmüthig sein und sie von dem tiefen Fall erheben. Doch wie rührend sie immer, wie edel in der Erniedrigung, wie an sich haltend in der Vertheidigung sie flehen mag, die Unerbittliche vermag sie nicht zu erweichen. Selbst die Bereitwilligkeit, allen ihren Ansprüchen auf dies Reich zu entsagen, wirkt nichts. Elisabeth erkennt darin nur ein Bekenntniß, daß

Maria von Ränken und Verschwörungen nichts mehr für sich erwarte. Da erfolgt die unglückselige Wendung. Schon hat sich, da alles Flehen keinen Anklang findet, eine Störung der bisher mühsam behaupteten Selbstbeherrschung angekündigt:

> „Ein Wort macht alles ungeschehn. Ich warte
> Darauf. O laßt mich's nicht zu lang erharren!
> Weh Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet!"

Jetzt, als die eifersüchtige Elisabeth die schon lang Gereizte höhnend an ihre weltbekannten Liebesvergehungen erinnert, da fühlt sich nicht mehr die ebenbürtige Königin, die Blutsverwandte gekränkt, da empört sich in Marien das Weib. In ihrem Tiefsten verwundet durch den hämischen Angriff, bricht sie aus, und in diesem Augenblicke unfähig, mit Würde das Unwürdige abzuwehren, läßt sie sich hinreißen, mit leidenschaftlicher Bitterkeit den Angriff zu erwiedern, ja zu überbieten durch die Hinweisung auf die Heimlichkeit, womit Elisabeth ihre eignen gleichen Verirrungen zu bedecken gewußt, und selbst den kränkenden Vorwurf, mit welchem die Katholiken Elisabeths Mutter brandmarkten, vermag sie nicht zurück zu halten. Die Mahnung des edeln Shrewsbury zur Mäßigung fruchtet nichts, vielmehr sucht sie nun gerade in dem ungezügelten Ausbruch ihres Hasses, ihres Grolls, ihres Stolzes, ihrer Verachtung eine Genugthuung, eine Rache für jahrelange Leiden.

Diese Wogen der ungestümsten Leidenschaft legen sich auch nicht, als nach Elisabeths raschem Abgang die nun ganz hoffnungslose Kennedy Marien auf das, was sie gethan, aufmerksam macht. Jetzt hat diese nur Raum für das Gefühl, Rache geübt, einen Triumph gefeiert, und gerade vor Leicester's Augen die Königin zu Boden geschlagen zu haben.

So ganz verloren hat sie die Fassung, die wir im Anfang an ihr bewunderten, so unfähig scheint sie, dieselbe wieder zu gewinnen. Wer wollte deßhalb den Stein gegen sie aufheben, wer erkennte und gestünde nicht, daß nach solchem Mißlingen der Verlust mühsam errungener Selbstherrschaft durchaus menschlich ist, aber wer erkennt darin nicht auch zugleich eine Schuld, die ihrer Strafe nicht verfehlen kann? Und diese Strafe trifft sie in einer empfindlicheren Gestalt, als in der außerdem zu erwartenden, trifft sie in einer moralischen Demüthigung, welche sie sofort erfährt.

Auch Mortimer hat die Unterredung gehört, hat Marien in dem Ausbruch ihrer Heftigkeit gesehn, und wenn im ersten Akte die hohe Würde Mariens den leidenschaftlichen Jüngling in den Schranken ehrfurchtsvoller Huldigung erhielt, so hat das Ungestüm weiblicher Leidenschaft, den sinnlichen Reiz von Mariens Erscheinung erhöhend, in Mortimer nun auch die stille Gluth der Sinnlichkeit zur lodernden Flamme angefacht. Jetzt ist sie verloren, — denn von Leicester, dem Feigen, ist nichts zu hoffen, — wenn nicht entschlossener, vor keiner Gefahr, vor keinem Verbrechen zurückbebender Muth sie rettet; aber ein solcher erhebt auch Anspruch auf den Lohn der Hingebung des schönen Weibes. Den verweigerten ist er entschlossen zu ertrotzen, ja schon dringt er auf die Geängstete ein, die vergebens mit rührendem Flehen sich seiner zu erwehren sucht, die, nachdem sie die Schutzwehr erhabener Fassung und Würde verloren hat, nun jeder moralischen Waffe gegen die Sinnlichkeit des Verwegenen entbehrt. Hierdurch furchtbar gestraft und gedemüthigt, vermag sie sich seinem Ungestüm nur zu entziehen, indem Mortimer plötzlich von ihr abgelenkt wird durch die Nachricht, daß bewaffnet Volk den ganzen Garten fülle. Es ist ein Auflauf, der durch einen Mordversuch gegen Elisabeth veranlaßt worden. Der Versuch ist mißlungen, der Bund, welcher Marien befreien sollte, gesprengt, und nur noch ein schwacher Versuch zu ihrer Rettung bleibt für Mortimer übrig, mehr ein Zeugniß seiner bei aller Sinnlichkeit doch mehr als bloß sinnlichen Natur, als daß er selber eine rechte Hoffnung darauf zu bauen wagte.

IV. Der dritte Akt hatte uns die beiden Königinnen zusammen vorgeführt, im vierten bleibt Maria, wie im zweiten, unsern Blicken entzogen, welche wieder ausschließlich auf Elisabeth und die um diese sich herumgruppirenden Personen hingelenkt werden.

In Folge des neuen Verdachtes, zu welchem der eben vereitelte Mordanfall Anlaß gegeben, hat eine Nachforschung bei Marien stattgefunden, und es ist ein angefangener Brief derselben an Leicester entdeckt worden, der nun diesem als unzweifelhaftem geheimen Verbündeten Mariens den Untergang droht. Doch mit der Meisterschaft des vollendeten Höflings weiß dieser, für den immer noch die alte Gunst in Elisabeths Herzen nicht erloschen ist, sich selbst zu retten, indem er zunächst Mortimer, dann auch Marien preisgiebt. Mortimer hat ihm eben die Kunde von der Entdeckung jenes Briefes gebracht und ihn aufgefordert, durch Verstellung und durch sein Ansehn sich

selbst und Marien Frist zu schaffen, während er nach Schottland eilen wolle, dort neue Freunde zu sammeln, — da läßt ihn Leicester, indem er ihn als einen Staatsverräther bezeichnet, dessen schändliche Verschwörung so eben von ihm entdeckt sei, durch die herbeigerufenen Trabanten der Königin in Verwahrung nehmen, der sich jedoch Mortimer durch einen heroischen Tod entzieht. Es gelingt Leicester, die aufgebrachte Königin trotz Burleigh's Bemühungen zu versöhnen, indem er, Wahrheit mit Dichtung ununterscheidbar durch einander mischend, es glaublich macht, daß Mortimer Pläne gegen die Elisabeth geschmiedet, die, von Burleigh's vielgerühmtem Scharfblick nicht bemerkt, eben nur von Leicester durch die scheinbare Anknüpfung eines Verhältnisses hätten entdeckt werden können. Aber freilich muß er, um jeden Rest eines Verdachtes vollends zu tilgen, nun selbst auf die Vollstreckung des Todesurtheils an Marien dringen, ein Verrath, der ihm doch nicht straflos ausgehn soll; ihm selber in Gemeinschaft mit Burleigh wird diese Vollstreckung aufgetragen, zu welcher der Befehl sogleich ausgefertigt werden soll.

Aber noch fehlt eins, die Unterschrift. Auch jetzt noch, da ungestüm das aufgeregte Volk diese fordert, kann Elisabeth zu keinem Entschlusse kommen. Ist es nicht demüthigend, sich zwingen zu lassen, und muß sie nicht fürchten, daß eine ganz verschiedene Stimme sich werde hören lassen, wenn sie dem Wunsche der Menge gehorcht hat? Dazu kömmt die Warnung des ehrwürdigen Shrewsbury, der eben jetzt ihr Retter geworden und dadurch erhöhten Anspruch hat, erhört zu werden, eine Warnung, die, so beredt sie vorgetragen wird, ihr Gegengewicht doch findet in der überlegenen Einsicht und Kraft des patriotischen Staatsmannes Burleigh. Endlich siegt in Elisabeth Politik, wie persönliche Erbitterung; sie unterzeichnet; doch kaum hat sie unterzeichnet, so sucht sie zwischen sich und die blutige That ein Drittes einzuschieben, wodurch der Vorwurf von ihr hinweggenommen werden soll. Sie übergiebt dem Staatssekretair Davison, so sehr sich dieser dagegen sträubt, den unterschriebenen Befehl der Vollziehung des Urtheils, mit der vollen Verantwortlichkeit für Vollzug, wie für Nicht-Vollzug. Mit fühlloser Härte verläßt sie den Geängsteten, dem der sofort eintretende Burleigh den Befehl entwindet, dem nunmehr die schleunigste Vollstreckung gewiß ist.

V. Der fünfte Akt führt uns Marien selbst wieder vor, unmittelbar vor der Hinrichtung. Jetzt erst ist die Erhebung und Fassung,

welche früherhin, so lange noch Lebenshoffnungen sich zwischen eindrängten, keineswegs gesichert, ja späterhin sogar vor irdischem Haß und Rachgier ganz gewichen war, jetzt ist sie zur vollen Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Zwischen Furcht und Hoffnung, da Mortimer verheißen hatte, sie in der Nacht zu entführen, „zweifelhaft, ob sie dem kecken Jüngling ihre Ehre und fürstliche Person vertrauen dürfe," hat Marie den Morgen erwartet. Da hat sie auf einmal Pochen und Hammerschläge vernommen, die sie auf Rettung deutete; noch eben zitterte sie vor dem Befreier, doch jetzt winkt die Hoffnung,

„der süße Trieb des Lebens,
„Wacht unwillkührlich, allgewaltig auf," —

da tritt Paulet ein, und kündigt an, daß so eben das Blutgerüst aufgeschlagen werde. In diesem entscheidenden Moment, der mit Einem Schlage alle Hoffnung vernichtet, da ist es Marien gelungen, sich über sich selbst zu erheben und

„der Erde Hoffnung
„Zurückzustoßen mit entschloss'ner Seele
„Und glaubensvoll den Himmel zu ergreifen,"

und nur dem Jammer des alten Ritters, dem durch sie in Mortimer seine letzte Hoffnung starb, sind ihre Thränen geflossen, dem fremden Jammer, nicht dem eigenen Schicksal. Mit Fassung hat sie den Rest der Nacht durchwacht, betend, schriftlich von den Ihren Abschied nehmend, ihr Testament schreibend; jetzt erquickt sie der letzte Schlummer. —

Dies Alles erfahren wir noch vor Mariens Auftreten aus dem Munde der treuen Kennedy, welche dem früher verbannten ehemaligen Haushofmeister Mariens genauen Bericht erstattet. Auch der Arzt kömmt und befiehlt fürsorglich, einen Becher Wein zu holen zur leiblichen Stärkung für die Königin, damit nicht bei allem Heldenmuthe die Natur aus Schwachheit unterliege. Die Kammerfrau, welche den Becher heraufholt, hat durch die zufällig sich öffnende Thür das Blutgerüst erblickt, dessen Bild nach der Schilderung, welche die Entsetzte davon entwirft, unvertilgbar sich unsrer Phantasie einprägt.

Endlich erscheint Marie selbst. Jetzt ist sie nicht bloß gefaßt, den Tod zu erdulden, jetzt ist er ihr ein willkommener Befreier von langen, unwürdigen Leiden, und jetzt lebt, aber geheiligt und verklärt durch die

innere Erhebung über alles Irdische, der würdige Stolz, das Bewußtsein königlicher Erhabenheit wieder in ihrer edeln Seele. Ja, Freuden sollen ihr sogar zu Theil werden, die sie nicht erwartet hatte. Sie erkennt in Melvil einen Freund, einen Bekenner ihres Glaubens, der als Zeuge ihrer Fassung ihre Todesstunde vor entstellendem, gehässigem Gerüchte sicherstellen kann. Mit Antheil fragt sie nach dem Schicksal eines alten Kämmerers, mit Ergebung trägt sie es, daß sie keinen ihrer theuren Blutsverwandten noch sehen soll, mit Liebe hat sie für das Schicksal ihrer hinterbleibenden treuen Dienerschaft gesorgt, und mit einer durch nichts geschwächten zarten Rücksicht auf Natur und Art jeder Einzelnen vertheilt sie den geringen ihr gebliebenen Besitz und nimmt sie Abschied von den tief Erschütterten, noch im Tode dankbar anerkennend:

„Ich bin viel
Gehasset worden, doch auch viel geliebt!"

Sie entfernen sich, nur Melvil bleibt.

Alles Zeitliche ist berichtigt, alle Bande sind gelöst, nur Eins beklemmt noch ihre Seele, — noch fühlt sie sich dem höchsten Richter nicht versöhnt, versagt ist ihr der Priester ihrer Kirche, in deren Glauben sie sterben, von deren Priesterschaft allein sie des Sakramentes heil'ge Himmelsspeise annehmen will. Allein so tief sie den Segen kirchlicher Gemeinschaft empfindet, so tief sie in ihrem Innersten verwachsen ist mit dem tiefsinnig poetischen Kultus ihrer Kirche, dennoch vermag sie über diese Bedürftigkeit sich zu erheben, und zu einem freieren religiösen Bewußtsein sich aufzuschwingen. Bereit, sich an das Wort des Erlösers zu halten:

„Wo Zwei versammelt sind in meinem Namen,
„Da bin ich gegenwärtig unter ihnen,"

ist sie fähig, auch in dem ungeweihten, aber herzensreinen Melvil einen Priester, einen Frieden bringenden Boten Gottes zu erkennen, dem sie ihre letzte Beichte ablegen will, dessen Mund ihr das Heil verkünden soll. Mit der bloßen rein innerlichen Aussöhnung — dem andern Extrem zu einer rein äußerlich gefaßten, begnügt sie sich nicht, und thut sie Recht, sich nicht zu begnügen; denn nicht bloß mit seinem Gotte, auch mit der Menschheit soll sich Jeder versöhnen und von einem würdigen Vertreter der letztern, der eben als solcher auch ein Beauftragter Gottes ist, für das volle, offne Schuldbekenntniß auch die offne, volle Schuldvergebung empfangen.

Sie hat Verzicht geleistet auf die Form, in der allein früher die höchste religiöse Befriedigung, die ganze Entlastung der Seele ihr möglich erschien; aber nun wird ihr durch eine unerwartete Gnade des Himmels jene Befriedigung gerade auch in jener Form zu Theil. Sie vernimmt von Melvil, daß dieser Priester geworden, um ihre letzte Beichte zu hören und auf ihrem Todeswege ihr den Frieden zu verkünden, und mit Rührung und Ueberraschung erkennt sie in ihm den Himmelsboten, da jeder irdische Retter sie getäuscht. Rückhaltslos eröffnet sie ihr Herz: als Sünde klagt sie an den neidischen Haß, die Rachgedanken, die sie in der Unterredung mit der Gegnerin ergriffen haben, den furchtbaren Widerspruch, Vergebung von Gott zu hoffen, da sie doch der Gegnerin nicht zu vergeben vermochte, — als Sünde klagt sie an die tiefe Neigung des eiteln Herzens zu dem unwürdigen Leicester, — und endlich bekennt sie, wie die alte, längst gebeichtete Schuld der Ermordung ihres Gatten und der Vermählung mit dem Mörder gerade jetzt im Augenblick der letzten Rechenschaft mit neuer Schreckenskraft zurückkehre. In diesem dreifachen Schuldbewußtsein und ihrer herzlichen Reue liegt gerade das vollgültige Zeugniß von dem ursprünglichen, jetzt verklärt wiedergewonnenen Adel ihres Wesens. Allen Antheil dagegen, auch den versteckteſten und scheinbar unschuldigsten, an Babington's und Parry's Hochverrath darf und kann sie dem ernst und streng fragenden Priester abläugnen. Und doch ist es gerade diese fälschlich ihr zur Last gelegte Schuld, um derentwillen sie zum Tode verurtheilt ist! Dennoch ist sie weit entfernt, ihr Schicksal mit murrender Selbstgerechtigkeit als ein ganz unverdientes anzusehn, vielmehr in demüthiger Erkenntniß göttlicher Weltordnung und Gnade denkt sie:

> Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
> Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

So darf sie denn auch die volle Vergebung hoffen und wird deren vergewissert auch durch den symbolischen Akt der Kirche, indem sie nach der Absolution das Abendmahl, das Abendmahl sogar in seiner doppelten Gestalt, empfängt.

Es erscheinen jetzt die, welche sie zum Tode führen sollen. Mit Fassung und Ruhe ertheilt sie Lord Burleigh ihre letzten Aufträge, bittet durch ihn der Königin ihre Heftigkeit von gestern unter Segenswünschen reuevoll ab, so wie den Ritter Paulet um Verzeihung des Wehs, das sie wider Willen ihm bereitet, erwirbt noch für

Melvil und die Kennedy die Erlaubniß, sie auf ihrem letzten Gange zu begleiten, und empfiehlt sich dann hoffnungsvoll der Gnade ihres Erlösers.

Doch schon im Begriffe abzugehn, hat sie sich noch einer schweren Prüfung gewachsen zu zeigen. Sie erblickt Leicester, der sich schaam- und schmerzensvoll bei Seite gehalten. Da regt sich noch einmal die schon überwundene Stimme des Herzens, die Kniee versagen ihr, Leicester fängt die Sinkende auf; ernst und schweigend blickt sie ihn an, dann erinnert sie ihn strafend an sein gebrochenes Versprechen, nimmt aber sanft auch von ihm Abschied in Worten, welche nur die Sache selbst aussprechen, aber freilich auch unbeabsichtigt für den Unseligen das Gericht der Verwerfung einschließen. Jetzt hat sie nichts mehr auf der Erde, der sie auch nach wenig Augenblicken nicht mehr angehört. —

Aber wenn auch Marie selbst vollkommen von selbstsüchtigen Regungen gereinigt, nur Segen für ihre Feinde herabgefleht, — der Himmel richtet anders. Sein Strafgericht trifft wie innerlich Leicester, so äußerlich auch Burleigh, der wegen seines eigenmächtigen, und doch gerne geschehenen Schrittes von der verstellungsvollen Elisabeth aus ihrem Angesichte verbannt wird, trifft endlich Elisabeth selbst, die sich treuer Diener theils selbst berauben muß, theils freiwillig von ihnen verlassen wird, so daß sie nur in dem stillen Bewußtsein ihrer politischen Mission Halt und Stärke findet.

* * *

Von Schiller's Maria Stuart zu sprechen, ohne das Wort Buße zu gebrauchen, ich möchte wissen, wie dies möglich wäre. Aber das genügt nicht; dies Wort muß accentuirt, und es muß nicht bloß accentuirt werden, sondern die Idee der Buße ist als die eigentliche Seele des Werkes nach seiner ethischen Seite zu bezeichnen; es ist eine religiöse Tragödie *).

Natürlich ist die Buße als Prozeß, als ein Werden, nicht als ein starres Sein zur Anschauung gebracht. Und in welcher Stärke! Sind es doch die tiefsten Gesetze, deren Verletzung die Seele Mariens nicht zur Ruhe kommen läßt, und sind sie doch ver-

*) Es liegt nahe, außer an Schiller's Jungfrau von Orleans auch an Calderon, und es liegt nicht fern, an Goethe's Iphigenie und — an Sophokles' Antigone zu denken.

letzt von einer Königin, von einem Weibe, welche das Gefühl ihres Berufs, wie natürlicher Abscheu, vor solcher Befleckung am meisten sicher stellen sollte. Aber die Buße ist nicht bloß ein Werden, sie findet auch in der sittlichen Erneuerung, die auch den Feinden vergiebt, ihren Abschluß. Und so ist unsers Dichters Maria Stuart, dies lebendige Beispiel, „wie betrüglich die Güter dieser Erden," dies Bild ursprünglichen Geistesreichthums und Seelenadels, tiefen Falles, ernster und doch noch nicht ausreichender Erhebung, schweren Rückfalls, gerechter Demüthigung, endlicher vollendeter Ergebung, Wiedergeburt und innerer Beseligung im äußern Untergang ein Seelengemälde von tiefstem christlichen Gehalt; so ist diese Schöpfung, in welcher, wie vorher das Glück zum Unglück, so zuletzt das Unglück zum Heil ausschlägt, eine vom ächtesten Geiste des Christenthums, von der Heiligung durch Buße, innerlichst durchdrungene und gestaltete Tragödie.

Hiecke.

Die Behandlung fremder Eigennamen.

Die Deutschen haben seit langer Zeit in dem schlimmen Rufe gestanden, überall dem Fremden anzuhangen, das Ferne und Fremde zum Nachtheile des Eigenen und Nationalen zu bevorzugen. „Es ist nicht weit her", eine Wendung, deren man sich zur Beurtheilung werthloser Dinge oft bedient, ist eine sehr bezeichnende Ausdrucksweise.

Diese betrübende, demüthigende Sucht zeigt sich trotz des nationalen Aufschwungs auch jetzt noch auf vielen Gebieten des Lebens, der Mode, der Gewerbe, der Kunst, und ganz besonders in einem bestimmten Gebiete unserer edlen Muttersprache, bei der Behandlung **fremder Eigennamen**.

Kein Volk verfährt dabei so seltsam, als das deutsche. Der Deutsche will hier einem Jeden zu Gefallen leben und quält sich mit einer oft Mitleid erregenden Angst, Notizen einzusammeln, wie doch wohl dieser oder jener fremde Name „**richtig**" ausgesprochen werde, d. h. wie ihn wohl die Nation, welcher derselbe angehört, aussprechen möge. Hat er seinen Zweck erreicht, dann ist er stolz auf seinen Forschergeist, auf seine Gelehrsamkeit, und nicht leicht läßt er dann eine Gelegenheit vorübergehen, ohne sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, die nicht das Glück haben, gleiche Kenntnisse zu besitzen.

Und doch, bei all' diesem gelehrten Streben nach Richtigkeit, ja wegen dieses gelehrten Strebens, herrscht in Behandlung fremder Eigennamen nirgends mehr Inkonsequenz, Unbestimmtheit und Verwirrung, als bei den Deutschen.

Ist dem nicht zu steuern?

Der Gegenstand ist wichtig genug, ihn einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen.

§. 1.

Werth der Buchstaben.

Buchstaben sind Zeichen, durch welche man gewisse für's **Ohr gesprochene** Laute für das **Auge schreibt**. Aus der ver-

schiedenen Zusammensetzung solcher gesprochener Laute entsteht das gesprochene, d. h. das wirkliche Wort, aus der entsprechenden Zusammensetzung der diese Laute darstellenden Buchstaben entsteht das geschriebene Wort. Daraus ergiebt sich die oft angegriffene Regel: „schreibe wie du sprichst" in ihrer Grundlage als unumstößlich.

Nicht alle Sprachen haben dieselben Laute. In manchen fehlt z. B. das französische gequetschte j (*j*argon, *j*uger), in anderen das italienische *gi* (*gi*allo), in anderen das englische *th* (*th*e), in anderen die rauhe Hauchung des deutschen ch (hauchen, Küche) und dergl.

Jede Sprache, welche einzelne ihr eigenthümliche Laute besitzt (wie die angegebenen j, gi, th, ch u. s. w.), sollte für dieselben auch eigene Darsteller, d. h. besondere Buchstaben, haben.

Dies findet aber nicht statt. Die meisten europäischen Sprachen nämlich bedienen sich derselben Schriftzüge (der lateinischen oder der deutschen), geben jedoch nicht gleichmäßig demselben Schriftzeichen auch dieselbe Bedeutung, d. h. ein und derselbe Buchstabe ist in verschiedenen Sprachen oft Darsteller ganz verschiedener Laute. So klingt g verschieden im Französischen (*g*ilet), im Deutschen (gieb), im Italienischen (*g*ibbo); so lautet das holländische y wie das deutsche ei (R*y*swik wie Reiswik), das französische *eau* wie das deutsche *o* (*bea*u wie *bo*), das polnische cz wie tsch, das ungarische cz aber wie z, und so lassen sich noch viele andere abweichende Laute anführen.

Die verschiedene Bedeutung derselben Schriftzeichen hat die nothwendige Folge, daß ein in verschiedenen Sprachen gleichmäßig geschriebenes Wort ungleichmäßig gesprochen werden muß, wie z. B. das französische bière ganz anders klingt, als der deutsche Pluralis Biere.

§. 3.

Vierfache Behandlungsart der Fremdnamen.

Es fragt sich nun, wie sollen wir fremde Eigennamen in Wort und Schrift behandeln, vornehmlich solche Eigennamen, die nach ihrer ursprünglichen Schreibweise daheim anders ausgesprochen werden müssen, als bei uns im Deutschen?

Es giebt vier Arten der Behandlung.

Erstens. Man behält die fremde Aussprache des Wor-

tes bei und bezeichnet diese fremde Aussprache durch die entsprechenden Buchstaben: Chimene, Saragossa, Brüssel und dergl.

Zweitens. Man behält die fremde Schreibweise des Wortes bei und spricht die Buchstaben dann nach deutschen Aussprachegesetzen; Paris, Norköping, Mexiko, Suwarow, Orenstierna und dergl.

Drittens. Man behält die fremde Aussprache und fremde Schreibweise bei, verfährt also ganz, als ob man in der fremden Sprache sich bewegte: Bordeaux, Guizot, Peel u. s. w. gleich Bordo, Giso, Pihl u. s. w.

Viertens. Man schafft ganz neue Formen und bindet sich weder an die fremde Aussprache noch Schreibweise: Venedig, Mailand, Neapel, Ludwig, Friedrich, Heinrich u. s. w. statt Venezia, Milano, Napoli, Ludovicus (oder Louis, Lodovico, Luigi, Lewis, aus andern lebenden Sprachen), Federigo, Henry u. s. w.

§. 3.

Die vierte Art.

Fragen wir nun, welches das gewöhnlichste Verfahren ist, so müssen wir für verschiedene Zeiten verschiedene Antworten geben.

In früheren Zeiten war die vierte Art die gewöhnlichste. Es ist dies ein ächt nationales Verfahren, es ist das Verfahren der Griechen und Römer, so wie der meisten neueren Völker, Franzosen, Engländer u. s. w. So machen die ersteren Ἰησοῦς, Κῦρος, Καρχηδών, Ἀκράγας, Jesus, Cyrus, Carthago, Agrigentum aus den sehr abweichenden Urformen. — Die Franzosen machen Naples, Venise, Londres, Plaisance, Cantorbery, la Corogne, Thionville, Mombeillard, Dunkerque u. s. w. aus Napoli, Venezia, London, Piacenza, Canterbury, Corunja (im Spanischen Coruña), Diedenhofen, Mümpelgard, Dünkirchen u. s. w. — Die Schweden machen Kömnhamn aus dem dänischen Kjöbenhavn. — Die Engländer machen Venice aus Venezia, Henault aus Hanau, Leghorn aus Livorno, Fleshing aus Vlissingen. — Die Italiener machen Monaco aus München, Botzano aus Botzen, Varmia aus Ermeland, Olsazia aus Holstein, Svevia aus Schwaben.

In gleicher Weise verfährt man früherhin auch in Deutschland. Man macht sich das Fremde in der eigenen Sprache zurecht, und zwar nicht bloß in der Aussprache der einzelnen Laute, sondern in der ganzen Wortform. Dadurch werden die fremden und ursprüng-

lich fremd klingenden Eigennamen rechtliches und angemessenes Eigenthum der anderen Sprache.

Diese Behandlung fremder Eigennamen ist die vorherrschende bei Völkern, die selten fremde Sprachen erlernen, deren Sprachmittel daher keine Geschmeidigkeit für Laute bekommen können, die nicht national sind; bei Völkern, die gebieterisch auftreten und ihren an's Befehlen gewöhnten Mund nicht an die unbequemen Laute besiegter Völker bequemen wollen. —

Diese Behandlung ist zweitens vorherrschend in Zeiten, in denen ein wissenschaftliches Studium lebender Sprachen noch nicht Eingang gefunden; in Zeiten, wo seltener auf schriftlichem Wege (oder durch die Presse) Mittheilungen aus fremden Landen kommen, sondern meistens mündlich durch Erzählungen von Reisenden, Abenteurern und dergl. So hat der Deutsche eine große Anzahl italienischer Ortsnamen auf diese Weise behandelt; denn nach Italien zogen ja das ganze Mittelalter hindurch deutsche Schaaren im Gefolge der Kaiser, Deutschland trat gebieterisch auf in Italien. So haben wir Venedig, Mailand, Florenz, Neapel, die noch heut zu Tage ihr volles unbestrittenes Bürgerrecht haben, für Venezia, Milano, Firenze, Napoli; während andere, wie Raben, Bern, Worms wieder verdrängt sind durch die Urformen Ravenna, Verona, Bormio. — Aber nicht auf italienische Ortschaften allein beschränkt sich die Verdeutschung fremder Eigennamen, wir haben auch Kopenhagen, Warschau, Moskau, Lissabon, Rothschild (das dänische Roeskilde), Posen, Krakau, Genf, Waadt, Neuenburg, Valendis, Murten, Drontheim, Ofen und fast alle Länder- und Völkernamen, wie Frankreich, Franzosen, England, Engländer, Schottland, Schotte, Schweden, Italien, Italiener, Polen, Rußland, Russen, Ungarn, die überall daheim anders lauten.

Bei denjenigen Wörtern, die schon wirkliches Bürgerrecht in der deutschen Sprache in deutscher Form erhalten haben, ist diese vierte Art der Behandlung fremder Eigennamen auch jetzt noch in Geltung geblieben, und für einen Querkopf würde der gehalten werden, der nicht im scherzhaften Tone, sondern in vollem Ernste sagen wollte: Von Venezia reiste ich nach Milano, dann aber über Genève nach France und dergl.

Eben so wenig als irgend Grund vorhanden ist, diese fremden Urnamen an die Stelle der deutsch gewordenen Bezeichnungen Vene-

dig u. s. w. treten zu lassen, eben so wenig ist dies der Fall für alle anderen Eigennamen, die in irgend einer bestimmten Form deutsches Bürgerrecht gewonnen haben, mag diese deutsche Form auch noch so sehr von der Urform des Namens abweichen.

Für einen großen Theil der Kenntnisse des Alterthums ist das Lateinische dem nördlichen und westlichen Europa und somit auch uns Deutschen die Vermittelung gewesen. Uns sind daher die in der alten Welt hervortretenden Eigennamen in lateinischer Form gangbar geworden und Namen wie Macedonier, Thucydides, Ajax, Hecuba, Solon (in der Aussprache wie Sŏhlōn, nicht wie Sól-lōn) u. s. w. haben deutsches Bürgerrecht. Es ist nicht weniger wunderlich, urplötzlich Thukydidēs und Hekube statt Thucydides und Hecuba zu sagen, als Venezia und France statt Venedig und Frankreich *).

Man glaubt kaum, wie weit in dieser Beziehung die Wunderlichkeit mancher Gelehrten in Vernichtung des deutschen Eigenthums geht. Bei einigen ist es, wenn man sie hört, als ob sie in fremden Zungen redeten. Sagen und schreiben doch einige schon die altbiblischen Namen, die doch gewiß durch Luther Eigenthum des deutschen Volks geworden sind, in hebräischer Form, und zwar nicht bloß Namen wie Noah, Kain, Ham, Sarah, Kanaan, in den noch

---

*) Eine wahre Blumenlese solcher „richtig" sein sollender Eigennamen, von denen man sich einige erst in die gangbaren Formen wieder zurückübersetzen muß, um die guten alten Bekannten darin zu erkennen, bietet unter vielen anderen Wachsmuth dar in seiner bekannten Hellenischen Alterthumskunde. Da heißt es nicht nur Ambrakia, Argeier, Alkibiades, Aristeides, Andokides, Antpiatros, Alexandros, Alkestis, Alkäos, argeiisch, Boiotien, Dekeleia, Epameinondas, Heiloten, Italioten, italiotisch, Kerasos, Kleisthenes, Krösos, Kyros, Kyrene, Kimon, Kition, Kleinias, Kyzikos, Kykladen, Kirrba, Leontinoi, Lysandros, Mykenä, Mantineia, makedonisch, Neapolis, Rhodos, Rhegion, Sikyon, Sikelioten, Sunion, Syrakusä, Periandros, Peisistratos, Peisandros, Peiräeus, Pheidias, Phokion, Phokis, Phokeer, Trapezus, Thurioi, Thrakien, Thukydides — sondern auch Akragas statt des gewöhnlichen Agrigent, Kerkyra statt Corcyra, Kyreos statt Corsica!!! u. s. w. Daneben kommt freilich auch wieder vor Byzanz, Delphi, Pollux und dergl. Wachsmuth hat das Mißliche der Sache selbst gefühlt und sich darüber auch in der Vorrede ausgesprochen; aber sonderbarer Weise glaubte er kein Mittel finden zu können, um die Schwierigkeit zu beseitigen. Das Mittel war ziemlich leicht. Blieb er bei dem sogenannten latinisirenden System, so war er wenigstens konsequent

verständlichen Formen Noach, Kajin, Cham, Sarai, Konaan, sondern selbst ganz abweichende und für den mit dem Hebräischen Unbekannten ganz unverständliche Formen wie Jizchak, Ribka, Chanoch, Hebel werden für die in aller Deutschen Mund, Auge und Ohr übergegangenen Isaak, Rebekka, Henoch, Abel gewählt *).

Klingt dieses kleinliche Gelehrtthun, dieses Streben nach dem Fremden, anders, als wenn man sagen wollte: „Die heilige Ligue wurde zwischen dem Papste Giulio II., dem Könige Fernando, dem Katholischen, dem Kaiser Max, der Republik Venezia und dem Könige Henry von England (Ingländ) gegen Louis von France geschlossen?"

Das klingt allerdings lächerlich und doch werden wir bald dahin kommen, wenn man sich nicht mit Ernst dem immer mehr einreißenden Unwesen entgegenstellt. In Betreff der lebenden Sprachen sind es besonders die Zeitungsschreiber, die eine schwere Schuld auf sich laden. So geht es fast durch die ganze deutsche Zeitungspresse, daß man nur von den spanischen Infanten Carlos, Franzisco, Enrique (oder Enriquez, auch Henriquez) spricht, während diese Männer bekanntlich auf schlecht deutsch Karl, Franz und Heinrich heißen und selbst in dem vornehmen Gothaschen genealogischen Kalender also genannt werden. „Enriquez" mitten im deutschen Texte, in deutschen Schriften für Deutsche geschrieben! So liest und hört man oft: König Louis Philippe statt Ludwig Philipp und dergl., während es der Nationalstolz des Franzosen zu einer Unmöglichkeit macht, zu sagen Le roi Friedrich Wilhelm. So Juan d'Austria statt Johann von Oesterreich, während schon der Beiname selbst auf seine rein deutsche Benennung hätte hinführen sollen. — Und auf anderen Gebieten ist es nicht minder arg. Da soll nun jetzt gesagt werden Ismir, Kibris, Salonichi, Poscharewaz,

*) Aehnlich geht es mit der Betonung der Eigennamen, die man sich jetzt auch abquält in Uebereinstimmung zu setzen mit der Betonung in den bezüglichen Ursprachen, während wir doch in dieser Beziehung im Deutschen bestimmten Gesetzen folgen. So verlangen jetzt einzelne Gymnasiallehrer, daß ihre Schüler die Iliás lesen, während man bisher mit der Ilias vollkommen zufrieden gewesen war. Bisher hatte man immer nur Púltawa, Upsala, Súmatra, Célebes, Tánger, Kásan, Kóran, Hárem, Káschmir, Madríd, Kosák, Santánder gekannt, jetzt soll es durchaus Pultáwa, Upsála, Sumátra, Celébes, Tangér, Kasān, Korān, Harém, Kaschmīr, Mádrid, Kósak, Santandēr u. s. w. heißen.

Bukurescht und dergl. statt der jedermann bekannten Smyrna, Cypern, Thessalonich, Passarowitz, Bukarest u. s. w. Ja, das alte Rheims soll seines alten deutschen Klanges beraubt werden und in französelnder Weise wie rince gesprochen werden!

§. 4.

Die erste Art.

Von den oben aufgestellten vier verschiedenen Arten der Behandlung fremder Eigennamen war also die als vierte bezeichnete in früheren Zeiten die gewöhnliche. Ihr zunächst steht die erste Art.

Man hatte den Klang des fremden Wortes mit dem Ohre richtig aufgefaßt und suchte nun diesen Klang durch die entsprechenden Lautdarsteller so weit richtig wieder zu geben, als unsere Schriftzeichen es zuließen. Man hatte z. B. den spanischen Namen Ximene früher gehört als gelesen; man hatte aber Chimene gehört und nicht Ximene, und kam daher auf den so nahe liegenden Gedanken, auch Chimene zu schreiben, da X im Spanischen eine andere Geltung habe als im Deutschen.

Eben so hatte man den polnischen Namen Dabrowski gehört; er lautete aber D*om*browski, und sehr natürlich war es demgemäß, in deutschem Texte ihn auch also zu schreiben.

Wo aber unsere Schriftzeichen nicht ausreichten, oder wo gar Töne wiederzugeben waren, die der deutschen Sprache fremd sind und die daher unserer Zunge Schwierigkeiten machen, da wählte man für das Aussprechen die zunächst liegenden verwandten deutschen Laute und für die Schrift die entsprechenden deutschen Buchstaben; so sagte und schrieb man Perusa, statt Perugia zu schreiben und Perudscha zu sprechen. So verhält es sich mit dem polnischen Xions statt Xiąż, mit Auschwitz statt Oswieczim und vielen andern slavischen Namen.

Von diesem so natürlichen Verfahren sind leider wenig Reste geblieben. Am häufigsten wird es gegenwärtig noch für slavische und für außereuropäische Sprachen angewendet; so schreibt man häufig Mohatsch, Galatsch, Pendschab, Kambodscha, was unbedingte Nachahmung verdient. Demgemäß pflegen sich auch zereweisirte Slaven zu schreiben: Rade*tz*ki und nicht Radecki, Same*tz*ki statt Samecki, wie die polnische Schreibweise es verlangt.

§. 5.

Die zweite Art.

Die zweite Art gewann bald den Vorrang vor der ersten. Als der schriftliche Verkehr, der Verkehr durch die Presse zunahm, so erfuhr man die Namen fernliegender Ortschaften, weit wohnender Völker und Männer häufig eher durch's Auge als durch's Ohr. Der gesunde Sinn sprach die Namen aus, wie sie sich schriftlich darstellten, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, was für Deutsche deutsch geschrieben sei, müßte doch auch wohl deutsch gelesen werden; also Mexiko nach deutscher Weise mit deutschem x, Chili mit deutschem ch, Norköping mit deutschem k, unbekümmert, ab daheim die Namen Mechiko, Mejiko, Tschili, Nortschöping lauten.

Nach derselben Art verfuhr man mit den Namen von Städten und Männern, die wegen ihrer Bedeutsamkeit sehr häufig Gegenstand der Tagespresse wurden, so wie mit Namen aus solchen Sprachen, die von Deutschen wenig erlernt werden, deren Aussprachegesetze mithin uns gemeinhin unbekannt bleiben. So einerseits Namen wie Paris, London, Tilly, Wellington, Napoleon *), andererseits Baner, Oxenstierna, Potemkin, Suwarow, Christianstadt, Jassy, Tanger u. a.

Auch diese Namen haben in ihrer bestimmten Aussprache nach deutschen Aussprachegesetzen ihr deutsches Bürgerrecht gewonnen, und so wenig es zu billigen war, Milano an die Stelle von Mailand zu setzen, eben so wenig ist es zu billigen, jetzt die alte eingebürgerte Aussprache von Mexiko durch die spanische Aussprache Mejico urplötzlich ersetzen zu wollen, bloß auf die wahrhaftig nicht neue Entdeckung hin, daß im Spani-

---

*) Hierher gehören auch viele Namen fremder Familien, die sich in Deutschland angesiedelt haben, z. B. Namen französischer Ausgewanderter, wie Violet, Robert, Tiehy, Thomas, Thouret, Martin, ja sogar ein Name wie Rapin-Thoiras, der in seiner ächt französischen Färbung selbst von seinem Besitzer jetzt ganz deutsch ausgesprochen wird (wie Rappihn-Teuraß klingend). Ehe der jetzige König von Hannover den Thron bestiegen, wohnte er lange Zeit in Berlin, wurde aber immer nur Herzog von Cumberland genannt, und wer ihn Comberländ hätte nennen wollen, wäre ausgelacht worden. Aus einer altschwedischen, aber schon lange in Deutschland ansässigen Familie Kuylenstierna fiel der eine Sohn im vorigen Jahre als preußischer Offizier in Schleswig, der andere in diesem Jahre in Dresden. Von ihren Waffenbrüdern, Vorgesetzten und Untergebenen sind sie immer nur Kühlenstihrna, nie aber nach schwedischer Aussprache Keulenscherna genannt worden.

schen x anders gesprochen werde, als im Deutschen. Wer Mejico statt Meriko sagt und Tejas statt Teras, den kann man im Namen der Konsequenz nur bitten, künftighin auch *Pari* zu sagen statt Paris und Potjömkin statt Potemkin, und Uxenscherna statt Orenstierna u. s. w.

Nach dieser zweiten Behandlungsweise fremder Eigennamen verfahren auch die meisten fremden Völker für alle Fälle, in denen sie nicht die vorher besprochene vierte Behandlungsart anwenden. So sprechen die Engländer New-Orleans wie Nju-Orlihns, Illinois wie Illino-is aus, Blücher wie Blötscher, welchen Namen die Franzosen wieder wie Blüschähr geben. Diese sprechen Berlin, Coblenz und alle ähnlichen Namen mit ihren Nasentönen; es ist eben bei ihnen Gesetz, alle fremden Eigennamen, für die sie nicht schon eigenthümliche Nationalformen haben, nach ihren Aussprachegesetzen zu behandeln.

§. 6.

Die dritte Art.

Die oben als die dritte aufgestellte Behandlungsart ist neuer als alle übrigen, und so viel ich weiß, nur bei den Deutschen herrschend *). Sie verdankt ihr Entstehen gewiß der unter den Deutschen herrschenden Sucht, das Fremde herbeizuholen, damit zu glänzen, darin aufzugehen. — Bei dieser Behandlungsart ist nichts Deutsches mehr geblieben, nicht Schreibweise, nicht Aussprache. Befördert wurde dieses Verfahren, sobald nur die Neigung dazu hervorgetreten war, durch das Streben der Deutschen, fremde Sprachen zu erlernen, und durch den Gelehrtendünkel.

In unserer Zeit ist diese Art, fremde Eigennamen zu behandeln die gewöhnliche; sie greift besonders für neu auftauchende Namen immer mehr um sich, ohne jedoch allgemeine Herrschaft gewinnen zu können. Allgemeine Herrschaft kann sie aber niemals gewinnen, weil eine solche ja vollkommne Bekanntschaft mit den Gesetzen der Aussprache und Schreibweise aller Sprachen nothwendig bedingen müßte.

Wie aber bei den drei anderen Arten, so sehen wir auch bei dieser einzelne Namen, die in ihrer bestimmten Behandlungsweise

*) Die Franzosen schreiben und sprechen zwar Shakespeare nach englischer Weise. Dies findet aber nur in einzelnen ganz bestimmten Ausnahmefällen statt.

deutsches Bürgerrecht erhalten haben, und die wir ohne Ziererei daraus nicht wieder verdrängen können. Dahin gehört z. B. Bordeaux, das man nur so schreiben und Bordō sprechen kann. Dahin eine große Menge anderer Namen, namentlich solcher, zu deren richtiger Aussprache auch die ungeübte Zunge des weniger gebildeten Deutschen ausreicht.

Hierher sind auch einige Wörter zu zählen, die zwar fremde Schreibweise und fremde Aussprache im Deutschen behalten, deren fremdartige Aussprache aber nicht die ursprünglich nationale, sondern eine etwas veränderte ist. Diese Veränderung ist entweder durch die geringere Gefügigkeit der deutschen Sprachmittel hervorgerufen (so z. B. bei den meisten Nasentönen Verdün, Toulon, Amiens u. a., ferner die Veränderung des scharfen s am Anfange eines Wortes in ein weiches, wie Salamanca, Sarzano, Salerno, Salamis u. a.); oder sie ist dadurch entstanden, daß wir das fremde Wort nicht unmittelbar aus seiner Heimath bekommen haben, sondern durch eine anderweitige sprachliche Vermittelung. So haben wir z. B. die Namen Don Quichote und Don Juan in französischer Aussprache erhalten. Diese französische Aussprache ist für beide Namen bei uns eingebürgert, und weil sie einmal so unser Eigenthum geworden, so lasse man sie bestehen, aber eben auch nur für die angegebenen Fälle. Mit Nachdruck aber stemme man sich dagegen, daß in ähnlicher Weise uns neue Eindringlinge aufgebürdet werden, wie dieß unlängst wieder versucht wurde mit dem afrikanischen Al Araisch, welches die bequemen Zeitungsübersetzer gewöhnlich in der französischen Form Larache uns auftischen *). Eben so stemme man sich gegen die Unart, den Namen Eugen in der ersten Sylbe deutsch, in der zweiten aber französisch mit gequetschtem g auszusprechen. Wir haben gerade eben so viel Anrecht auf diesen griechischen Namen, als die Franzosen; griechische Wörter sprechen wir, wie schon erwähnt, in lateinischer Weise aus, nicht aber in halb deutscher, halb französischer Weise. Noch unverzeihlicher verfährt man an einzelnen Orten mit diesem Namen, wenn er einem

*) Wahrhaft lächerlich aber ist es, wenn die Aufopferung deutscher Eigenthümlichkeit so weit geht, Namen von Personen, die ihr Vaterland gewechselt, je nach der Sprache des Landes, in welchem sie wohnen, auszusprechen. So wird der jetzt in England lebende französische Geologe Delabèche von Deutschen oft englisch „Delabitsche" gesprochen.

Engländer angehören soll. So habe ich selber es mit angehört, wie auf einer namhaften deutschen Bühne bei Aufführung der nach dem bekannten Bulwer'schen Roman entworfenen Tragödie *Eugen Aram* immer nur *Judschen Ehrem* gesagt wurde!!

§. 7.

Rückblick.

Der geschichtliche Ueberblick über die Entwickelung dieser vier verschiedenen Behandlungsarten fremder Eigennamen im Deutschen zeigt uns, daß das deutsche Bewußtsein und Nationalgefühl dem Fremden gegenüber sich immer mehr abgeschwächt hat und zuletzt gänzlich erstorben ist. Im ersten Stadium wird das Fremde dem Deutschen gänzlich unterthan; in dem zweiten Stadium mischt sich Fremdes hinein, aber das Deutsche überwiegt noch; in dem dritten überwiegt schon das Fremde; in dem vierten ist das Deutsche dem Fremden gänzlich unterthan.

Die drei ersten Stadien (d. h. im §. 2. als erste, zweite und vierte Art bezeichnete Verfahren) haben das Gemeinsame, daß die zur Darstellung der Namen verwendeten Buchstaben alle in deutscher Weise gesprochen werden.

Alle vier Arten bestehen jetzt neben einander, wir müssen ihre jetzige Berechtigung anerkennen. Aber wir müssen auch danach streben, daß, was besonders in einer der drei deutschen Arten Gemeingut der deutschen Welt geworden ist, nicht durch die undeutsche dritte Art uns wieder entzogen wird.

§. 8.

Uebereinstimmung von Schrift und Sprache.

Verlassen wir den geschichtlichen Standpunkt der Betrachtung und untersuchen den Gegenstand von der Frage aus: Was ist das Naturgemäße?

Das Naturgemäße ist, den Namen zu schreiben, wie er gesprochen wird, und ihn zu sprechen, wie er geschrieben wird, d. h. Uebereinstimmung walten zu lassen zwischen der schriftlichen Darstellung des Namens und seiner Aussprache, wie eine solche Uebereinstimmung in den Arten der drei ersten Stadien statt findet.

Dies Naturgemäße ist auch das Nationale; denn es wird dadurch die nationale Forderung erfüllt, die in deutscher Sprache

für Deutsche geschriebenen Namen auch nach deutschen Aussprachgesetzen zu sprechen.

Um aber der als naturgemäß sich ergebenden Forderung, den Namen zu schreiben, wie er gesprochen wird, nachkommen zu können, muß zunächst festgellt werden, wie es naturgemäß ist, daß der Deutsche den Fremdnamen spreche.

§. 9.

Sprechung des Namens.

Es ist naturgemäß, überall den Namen auszusprechen, wie er vom Inhaber gesprochen wird. Der Name ist ein Heiligthum, ist der heiligste Besitz eines Menschen, er ist die Ehre des Mannes — die Galeerensklaven verlieren das Recht ihres Namens, sie werden nach Nummern genannt. — Ein Jeder hat das Recht, zu verlangen, daß man wie seine Person, so auch seinen Namen unangetastet, unverstümmelt lasse.

Der Name aber ist ein Wort d. h. er wird zunächst gesprochen, nicht geschrieben. Es hat somit ein Jeder das Recht zu verlangen, daß er von jedem Andern richtig genannt, d. h. mit richtigem Wortklange gerufen werde.

Auf dieses Recht kann der Inhaber des Namens in vollster Ausdehnung aber nur Anspruch machen, so lange er sich in seiner Muttersprache bewegt. Sobald er indeß in eine andere Sprache übertritt, so wird das Verhältniß ein etwas anderes.

So wie nämlich der Staatsbürger nur innerhalb seines eigenen Staates auf Ausübung aller staatsbürgerlichen Rechte Anspruch machen kann, außerhalb desselben den in dem anderen Staate herrschenden Gesetzen sich fügen muß, und zwar immer noch das Recht der Persönlichkeit behält, aber als Fremder Verzicht leisten muß auf alle besonderen nur in seinem Staate ihm zukommenden Rechte; — so verhält es sich ganz mit der Behandlung des Namens in einer fremden Sprache. Der Inhaber eines Namens kann nur in der Sprache, die für den Namen Muttersprache ist, verlangen, daß ihm sein „ganzes Recht“ gelassen werde. In jeder fremden Sprache muß er sich gefallen lassen, etwas von seinem Rechte aufzuopfern, er muß sich den in der fremden Sprache herrschenden Gesetzen (d. h. aber: Eigenthümlichkeiten der Zunge, Aussprachereglen und dergl.) unterwerfen, und kann nichts dagegen einwenden, wenn die fremde Nation sich den Namen mundrecht macht, sofern der Name nur als

dieser Name noch erkennbar bleibt. Der General Chrzanowski, der General Skrzynecki, der Erzbischof von Posen Przyluski können von Polen verlangen, daß ihre Namen in voller Reinheit ausgesprochen werden; sie müssen aber ganz damit einverstanden sein, wenn sie von den Deutschen Krasanowski, Skrinetzki und Pschriluski oder Pschiluski oder Psiluski genannt werden.

Hiernach würde sich als naturgemäße Forderung für die Behandlung fremder Namen ergeben, den fremden Namen zu sprechen, wie er in der fremden Sprache lautet, jedoch mit der Maßgabe, daß, wenn der fremde Name Bestandtheile enthält, die der deutschen Zunge widerstreben, diese Bestandtheile durch die verwandtesten Laute wiedergegeben werden, d. h., daß der fremde Name dem deutschen Munde mundrecht gemacht werde.

Dieses natürliche Gesetz wird auch von Jedem angewendet, sobald ihm ein Name mündlich, etwa in der Gesellschaft beim gegenseitigen Vorstellen, mitgetheilt wird.

§. 10.

Nationale Schreibung des Namens.

Aber die geringste Anzahl ausländischer Namen wird uns so unmittelbar von Mund zu Ohr bekannt. Die gewöhnlichste Mittheilung ist die Mittheilung durch die Schrift. Hierbei erst erscheint die Schwierigkeit, denn hier tritt die Verschiedenheit in der Bedeutung derselben Buchstaben für verschiedene Sprachen ein. Das Natürlichste ist auch hier wiederum, den Namen so zu schreiben, wie er gesprochen wird, (da die Schrift schlechthin nur zur Aufgabe hat, das gesprochene Wort darzustellen), d. h. in jeder Sprache immer diejenigen Buchstaben für den Namen zu wählen, welche Darsteller der Laute sind, aus denen der Name besteht.

Dies Verfahren wird auch gemeinhin beobachtet bei ganz fern liegenden Nationen und Gegenden, deren Namen durch Reisende uns mitgetheilt werden, besonders bei Namen solcher Nationen, die entweder keine eigene ausgebildete Schriftsprache besitzen, oder ein von dem deutschen und lateinischen Alphabet abweichendes Buchstabensystem haben. So schreibt man Abdul-Medschid, Bilutschistan, Mentschikof, Tschernitschef u. a.

Dies Verfahren wird aber gewöhnlich nicht beobachtet bei Nationen, die uns bekannter sind, die sich des deutschen oder lateinischen Alphabets bedienen. Da pflegt man auch die fremde Schreibweise

beizubehalten: Guizot, Peel, Hemsterhuys, General Coucha, und dergleichen.

Hierbei herrscht aber keine Consequenz, namentlich nicht für die slavischen Sprachen, denn man sieht bald Wucsitsch, bald Wucsicz geschrieben, Mohatsch und Mohacz, Kalisch und Kalisz, Schrimm Szrim, Krotoschin und Krotoszyn u. a. *), und während im Russischen der eigenthümliche, unserem s ch t s ch entsprechende Buchstabe immer durch unsere sieben Consonannten angegeben wird, schreibt man Galizin, Suwarow, Orlof u. a. immer nach russischer Schreibweise, wiewohl in diesen Namen die angedeuteten Vocale (a, a, O) nicht in deutscher Weise gesprochen werden.

Die fremde Schreibweise eines fremden Wortes hat aus dem vorher angegebenen Grunde gar keine innere Berechtigung. Aber es giebt auch einen sehr bedeutenden äußeren Grund gegen ihre Anwendung. Da ein jeder Buchstabe nur geschrieben wird, um nach seiner bestimmten Regel gesprochen zu werden, so müssen auch die nach fremder Schreibweise gesetzten Buchstaben fremder Namen nach einer bestimmten Regel gesprochen werden. Die deutsche Regel der Aussprache darf es nicht sein, also für jede verschiedene Sprache auch die in ihr herrschende Regel. Demnach setzt der Gebrauch der fremden Schreibweise bei dem Leser Bekanntschaft mit den Gesetzen der Schreibweise und Aussprache sämmtlicher existirender Sprachen (deren Zahl neuere Unter-

---

*) Der bekannte Grimm'sche Atlas hat auf einer und derselben Karte (Türkei) dicht neben einander *Dsch*u*rdsch*ewo nach deutscher, und Rus*cs*uk nach undeutscher Schreibweise; — so liest man bald Pen*j*ab, bald Pen*dj*ab, bald Pen*dsch*ab, bald P*undsch*ab; — man liest Staat der Sikhs, Seiks, Saiks; — Heiderabad und Hyderabad; — Meissur und Mysore; — Kotschin und Cochin; — Cambodscha und Cambodja; — Bugia und Budschia und Budscha; — Tanger und Tandscher; — und besonders die in neuster Zeit so häufig gehörten Namen: Cz*a*cz*a und Tschatscha; — Trentschin und Treuczin; — Land der Szekler und Schekler; — Tschaikisten und Czaikisten; — Karlovic und Karlowitz; — Acz und Atsch; — Esseg, Essek, und E*sz*ek oder E*sc*egk; — Galacz und Galatsch; — Munkacz und Munkatsch; — Magyaren und Madscharen (welches letztere aber falsche Aussprache anzeigt); — Jellachich und Jellatschitsch und Jellacic und Jellaziz; — Paskiewitz und Paskewitsch; — Stratimirovic und Stratimirowitsch

suchungen auf nicht weniger als 860 angeben: 53 in Europa, 153 in Asien, 115 in Afrika, 117 in Australien, 422 in Amerika!) voraus.

Da nun eine solche Voraussetzung als eine durchaus nicht zu rechtfertigende sich ergiebt, so werden wir wiederum mit Nothwendigkeit zu dem oben gewonnenen Resultate gedrängt, den fremden Namen in seinem Rechte der fremden Aussprache zu lassen, ihm nur die durch die deutsche Zungeneigenthümlichkeit geforderte Veränderung zu geben, ihn dann aber in deutscher Sprache auch deutsch zu schreiben, also Galatsch, Wielitzka, Corunja, Logronjo, Maseppa, Curassao *), Jellaziz und dergl., so daß auch umgekehrt wieder gesagt werden kann, der in einer in deutscher Sprache geschriebenen Schrift vorkommende fremde Name wird nach deutschen Aussprachegesetzen gelesen.

§. 11.

Fremde Schreibung des Namens.

Indeß die Macht der Thatsachen muß Jedermann anerkennen, so unbequem sie auch sein mögen, und so muß man zugeben, daß das andere Verfahren, bei welchem das deutsche Recht ganz aufgegeben wird, in neuerer Zeit so viel Herrschaft gewonnen hat, daß es nicht völlig mehr beseitigt werden kann. Es fragt sich jetzt, ob nicht wenigstens bei diesem Verfahren ein bestimmtes Gesetz inne zu halten möglich ist, um dadurch aus dem beständigen Schwanken herauszukommen.

In Deutschland beschäftigt man sich zwar vielfach mit fremden Sprachen, das geschieht indeß mehr in bestimmten Kreisen, als in der Gesammtheit der gebildeten Welt. Bei dieser ist man nur für die französische Sprache berechtigt, Kenntnisse — der allgemeinen Gesetze über Schreibweise und Aussprache anzunehmen. Französisch wird auf allen mittleren und höheren Schulen, wenigstens in Norddeutschland, gelehrt. Französische Namen werden daher von der überwiegenden Mehrzahl der gebildeten Deutschen nach den allgemeinen französischen Aussprachegesetzen gesprochen und in französischer Weise gelesen.

*) Dieser Name ist wieder ein Beispiel wunderlicher Inkonsequenz. In der sechszehnten Ausgabe des bekannten Cannabich'schen Lehrbuchs der Geographie wird er in dem abhandelnden Texte Curaçao geschrieben, in dem Namenregister des Buches aber steht Curassao.

Hieran anknüpfend könnte man als leitenden Grundsatz aufstellen, daß eine Ausnahme von der vorher aufgestellten Regel gemacht würde durch französische Namen, daß also französische Namen nicht deutsch, sondern französisch zu schreiben und zu sprechen seien.

Auch hierbei wird übrigens die Eigenthümlichkeit der deutschen Zunge sehr häufig noch Veränderungen eintreten lassen. So werden z. B. die französischen Nasentöne zwar als Nasentöne gesprochen werden, aber in deutscher Art, nicht so rund und voll als im Französischen. Das erfährt ja jeder Deutsche, der des Französischen mächtig ist, an sich selbst, daß er Namen, wie Napoleon und ähnliche anders behandelt, wenn er deutsch, und anders, wenn er französisch spricht *). Geziert würde es klingen, mitten im Flusse deutscher Rede den vollen runden Pariser Nasenton hören zu lassen; geziert aber auch, ja lächerlich, Namen wie Saintonge, Orléans, Alençon ohne allen Nasenton sprechen zu wollen.

Da es gewagt sein würde, bei der Mehrzahl der gebildeten, doch aber Zeitungen lesenden Welt Deutschlands Kenntniß einer bestimmten anderen fremden Sprache außer der Französischen allgemein vorauszusetzen, so erscheint es als eine Unbilligkeit, neue Namen aus den verschiedenen anderen Sprachen in der fremden Schreibweise mitzutheilen.

Daraus würde sich ergeben, daß für alle andern Sprachen das oben aufgestellte Gesetz festgehalten werden müßte, d. h., daß jeder nicht französische Fremdname, wofern er in Aussprache und Schreibweise nicht schon ein gewisses Bürgerrecht gewonnen (wie Shakespeare, Peel, Taglioni, Potemkin, Jassy u. a.), in deutscher Sprache schriftlich durch diejenigen Buchstaben mitgetheilt werde, die nach deutschen Gesetzen gelesen, den fremden Klang selbst (also Logronjo, Chimene, u. s. w.), oder wenigstens den zunächst verwandten Klang geben (also Jellaziz und dergleichen) **).

---

*) Die durch die deutsche Zunge bedingte allmälige Abschwächung fremder Aussprache ist recht ersichtlich bei Wörtern, die in der deutschen Umgangssprache oft gehört werden, wie Compliment, Etage, Courage, Pension u. a.

**) Schwierigkeiten würde dies Verfahren nur für englische Namen haben, hier aber auch, wie ich glaube, unüberwindliche Schwierigkeiten. Die englischen

§. 12.

Deutsches Eigenthum.

Naturgemäß ist es endlich und zugleich die unabweislichste nationale Forderung, überall da, wo deutsche Namen neben fremden gleichbedeutenden vorhanden sind, nur die deutschen Namen zu wählen.

Dies findet einerseits seine Anwendung auf Vornamen. Die neuen Sprachen haben sich für die gangbaren Vornamen besondere Formen gebildet; so macht der Italiener aus dem alten Ἰωάννης, Johannes, sein Giovanni, der Franzose Jean, der Spanier Juan, der Engländer John, der Russe Jwan, der Pole Jan, der Deutsche Johann oder Hans. Und so finden sich für unsern Friedrich, Ludwig, Heinrich, Wilhelm u. s. w. entsprechende andere Formen in den anderen Sprachen, daher der Franzose unseren großen König Friedrich auch Frédéric nennt, der Italiener Federigo u. s. w. In deutschen Geschichtswerken wird durchschnittlich hierbei Gerechtigkeit geübt, und man spricht immer nur vom König Ludwig XIV. von Frankreich, vom König Karl von Spanien, Heinrich von England u. s. w. *) Für die Männer der Gegenwart aber findet dies leider nicht in gleichem Maße statt, und man muß nur zu häufig von Charles dix, von Louis Philippe, Louis Napoleon und dergl. hören, während doch bei der Wahl des Letztgenannten in den deutsch redenden Gegenden Frankreichs die Wähler selbst bekanntlich Ludwig Bonaparte schrieben. Vergleiche oben §. 3.

Noch wunderlicher aber ist das jedenfalls auf einen Mangel an vaterländischem Stolze hinzeigende Verfahren, wenn der Deutsche seinen Kindern solche Fremdnamen in der Taufe beilegt, Namen wie Louis, Louise, Charlotte und dergl., oder wenn er gar selbst seinen eigenen guten deutschen in einen fremden umwandelt; dann hört man allerdings solche Zusammensetzungen, bei denen es schwer ist, sich des Lächelns zu enthalten, wie Dom Balthasar Miller, Giacomo Meierbeer, Jean Schulze und dergl.

Namen werden wohl in ihrer Schreibweise zu belassen sein, aber nach deutschen Aussprachegesetzen dann auszusprechen, so daß immer der im §. 10 aufgestellte Grundsatz, in deutscher Sprache deutsch zu lesen, maßgebend bleiben würde.

*) Doch hört man bei der russischen Geschichte gewöhnlich von Jwan, von Fedor, von Alexei und dergl. sprechen, statt Johann, Friedrich, Alexis zu sagen.

Außer bei Vornamen tritt die Forderung, deutsche Namenformen statt fremder gleichbedeutender zu wählen, noch in Gegenden ein, wo früher das Deutsche gegen das Fremde größere Herrschaft ausübte, oder wo es mit dem Fremden noch um die Herrschaft streitet, d. h. also namentlich in der Schweiz, in einigen Theilen Frankreichs, in Belgien und auf vielen Sprach- oder Landesgrenzen. Da giebt es herrliche deutsche Namen, die uns zuletzt ganz verloren gehen werden, wenn nicht der Nationalstolz den schlimmen Wirkungen der Bequemlichkeit, Nachahmung, Eitelkeit und Ziererei entgegentritt.

So in der Schweiz Martinach, St. Moritz, Sitten, Sieders, Brieg, Simpeln, Vivis, Ifferten, Neuenburg, Peterlingen, Wiflisburg, Murten, Pruntrut, Milden, Stäffis u. v. a., wofür man hört Martigny, St. Maurice, Sion, Sierre, Brigue, Simplon, Vevay, Iverdun, Neufchatel, Payerne, Avenche, Morat, Porrentruy, Moudon, Estavayer.

So im Westen: Diedenhofen, Mümpelgard, Schlettstadt, Mühlhausen, Nanzig, Saargemünd, Brügge, Dünkirchen, Dornik, Hortryk, Löwen, Mecheln, Lüttich, Antwerpen, Gent, Kämrich, Bergen, wofür man hört: Thionville, Montbelliard, Schelestat, Mulhouse, Nancy, Sarreguemins, Bruges, Dunkerque, Tournay, Courtray, Louvain, Malines, Liège, Anvers, Gand, Cambray, Mons.

Und in anderen Gegenden Kauen, Bautzen, Cleven, Tessin, Rothschild, Wälsch Brixen, und die von Luther her bekannten auf en, wie Alexandrien, Antiochien und dergl., statt Kowno, Budissin, (ja sogar deutsche Behörden in Bautzen schreiben in ihren deutschen amtlichen Erlassen Budissin statt Bautzen; nun wird es auch wahrscheinlich bald heißen sollen Schlacht bei Budissin;) Chiavienna, Ticino, Roeskilde, Brescia.

Die Grundzüge des vorstehenden Aufsatzes habe ich schon früher in dem 30. Bande der Cotta'schen Vierteljahrsschrift ausgesprochen. Ich gebe denselben hier umgearbeitet und erweitert und wünsche dadurch eine gründliche Besprechung des Themas zu veranlassen, indem ich mir wohl bewußt bin, noch große Schwierigkeiten (vergl. die Anmerkung zu §. 11) übrig gelassen zu haben.

Berlin. **R. Holzapfel.**

Studien zu Shakespeare's Macbeth.

Dem Vorgange von Hagena und Heussi folgend, theile ich im Folgenden eine Reihe von Bemerkungen zu Shakespeare's Macbeth mit, theils um nach Vermögen zum Verständnisse des Dichters beizutragen, theils um Andere zu ähnlichen Mittheilungen zu veranlassen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß der praktische Schulmann, der einen Schriftsteller in der Classe mit seinen Schülern liest, alles Einzelne weit gründlicher zu prüfen und zu überdenken hat, auch in Folge der wechselseitigen Anregung zwischen Lehrer und Schüler auf ganz andere Fragen und Scrupel stößt, als der genießende Literaturfreund oder auch der nachbildende Uebersetzer. Der Liebhaber, dem es nur um den Genuß des Ganzen zu thun ist, bemerkt entweder gar nicht die einzelnen Unebenheiten, Flecke und Schwierigkeiten, oder wenn er sie ja bemerkt, so läßt er sich nicht dadurch aufhalten; der Uebersetzer kann freilich nicht umhin, jeden Satz und jeden Ausdruck verweilend zu prüfen; allein er hat genug gethan, wenn er nur überhaupt im Sinn und Geiste seines Autors arbeitet, und er darf aus eigener Phantasie frei ergänzen, was im Original durch Schuld der mangelhaften Ueberlieferung unvollkommen, dunkel oder unverständlich geblieben ist; der Schulmann dagegen hat nicht eher Ruhe, als bis es ihm gelungen ist, sein philologisches Gewissen vollkommen zu beruhigen, unter Beobachtung der grammatischen Gesetze und aller Pflichten eines rechtschaffenen Interpreten den Sinn seines Schriftstellers aus den gegebenen Worten zu entziffern, oder, wo dies unmöglich, wenigstens von dem Stand der Frage genau Rechenschaft zu geben. Jetzt, da Shakespeare auf so vielen Schulen gelesen wird, würde es ohne Zweifel eine hübsche Summe ausmachen, wenn die verschiedenen Schulmänner zum allgemeinen Nutzen mittheilen wollten, was ihnen bei der Lectüre auffallend, eigenthümlich, schwierig und dunkel vorgekommen ist.

Akt 1. Scene 2.

Which ne'er shook hands, nor bade farewell to him. —

In den früheren Ausgaben heißt es: and ne'er shook hands; die oben bezeichnete Lesart steht bei Collier, und ist von da auch

in die Leipziger Ausgabe übergegangen. Ich halte which für einen Druckfehler, um so mehr, da Collier gar keine Bemerkung darüber gemacht hat, was er bei einer so auffallenden Aenderung, die den ganzen Zusammenhang stört, gewiß nicht würde unterlassen haben. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß die Leipziger Ausgabe so sclavisch sich nach Collier richtet, selbst an Stellen, die schon längst von Dyce wieder hergestellt worden sind; so z. B. I, 3. as thick as tale. Coll. statt: as hail; — ib. Give your favour. Coll. statt: give me your favour; — I, 4. zu Anfang: or not — Coll. statt: are not —; — II, 4. the travailing lamp. Coll. statt: travelling lamp; — III, 4. inhabit. Coll. statt: inhibit. — IV, 2. gegen das Ende: shag-eared villain. Coll. statt: shag—haired.

Akt 1. Scene 2.

As whence the sun 'gins his reflexion
Shipwrecking storms and direful thunders break,
So from that spring, whence comfort seems to come,
Discomfort swells.

Tieck übersetzt: „Wie wenn mit erstem Sonnenlicht zugleich u. s. w.," und bemerkt dazu Folgendes: „Wir brauchen im gemeinen Leben sehr oft unser Wo für Wenn — (Wo dies nicht geschieht — —) und auf vielfache Weise. Ort und Zeit, Raum und Bedingung werden stets verwechselt, so auch im Englischen, und bei Shakespeare vorzüglich, wo when für where, und where sehr oft für when gesetzt wird; und so hier whence, als Zeitbestimmung: wann, nicht woher." — Es kann keine oberflächlichere grammatische Bemerkung geben als diese. Muß man auch einräumen, daß Adverbien des Ortes und der Zeit wechseln, so ist hier doch kein einfaches Ortsadverb, sondern ein Adverb das eine bestimmte Richtung (woher) bezeichnet. Wir haben an dieser Stelle eine vollkommen symmetrisch gegliederte Vergleichung: as — so; whence — from that spring, whence. Vom Orient oder Aufgang kömmt die Sonne, und mit ihr Licht, Leben und Freude; dies entspricht der Quelle des Heils (spring of comfort) im Nachsatze. Es würde nichts fehlen, wenn im Vordersatze noch sometimes stände; indeß kann nur Pedanterie dies vermissen. In den englischen Noten zur Fleischer'schen Quartausgabe ist der Gedanke sehr deutlich umschrieben: As the same quarter, whence the blessing of daylight arises,

sometimes sends us, by a dreadful reverse, the calamities of storms and tempests; so the glorious event of Macbeth's victory, which promised us the comforts of peace, was immediately followed by the alarming news of the Norweyan invasion.

Akt 1. Scene 2.

But I am faint, my gashes cry for help.

Diese Ohnmacht kömmt nicht von überhitzter Phantasie, wie Tieck fabelt, sondern sehr natürlich von starkem Blutverlust und Erschöpfung: my gashes cry for help. Des Soldaten Rede ist überhaupt nicht bilderreicher und erregter als Rosse's gleich darauf folgende Schilderung des ferneren Verlaufes. Tieck sieht in Macbeth eine wahre Vorrathskammer von Wunderlichkeiten, schwülstigen Bildern und hyperbolischen Redensarten.

Akt 1. Scene 3.

And the very ports the blow,
All the quarters that they know
I' the shipman's card.

Diese Stelle hat Heussi (Archiv IV. S. 172) behandelt, sich aber ohne weitere Rechtfertigung erlaubt, ports in points zu verwandeln, wodurch freilich eine Hauptschwierigkeit gehoben wird. Der Accusativus directionis ist unseres Wissens nur bei allgemeinen Ortsnamen, wie way, course und dergl. gebräuchlich, wohin allerdings auch point als Endpunkt einer Richtung zu rechnen ist; nicht aber bei besonderen Benennungen. Ich gestehe, mit der Stelle, so wie sie ist, nichts anfangen zu können. Daß das Subject wechselt, und in they know ein allgemeines (man) sei, ist wohl anzunehmen.

Akt 1. Scene 3.

His wonders and his praises do contend,
Which should be thine, or his.

Wonders ist subjectiv, die innerlich gefühlte Bewunderung; praises objectiv, das laut ausgesprochene Lob. Which bezeichnet hier die Art oder Beschaffenheit beider, nicht das Individuum oder die Sache. Frei übersetzt: Er weiß nicht, wie er Dich bewundern oder loben soll; oder: welcher Art dein Preis und seine Bewunderung sein soll. Die übrigen Erklärungen, so wie Tieck's Uebersetzung, treffen ungefähr den Sinn, sind aber aus den Worten grammatisch nicht herauszubringen.

Akt 1. Scene 3.

Two truths are told,
As happy prologues etc.

Macbeth hatte anfangs die erste Verkündigung der Hexen als Gaukelei verworfen und keinen Werth darauf gelegt; jetzt ist sein klarer Sinn schon umnebelt, so daß er auch dasjenige als Prophezeihung annimmt, was in der That schon Geschehenes betraf. Dies ist psychologisch richtig, und den Dichter kann darüber kein Vorwurf treffen, wie er ihm in den englischen Noten gemacht wird. Woher er seines Vaters Tod wußte, bleibt freilich unaufgeklärt; allein dazu hat Tieck das Nöthige bemerkt.

Akt 1. Scene 3.

— why do I yield to a suggestion,
Whose horrid image doth unfix my hair,
And make my seated heart knock at my ribs,
Against the use of nature?

Im normalen Zustande merkt bekanntlich der Mensch nicht, daß sein Herz klopft; nur Fieberkrankheit oder starker Schreck macht das Herz fühlbar pochen, und so ist das Herzklopfen gegen die Natur, besonders gegen eine Heldennatur wie Macbeth. Es ist höchst lächerlich, mit Tieck anzunehmen, Macbeth habe sagen wollen, sein Herz, das sonst oben in der Brust klopfe, poche ihm jetzt unten an die Rippen, d. h. an einer falschen Stelle, wie man etwa sagt: das Herz sitzt ihm in den Hosen. Macbeth nennt sein Herz seated, weil es gewöhnlich fest steht und nicht pocht (d. h. nicht fühlbar); jetzt pocht es, und das ist eben das Unnatürliche. Auf den Worten seated, knock und against the use of nature (i. e. my nature) liegt der Nachdruck; der Zusatz at my ribs ist nichts als ein poetischer Pleonasmus, wie tausend andre, und wie wir auch im gewöhnlichen Leben sagen: das Herz im Leibe, die Augen im Kopfe und dergleichen mehr.

Akt 1. Scene 4.

— would thou hadst less deserved,
That the proportion both of thanks and payment
Might have been mine!

Nicht das Verhältniß des gefühlten oder ausgesprochenen Danks (thanks) zu der thatsächlichen Belohnung (payment) ist gemeint, wie man aus Tieck's Uebersetzung abzunehmen versucht sein kann,

sondern das Verhältniß beider (both) zu Macbeth's Verdienst. Dies Verhältniß herzustellen steht nicht in des Königs Macht (the proportion is not mine); das Verdienst ist größer als Alles und mehr als Alles: more is thy due than more than all can pay, eine unübersetzbare Hyperbel.

Akt 1. Scene 4.

Noble Banquo,
That hast no less deserv'd, nor must be known
No less to have done so.

Die vielen Negationen, deren eine die andre nach sich zieht, machen den Satz leicht dunkel. Man braucht ihn nur affirmativ auszudrücken, so fällt alle Schwierigkeit weg: That hast as much deserved, and must be known as much to have done so..

Akt 1. Scene 4.

My plenteous joys
Wanton in fulness, seek to hide themselves
In drops of sorrow.

Drops of sorrow sind einfach Thränen; an einen besonderen Kummer ist hiebei nicht zu denken. — Ob die hernach folgende Ernennung Malcolm's zum Prinzen von Cumberland eine historische Grundlage hat, weiß ich nicht; auf jeden Fall hat der Dichter dieselbe an dieser Stelle trefflich eingefügt. Beförderungen nach großen freudevollen Ereignissen waren damals, und sind auch jetzt noch in der Ordnung; besonders aber ist zur weiteren Entwickelung des Stükkes Malcolm's Ernennung unvergleichlich schön. Es ist Gottes Finger, der Macbeth durch dies Zeichen zur Besinnung bringen will. Chance may crown me, hatte er kurz vorher gesagt, und sich damit beschwichtigt; jetzt ist solch ein Glücksfall kaum mehr denkbar. Aber es geht ihm wie Pharao: was ihn zur Einkehr bringen sollte, macht ihn verstockt, nachdem sein Sinn einmal die Richtung zum Bösen genommen hat.

Akt 1. Scene 5.

— thou'dst have, great Glamis,
That which cries, „Thus thou must do, if thou have it;
And that which rather thou dost fear to do,
Than wishest should be undone."

Tieck hat nur die eine Zeile (thus thou must do, if thou have it) als abhängig von cries genommen; die folgenden Worte bezieht er

wieder auf thou'dst have. Diese Construction ist sehr bestechend, namentlich durch die vollkommene Symmetrie der coordinirten Glieder (that which — and that which); allein es ist doch auffallend, daß kein einziger Engländer auf diesen Gedanken gekommen ist. Außerdem stehen andre grammatische Bedenken entgegen. Erstlich steht im Texte: if thou have it; was nicht heißen kann, wenn du es haben willst; zweitens ist das Object, von dem im folgenden Satze die Rede ist, eine Thätigkeit oder That (which thou dost fear to do), und läßt sich deshalb nicht auf thou wouldst have beziehen, weil man eine That nicht haben und besitzen kann. Bis mich Jemand eines Besseren belehrt, beziehe ich die letzten beiden Verse nicht auf have, auch nicht auf cries, sondern auf do: thus thou must do, and that etc. Setzt man statt der durch Pronomen nur angedeuteten Objecte die concreten Dinge: so ist das Ding, welches ihm zuruft, die Königskrone. Hast du die Krone erst (if thou have it), heißt es dann, so mußt du so und so handeln, nämlich Banquo, und wer dir sonst noch im Wege ist, aus der Welt schaffen; und, um sie zu erlangen, mußt du das thun, was du gern gethan sähest, aber selbst nicht wagst, nämlich den König ermorden. Ich weiß recht gut, daß die Ergänzung: um sie zu erlangen, auch ihr Bedenkliches hat, daß es ferner gegen die natürliche Anordnung ist, erst von dem Haben und dann erst von dem Erlangen zu sprechen; allein ich weiß sonst, ohne grobe Verletzung der Grammatik, nicht fertig zu werden. Dürfte man emendiren: if thou'lt have it, so wäre Alles klar.

Akt 2. Scene 1.

This diamond, he greets your wife withal,
By the name of most kind hostess, and shut up
In measureless content.

Was heißt hier shut up? — Tieck übersetzt: „Höchst zufrieden begab er sich zur Ruh';" und scheint demnach das Wort in seiner ersten gewöhnlichen Bedeutung genommen zu haben; er schloß die Thür und ging zu Bett. Die englischen Noten erklären shut up durch conclude, und wäre demnach das Wort figürlich zu nehmen: er beschloß den Tag. Was ist nun das Richtige? Da der Sinn im Allgemeinen derselbe ist, so kann hier nur Sprachgebrauch und Sprachgefühl entscheiden, und in solchen Dingen muß man wohl den Engländern nachgeben.

Akt 2. Scene 1.

Words to the heat of deeds too cold breath gives.

Die englischen Noten sagen, Shakespeare habe hier einen Sprachschnitzer begangen, um einen Reim zu machen, und kühnlich den Singular des Prädikats (gives) auf ein Subjekt im Plural (words) bezogen. Die Sache findet aber ihre Erklärung anderswo, als in schülerhafter Reimesarmuth. Wie die Engländer bei Collectivbegriffen das Prädikat im Plural gebrauchen, um die Vielheit in der Einheit zu bezeichnen, so muß man es dem Dichter, der seine Sprache schafft, gestatten, umgekehrt das Prädikat in den Singular zu setzen, sobald das in Pluralform stehende Subjekt als eine Einheit zu fassen ist, wie es hier bei words stattfindet. Words bezeichnet hier, wie unser Worte (unterschieden von Wörtern) nicht eine Vielheit von einzelnen Dingen, sondern eine einfache, einheitliche Thätigkeit: reden. Eben so heißt es später (Scene 3): there's daggers in men's smiles, wo are sehr absurd sein würde; denn daggers ist nur ein sinnlich concreter Ausdruck für das Abstractum Mord. Im Englischen wird diese poetische Licenz dadurch erleichtert, daß auch in der gewöhnlichen Prosa, wie bekannt, eine Reihe von Wörtern entweder ausschließlich oder doch in der Regel eben so behandelt werden, z. B. news, pains, gallows, summons u. m. a.

Akt 2. Scene 2.

No; this hand will rather
The multitudinous seas incarnardine,
Making the green — one red.

Tieck: Und Grün in Roth verwandeln.

Collier liest nach den ältesten Ausgaben: making the green one, red. Die oben angegebene Lesart, der auch Tieck, und mit Recht, gefolgt ist, stammt von Murphy und ist seither allgemein gültig gewesen. Wie green one als ein Begriff construirt werden soll, ist nicht einzusehen. Auf seas läßt es sich nicht beziehen, weil one Singular ist, und absolut läßt es sich nicht fassen, weil bei abstrakten oder allgemeinen Gattungsbegriffen one nicht gesetzt wird. A fair one ist eine Schöne; aber das Schöne kann nicht durch the fair one ausgedrückt werden. Mit red verbunden bleibt one Zahlwort und erhält den Redeton.

Akt 2. Scene 3.

And when we have our naked frailties hid,
That suffer in exposure etc.

Nach Steevens soll dies heißen: Laß uns Kleider anziehen, damit wir uns nicht erkälten. Mit Recht hat Tieck hieran Anstoß genommen; denn es wäre doch eine gar zu gesuchte Form für eine so gemeine Sache; und wie kann man sich außerdem vorstellen, daß diese alten Haudegen, noch dazu in dieser Lage, sollten so ängstlich besorgt gewesen sein, den Schnupfen zu bekommen? Tieck nimmt daher das Ganze im metaphorischen Sinne von Seelenzuständen und meint, das Verbergen der nackten Schwächen oder schwächlichen Blößen sei so viel als Erholung vom Schrecken, und exposure die Möglichkeit, sich in der Verwirrung Blößen zu geben, d. h. sich zu verschnappen und, ohne es zu wollen, Verdacht auf sich lenken. Diese Erklärung ist aber so ungeheuer gezwungen, und so wenig mit den Worten in Uebereinstimmung, daß man lieber noch die Deutung der englischen Interpreten annehmen und dem Dichter etwas Bombast zu gute halten möchte. Uebrigens ist die Sache sehr einfach und natürlich, wenn man nicht an Kleidung gegen die Kälte, sondern an Waffenrüstung gegen feindliche meuchlerische Angriffe denkt. Dazu stimmt denn auch vortrefflich Macduff's beistimmende Aeußerung: let's briefly put on manly readiness, worunter nicht Entschlossenheit, sondern Wehr und Waffen zu verstehen sind. Entschlossenheit läßt sich nicht so auf der Stelle wie ein Handschuh anziehen, und dann auch noch eher in Gemeinschaft, wo einer sich an dem andern hält, als im einsamen Gemache; allein alle Entschlossenheit und Fassung konnte ihnen nichts helfen ohne Waffen und Rüstung. Die Männer konnten wohl glauben, jeder aus besonderen Gründen, daß ihr eignes Leben in Gefahr stände, mochte die That gethan haben, wer da wollte.

Oldenburg. **Fr. Breier.**

Berichtigung der Doppelselbstlaute äu und eu.

„Schreib, wie der Gebildete spricht!“ So lautet das oberste Gesetz für jede schriftliche Aufzeichnung, also auch für die deütsche; denn die Engländer oder Franzosen wird sich Niemand zum Muster nehmen wollen. Gleichwohl behelfen wir uns schon gegen 300 Jahre mit den Doppelselbstlauten äu und eu in der Schrift, während das Ohr etwas ganz Anderes vernimmt. Diese Lüge darf nicht ferner geduldet werden. Schreib, wie du sprichst!

1. Berichtigung des Doppelselbstlautes äu.

Der Doppelselbstlaut *) äu hat im Munde der Gebildeten eine doppelte Aussprache, nämlich entweder wie aü, oder wie äü (d. h. breites ä mit ü, doch mit einer Mundöffnung gesprochen;) er muß also auch auf diese doppelte Weise geschrieben werden.

1. Wie aü lautet das seitherige äu, wenn die Wurzel ein au enthält; dahin gehören z. B. Aüglein, Baüme, Fraülein, Glaübiger, Haübter**), Kaüfer, Laüfer, raüchern, saümen (ein Sacktuch ꝛc.) u. s. w.

2. Wie äü lautet das äu, wenn die Wurzel ein u enthält; dahin gehören u. a. äüßern, Bäüche, Ge-bäüde, Bäüe, Bäüerlein, Bräüche, bräüen, Bräüne, Bräüte, Däümling, Fäülniß***), Fäüste, Gäüle, Gräüel, Häüser, Häüte,

*) Anmerk. Falsch Doppellaut oder Diphthong; denn auch die Mitlaute sind Laute; pf und st sind auch Doppellaute, aber Doppelmitlaute. Vergleich: Cicero vom Greisenalter u. v. d. Freündschaft, verdeütscht u. erläütert von K. Roth (Landshut 1833. 8.), VIII. S. d. Vorr.; oder Dessen allgemeine Silbenlehre (Passau 1833. 8.), 55. S.

**) Haupt ist falsch, und muß aufgegeben werden; es verstößt nämlich gegen alle alten Mundarten, welche ein b haben. Dem alamannischen Textmacher, welcher einst entgegnete, Haupt müsse beibehalten werden, weil das b nicht zum t passe, erwiedern wir hier: „Dann schreib auch glaupt, raupt; — lobt, topt!“

***) Ueber den Gebrauch und Mißbrauch des scharfen Ess oder Esszett (ß) werden wir nächstens erschöpfende Regeln mittheilen, da die in Umlauf gesetzten Lehren der Grimminge für's bürgerliche Leben unbrauchbar sind.

Kräuter Läüse, läüten, läütern, Mäüler, Mäüse, Räüme, Geräüsch, säübern, Säüe, Säüfer, säügen, säümen (d. h. zögern), Säüre, säüseln, Schäüfelchen, schäümen, Sträüße, Täübchen, Träübchen, Zäüne.

Diese Wortformen schrieb man im 16. und 17. Jahrh. meistens mit eu, wie sich auch im Mittelsüddeütschen schon meist dafür iu findet, z. B. briute, Bräüte. Wir aber schreiben diese Wörter jetzt mit äü, weil im Neüdeütschen das u der Wurzel in au überging; z. B. ûzer, bûch etc. ward außer, Bauch. Wo im Neüdeütschen kein au vorliegt, da ist auch das äü falsch, z. B. in Seüle, (asd. hûl), teüschen, (msd. tûschen); besonders fehlerhaft ist bläüen (schlagen) st. bleüen (asd. bliuwan), was mit blau gar Nichts zu schaffen hat *); ferner verläümden st. verleümden (vom asd. liumunt, Ruf).

Eigens hat man sich zu merken Bläüe und bläülich, von blau (msd. pla, asd. plao), dessen au sich nicht aus früherem u entwickelte; ebenso ist es bei grau (msd. gra, asd. grao.).

Das äu darf sich also nur da blicken lassen, wo es gesprochen wird, z. B. die Ansäung oder Besäung (eines Ackers mit Erbsen); ferner in Alkäus, Athenäum, Bartholomäus, Irenäus, Jubiläum, Matthäus, Musäus, Piräus, (eig. Piräeüs), Ptolemäus, Thaddäus und Zachäus. — In diesen und ähnlichen Wörtern ist aber das äu kein Doppelselbstlaut, sondern die Laute ä und u werden einzeln neben einander gesprochen.

Der denkende Schreiber weiß also nunmehr, wie er zu verfahren hat; dem Pöbel hingegen wird Niemand wehren, pöbelhaft zu schreiben.

2. Berichtigung des Doppelselbstlautes eü.

Der Doppelselbstlaut eu hat im Munde der Gebildeten gleichfalls eine doppelte Aussprache, nämlich entweder wie aü, oder wie äü (siehe oben). Für beide Fälle ist aber nur die eine

---

*) Es ist auffallend, wie fest dieser Fehler gewurzelt ist; der gemeine Schreiber denkt natürlich zuerst an's Prügeln, und an die blauen Flecken. Vergleich: Die Beügung und Schreibung der Hauptwörter von K. Roth (Kempten 1836. 8), 88. S.

Berichtigung eu möglich, wodurch die Schrift der Aussprache wenigstens genähert wird.

1. Wie aü lautet das seitherige eu, wenn der mittelsüddeütsche Stamm ein öu bietet, z. B. in Freüde, Heü und streüen, msd.: vröude, höuwe und ströuwen; dieser Fälle giebt es nur wenige.

2. Wie äü lautet das eu, wenn der mittelsüddeütsche Stamm ein iu bietet, z. B. in Feüer, Leüte und neü, msd. fiur, liute und niuwe; mehr Beispiele (da es deren genug giebt) wird man hier nicht verlangen.

Dieser Doppelselbstlaut entstand also zumeist aus iu, wofür schon früh eu eintrat (aber auch gesprochen ward); späterhin änderte sich die Aussprache, die Schrift hingegen blieb stehen, wie anderwärts. Aug' und Ohr müssen auch hier ausgesöhnt werden.

Das eu darf sich demnach nur da blicken lassen, wo es gesprochen wird, nämlich:

a) in den deütschen Wörtern beunruhigen, beurkunden, beurlauben, beurtheilen, geurtheilt.

b) in den fremden Wörtern Ferdinandeum, Johanneum, Kreusa, Lyceum *), Museum, Spondeus, Theurg und ähnlichen. Auch in diesen Wörtern liegt kein Doppelselbstlaut vor, sondern die Laute e und u werden einzeln neben einander gesprochen, wie wir schon oben beim äu bemerkten.

Wenn wir uns wiederholt auf die Aussprache der Gebildeten beriefen, so meinten wir damit die desjenigen Volksstammes, dessen Mundart seit fast 300 Jahren der hochdeütschen Büchersprache zu Grunde liegt, nämlich die der Düringer **); die büchische

---

*) So lang' ich noch deütsche Lehranstalten mit den heidnischen Namen Gymnasium oder Lyceum belegt sehe, kann ich nicht daran glauben, daß unsere edle Jugend einen christlich-deütschen Aufschwung nehmen werde. Wann werden wir einmal Verstand bekommen? Wir sind ja verrückt! Stammen unsere Schulen etwa von den Griechen? Beging je ein Grieche (damals oder jetzt) eine solche Thorheit? Was wollen wir denn mit Lükeion (Wolfsschlucht)? — Kurz, es wäre Zeit zur Besinnung!

**) Das falsche Thüringen und Thüringer ist mit Düringen und Düringer zu vertauschen, da es mit Thür Nichts zu schaffen hat, wie wir schon öfters bemerkten. Auch ist Düringe (lat. Thuringi) und Düringer zu scheiden, und letzterer Name dem Volke erst vom 15. Jahrh. an beizulegen. Das Land selbst hat ursprünglich

Mundart (der südlichste Zweig der düringischen) diente uns dabei als Leitstern. Mögen Andre von ihrem Standpunkte diese Lautverhältnisse prüfen und ergänzen.

Noch müssen wir hier die Volksformen obiger Doppelselbstlaute mittheilen. Wie man das alte ei (z. B. in Leimen) und das neüe ei (z. B. in Leim) zusammenwarf [aber nicht in Buchen]; so hat auch das Volk obige Doppelselbstlaute verwirrt, und läßt nach Gegend und Mundart dafür hören:

a) altes oder neües ei [sehr gewöhnlich], z. B. Breite und heilen, st. Bräüte und heülen;

b) ai [selbst im Munde der Gebildeten], z. B. Baime und Fraide, st. Baüme und Freüde;

c) oi [im Sächsischen und Bambergischen], z. B. Hoiser und noi, st. Häüser und neü; endlich:

d) ui [in plattdeutschen Gegenden], z. B. Luie st. Leüte *).

---

keinen Namen; denn Düringen ist der Volksname in der 3. End. d. Mehrh: (daz lant ze Duringen, = terra ad Thuringos = terra Thuringorum). Vergleich: Die Deütschen und die Nachbarstämme von Kaspar Zeüß (München 1837. 8.), 353.

*) Durch Das, was wir vorstehend kurz mittheilten (denn eine Abhandlung wollten wir nicht liefern), sollten andre Angaben in früheren Schriften berichtigt oder beseitigt sein. Denn fast ein Menschenalter hindurch dachten wir über das Lautwesen alter und neüer Völker (besonders der Deütschen) nach, konnten aber noch nicht überall zu festen Begriffen gelangen. Das hierüber abgefaßte Werk, „Lautlehre“ betitelt, liegt seit dem Jahre 1830 im Kasten, des Druckes gewärtig; damit hat es aber noch gute Weile, und nur einzelne Punkte sollen durch diese Zeitschrift an's Licht treten. —

Besonderer Besprechung dünkt uns ehestens werth: die Abfassung gründlicher Wörterbücher für jeden deütschen Volksstamm; doch genüge hier vorläufig die Anzeige.

München. **Dr. Roth.**

Ueber den pleonastischen Gebrauch des deutschen Possessivs der dritten Person.

Es ist Manches für den Verstand überflüssig, was für das Gefühl und die Phantasie sehr ansprechend scheint. So darf nicht bezweifelt werden, daß in dem Ausdrucke: „Meines Vaters sein Pferd" eine größere Kraft und Nachdrücklichkeit liegt, als in den Worten: „Meines Vaters Pferd." Man vergleiche: „Meines Vaters eigenes Pferd," oder denke sich den Gegensatz von „mein, dein." Zudem wird durch das hinzugesetzte Pronomen die Deutlichkeit, Ueberschaulichkeit und Vollständigkeit des Ausdrucks vermehrt. Wenn ich sage: „Wie des Dieners Pferd, so steht auch des Fürsten seins vor dem Thore", so ist durch die doppelte Eigenthumsbezeichnung eine gewisse behagliche Verständlichkeit hineingekommen, indem ich darum unbekümmert bin, ob ich durch den Genitiv das Verhältniß des Zugehörens schon angedeutet habe. So etwas macht sich von selbst, wenn gegen das Gemüthsleben oder auch gegen die Lebendigkeit der Phantasie die Verstandeskraft mehr zurücktritt. Ja manchmal erhält die Konstruktion, wie sie nun einmal verlaufen soll, fast nur auf genannte Weise möglichen Fortgang. Wenn ich sage: „Bücher, die der schlichten Leute Vernunft nicht minder, als der gelehrten ihre verwerfen muß rc.", so habe ich mich immerhin deutlich genug ausgedrückt; wollte ich aber setzen: Bücher, die der schlechten Leute Vernunft nicht minder, als die der gelehrten verwerfen muß", so wäre die Verständlichkeit wegen des wiederholten „die" gefährdet. Deshalb brauchen auch wohl alle unsere berühmtesten Schriftsteller die genannte Konstruktion, 1) meist mit vorangehendem Genitiv, 2) selten mit vorgetretnem Dativ, der sich aus dem im possessiven Pronomen liegenden Begriffe des Zugehörens erklären läßt. Da unsere Grammatiken noch fast alle den fraglichen Gebrauch verwerfen, so wollen wir den Gegenstand noch einmal auf geschichtlichem Wege beleuchten, wobei wir allerdings manche Beispiele, die wir vor mehreren Jahren bei Besprechung dieser Frage in den Jahn'schen Jahrbüchern gebrauchten, wieder benutzen. Kehrein nimmt in

seinem deutschen Lesebuche (Leipzig 1850) unsere Verbindung mit Recht gegen Götzinger in Schutz und verweiset auf seine Grammatik (2. 1. §. 194), die uns gerade nicht zu Gebote steht.

I. a) Abraham a sancta Clara sagt (Judas der Erzschelm, Thl. 2, index concionator): „Wer ist des Teufels sein Leib-Gutscher?" Ders. bei Kunisch 3,386; Lieber Welt-Aff, geh mit mir zur angenehmen Sommers Zeit ein wenig hinauß, einen günstigen Lufft zu schöpfen, da wirst du gleich hören der Nachtigal ihr vilstimmiges Fletl, deß Gimpels sein abgeschmaches Feillen, der Wachtel ihr schlagende Halff-Uhr, des Guggu sein bäuerisches Wald-Gekray, der Ambsel ihr gemeines Schleiffer-Liedl, der Lerchen ihr Te Deum laudamus, deß Stiglitz sein Passarello &c.

b) A. U. von Braunschweig (Wolff's Encyklopädie &c. S. 617, Spaltenreihe 1): aller Dreier ihre Geschicklichkeit.

c) Claudius (Wandsbeck 1812. B. 8 S. 36): so sind des Cartesius seine Körperchen und Wirbel und Hacken oft nichts, als ein philosophischer Roman; B. 1 Thl. 3 S. 34 (spätere Ausg.): Des Herrn Präsidenten seine Gesundheit &c.

d) Eichendorf (Aus dem Leben eines Taugenichts, Kap. 7.): Der Mutter ihr Sohn &c.

e) Engel (Der dankbare Sohn — Auftr. 21): Von welcher Kompagnie ist Er? — Von des Hauptmanns von Blumenthal seiner.

f) Erhard (Benediktiner Bibelübers. Augsbrg. 1734 — Ps. 143,15): Selig ist das Volk, dessen der Herr sein Gott ist.

g) Eschenbach (Uebersetzung des Shakesp. Mannheim 1779 — Koriolan, Aufz. 2, Auftritt 3): Dein Verstand wird nicht sobald hervorkommen, als eines andern Menschen seiner; — B. 2, S. 149: Der Himmel geb' uns seinen Frieden, aber nicht des Königs von Ungarn seinen.

h) Garve (Brief an Zollikofer): Ich wollte gern meinen eignen Kram zu Markte bringen, da mir so andrer Leute ihrer selten durch und durch gefällt.

i) Gellert 1, XIV.: Indeß muß diese Stelle vor 400 Jahren ebenso artig geklungen haben, als des La Fontaine seine zu unsern Zeiten klingt.

k) Göthe (Lili's Park): Meiner Lili ihre (Menagerie).

l) Grimm (Kindermärchen — Kleine Ausg. 1836, S. 264): Jede hatte zwar ein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm.

m) Iffland (Vaterhaus Aufz. 3, Auftr. 2): In des Herrn von Zeck seiner Stube ꝛc.

n) Kant (Wolff's Encyklop. 329,2): Da dieser ihr Geschäft nicht ist, über Gesetzgebung selbst zu vernünfteln ꝛc.

o) Kerner (die h. Regiswind von Lauffen): Da saß Herr Ernst's sein Töchterlein ꝛc.

p) Lessing (bei Kehrein a. a. O. S. 243 — Vom Gebrauche der Thiere in der Fabel): War also das der Alten ihre Denkungsart ꝛc.

q) Luther Psalm 33,12: Wohl dem Volk, deß der Herr sein Gott ist; 144,15: Wohl dem Volk, deß der Herr sein Gott ist.

r) Meißner (Skizzen 1,120): entweder Ihre Gattin zu sein oder nie eines Mannes seine ꝛc.

s) Oehlenschläger (Corregio S. 98): Des Künstlers Worte sind wie des Helden seine ꝛc.

t) Olearius (bei Wackernagel, B. 3, S. 690,3): Alexander sein Vaterland ist Junahn. Wir denken uns hier den Genitiv des Eigennamens undeklinirt, wie bei Joh. Matthesius das. 429,41: Der Gott Israel, und bei Olearius selbst das. 690,34: welcher war ein Sohn Keikoboth.

u) J. Paul (Pariser Ausg. Flegeljahre S. 16. 1. Spaltenreihe): Der Fiskal erzählte, Walt habe nicht einmal seine eigenen Felder, geschweige des seligen Van der Kabels seine ihm zu zeigen gewußt; 50,2: Darunter war weder sein Wohnhaus, noch Klothars und Zamblockis ihre; 60,1.: Er setzte seinen Park herunter gegen einen in England und erhob z. B. Hagley's seinen darüber; 148,2: Nur stört ihr (der Flegel) Takt meiner Flöte ihren; 621,2: Gewissermaßen sing' ich in der 43. Summel, wie Homer den Zorn des Achilles, so Katzenberger's seinen; (Titan, Berlin 1800, B. 4, S. 67): Albano's seine (Tapferkeit); 261: sein eignes Herz und Linda ihres (vergl. m. Bem. bei Olearius); 566: Idoinens ihre (Augen).

v) Rabener (1777) 2,74: Endlich gestund ich, daß mir des Küsters seine Einfälle nicht unrecht zu sein schienen; 95: auf

solcher Leute ihr blödes Urtheil gebe ich nichts; 204: Ein vernünftiger Beklagter wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in Pflichten steht; 1,166: wie oft des gestrengen Junkers seine Feueresse gebrannt.

w) Rückert (Gedichte 3,462): Meiner Preußen ihren; 4,236: Anderer Leute ihre.

x) Schiller 6,176: Friedrich seine; 17,13: Man setzte seine Auslieferung auf 3000 Thaler, des Cornillon seine auf 1000 Thaler.

y) Ulenberg (Bibelübers. Köln 1650, Ps. 143:) Selig ist das Volk, des der Herr sein Gott ist, 145: Selig ist, dessen ihr Helfer der Gott Jakobs ist", wo ihr dem Sinne nach konstruirt ist.

z) Wieland (1824) 5,45: Bücher, die in der gnädigen Frau ihrer Bücherkammer stehen; 6,50: Sie schenkten einander die Einwürfe, die eines jeden eigene Vernunft so gut, als des andern seine gegen den Entschluß ihres Herzens zu machen hatte; 10,170: er verglich ihre eigene Erzählung mit des Hippias seiner.

aa) Wild in Jakobi's Briefwechsel 1,152: Auszüge aus fremden Werken, wie des Herrn von Pann seines (!!), zu machen.

bb) Zincgref bei Pischon 273: Als die Kurfürsten nicht eins werden kondten, in dem einer diesen, der andere jenen vorschlug, und jeder deß seinen Macht und Reichthumb rühmte ꝛc. Doch scheint hier „deß" Artikel zu sein, also = des Seinigen.

II. Grimm Kindermärchen, Kl. Ausg. 1836, S. 119: Was war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib; 236: dem Falada seinen Kopf.

Wir glauben hiermit eine achtunggebietende Schaar von Kämpfern in's Feld geführt zu haben, sind aber überzeugt, daß auch noch andere gern mit uns ziehen.

Coesfeld.

Teipel.

Sur l'étude de la langue française

dans les institutions publiques de la Prusse rhénane.

En présence de la réforme législative de l'instruction publique, l'attention du Ministre à la sollicitude duquel cet intérêt national est confié, s'est portée sur l'étude de la langue française dans les établissemens publics de la Prusse rhénane. Son Excellence Monsieur de Ladenberg a fait visiter l'été dernier une partie des gymnases et des écoles *réales* de cette province et a demandé un rapport sur les faits et, s'il y avait lieu, des propositions pour le perfectionnement des études françaises. Honoré de cette mission, après en être acquitté envers le Ministère, je crois ne pas agir contre ses intentions, en faisant, dans le même but, un appel aux lumières des hommes versés dans ces matières et aux conseils de leur expérience.

Indiquer les imperfections observées, en dire les causes et proposer les remèdes est le triple objet de ce mémoire. Ce qu'on va lire n'est pas neuf; heureusement une foule de choses vraies et utiles n'ont plus le mérite de la nouveauté. Il n'en est peut-être pas moins à propos d'exposer l'impression que les faits ont produite sur un observateur étranger jusqu'à présent aux institutions en question et qui d'ailleurs appartient à la langue dont l'enseignement est le sujet du présent examen. Qu'on veuille donc bien attacher à son opinion, à défaut d'importance personnelle, quelque importance de nationalité. La matière justifie l'usage de la langue française dans un journal allemand, à supposer qu'il soit convenable de s'en justifier dans un pays où les hommes de lettres lisent couramment plusieures langues modernes.

La nécessité d'une étude plus complète de la langue française dans la province rhénane et l'insuffisance des progrès qu'on y fait à cette heure sont vivement senties au sein et au dehors des établissemens d'instruction publique. Pénétré du rôle important que la littérature française joue dans la civilisation intellectuelle de l'Europe, on s'accorde sur la convenance de la rendre facilement accessible aux classes de la société appelées à recevoir une éducation supérieure. La législation de la Province et ses rapports avec la Belgique et la France rendent d'ailleurs la connaissance du français indispensable aux négocians, aux avocats, aux magistrats et en partie aux ecclésiastiques: tous ont plus ou moins besoin de comprendre cette langue, de l'écrire sans trop d'imperfection et de la parler avec quelque facilité.

Ce résultat désirable n'est pas celui auquel on arrive. Si, dans la majorité des institutions, les élèves parviennent à lire avec intelligence

les prosateurs et les poètes dramatiques des siècles classiques, même sans préparation, il y a pourtant des gymnases où cette intelligence n'est que faible. Dans ceux-ci les élèves ne comprennent qu'avec peine les paroles qu'on leur adresse, ils sont incapables d'exposer de vive voix autre chose que les règles de la grammaire et ils ne traduisent que péniblement les phrases allemandes que le maître leur dit. Même dans tel gymnase plus avancé les élèves de Ie. ne comprennent quelques phrases françaises que quand on parle très-lentement; dans tel autre, qui compte au nombre des meilleurs, ils ne sont exercés ni à parler le français ni à l'entendre parler. Ailleurs, au contraire, les plus forts rendent assez bien compte, dans cette langue, de ce qu'ils ont lu ou entendu aux leçons, ou même ils racontent une anecdote ou un évènement de la vie ordinaire; mais on aperçoit trop l'effort, on entend le bruit du rouage. Au total, les progrès restent en deça du but, peu d'élèves deviennent capables de se tirer d'affaire dans le monde.

Si l'insuffisance est générale, les degrès en sont donc *divers*, comme on vient de l'entrevoir; c'est un vice organique de cette branche d'enseignement. On ne marche point vers une limite commune et on marche à pas inégaux. Sans doute, l'instruction publique, pour rester digne de son objet, doit se mouvoir avec une certaine liberté; elle ne s'asservit pas sans inconvénient à une sorte d'uniformité militaire. Mais la liberté quelconque des allures doit se subordonner au but déterminé des institutions de l'Etat. Or l'inégalité est dans l'institution même. Dans divers gymnases on commence le français en IIIe., en IVe., Ve. et aux écoles réales en VIe. ; il s'enseigne dans quatre divisions ou degrés, dans cinq, dans six ou même dans sept; dans quelques villes on voit même les deux premières classes réunies pour cet objet, de sorte qu'il y a, la seconde année, répétition au lieu de progression. Il se trouve quelque différence aussi de gymnase à gymnase pour le nombre des heures, surtout dans les classes inférieures. De là vient que le même ouvrage se traduit dans diverses classes, *Charles XII.*, de Voltaire, par exemple, dès la seconde année, ou la troisième, ou seulement la quatrième. Dans plusieurs gymnases les élèves de Ie. lisent Corneille, Racine, Boileau, Delille, Lamennais; ailleurs ils en sont à déchiffrer *l'Avare*, de Moliére.

A l'égard des *livres élémentaires* le mal est moins dans la diversité que dans l'imperfection de quelqes-uns.

La *méthode*, à plusieurs égards, varie d'institution à institution, de classe à classe. La *rétroversion*, par exemple, pour me servir du terme technique, utilement pratiquée dans quelques écoles, est inconnue dans d'autres. L'excellent usage de lire au jeune auditoire une ou deux pages de français pour leur former l'oreille et les habituer à comprendre sans avoir le texte sous les yeux n'existe que dans peu de classes. Peu de maîtres font apprendre par cocur des morceaux littéraires pour orner l'esprit des jeunes gens de modèles de style et pour les accoutumer à une prononciation soignée et à la récitation. Dans un gymnase la traduction orale d'allemand en français continuée avec succès pendant

plusieurs années cesse dans la classe où l'on en pourrait recueillir le fruit. La Iᵉ classe d'une seule des institutions que j'ai visitées fait des compositions libres sur des sujets historiques ou autres.

Une imperfection notable est celle de la *prononciation*: pour ne citer que deux exemples, on entend trop habituellement le *v* prononcé comme *f* (les élèves l'appellent même Vau) et l'*s* initial comme z. Si quelques-uns des maîtres prononcent bien et donnent, à cet égard, de bonnes directions, d'autres, en plus grand nombre, passent aux élèves bien des fautes ou même leur en font commettre. Beaucoup d'entr'eux n'ont jamais été dans un pays français. Il y en a qui paraissent avoir entendu d'occasion des Français d'une classe peu cultivée et qui leur ont emprunté des habitudes étrangères au bon usage. Il se peut aussi que la continuelle répétition de certaines fautes finisse par les y rendre sourds, ou que, vaincus par l'opiniâtreté de ces vices, ils en subissent le joug en les amnistiant.

En dépit de ces imperfections, on obtient des résultats trop marquans pour ne pas aspirer à ceux qu'on doit désirer et qu'on peut raisonnablement attendre. L'aspect général des classes fait voir que les jeunes gens inclinent pour le français et qu'ils prendraient bien mieux goût à cette étude, si elle recevait un plus ample développement.

Les *causes* d'imperfection que nous allons signaler suggéreront les *remèdes*.

1. On commence le français *trop tard* dans quelques gymnases et l'on y consacre *trop peu d'heures*, dans les classes inférieures principalement. Tout sollicite de le commencer en Vᵉ·, après une année employée aux élémens du latin et avant de passer à ceux du grec. En fixant la même époque pour tous les gymnases, on pourrait déterminer le point auquel chaque classe devrait arriver: la marche et les progrès seraient plus uniformes. Faute d'un nombre convenable d'heures, les plus jeunes écoliers, trop longtemps arrêtés aux élémens, en reçoivent une impression d'ennui. Avec des leçons plus fréquentes et une marche plus serrée, on les initierait de meilleure heure à la lecture et à quelque pratique de la langue. On ne peut que se réjouir de la proposition faite dans la conférence à Berlin d' accorder au français quatre heures par semaine en Vᵉ· et en IVᵉ· *); mais ce chiffre doit être regardé comme un *minimum*, du moins pour la Vᵉ· classe. Plusieurs directeurs estiment qu'on pourrait accorder au français trois heures par semaine dans les classes supérieures. Ils assurent que les élèves accepteraient sans peine une leçon de plus. On en retirerait un avantage sensible, sans fatigue pour les jeunes gens, comme nous le ferons voir **). Dans les *écoles réales*, en particulier, où l'enseignement du latin, plus borné, soutient moins l'étude du français, celle-ci requiert, par compensation, un développement plus large.

---

*) Verhandlungen über die Reorganisation der höheren Schulen. S 4. 5 und 164.
**) Ci-dessous §. 5.

2. Les *classes inférieures* sont généralement *trop nombreuses* pour les exercises élémentaires. La conférence de Berlin a signalé cet inconvénient d'une manière générale *). Au gymnase catholique de Cologne on a sagement divisé la dernière classe en deux sections parallèles (coetus).

3. Les élèves n'apprennent que les *mots* indispensables pour chaque traduction, encore ne les apprennent-ils que pour le besoin du moment et dans leur connexion avec le passage qu'ils traduisent. Des mots, beaucoup de mots sont la première condition de progrès et de jouissance. La mémoire de la jeunesse se prête à ce qu'on exige d'elle; elle n'a pas de peine à s'approprier un petit manuel lexique. En V^e. et IVe. les élèves devraient à chaque leçon réciter un nombre déterminé de mots et de phrases familières, par ordre de genres d'objets comme on les trouve, par exemple, dans *Ahn's Handbuch der französischen Umgangssprache* (9. Aufl. Köln 1847). On se souvient toute sa vie avec fruit et avec reconnaissance de semblables exercises de mémoire. Je pourrais, au besoin, appuyer cette observation et ce voeu de l'autorité de la plupart des directeurs et des maîtres dont j'ai consulté l'expérience.

Habitués dans les classes inférieures à un travail de mémoire fréquent, les élèves le continueraient sans peine et, j'aime à le croire, sans dédain, dans les classes supérieures. Là on mettrait utilement dans leurs mains un *recueil de gallicismes et de locutions proverbiales*, choix propre à piquer la curiosité, mais fait avec goût et avec la sollicitude de la délicatesse morale. Un pareil livre renfermerait essentiellement des locutions usuelles et non des raretés lexicologiques, révélerait aux jeunes gens le génie de la langue et le caractère intime de la nationalité. Quelques remarques clair-semées faciliteraient cette révélation tout en aiguisant la sagacité des disciples. Ceux-ci se trouveraient bien d'apprendre par coeur ces locutions éminemment françaises ou tout au moins devraient-ils rendre compte exactement d'une tâche prescrite.

4. Une cause essentielle retarde les progrès et affaiblit l'intérêt pour la langue française, c'est la *méthode trop peu pratique* de l'enseignement. Qu'il me soit permis d' exposer toute ma pensée pour prévenir un malentendu. La langue française, dans les gymnases particulièrement, n'est pas destinée à servir d'instrument pour cette éducation intellectuelle à laquelle sert si admirablement l'étude approfondie de l'organisme du grec et du latin. Si l'on voulait, en outre, employer spécialement dans ce but un idiome moderne, l'allemand mériterait à plusieurs égards la préférence, parcequ'il appartient à une autre famille de langues, parceque (la question des premières origines laissée de côté) il renferme ses racines en lui-même et que sa constitution est l'effet d'un développement interne, tandis que la plupart des racines de la langue française appartiennent à un sol étranger, et que ses formes mêmes sont latines. L'étude

*) Verhandlungen S. 5.

de toute langue concourt sans doute au grand but de la pédagogie intellectuelle, mais le français pour le Français est pourtant l'objet principal de son introduction dans les écoles publiques. Or bien des maîtres embarrassent cette étude: ils construisent autour de la langue un échafaudage grammatical si compliqué qu'ils empêchent de voir l'édifice *). L'essentiel des formes et de la syntaxe ne leur suffit pas; ils se plaisent à des subtilités de règles et à des distinctions de notions, réelles dans certaines applications, mais peu fondées quand on les généralise. Plus attentive à l'analyse des langues qu'à leur synthèse, leur perspicacité comparative s'exerce sur les différences au détriment des analogies. Au lieu de nourrir l'esprit des disciples de la substance de la langue, ils lui en prodiguent les délicatesses grammaticales, ils développent sa force digestive sans lui donner un aliment proportionné.

Il y aurait tout profit à prendre sur ces exercices exagérés le temps nécessaire pour des *lectures cursives*, auxquelles on accorde généralement trop peu de place. Dans l'étude des langues aussi l'axiome de Bacon est vrai: „Lisez, et la science viendra.“ La lecture cursive, la langue répétée, pratiquée, presque parlée sous cette forme littéraire, remplace un peu le pays où elle se produit avec sa vie et non pas disséquée: dans ce genre de lecture elle se présente d'ailleurs avec les inspirations du talent et du goût. — Les maîtres devraient le plus que possible parler français aux élèves et les former à parler, à faire des questions en français, à raconter; leur lire une ou deux pages à haute voix pour qu'ils en rendent compte en allemand entremêlé peu à peu de français en progression croissante, faire retraduire en français ce qu'ils en traduisent dans leur langue, exiger qu'ils apprennent et récitent avec soin des morceaux choisis, les exercer, suivant leur force, sur les homonymes et les synonymes. Toutefois ce n'est là qu'un côté de l'étude, le côté trop négligé. Je ne pense point qu'il faille négliger l'autre. A Dieu ne plaise que les leçons tombent entre les mains de vulgaires maîtres de langue ou qu'on introduise dans les institutions publiques une méthode à la Meidinger! La méthode pratique doit se combiner avec l'enseignement didactique, surtout dans des classes très-peuplées où chaque écolier individuellement ne pourrait être exercé que pendant une minute au plus; elle suppose des maîtres versés dans la langue, capables d'exposer en courant une règle importante, de faire un rapprochement avec le latin, d'expliquer succinctement une allusion, un fait historique, une pensée. Le savant et habile directeur d'un gymnase m'a dit avec justesse: „Nos maîtres sont trop allemands, ils appliquent trop la méthode allemande; il faudrait une méthode qui fît mieux connaître le génie de la langue française“.

Les *thèmes*, qui se rattachent à la pratique de la langue, comme à sa théorie, se font à de trop longs intervalles; un par quinzaine ne

---

*) On m'a cité un gymnase de la Prusse occidentale dans lequel les élèves n'apprennent guère autre chose du français que la grammaire; les plus forts ne traduisent dans l'année que peu de pages: ils étudient les règles de la langue mais non la langue même.

saurait suffire. Si l'on en faisait davantage, on pourrait entreprendre dans les classes les plus élevées des *exercices de style*, pour lesquels, il est vrai, instituteurs et disciples auraient besoin d'un manuel qui, approprié à ce but déterminé, n'existe pas, que je sache.

5. Dans les gymnases la langue française exerce bien peu *d'influence sur la promotion*. Aussi arrive-t-il souvent que les deux premières classes, la première surtout, traitent avec négligence une étude de peu d'utilité dans les grands examens (Abiturienten-Examen). Sans doute, malgré l'importance de la langue française, on ne peut réclamer en sa faveur une place qui la ferait rivaliser avec les langues de la Grèce et de Rome et dérangerait le système général des gymnases. Mais la résolution soutenue avec succès dans la conférence de Berlin d'exclure le français de l'examen final *), lui porterait un coup funeste. Dans une circonstance si décisive, il importe sous un triple point de vue de lui conserver une raisonnable influence: I°. pour imprimer à l'enseignement du français d'une manière plus marquée le sceau de l'Etat, en faisant voir le prix qu'il y attache; II°. pour stimuler les disciples faibles ou négligens; III°. pour offrir aux forts une occasion de faire preuve de leur application et de leurs progrès.

Cependant les études françaises ne pouvant avoir une influence prépondérante comme le grec et le latin, ce désavantage de position se compenserait, si, poussées plus vivement dans les classes inférieures, elles offraient aux classes supérieures plus de facilité, par conséquent plus d'agrément. Réduite en partie à se protéger elle-même, la langue de la France devrait, pendant la dernière période, se présenter aux élèves avec de nouveaux attraits. Si l'ami d'une éducation solide se réjouit de voir la belle littérature des siècles classiques servir de base à l'enseignement public, il pourrait désirer, d'un autre côté, qu'un choix de productions modernes, déterminé par un goût sévère et approprié aux lectures un peu rapides des premières classes, leur fît connaître quelques-uns des développemens récens de la langue et de la littérature en prose et en poésie. Des charmes piquans, celui de la nouveauté entr'autres, assaisonneraient la tâche de la dernière période scolaire. Il ne serait pas difficile de faire un choix convenable d'ouvrages historiques, philosophiques, littéraires, dramatiques, épiques, lyriques. Cette idée a pour elle l'autorité d'hommes graves qui se dévouent à l'instruction publique; ils préféreraient avec raison des ouvrages complets, mais courts, à un recueil de fragmens.

Quant à la méthode, on inspirerait aux disciples de l'intérêt pour cette branche de leurs études, par exemple, en leur distribuant les rôles pour la lecture d'un drame, en leur faisant réciter avec soin des morceaux oratoires, en les animant entr'eux à des conversations en français sur des sujets indiqués d'avance. Les jeunes gens que j'ai pu observer, sont susceptibles, la plupart, de prendre goût au français et à la lecture des chefs-d'oeuvre de cette langue; il n'y a qu'à les seconder.

*) Verhandlungen S. 190 und 196.

6. Pour parvenir aux perfectionnemens désirables, le point capital serait de *perfectionner les études des maîtres.* Je me hâte de rendre justice à la plupart des hommes que j'ai vus à l'oeuvre. On est frappé des recherches dont la langue française est l'objet en Allemagne; les grammairiens allemands ont éclairé cette partie de la science de traits de lumière que souvent on chercherait en vain chez les grammairiens français. Sous ce rapport bien des instituteurs laissent peu de chose à désirer pour la précision et la solidité du savoir. Quelques-uns ont vécu en France ou en Belgique, mais, à part la grammaire, la plupart des autres ne se sont pas familiarisés avec la langue, ils ne s'en servent pas avec quelque aisance; des erreurs, des locutions et des constructions incorrectes se glissent dans leur enseignement.

Aussi la plupart des directeurs et des instituteurs, avec qui je me suis entretenu, désirent pour les hommes destinés ou voués à l'enseignement l'organisation d'études préparatoires et d'études complémentaires.

Trois *moyens* se présentent selon les mêmes hommes.

a) La création d'un *séminaire français.* Le but en serait moins de former de subtils grammairiens ou des littérateurs que des grammairiens raisonnables, des hommes de sens qui fussent grammairiens avec modération; de les accoutumer à entendre et à parler la langue française dans des rélations journalières, de les familiariser avec son génie, de leur apprendre la pédagogie de l'enseignement du français, enfin de constituer une sorte de colonie qui remplaçât, tant bien que mal, la France au milieu de l'Allemagne. Un des fruits d'une pareille institution serait de rendre les maîtres moins inflexibles et moins exclusifs dans leur enseignement, de leur donner, le plus que possible, la souplesse de l'homme à qui une langue est naturelle. L'instituteur reprend par fois les écoliers qui ont bien dit, mais n'ont pas employé le mot ou le tour de phrase seul présent à sa pensée. Il ne laisse pas aux jeunes intelligences assez de liberté de mouvement. Trop gêné lui-même pour tirer parti de ce qu'il trouve chez les élèves, il substitue son idée et sa parole à la leur, au lieu d'en seconder le développement spontané par l'art de l'accouchement des esprits. Ceux qui n'ont point pratiqué la langue, mais l'ont apprise, principalement dans les grammaires, courent risque de transformer ce vêtement moelleux de la pensée en cuirasse. Les hommes chargés de diriger le séminaire, se souvenant qu'il s'agit moins de former des savans que des instituteurs habiles, devraient toujours voir, derrière les séminaristes, la population des écoles et faire aboutir aux écoles leur propre enseignement.

On n'admettrait au séminaire que des jeunes gens de la force exigée dans les grands examens pour sortir du gymnase.

Les leçons rouleraient essentiellement sur les objets suivans:

1. Lecture d'auteurs français de divers genres, avec a) analyse logique et grammaticale faite en français; b) rétroversion de la traduction allemande; c) observations littéraires et autres faites en français par le professeur et par les élèves.

2. Grammaire exposée en français et discussions provoquées sur les matières traitées.

3. Dictées rapides et correction, pour former l'oreille et comme exercices d'orthographe et de ponctuation.

4. Traduction par écrit de l'allemand en français et composition française ; études de style.

5. Récitation soignée de morceaux appris par coeur.

6. Conversation et discussion de matières diverses, entr'autres de questions pédagogiques générales ou relatives à l'enseignement de la langue française.

b) Des *bourses* pour faciliter aux élèves du séminaire un séjour en France serviraient à compléter leur instruction. Chaque bourse, offerte comme prix de l'application et des progrès, engagerait les séminaristes à faire des efforts et déploierait son effet sur tous même avant le séjour que l'un d'eux ferait à Paris ou ailleurs.

Un moyen analogue de tremper ou de retremper dans l'atmosphère française les instituteurs déjà placés seconderait le zèle des uns et ranimerait celui des autres.

c) Les maîtres, pour la plupart sans contact avec des Français et surtout des Français lettrés, réduits à lire la langue des livres sans entendre la langue vivante et sans consulter personne, auraient besoin d'un moyen de conserver les bonnes habitudes et de prévenir ou de corriger les mauvaises que l'on contracte facilement dans la solitude. Les hommes qui vivent isolés se font par fois des idées aux quelles ils tiennent d'autant plus qu'elles sont plus bizarres et par cela même leur semblent plus frappantes. Un *cours de répétition* de quelques semaines, organisé au séminaire pour les instituteurs remplirait le but. Les directoires des gymnases et des écoles réales recevraient sans doute de l'autorité supérieure l'invitation d'encourager par des subventions leurs maîtres à le fréquenter.

d) Pour compléter ce moyen, une *visite périodique des classes françaises* et, à cette occasion, quelques *conférences* du visiteur avec les instituteurs raviveraient l'intérêt pour la langue française et remédieraient à des habitudes erronées. Ces conférences ne laisseraient pas d'être scabreuses à certains égards, mais l'amour du bien aplanit lés difficultés. Mieux vaudrait toutefois rendre la fréquentation de ces séances facultative qu'obligatoire.

e) Il serait à souhaiter enfin que quelques *maîtres dont le français est la langue* trouvassent place dans les institutions publiques, sous la condition absolue que ce fussent des hommes d'une instruction scientifique et philologique : point d'autorité morale sur les élèves sans cela. Mais avec ce mérite leur présence serait utile même à leurs collègues pour conserver les bonnes traditions.

Les observations qu'on vient de lire auront atteint leur but, si elles provoquent une discussion utile au perfectionnement de l'instruction publique.

C. Monnard.

Ueber das Französische in den Gymnasien.

In Band V., Heft II., S. 267—278 dieser Zeitschrift findet sich ein Aufsatz des Herrn Dr. Dreßler aus Bautzen über die angebliche Leichtigkeit der Erlernung der französischen Sprache für Gymnasiasten, worin diese Meinung bestritten und weitere Wünsche für eine bessere Stellung des Französischen an den Gymnasien ausgesprochen werden. Der Aufsatz berührt eine wichtige Frage, die in jüngster Zeit von so vielen Seiten mit großem Eifer angeregt worden und bald eine gewisse Entscheidung in diesem Sinne finden dürfte; doch kann ich nicht umhin, einige Bemerkungen zu demselben zu machen.

Zuerst muß man in den Wunsch einstimmen, daß der Unterricht im Französischen eine größere Stundenzahl erhalten und schon früher, in Quinta, beginnen möchte. Durch den frühern Anfang wird die Aussprache und die Erlernung dessen, was zumeist Gedächtnißsache ist, der Formen und Wörter, sehr gefördert. An dieses Mechanische gehen die weiter gebildeten Schüler ungern heran. Damit wird indessen die Sache nicht abgemacht sein, wie man hier und dort zu glauben scheint, sondern nun zeigen sich gerade die bedenklichsten Schwierigkeiten. Ich will sie offen aussprechen, indem ich zugleich versichere, daß es mir nur um die Sache zu thun ist, und daß ich keine Person irgendwie oder wo zu verletzen gedenke, vielmehr entschieden mich dagegen verwahre. Mit dem Französischen nämlich geht es an den Gymnasien immerhin ähnlich, wie mit andern (?) technischen Gegenständen. Wird der Unterricht in eine einzige Hand gelegt, welche des Gegenstandes am mächtigsten ist, so nimmt er gewöhnlich so in Anspruch und wird es künftig gewiß thun, daß der damit Beauftragte kaum weitern Unterricht ertheilen kann. In diesem Falle aber lehrt die Erfahrung an zu vielen Orten, daß der Einfluß des Lehrers nicht ausreicht, um Ordnung oder doch eifrige Thätigkeit auf allen Stufen zu erhalten. Die Gründe liegen theils an der Sache selbst, wie sich weiter ergeben wird, theils an dem nothwendigen Verhältnisse dieses Lehrgegenstandes zu den anderen, die auf den Gymnasien betrieben werden. Soll dagegen der franz.

Unterricht mit andern, bedeutenderen Gegenständen verbunden werden, so würde ein jährliches Wandern der Schüler in neue Hände bei so wenigen Lehrstunden sehr schlimm wirken, und an vielen Anstalten finden sich nicht Lehrer genug, welche den jetzigen, geschweige den höhern Anforderungen für jene Sprache auf allen Lehrstufen gewachsen wären und zugleich andere Lehrfächer in jenen Klassen übernehmen könnten. Vorurtheile, eine gewisse Einseitigkeit und Vorliebe für andere Studien, oder auch die geringe und unpraktische Vorbildung, welche die Lehrer selbst zu ihrer Zeit auf der Schule erhalten haben, das Alles mag die Schuld davon tragen. Es ist ein großes Uebel aber ein wirkliches, und man sieht nicht, wie es sobald entfernt werden könnte. Denn die Lehrfähigkeit in diesem Fache allein zur Pflicht machen und in allem Andern Freiheit gestatten, wird doch nicht angehen.

Aber, so scheint es, wenn man nun dafür sorgt, daß der Unterricht im Französischen, gleich anderen, an sich bedeutend genug erscheint, wenn man seine Wichtigkeit auch dadurch zeigt, daß man ihm (nach Herrn Dreßler's Vorschlag) die Hälfte der Lehrstunden zuwendet, welche das Latein mit dem Griechischen hat: so erhält der Gegenstand von selbst das nöthige Ansehen und bedarf keiner weitern Unterstützung. So mag es an den höhern Bürgerschulen sein, so ist es aber an Gymnasien nicht möglich. Wir müssen die Natur der französischen Sprache im Verhältniß zur unsrigen und zu der lateinischen und griechischen genauer in's Auge fassen. Von der Bedeutung der Werke des klassischen Alterthums nach ihrem Inhalte und nach der künstlerischen Form, von der Zweckmäßigkeit des Studiums derselben für die Jugend, welche, wie jene Völker, anfangen soll sich zu besinnen und an einfachen Verhältnissen zu bilden, von den vielseitigen Vorzügen, die jede geschichtliche Entwicklung vor andern hat, will ich gar nicht reden, sondern nur von der Sprachform. Und da muß ich behaupten, daß das Lesen der alten Schriftsteller und die Einübung der lateinischen Darstellungsweise durch schriftliche Arbeiten schon darum wirksamer und bildender ist, weil es viel schwieriger ist, als das Verstehen und Schreiben des Französischen. Die Schwierigkeiten des Französischen sind nämlich größtentheils mechanische, (?) und was Herr Dreßler als Schwierigkeit bezeichnet, ist zum Theil für das Verstehen wieder eine Erleichterung. So die Unterscheidung des Konjunktivs der Vergangenheit und des

Conditionnel, auch die verschiedene „Artikulation" der Substantivbegriffe. Rein mechanische Schwierigkeit aber würde die größere Menge von Wörtern, die Masse der technischen Ausdrücke, deren deutsche Benennungen übrigens auch vielfach bloß unsern Technikern ganz verständlich sind, ebenso die Menge der herkömmlichen Phrasen darbieten*).

Dieses sind aber im Lateinischen und Griechischen im Grunde die geringeren Schwierigkeiten, die auch ein ärmerer Geist mit gutem Gedächtnisse lösen kann; die größeren liegen tiefer. Wer kann läugnen, daß unsere deutsche Sprache dem Fremden gerade dadurch besonders schwierig ist, weil sie die große Beweglichkeit und Freiheit des Satzbaues hat: Und doch, wie gebunden erscheint das Deutsche gegen die Freiheit der alten Sprachen! Mit der größern Bestimmtheit der einfachen Formen hatten sie auch die größere Freiheit, die einzelnen Theile des Gedankens nach ihrer logischen Bedeutung oder nach ihrer Beziehung auf Früheres oder Späteres oder auch nach künstlerischen Zwecken zu ordnen und umzustellen, wobei die trefflichen Schriftsteller nie willkührlich verfuhren, sondern immer nach bestimmten Gesetzen, wenn nicht mit ängstlicher Berechnung, aber doch mit jenem gesunden und feinen Gefühle, das jene Völker auszeichnete. Dazu kam der streng gesetzmäßige und doch so bewegliche, den mannigfachsten Verhältnissen der Gedanken wie den einzelnen Sonderzwecken so frei sich anschmiegende Gebrauch der Zeiten und Modi, wodurch vor allen die griechische Sprache einzig dasteht. Endlich hat der Reichthum an veränderlichen Partizipien jenen Sprachen einen großen Vortheil und uns eine große Schwierigkeit im Erlernen derselben gebracht. Denn wenn der einfachere Satz schon jener freiern und doch jedesmal bedeutsamen Bildung fähig war, so konnte nun der Unterschied zwischen Haupt- und Nebensachen ohne die Unterordnung förmlicher Sätze vermittelst der Konjunktionen, allein durch wandelbare Mittelwörter angedeutet werden, und damit mußte der Umfang

*) Auffallend ist übrigens die Ansicht des Herrn Dreßler, daß durch die lateinischen Wörter die französischen schwieriger würden. Als wenn nicht die Schwierigkeit, fremde Wörter zu erlernen, besonders in der Fremdartigkeit der Wurzeln läge! Man frage einen Franzosen, ob er leichter deutsche oder italienische Wörter behalten könne. In den S. 270 angeführten einzelnen Mißgriffen hätte auch mettre für envoyer stehen können.

der zusammengehörigen, aber frei verschiebbaren Theile des einen Satzes wachsen. Indem aber diese Mittelwörter nur das äußere Verhältniß der Handlungen, nämlich das der Zeit ausdrücken, und an der übrigen Form nur den Begriff, zu dem sie gehören, und mit diesem das äußere Verhältniß zur Haupthandlung anzeigen, bleibt das innere, logische Verhältniß der Neben- und Haupthandlung ohne Bezeichnung und muß erst aus dem Zusammenhange erforscht werden. Diese Erscheinung steht nicht allein, sondern hängt wieder mit der ganzen Natur der alten Sprachen und Völker zusammen. Bis in die philosophischen Schriften der Alten hinein zeigt sich überall der frische und lebendige, der gesunden Jugend vor Allem gemäße Sinn, das Aeußere klar zu ergreifen und voll darzustellen, das Innere mehr aus demselben errathen zu lassen, selbst auf die Gefahr einer weniger tiefen Auffassung von Seiten minder Befähigter. — Hierin liegt die größte Schwierigkeit, zugleich aber auch das bildendste Element, das den alten Sprachen als solchen beiwohnen möchte. Das läßt sich nicht aus den Wörterbüchern ersehen, nicht auswendig lernen. Schon an den leichtesten Darstellungen der Alten hat die Jugend, neben der Erfassung freier Satzordnungen, diese Arbeit, und sie steigert sich natürlich, je mehr mit solchen starksinnlichen Sprachen, wenn ich so sagen darf, eben das Geistige ausgedrückt werden soll. Daher, und nicht bloß wegen des Inhaltes selbst, ist jene Stufenfolge der lateinischen und griechischen Schriftsteller, vom äußerlichen und meist gewöhnlichen Cornel. Nepos, vom lebhaft zeichnenden Cäsar bis zu Cicero's oratorischen, philosophischen und rhetorischen Schriften, ja bis zum erzählenden, aber düstern und vorsichtigen, tiefblickenden und leise deutenden Tacitus, und wieder vom einfachen Xenophon zu Plato und Thucydides so vortrefflich in den Gymnasien bestimmt. Mit solchen Untersuchungen läßt sich doch, was in der französischen Sprache vorkommen mag, wahrhaftig nicht vergleichen, weder was die Größe der Schwierigkeit, noch was die bildende Kraft derselben betrifft. Hierin gerade liegt es hauptsächlich, warum das Studium der alten Sprachen und Schriften niemals durch Uebersetzungen unnütz werden kann, und warum keine neuere Sprache fähig ist, ihre Stelle als Bildungsmittel auszufüllen *).

*) Die philosophische Darstellung der Sprachgesetze nach Becker rc. ist ein schlechter Behelf für solche Uebungen: als System erst nach Kenntniß der Sprache faßlich, dabei objektlos, kann diese Methode als solche,

Unsere Muttersprache wäre am ersten dazu fähig; aber wenn wir auch die besten Uebersetzungen mit den lateinischen und griechischen Originalen vergleichen, welche Arbeit hat der Uebersetzer dem Leser vormachen müssen! Dagegen ist es so leicht, mit derselben Bestimmtheit oder Allgemeinheit aus den neuern Sprachen zu übersetzen. Sind doch schon die französischen Uebersetzungen unserer deutschen Meisterwerke, auch ohne Rhythmus und Reim, sehr mangelhaft und zwar gerade da, wo unsere Dichter oder auch Prosaiker sich der sinnlichen Klarheit der Alten am glücklichsten genähert oder die Biegsamkeit unsrer Sprache am schönsten benutzt haben. Diese höhere Fähigkeit der deutschen Sprache, obwohl nur sehr gering gegen jene alten, ist zugleich ein Hauptgrund, warum unter uns verhältnißmäßig so wenig gute Redner sind, und troß der vielen Vorbereitung so wenig Leute bis zum gewandten, sichern und schönen Gebrauch der Schätze ihrer Muttersprache gelangen.

Mit solchen schwierigen Arbeiten, wie sie oben bezeichnet sind, wird nun bloß derjenige sich beschäftigen dürfen, der nicht von Anderm, Nothwendigem ganz in Anspruch genommen ist. Daher wird man solchen Zöglingen, die zunächst für bürgerlichen Erwerb mit Handel und Handwerk sich vorbereiten, zuvörderst das Andere, Nothwendige geben müssen, ehe man sieht, ob für eine freiere Beschäftigung des Geistes noch Zeit übrig bleibt. Für denjenigen aber, der in allgemeiner Weise für hauptsächlich geistige Aemter und Beschäftigungen sich vorbereitet, wird es gewiß nöthiger sein, im Vaterlande unter den Seinigen durch allseitig, historisch begründete Geistesbildung sich wirksam zu erweisen, als einem Fremden noch in dessen Sprache sagen zu können, was er denkt und fühlt, oder gar, was er essen und trinken will.

Das Studium der klassischen Sprachen also auch an Gymnasien zu Gunsten der Erlernung einer modernen Sprache (außer etwa der deutschen) wesentlich zu schmälern und dadurch die Erfolge so vieler Arbeit ganz in Frage zu stellen, scheint mir auch vom Standpunkte der Nützlichkeit im Allgemeinen durchaus nicht gerechtfertigt. Geben sie als Sprachen mehr Gelegenheit zur Uebung der Geisteskräfte,

---

d. h. abgesehen von den sonstigen Zuthaten eines trefflichen Lehrers, troß alles Sträubens und sonstigen Gegensatzes bei der Jugend höchstens die Wirkung einer abgeschmackten Behandlung alter Schriftsteller haben. (Vergl. dens. Band S. 419 flg.)

wie ich gezeigt zu haben glaube, und ist die allgemeine Bildung etwas Gutes, liegt uns dabei das Vaterland zunächst am Herzen, so bleibt ihre Stellung an den Stätten freier Geistesübung gesichert. Und wenn wirklich „die höhern Stände, welche der französischen Sprache mächtig sind, die Gymnasien wegen mangelhafter Kenntniß des Französischen lächerlich finden, und ihr Vertrauen zu denselben deswegen immer mehr schwindet“, so brauchen wir nicht weit in unserer Geschichte zurückzugehen, um solche — Hohlheit verachten zu lernen. Wie weit bringen die Fremden es denn in unserer Sprache?

Freilich ist kein Mensch so frei, daß er nicht an den gegebenen Zuständen und Verhältnissen manchmal eine Schranke für das Beste fände und sich gezwungen sähe, statt desselben nur das Erreichbare anzustreben. So wäre die griechische Sprache und Literatur offenbar das beste Feld für rein geistige Thätigkeit, aber um vieler äußeren Gründe willen, die hier nicht aufzuzählen sind, nimmt das Lateinische den größten Raum ein. So können auch die Gymnasien die Erlernung des Französischen nicht außer Acht lassen, wenn sie nicht sich und ihren Zöglingen den Raum der Wirksamkeit und des geistigen Genusses verkümmern wollen. Aber Zweck kann bei dieser Sprache fast nur (?) die Befähigung zum Eintritt in die Literatur und im glücklichen Falle zu leidlicher Verständigung mit Franzosen sein. Läßt sich Beides erreichen, ohne daß höhere Zwecke gehindert werden, ließe sich dabei das Gesammtgebiet der neuern Sprachen, die slavischen einbegriffen, vollständig bis zur Sprechfertigkeit umfassen, so wäre das am allerbesten. Wer wünschte nicht, daß der tüchtige Infanterist zugleich ein ausgezeichneter Reiter und auch mit der Artillerie und der Schanzarbeit völlig vertraut wäre? Eines muß er aber verstehen und vor Allem das Herz am rechten Flecke tragen.

Doch ohne Schmälerung der höhern Ansprüche anderer Studien kann das Französische vollständiger und praktischer an den Gymnasien gelehrt werden als bisher meistens geschehen. (!!) Hoffentlich wird eine kürzlich vorgenommene Revision, der zu vieles Licht schädlicher werden könnte als der Schatten, günstig auf diesen Gegenstand nachwirken und den Lehrern willkommenen Aufschluß über die zweckmäßigste Art dieses Unterrichts im vorgezeichneten Raume geben. Wenn nun in Quinta mit etwa 3—4 Lehrstunden begonnen, vor Allem leichte Satzbildung eingeübt und das Gedächtniß in dieser und den nächstfolgenden Klassen kräftig in Anspruch genommen, dann auch in den

oberen Klassen wenigstens 2 Stunden dafür festgehalten und neben der Lesung französischer Bücher immer die mündlichen Uebungen im Französischen selbst, vom Uebersetzen aus deutschen Büchern bis zum Sprechen, fortgesetzt werden, wenn dann der Unterricht in wenigen fähigen (!) und festen Händen koncentrirt, doch jedesmal mit andern Lehrgegenständen verbunden wird, so läßt sich etwas Ersprießliches erwarten. Der Wunsch, daß mehr gewonnen werde, ist gerecht und allgemein; nur darf man nicht vergessen, daß etwas Anderes uns Hauptsache bleiben soll, und nicht in Frage kommen kann, wer bei einem ernstlichen Konflikte von Rechts wegen weichen müsse.

Köln.

W. Rattmann.

Etymologische Lese aus dem Plattdeutschen.

Der hochdeutsche Dialekt breitet sich auch in den unteren Volksklassen immer weiter nach Norden hin aus, und der niederdeutsche wird in immer engere Grenzen eingeschlossen, so daß sich voraussehen läßt, der letztere werde am Ende — und vielleicht schon nach einigen Generationen — gänzlich aussterben. Es wäre deßhalb wohl verdienstlich, wenn ein des Plattdeutschen kundiger Gelehrter von dem Wortvorrathe dieses Dialektes dasjenige sammeln und von dem Untergange retten wollte, was des Aufbewahrens werth ist *). Dahin rechne ich Wörter, welche entweder interessante Analogien für das Hochdeutsche darbieten, oder als Glieder einer Kette anzusehen sind, die aus einander fallen muß, sobald diese Glieder nicht mehr vorhanden sind. Ich will dies durch einige Beispiele, wie sie mir eben einfallen, erläutern, und wünsche dadurch befähigtere Gelehrte zu größeren Sammlungen zu veranlassen.

1. Die Ableitung des hd. **) Adverb schon von schonen, womit auch schön zusammenhängt, liegt sehr nahe; aber die Bedeutung dieser Partikel scheint der Ableitung entgegen zu stehn. Nach derselben muß es ursprünglich die Integrität eines Umstandes oder eines Ereignisses bezeichnet haben, der Gebrauch hat ihm aber diese Bedeutung angewiesen, daß dadurch bezeichnet wird, es sei Etwas früher eingetreten, als erwartet wurde. Das pld. all bietet dazu eine vollständige Analogie. Nach seiner unverkennbaren Abstammung von alles muß es ursprünglich Vollständigkeit bezeichnet haben; es

*) Das bremisch-niedersächsische Wörterbuch von 1767 — 1771 in 5 Octavbänden entspricht meinen Anforderungen nicht. Es enthält theils zu viel, theils nach mehreren Rücksichten hin zu wenig.

**) hd. = hochdeutsch, pld. = plattdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch, ahd. = althochdeutsch. Alle plattdeutschen Wörter sollen im Folgenden durch lateinische Schrift für das Auge ausgezeichnet werden. Ich gebe die Wörter so, wie sie hier und in dem benachbarten Theile des Hannoverschen nach Form und Bedeutung gebräuchlich sind.

wird aber eben so auf die Zeit übertragen, wie das hd. schon. Man sagt plattdeutsch: „Klock is all tein"; hochdeutsch: „Es ist schon zehn Uhr." —

2. Die Ableitung des Wortes Weib von weben nennt Adelung „albern und etymologischen Unsinn", und stützt sich auf zwei Gründe. Erstlich sei Weib ein wahres Wurzelwort, an welchem sich keine Spur einer Ableitung finde; aber weben sei abgeleitet, wie aus der Infinitivendung en erhelle. Zweitens sei das Wort Weib gewiß älter, als die Kunst zu weben. — Dieser Bannstrahl soll mich nicht hindern, jene Ableitung fest zu halten. Daß Weib ein wahres Wurzelwort sei, ist durch Nichts bewiesen. Es giebt viele Substantiva, die keine Ableitungsendung, selbst nicht den Umlaut haben, und die dennoch ihrer Bedeutung wegen als Derivate anzusehen sind. Der abstrakte Begriff Lauf z. B. ist gewiß jünger als das konkrete ich laufe, und der technische Weberausdruck Einschlag ist sicher nicht das Stammwort von einschlagen, sondern umgekehrt. Daß ferner weben abgeleitet sei, erhellt aus der Infinitivendung en keineswegs; dies en ist eben weiter Nichts, als die Endung des Infinitivs, es ist der Charakter, wodurch sich eine bestimmte Verbalform von allen andern Formen desselben Zeitwortes unterscheidet, nicht aber eine Endung, wodurch sich das ganze Verbum als Zweig eines Stammes zu erkennen giebt. Daß endlich das Wort Weib älter sei, als die Kunst zu weben, gebe ich zu; aber die erste Bedeutung des Wortes weben ist auch nicht texere, sondern: sich regen und bewegen, wie es noch bei Luther in folgender Bibelstelle vorkommt: „in ihm leben, weben und sind wir." Daraus ist die Bedeutung texere, wie ein Besonderes aus dem Allgemeinen, hervorgegangen, sei es, daß dabei an die regelmäßige Bewegung des Weberschiffes, oder der webenden Person gedacht ist. Jenes erste weben paßt sehr gut auf die Regsamkeit und Geschäftigkeit einer Hausfrau. Man erkennt diese Bedeutung wieder in: Weibel, Webel, (Feldwebel). Was mir den Zusammenhang von Weib und weben sehr wahrscheinlich macht, ist der Gegensatz Weib, Kerl, von welchem letzteren Worte ich weiter unten sprechen werde. Zuvor hier noch ein Paar Wörter, die mir zu demselben Stamme zu gehören scheinen.

Ein Zweig des Stammes weben ist Wabe; aber fraglich bleibt, ob die Wachstafel im Bienenkorbe ihren Namen hat von

weben in der allgemeinen Bedeutung geschäftig sein, oder von weben in der zweiten Bedeutung. Für das erste spricht die Analogie, da man eine Wachstafel auch Werk und Gewirk nennt; für das zweite spricht die Aehnlichkeit einer Wachstafel mit einem Gewebe. Von Wabe ist abgeleitet Waffel, eine Art Kuchen mit zellenartigen Flächen.

Ein anderer Zweig desselben Stammes ist pld. wippen *). Es ist nur als Intransitivum gebräuchlich, und unterscheidet sich dadurch von dem bei Adelung aufgeführten wippen, wovon der Wipper abgeleitet ist. Zu dem verloren gegangenen weben verhält es sich, wie ein Intensivum zu seinem Stamme. Davon ist abzuleiten pld. Wīp, oder Wīppen, indem statt der Konsonantenverdoppelung der vorhergehende Vokal gedehnt ist, wie in sīd **) hd. niedrig von sitten hd. sitzen. Wīpen bedeutet einen Strohwisch, insbesondere einen solchen, der auf eine Stange gesteckt ist, um als Wahrzeichen oder Warnungszeichen, bei Vermessungen auf den Feldern, auch als Grenzzeichen zu dienen. Davon einerseits hd. Wipfel, andererseits pld. Wâpen (hd. Wappen) in so fern Wappen ein Wahrzeichen ist, und auch hd. Waffen, an dem gerüsteten Manne gleichsam die Warnungszeichen.

Ich kehre zu dem Worte Weib zurück. Das pld. Wīf hat seine edlere Bedeutung verloren und kommt nur noch wie das entsprechende Maskulin Kêrl, ***) in verächtlichem Sinne vor. Man stellt nicht pld.

---

*) Ich weiß wohl, daß das e in der tonlosen Endung en nicht gesprochen wird, und daß man nach der Aussprache richtiger wippn, sittn, u. s. w. schreiben würde. Diese Schreibart erschwert aber die Vergleichung mit dem Hochdeutschen, und ist überdies für die hiesige Gegend, in der das hochdeutsche en sich ebenfalls zu einem n abstumpft, unnöthig.

**) Es ist merkwürdig, daß sīd nur in seiner eigentlichen Bedeutung, auf den Raum bezogen, gebraucht wird, während lēg von liggen (hd. liegen) nur tropisch für schlecht, verwerflich vorkommt. Sofern hd. niedrig auf eine schlechte Sinnesart übertragen wird, gewährt das Plattdeutsche lēg eine gute Analogie. Man sagt pld. en lēgen Kêrl, hd. ein schlechter Mensch.

***) Das ê wird wie ee in Meer gesprochen. Das helle e wie in dem Worte See bezeichne ich mit ē. Das r wird pld. nur im Anlaute rein und deutlich gesprochen; im Auslaute verschwindet es fast und klingt wie ein nachtönendes kurzes ª. Gleichwohl kann ich mich mit Ritter's Orthographie in seiner „Grammatik der meklenburgisch-plattdeutschen Mundart" nicht befreunden, einmal, weil die eigenthümliche Aussprache des r im Auslaute durch die Schrift doch nicht ganz genau wiedergegeben werden kann, und zum Andern, weil durch

Mann un Wîf zusammen, wie hd. Mann und Weib, sondern entweder: Kêrl un Wîf, oder: Mann un Fru. Das l in Kêrl halte ich für den Bildungs-Buchstaben, der zwar gewöhnlich ein Werkzeug oder ein Gefäß bedeutet, aber einzeln doch auch von Personen, z. B. in dem oben angeführten Webel, vorkommt. Hiernach wäre' Kerl: einer, der da kehrt. Das plattdeutsche kēren kommt nur transitiv vor, und heißt: sich in den Weg stellen, zur Umkehr nöthigen, verscheuchen. Wenn z. B. weidendes Vieh sich über den angewiesenen Weideplatz hinaus versteigen will, so ruft der Hirt seinem Hunde zu: kēr! und wenn die Hühner in den Garten gehen und Schaden thun, so ruft die Hausfrau den Kindern zu: kērt mâl de Höner! —

Hiernach ist Kerl derjenige, der den Feind abwehrt, und Weib, die Person des Hauses, welche die Arbeit besorgt. In dieser Ableitung bestärkt mich eine Stelle bei Tacitus, wo es von den alten Germanen heißt, alle Geschäfte wären von den Weibern besorgt worden, die Männer hätten nur für den Krieg und die Jagd Sinn gehabt; außerdem hätten sie ihre Zeit mit Nichtsthun hingebracht. S. Tac. Germ. 15.

3. Mit dem obigen kēren scheint mir nahe verwandt das pld. kären,*) das Stammwort von erkoren, Willkühr, und einige andere. Es wäre dann ursprünglich: mehrere vorliegende Dinge umkehren und von allen Seiten besehen; woraus leicht die Bedeutung, die es noch jetzt hat, entstehen konnte. Man legt nämlich dies Prädikat einem Menschen bei, der sich bei der Wahl lange besinnt und damit nicht fertig werden kann, weil ihm bald dies, bald das nicht gut genug scheint. Davon ist pld. Kärn (hd. der Kern): das Ausgesuchteste, Beste, im Gegensatze der Hülse oder Schale; und davon wegen der Aehnlichkeit in der äußern Form: pld. Kârn, hd. Korn, für Getraide.

4. Vor Erfindung der Maschinen geschah das Brechen des Flachses

---

jene Orthographie die Einsicht in den Zusammenhang gewisser Wörter erschwert wird; denn sobald das r durch Ableitung wieder im Ablaute zu stehen kommt, lautet es deutlich. So spricht man zwar pld. kä ª n st. kärn, aber das Adjektiv lautet wieder kärig. Es erhellt hieraus, daß das r im Auslaute nach einem dunkeln Gefühle des Sprechenden doch wirklich vorhanden ist, und nur vermöge einer gewissen Ungelenkigkeit oder Trägheit der Organe verstummt.

*) So bezeichne ich das dunkle ȁ, welches der hochdeutschen Mundart ebenso, wie das dunkle a fehlt.

vermittelst eines hölzernen, mit Furchen versehenen Hammers, womit der Flachs auf einem Blocke geschlagen wurde. Dies Schlagen des Flachses nannte man pld. bâken. Ein einfaches hölzernes Häuschen mit einem Dörrofen, wegen der Feuersgefahr meist in einiger Entfernung vom Dorfe zur gemeinsamen Benutzung der ganzen Dorfschaft erbaut, hieß pld.: Bâkstaw'. (Staw' = Stube.) Seit Erfindung der Flachsbrechmaschinen ist das Wort verloren gegangen; nur sein Iterativum pld. bäkern hat sich erhalten. Es ist gebildet wie pld. stäkern, d. i. hd. stochern, (wovon pld. Plōgstäker, d. i. der Pflugstocher) von pld. stâken, d. i. die Fächer einer hölzernen Fachwand mit Stâken, (hd. Stäben) versehen, die dem Lehm, womit das Fachwerk ausgefüllt werden soll, Haltung und Festigkeit geben. Die Bedeutung des Wortes bäkern ist: mit einem leichten Hammer oder einem ähnlichen Werkzeuge wiederholt klopfen, hämmern, also muß bâken ursprünglich die generelle Bedeutung klopfen, verwandt mit dem latein. baculus, und mit bicken, gehabt haben *). Vergleiche ich nun noch die Itensivbildung: hâken, hacken; pld. râken (d. i. mit der Hand zusammenscharren), pld. rakken (d. i. flink und emsig scharren): so wird es mir wahrscheinlich, daß [Brot] backen eine Intensivform von pld. bâken ist, und ursprünglich nicht das Garmachen des Brotes im Ofen, sondern das vorangehende Formen des Teiges mit der flachen Hand bezeichnete. Eine Bestätigung dieser Ableitung finde ich darin, daß in der Haushaltung die Bereitung der sogenannten Handkäse noch jetzt Käse backen genannt wird; auch möchte ich es nicht von der Hand weisen, damit zu vergleichen, wie Ammen und Wärterinnen die Kinder Kuchen backen lehren. In der untersten Volksklasse pflegt sich die erste Bedeutung der Wörter am längsten zu halten.

5. Das obige pld. râken ist die Wurzel von hd. Rechen, und [durch Buchstabenversetzung wie Brunnen, Born] von pld. Hark (= Rechen). Von Rechen stammt hd. rechnen (st. rechenen). Die Verwandtschaft zwischen dem Säubern und Aussondern vermittelst eines Rechens, und der geistigen Operation des Rechnens ist ähnlich, wie die Verwandtschaft des lat. cernere sichten (wovon cribrum der Sieb) und cernere sehen, unterscheiden. Das deutsche sichten ist auch nichts Anderes, als ein Derivat von Sicht und dies von sehen

---

*) Zu diesem bâken wird auch wohl mhd. Bouke (= Pauke) gehören

6. Ob Adelungs Ableitung des Wortes Strumpf (pld. Strump) richtig ist, lasse ich unentschieden. Bemerkenswerth ist aber das pld. Verbum strampeln (Iterativform von einem verlorenen strampen), welches ganz wie eine Wurzel von Strumpf aussieht. Man legt dies Verbum kleinen Kindern bei, wenn sie in einem Bette so unruhig schlafen, daß sie die Bettdecke immer weiter mit den Füßen herunterstoßen, bis sie zuletzt mit dem Oberleibe bloß liegen. Dies strampen kommt hinwiederum von pld. stramm, d. i. gespannt, straff; denn das geschärfte m am Ende nahm ehemals gern ein b oder p an, z. B. umb, tump, (dumm), vergl. krumm, Krempe, Krampe. Die Wurzel endlich von stramm ist pld. strâmen, d. i. sich spannen. Wenn z. B. die Haut an einer angeschwollenen Stelle des Körpers sich so dehnen muß, daß dadurch ein umbehagliches Gefühl entsteht, so sagt man: „dat strâmt mi“ (mi ist der Dativ). Diese Wörter folgen demnach so auf einander: strâmen, stramm, [strampen] strampeln, Strump.

7. Staubiger Kehricht und dergl. heißt pld. Müll. Dies ist offenbar abgeleitet von malen (molere) und ist selber wieder das Stammwort vom pld. Moll hd. Mulde, ein Geschirr, worin man Müll fortträgt.

8. Der Zusammenhang von Blick und Block wird vermittelt durch das pld. blekken, d. i. von einem Baum oder Zweige die Rinde mit den Fingern abblättern. Der Block ist eigentlich ein Trumm von einem solchen abgeschälten Baumstamme. Nach der andern Seite hin bildet sich von blekken pld. blēk hd. bleich, womit die hellere, lichtere Farbe bezeichnet wird, welche durch das Abschälen der Rinde zum Vorschein kommt. Der Uebergang vom Adjektiv hell, licht, zu Blick, blicken, ist nicht schwer zu finden. Vergl. Graff, Wörterbuch der althd. Sprache Th. III., 243 – 245.

9. Kriechen heißt pld. krupen. Davon heißt eine Art Gartenbohnen, welche sich nicht hoch von der Erde erheben, Krūpbōn, im Gegensatze zu den Stangenbohnen, welche an langen Stangen in die Höhe ranken. Davon: die Weiden kröpfen, pld. kröppen, d. i. ihnen die Zweige abhauen, so daß nur der Stamm übrig bleibt, um neue Zweige zu treiben. Von dieser Verstümmelung des Weidenbaums wird das Wort auf einen Menschen übertragen; daher pld. Kräpel, hd. Krüppel, ein Mensch mit verstümmelten Gliedmaßen.

10. Das Wort Pfütze, pld. Pütt, mit dem gewöhnlichen Ueber-

gange des p in pf, und des tt in tz steht so vereinzelt, daß im Hochdeutschen selber eine Etymologie nicht zu finden ist. Der Stamm ist pld. Pott (d. i. hd. Topf). Davon pld. pütten, d. i. mit einem Topfe schöpfen und dann in ein anderes Gefäß ausgießen. Vom Topfe wird es auf ein größeres Gefäß übertragen; denn das Schöpfen des Wassers aus einem Brunnen, welches doch mit einem Eimer geschieht, wird auch pütten genannt*). Davon wäre Pütt (Pfütze) eigentlich jeder Ort, wo Wasser gepüttet, d. i. geschöpft wird; der Sprachgebrauch hat aber das Wort auf kleine stehende Gewässer beschränkt.

11. Man könnte versucht werden, zu dem oben erwähnten pütten zu ziehen: pld. pätern, welches von Kindern gebraucht wird, die mit einem Stecken spielend im schmutzigen Wasser herumstochern. Allein wegen des ä wird es richtiger von pld. Pât abgeleitet, welches einen Setzling bedeutet, z. B. Pâtwīd = Weidensetzling. Ich leite davon hd. der Pathe ab. Pât stammt wiederum von pld. Pôt d. i. die Pfote, und dies von pld. pedden d. i. treten, wovon pld. Padd', d. i. Kröte, von der flachen, gleichsam breit getretenen Form ihres Rückens. Von diesen Wörtern ist pedden als die Wurzel obenan zu stellen. Patt, putt, batt, butt, butz, sind Naturlaute, womit bei kleinen Kindern das noch ungeübte Auftreten mit den Füßen bezeichnet wird. Daher in der Kindersprache battern für gehen, butzen für fallen; und eben daher die Uebereinstimmung von pld. pedden, gr. ποδ... lat. ped.... — Hiernach ordne ich die genannten Wörter so: pedden, davon a) Padd', b) Pōt; davon: Pât, gleichsam der wie ein Fuß hingestellte Setzling oder vielmehr Steckling; und davon 1) pätern, 2) hd. der Pathe.

12. Die Wurzel von Speck hat sich erhalten in dem pld. spâken, welches vom Holze gebraucht wird, das an einem feuchten Orte oder auf feuchter Erde gelegen hat und anfängt zu faulen; dat Holt spâkt = hd. „das Holz fängt an zu faulen". Das Wort bezeichnet eigentlich die feuchte und klebrige Beschaffenheit des Holzes; denn verfaultes Holz im trockenen Zustande, wie man es oft in hohlen Bäumen, am meisten in alten Weiden, findet, heißt pld. Olm, und das Verbum davon heißt pld. olmen, d. i. faulen, wovon olmig = Olm enthaltend. Das Adjektiv von spâken, welches den Zustand

---

*) Man sagt indeß auch pld. tippen, d. i. tüpfen, wovon: tappen.

des Spakens ausdrückt, heißt pld. spâkig. Ein anderes Adjektiv spack wird hölzernen Wassergefäßen beigelegt, die, weil sie längere Zeit ohne flüssigen Inhalt gewesen sind, so zusammentrocknen, daß die Bänder lose werden und abfallen*). Der Zusammenhang dieser Bedeutung mit der des Stammes ist mir unklar, und noch unklarer der Zusammenhang von pld. Spôk, hd. Spuk, d. i. ein Gespenst, wovon pld. spöken, hd. spuken. Die obige Ableitung des Wortes Speck hat ihre Analogie in dem Provinzialism Schmutte, wenn es wahr ist, das dies Wort mit Schmutz zusammenhängt, und eigentlich etwas Schmieriges bedeutet. S. Adelung u. d. W. Speck.

13. Der Stamm von Tümpel, d. i. trichterförmige Vertiefung in einem Wasser (Strudel), ist pld. Timp. So heißen an einem dreieckigen Hute, wie ihn ehemals die Landleute trugen, die drei trichterförmigen Ecken; daher pld. Timphōt, hd. dreieckiger Hut. Seitdem diese Hüte auch auf dem Lande außer Gebrauch gekommen sind, lebt dies Wort nur noch in der Zusammensetzung Timpūstt, d. i. eine Art Backwerk, welches an beiden entgegengesetzten Enden in eine trichterförmige Spitze ausläuft. Diese Zusammensetzung enthält übrigens, um dies beiläufig zu berühren, einen Pleonasmus, denn daß der zweite Theil mit pld. stöten, hd. stoßen zusammenhängt, und folglich an sich schon etwas spitzig Zulaufendes bedeutet, wird durch die Vergleichung von pld. Stüz, d. h. hd. Steiß, sehr wahrscheinlich, indem Stüz nur von dem spitzig auslaufenden Steiß des Geflügels gebraucht wird.

14. Von einem Menschen, der sich unwohl und unbehaglich fühlt, und in diesem Zustande bald da bald dort in gekrümmter Haltung sich setzt und hockt, wird pld. krunksen (als intransitives Verbum) gebraucht. Ein Blatt Papier, oder ein Kleidungsstück, welches keine glatte Fläche hat, sondern kraus geworden ist, heißt pld. krünklig, eine fehlerhafte Falte im Kleide oder ein Kniff im Buche heißt pld. Krünkel, und solche Falten machen heißt pld. krünkeln. Der Brezel heißt pld. Kringel, von seiner verschlungenen Form. Zu dieser Wortfamilie gehört vielleicht krank, so daß es eigentlich die ge-

*) Da ein hölzernes Wassergefäß an dem einen Ende weiter zu sein pflegt, als an dem andern, so bilden die klaffenden Fugen eines spakken Wassergefäßes perspektivisch Radien eines Kreises und so könnte pld, Spēk d. i. Speiche im Rade, wohl mit spakk zusammenhängen.

krümmte und schlaffe Haltung des Körpers ausdrückt. Vergl. schlafen und schlaff.

Die wellenförmige Bewegung der grünen Saat bei mäßigem Winde ist am auffälligsten bei dem Roggen, wenn er bereits Aehren hat. Die Sommergetraidearten können nicht so schöne Wellen schlagen, weil ihre Halme im Allgemeinen nicht die Höhe erreichen wie der Roggen*), und der Weizen darum nicht, weil seine Halme zu stämmig und die Aehren zu schwer sind. Wegen dieses in die Augen fallenden Merkmales verbinde ich Roggen und pld. rögen, d. i. regen, in Bewegung setzen. Zu demselben Stamme gehört vielleicht auch rücken mit allen Derivaten. Auch könnte man versucht werden, pld. Rick hieherzuziehen, welches nicht, wie Adelung angiebt, eine Stange überhaupt bedeutet, sondern eine Stange, insofern sie horizontal auf Stützen ruht, um etwas daran zu hängen, oder doch diese Bestimmung hat. Eine solche auf vier Stützen ruhende Querstange bietet den rohen Umriß eines vierbeinigen Thieres dar; der Rikk stellt den Rücken vor. Indeß ist es wegen des pld. Rüggen, d. i. der Rücken, doch wahrscheinlicher, daß es zu der Familie râken, rakken, rekken etc. gehört.

16. Daß Bock (hircus) zu dem Stamme biegen gehört, macht die pld. Form bögen, und der technische Ausdruck der Schneider bukken mir sehr wahrscheinlich. Ich denke dabei aber nicht an die Biegung der Hörner, weil weder die Biegung derselben, noch auch Hörner überhaupt ein wesentliches Merkmal des Bockes ist. Bucken oder umbucken nennen es die Schneider, wenn sie den Rand eines Kleiderstoffes zu einem Saume umbiegen. Zu diesem Stamme gehören außer Bug d. i. Biegung, auch Backe (= Wölbung), sich bücken (= eine Wölbung des Rückens machen) und Buckel. (Das pld. Pukkel gehört nicht hieher.) — Ein augenfälliges Merkmal an dem stoßenden Bocke ist aber, daß er sich in die Höhe richtet, und dann die Stirn senkt, wodurch der Hals gebogen wird. Auf Eins von Beiden, auf die Richtung in die Höhe, oder auf die Biegung, lassen

---

*) Die Gerste indeß soll sich ebenfalls durch einen schönen Wellenschlag auszeichnen. Ich selber, und vielleicht außer mir noch viele Andere, habe diese Bemerkung noch nicht gemacht, was seinen Grund darin haben mag, daß die Gerste nicht in derselben Ausdehnung, wie der Roggen gebaut wird. Die Vorstellung des Wellenschlages verbindet sich also doch zunächst mit der Vorstellung des Roggens.

sich auch alle tropische Bedeutungen des Wortes Bock zurückführen. So hat der Bock, den man beim Billardspiel mit der linken Hand macht, seinen Namen von der Biegung des Zeigefingers und Mittelfingers; der Bock einer Kutsche, ein Gerüst und viele andere Dinge heißen Bock, weil ihre räumliche Ausdehnung vorzugsweise in die Höhe geht. Auch kann man das pld. und vulgär-hd. bokken vergleichen, welches einem Pferde beigelegt wird, das sich bäumt, um den Reiter abzuwerfen.

17. Das eben erwähnte pld. Pukkel, gehört zu der Familie paggeln, Pogg, Pocke. Das erste ist seiner Form nach ein Intensivum, und setzt einen Stamm pâgen voraus, den ich aber nicht kenne. Man gebraucht pld. paggeln für: „einen Teig mit der flachen Hand walzen", um daraus Brezel und andere Dinge zu formen. Dadurch ist es von backen, welches „mit der flachen Hand klopfen" bedeutet, verschieden, hat aber durch den Gebrauch einen tadelnden und verächtlichen Nebenbegriff erhalten. Ohne diesen Nebenbegriff findet es sich in der Zusammensetzung Paggeleiz, — (die Endung scheint auf wendischen Ursprung zu deuten) — womit man eine Art Gebackenes bezeichnet, von der Form eines lateinischen C, dessen beide Enden jedoch fast einander berühren. Von demselben Stamme pâgen kommt einerseits die Pocke, so genannt wegen der rundlichen Erhöhung, und pld. Pukkel, d. i. Höcker, und dann allgemeiner für Rücken; andererseits gehört dazu pld. Pogg, d. i. der Frosch, so genannt wegen des glatten und dabei gewölbten Rückens, im Gegensatz zu dem flachen Rücken der Kröte, die darum Padd' heißt. S. No. 10.

18. Die Wörter Schiff, Scheffel, schief, Schuppe u. a. lassen sich mit Hülfe des Plattdeutschen leicht verbinden, wenn man von schieben (verwandt ist schaben) ausgeht. Von schieben pld. schuben kommt 1) pld. schēf, hd. schief, d. i. verschoben, 2) pld. Schüpp, hd. Schaufel, ein Geräth, welches unter den zu fassenden Gegenstand geschoben wird; 3) pld. Schapp, zunächst ein kunstloses Küchenschrank, in welches Etwas hineingeschoben wird, um es aus der Hand los zu sein; dann allgemeiner für Schrank überhaupt. — Aus Schüpp wird 1) pld. schüppen, hd. schöpfen (letzteres im Gebrauch auf flüssige Dinge beschränkt) und davon: der Schoppen 2) pld. Schipp, hd. Schiff, wegen der Aehnlichkeit eines Kahnes mit einer Schüppe; 3) Schuppe, ebenfalls wegen der äußeren Aehnlichkeit; 4) der Schapen, ein muldenförmiges Küchengeschirr, worin

Braten im Ofen bereitet werden, auch von der Gestalt. — Von schüppen wird wieder gebildet pld. Schêpel, hd. Scheffel, d. i. ein Gefäß, in welches trockene Sachen hineingeschüppt oder geschaufelt werden. — Daß es ein bestimmtes Maaß bezeichnet, steht der Ableitung nicht entgegen; ist doch Pfund, pld. Pund, latein pondus, ursprünglich auch ganz allgemein ein Gewicht. Zu der Begriffsverwandtschaft von Schapp und Schêpel mit dem Stamme schieben (und schüppen) läßt sich vergleichen: 1) pld. Schöttel, hd. Schüssel, ein Gefäß, in welches Etwas geschüttet wird; 2) Schachtel, d. i. ein Behälter, in welchem Etwas aufgeschichtet wird; 3) pld. Tubben, ein hölzernes, eimerartiges Gefäß mit einer hölzernen Handhabe, von pld. töben, d. i. warten, verweilen; also eigentlich ein Geschirr, worin Etwas verweilt, bis man Zeit hat, es fortzutragen. Von diesem Tubben, nicht von Pott, ist das hd. Topf gebildet.

19. Die Zusammensetzung pld. anhakken (s. oben hakken), wird auch intransitiv gebraucht für anhaften, sich anhängen, analog dem pld. anbakken (s. oben backen), für ankleben (vermittelst einer Feuchtigkeit), intrans. — Damit läßt sich verbinden: hocken, mit den Ableitungen Hoke, Höker, hökern, Huike, u. a.

20. Das mhd. ich dinse, d. i. ich ziehe (sowohl transitiv als intransitiv), trage, schleppe fort, wird in Benecke's mittelhochd. Wörterbuche S. 403 als verwandt mit Dunst angesehen. Aber die Bedeutung des Wortes liegt schon fern. Näher schließt sich Dunst an das pld. Döns, womit die Wohnstuben der Bauern und Arbeiter auf den Dörfern bezeichnet werden. Die Abstammung von Döns ist etwas unklar*); doch kann das Wort mit mhd. Don d. i. Spannung, (wovon: dehnen, dünn) wohl zusammen hängen. Dies Don hat sich im pld. dân noch erhalten. Ich kenne es hauptsächlich nur als Adverb in der Verbindung mit gân, d. i. gehen, z. B. he geit so dân, um damit einen Menschen zu bezeichnen, der sehr steif und mit affektirter Würde einhergeht. Es soll aber auch als Adjektiv vorkommen, um einen Menschen zu bezeichnen, der sich sehr voll ge-

*) Die Ableitung von darren im bremisch-niedersächsischen Wörterb. ist mir sehr unwahrscheinlich. Von einem r in diesem Worte hört man in hiesiger Gegend auch keine Spur. Aber wenn ich auch annehmen wollte, die ältere Form sei Dörns gewesen, so würde mir doch darren Nichts dazu helfen; denn dies Wort ist sicher kein ächt plattdeutsches. Für dürr, dörren, wird pld. dröög, (d. i. trocken), drögen, (d. i. trocknen) gesagt.

gessen hat und sich darnach unbehaglich fühlt, z. B. ik bin so dân. Von diesem Vollgepfropftsein kann Döns seinen Namen haben; man denke nur an die frühere Einfachheit der Wohnungen, welche die Bewohner nöthigte, im Winter Alles, was gegen Kälte geschützt werden sollte, in die Wohnstube zu schleppen.

21. Die grünen Flachsstengel durch einen großen eisernen Kamm, pld. Rêp genannt, durchziehen, um daran die Saamenknoten abzustreifen, heißt pld. rêpen, von pld. râpen, d. i. raffen, wovon pld. ruppen, d. i. rupfen. Rêpen vereinigt also in sich die Bedeutung des Ziehens und Abstreifens. Von dem ersten, dem Ziehen heißt ein Seil pld. Rēp, und der Seiler heißt Rēper. Damit hängt Riff, d. i. eine Bank im Meere, die sich wie ein Seil der Länge nach hinzieht, desgleichen reffen, Reff und andere Wörter zusammen. Auch Rübe, pld. Röw gehört hierher*). Derselbe Uebergang, wie in râpen, Rēp, Riff, findet sich in: strengen, Strang, Strunk. Vergl. auch: strecken, Strick, Strecke.

22. Das hd. recht stammt unstreitig von rekken, und dies von râken, rakken (s. Nr. 4. 5.), zu welchem Stamme auch das lat. regere gehört. Recht ist also eigentlich gerade aus gehend (wovon: richten) und nimmt dann von dem Derivat richten wieder die Bedeutung richtig an. Hiervon scheint die Bedeutung dexter auszugehen, wie man denn auch wirklich einen Menschen, der Alles verkehrt macht, einen linkischen Menschen zu nennen pflegt. Das Wort link kommt von lenken und links ist daher entweder umlenkend oder [vom Richtigen] ablenkend. Das Plattdeutsche giebt dazu eine gute Analogie. Links heißt pld. tūl, von tūlen, d. i. zausen, zerren; es drückt nur in etwas groberer Weise dasselbe aus, was links von lenken ausdrückt. Rechts heißt pld. hott, und daß dieß ursprünglich gerade ausgehend bedeutet hat, läßt sich durch Kombination aus hotten, höt, höden mit Wahrscheinlichkeit schließen. Das erste Wort soll nämlich nach dem bremisch-niedersächsischen Wörterbuche (hier ist es nicht gebräuchlich) gelingen, gerathen bedeuten, was sinnlich ausgedrückt, nichts Anderes ist, als: „in grader Richtung sich nach dem Ziele hin bewegen." Das zweite höt, kommt als Adverb vor in der Verbindung: höt un drall, d. h. sehr flink. Letzteres kommt

---

*) Die Uebereinstimmung mit dem lat. rapere, rapa, hat ihren Grund darin, daß rapp, rupp onomatopoetisch sind.

aber von drillen, und wird als Adjektiv flinken und rührigen jungen Mädchen beigelegt mit dem Nebenbegriff des einfachen, aber sauberen und sorgfältigen Anzuges. Folglich heißt drall flink, nach derselben Analogie von drillen, wie mhd. drâte, d. i. schnell, eilig, von dräje = sich drehen. Dazu paßt sehr gut höt in der Bedeutung: grade aus, ohne vom Wege abzubiegen, so daß höt un drall wäre: „ohne Abstecher, und flink." Dazu kommt das Verbum höden hd. hüten, d. i. das Abirren vom graden Wege verhindern.

23. Der Stamm von dem englischen black ist pld. blâken d. i. qualmen (von einer Lampe). Davon Subst. Blâk = Qualm, und Blakk = Dinte (eig. Schwärze). Dies Wort scheint mit dem obigen blekken, mit seinen Ableitungen, zu derselben Familie zu gehören; aber wie kommen die Bedeutungen zusammen?

24. Der technische Ausdruck der Nähterinnen steppen hat seine Wurzel im pld. stippen d. i. eintunken. Zu demselben Stamme gehören Stab, Stapfen, (pld. Stappen), Stift. Zu Stappen (auch Stapp gesprochen) gehört pld. stâpeln in der außer Gebrauch gekommenen Bedeutung: herumwandern; und pld. Stêwel d. i. Stiefel. Zu stippen gehört pld. Stipel, d. i. eine dünne Stange, z. B. Bonenstipel = Bohnenstange. Als technischer Ausdruck der Zimmerleute bedeutet Stipel einen sehr kurzen und dünnen Ständer. Davon kommt 1) Stapel, von dem Pfahlwerk so genannt, und 2) nimmt davon hd. aufstapeln die Bedeutung an: aufhäufen; ursprünglich vom Aufschichten hölzerner Klötzchen gebraucht, und dann auf andere Dinge übertragen.

25. Die Verwandschaft von Fink (fringilla caelebs) und Funken erhellt aus pld. pinken, d. i. vermittelst eines Stahles und Feuersteines Feuer anschlagen. Der Funken ist die durch pinken hervorgebrachte Wirkung. Der Name Fink ist, wie pinken, schallnachahmend; die beiden letzten Wörter haben also einen gemeinsamen Ursprung.

26. Der Name Fink führt mich auf eine Bemerkung, daß im Plattdeutschen eine große Zahl von Vögeln, vielleicht die meisten von denen, welche dem gemeinen Manne bei seiner Beschäftigung im Freien vorzukommen pflegen, ihre Namen von Merkmalen haben, die leicht in die Sinne fallen. Auf Wahrnehmung des Gesichtssinnes z. B. bezieht sich der Name Snepp hd. Schnepfe von Snawel hd. Schnabel, und dies von pld. snappen, hd. schnappen, womit auch pld. snuben,

hd. schnauben, und pld. Snäw, hd. Schnupfen verwandt ist; — ferner Wippstêrt, hd. Bachstelze, so genannt von der Bewegung des Schwanzes, (denn Stêrt = hd. Sterz und wippen s. oben Nr. 2;) *) — ferner Rōtborst**) hd. Rothkehlchen; denn Borst = Brust, mit Buchstabenversetzung, wie oben in Brunnen, Born; râken, Hark; — desgleichen Gêlgest (Emberiza citrinella), denn pld. gêl ist hd. gelb; den zweiten Theil Gest weiß ich nicht zu deuten. — Endlich möchte ich hieher ziehen Specht, welches ich nicht vom lat. picus***), sondern vom obigen spakk (s. Nr. 12) ableite, weil der Specht hinter der losgetrockneten Baumrinde seine Nahrung sucht. Hinter der Rinde ganz gesunder Bäume sind keine Würmer. — Zahlreicher noch sind die schallnachahmenden Wörter, womit Vögel bezeichnet werden, die in ihrer Stimme etwas Markirtes haben. Der Naturlaut hat sich vorzugsweise im Plattdeutschen unverfälscht erhalten, weshalb ich auch den plattdeutschen Namen der Schwalbe, wovon weiter unten, für den ursprünglichen halte, aus welchem die entsprechenden Namen im Hochdeutschen und in den verwandten germanischen Sprachen durch Buchstabenversetzung, durch Lautveränderung und durch Zerdehnung hervorgegangen sind. Es gehören hieher: Krei hd. Krähe; Kauk (corvus monedula); Kiwitt hd. Kibitz; Uppup hd. Wiedehopf; Fink hd. ebenso; Uhl hd. Eule; Schult von Bülo hd. der Pfingstvogel (oriolus galbula); Hütik (sylvia phoenicurus); Lērk hd. Lerche, so genannt, weil in ihrem Gesange dieser Passus: „līr-līr-līr" vorzugsweise vorkommt; das k am Ende bezeichnet das Diminutivum; Rōrdumm hd. Rohrdommel (ardea stellaris). Daß der letzte Theil dieses Wortes schallnachahmend ist, wird allgemein angenommen. Der erste Theil wird eben so allgemein von Rohr abgeleitet, weil der Vogel im Rohr nistet, und sich gern darin aufhält. Aber dann wäre ja der Vogel nach zwei Merkmalen zugleich

*) Die Zusammensetzung Wippstêrt hat ihre Analogie in solchen hochdeutschen Wortbildungen, wie Fürchtegott, Sparbrot, und ähnlichen. Aber ganz vereinzelt steht pld. Schöttspōl, d. i. Weberschiff, womit die Spule durch den Aufzug hindurch geschossen d. i. geschnellt wird. Denn Schött kommt von pld. schēten, d. i. schießen, und ist seiner Form nach ein Substantiv. Nach den sonstigen Sprachbildungsgesetzen müßte es entweder Spōlschött oder Schēt-spōl heißen.

**) Aussprache fast wie Rōtböst.

***) Ich halte nichts von solchen Ableitungen, die auf regellosen, also willkührlichen Konsonantenzusätzen gebaut sind.

benannt, nach seinem Aufenthalt und nach seinem Rufe, und dafür weiß ich kein Analogon. Ueberdies muß man doch annehmen, daß der Vogel nach seinem Rufe früher bekannt war und folglich auch der Name früher gebildet wurde, ehe man noch wußte, wo er nistet. Das Letztere setzt schon eine längere Beobachtung und Erfahrung voraus. Deßhalb leite ich den ersten Theil von pld. râr'n d. i. schreien ab*), und halte das hochd. für eine fehlerhafte Uebersetzung des Plattdeutschen. Endlich gehört hieher Swäwelk, hd. Schwalbe. Nimmt man die Diminutivendung k weg, so wüßte ich das Zwitschern der sogenannten Rauchschwalbe, sofern ihre unartikulirten Töne sich überhaupt durch Buchstaben darstellen lassen, nicht frappanter zu bezeichnen, als mit diesem Worte. Bemerkenswerth ist auch, daß pld. swawweln (vergl. schwabbeln bei Adelung) als Verbum gebraucht wird, um ein gehaltloses Geschwätz zu bezeichnen.

27. Als muthmaßliche Wurzel von Trog verdient aufbewahrt zu werden pld. trekken d. i. ziehen. Die lang gestreckte Form hat dem Dinge den Namen gegeben. Vergl. oben Strang und Strunk, pld. Rēp und Riff, Strick und Strecke.

28. Weder Adelungs Ableitung des pld. Wâk vom Schwedischen wak Oeffnung, noch die Ableitung im bremisch-niedersf. Wörterbuche vom Englischen wak, naß, befriedigen. Denn was fange ich nun wieder mit dem schwedischen oder englischen Worte an? Die Uebereinstimmung dieses Wortes in drei germanischen Sprachen läßt auf einen gemeinsamen Ursprung schließen, und diese ist im ahd. Wak. (S. Graff. Th. I. 672.) Dies ist die Wurzel von pld. wâken hd. wachen, welches eigentlich sich regen und bewegen bedeutet. Das Gegentheil ist pld. slapen, hd. schlafen d. i. ohne Haltung daliegen, wovon pld. slapp hd. schlaff: desgleichen pld. slêpen hd. schleppen; pld. Slöp hd. Schleife, ein unförmlicher Schlitten, worauf Lasten fortgeschleift werden; pld. slīpen h. d. schleifen (auf einem Schleifsteine schärfen); pld. slīpig d. i. wasserstreifig (vom Brote). — Das obige pld. Wâk ist also ursprünglich nicht das Loch im Eise an sich, sondern das Loch, insofern daselbst das gleichsam lebende Wasser (im Gegensatz zu dem starren Eise) zum Vorschein kommt. — Die schwedische Sprache hat davon das erste — (Oeffnung) — festgehalten, die englische das letzte.

*) Wirklich wird der Name, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, auch vielfach Rârdumm gesprochen.

29. Sehr wunderlich bringt Adelung Schürze und Gurt zusammen. Das letzte kommt von Gerte, d. i. eine schwanke, dünne Ruthe. Wie die Bedeutungen von Gerte und Gurt zusammenhängen, zeigt das pld. Wêd'. Das Wort stammt unstreitig von pld. Wid' hd. Weide, denn aus den Zweigen des Weidenbaumes, die bekanntlich sehr zähe sind, pflegen die Wêden vorzugsweise gemacht zu werden. Man versteht darunter [Weiden]ruthen, die, um sie noch zäher zu machen, mit den Händen gleichsam wie ein Strick oder eine Schnur gedreht werden, indem man das eine Ende derselben mit dem Fuße am Boden festhält. Alsdann bedient man sich ihrer, um Bäume an Pfählen festzubinden. Das veraltete Wedel stammt von diesem Worte. Der Gurt ist also ursprünglich eine Gerte, insofern sie zum Festbinden dient, und Gerte gehört zu dem Stamme Gēr, worauf ich weiter unten kommen werde.

Das Wort Schürze gehört, wie die Vergleichung des Plattdeutschen lehrt, zu einem ganz anderen Stamme. Es lautet pld. Schört, von schü'rn hd. scheuern, hier aber in intransitiver Bedeutung. Die Schürze ist also eine vorgebundene Bedeckung der Kleider, welche an dem Gegenstande, womit man beschäftigt ist, sich scheuert, was ohne Schürze die Kleider thun würden. Ganz analog ist die Benennung Stoß, sofern sie einen Streifen bedeutet, der am unteren Ende eines Kleides inwendig aufgenäht ist, um das Stoßen und Abnutzen des Kleides zu verhindern. Die Bildung des Wortes ist wie: pld. Stür'n, d. i. steuern, pld. Stört, d. i. das untere Ende eines Dinges; — z. B. das Wurzelende aufgezogener Flachshalme heißt pld. Störtenn' (Sturzende); — von Stört stammt einerseits pld. störten, d. i. stürzen, andererseits pld. Stêrt hd. Sterz, d. i. das hintere Ende eines Dinges, gleichsam das Steuer.

30. Das eben erwähnte Gerte führt mich auf die Wortfamilie 1) gar, 2) gähren, 3) gieren, 4) gern, 5) mhd. Gēr d. i. Wurfspieß, 6) Gerte, 7) Gerste. — Der Zusammenhang von 2 und 3 ist wie zwischen dem lat. fermentum, und fervor animi. Von 3 stammt einerseits gern wie cupide von cupere; andererseits Gēr (Wurfspieß). Von dem letzteren (Gēr) stammt a) Gerte, wobei von dem geringen Umfange und der zähen Beschaffenheit abgesehen und nur darauf Rücksicht genommen ist, daß das Ding spitzig zuläuft, wie ja bei allen mit Gēr zusammenhängenden Wörtern z. B. Gēre, oder Gehre, nur die Vorstellung des Keilförmigen zum Grunde liegt;

b) Gerste, so genannt von den Stacheln, welche wie Speere an den Aehren hervorragen, wie lat. hordeum von horrere *).

Den Zusammenhang von Gēr mit gieren denke ich mir so, daß bei dem ersten Worte die Vorstellung des Strebens und Trachtens nach einem Ziele zum Grunde liegt, und vergleiche damit die pld. Wörter Spēt d. i. Spieß, Spedd' d. i. ein Spaten voll Erde, wie sie beim Graben aufgeworfen wird, sik spōden d. i. sich bestreben, beeilen.

Der Spaten heißt in hiesiger Gegend pld. Rüffel, welches im Bremischen nach dem bremisch-niedersl. Wörterbuche „eine starke hölzerne, vorn mit Eisen beschlagene und verstählte Spade" (?) bedeutet. Nach dieser Erklärung kann das Werkzeug unten keine breite Fläche haben, um damit Erde aufzuwerfen, sondern es muß das Eisen an demselben sich unten trichterförmig zuspitzen, um es in die Erde zu stoßen und damit Wurzeln oder Steine herauszuheben. Stelle ich damit den Umstand zusammen, daß Spēt, Spieß, und Spedd', ein Spaten Erde, aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgehen, daß ferner Speer oder Spieß bei den alten Germanen älter sind, als die Geräthe des Landbaues, so muß ich auf die Vermuthung kommen, man habe den Namen des bereits vorhandenen Speeres auf den Spaten übertragen. Da nun Rüffel zu raffen (Intensiv von pld. râpen) gehört, und Spēt von spoden abzuleiten ist (gleichsam eine Waffe, womit man nach einem Ziele hineilt oder strebt), so vereinigen alle drei, Rüffel, Spēt Gēr, in sich die Bedeutung des eiligen oder gierigen Strebens nach einem Ziele. Sehr interessant bleibt dabei noch die Bemerkung, daß ein Erstreben eines fernen Zieles vermittelst des Wurfes (Gēr) eine Begierde, dagegen das Erstreben eines nahen Zieles durch den Stoß (Rüffel, Spēt) ein Sichbeeilen genannt wird; eine Bemerkung, die jeder Leser sich selbst wird deuten können. —

Als Anhang hierzu noch Einiges über das hd. spät, welches seiner Form nach zu Spēt zu gehören scheint, aber der Bedeutung nach dem Stamme spoden gradezu wiederstrebt. Ich halte es dennoch für kein großes Wagniß, beide Wörter zusammenzustellen. Man muß nur nicht vergessen, daß beide zwei verschiedenen Dialekten angehören; denn statt spät wird pld. lât (engl. late) gesagt, von lâten

*) Diese Ableitung gehört nicht mir, sondern dem Herrn Oberlehrer Bock in Herford.

in der Bedeutung unterlassen. Wenn man auch pld. spâd sagte, während spoden noch im Gebrauche ist, oder wenn man hd. neben spät auch das Verbum sich sputen hätte, dann wäre die disparate Bedeutung allerdings auffallend; so vereinzelt fällt sie mir nicht auf. Es ist diesem Worte gegangen, wie vielen anderen, die einzeln aus einem Dialekte in den andern hinübergewandert sind. Wenn der Stamm nicht mitwandert und neben dem Zweige fortlebt, so geräth er allgemach in Vergessenheit, und der Zweig nimmt durch den Gebrauch Bedeutungen an, die sich von der des Stammes immer weiter und weiter entfernen.

Der Bedeutung nach verhält sich spät zu Spēt, wie sparen zu Speer. Die Vermittelung der beiden letzten bewirkt sperren *) in der Bedeutung: auseinanderhalten. Davon: 1) der Sparren, 2) der Speer wegen seiner Länge im Vergleiche mit dem Wurfspieße; 3) sparen, d. i. Etwas so gebrauchen, daß es lange vorhält. War einmal Speer und spärlich vorhanden, so konnte nach dieser Analogie von demselben pld. Spēt zugleich Spieß und spät gebildet werden. Wenn aber dies zu weit hergeholt scheint, so kann man Spēt (Spieß) mit spät auch ganz einfach durch das Mittelglied spitz verbinden und dicht (von dick) vergleichen, welches pld. auch für nahe gebraucht wird; z. B. dicht bi für: nahe bei.

31. Ein Rebhühnerpaar, das im Herbste bei Eröffnung der Jagd keine Nachkommenschaft hat, heißt in der Jägersprache Gellhühner (provinz. auch: Gelthühner) zuweilen auch: güste Hühner. Der erste Theil des Wortes Gellhuhn ist nichts Anderes, als das pld. gêl, welches sowohl das hd. gelb als das hd. geil ausdrückt. Von Pflanzen, die unter Reisig und Gesträuch ohne Sonnenlicht in die Höhe geschossen sind, sagt man, sie seien gêl in die Höhe gewachsen, wo zugleich auch das matte Gelb der Blätter bezeichnet wird. Von Pflanzen wird es unter andern auf Speck, der vor Alter einen ranzigen [geilen] Geschmack angenommen hat, übertragen, und geht dann weiter in die herrschende Bedeutung des hd. geil über. Diese letztere verhält sich zu der Bedeutung, welche der Sprachgebrauch dem Worte in der Zusammensetzung Gellhüner angewiesen hat, wie die Wirkung zur Ursache.

Es wird erlaubt sein, von diesem Worte auf das synonyme pld. güst zu schließen. Es wird in hiesiger Gegend hauptsächlich von

*) Eine Verwandtschaft der Stämme Spar und Sparr nimmt auch Graff an.

Kühen gebraucht, welche sich entweder gar nicht begattet haben, oder bei welchen die Begattung erfolglos geblieben ist. Im Hochdeutschen scheint man dafür allgemein gelte Kuh zu sagen. Darf man nun schon daraus, daß gell (gêl) und güst in dieser Weise nebeneinander bestehen, auf Analogie in der Bedeutung schließen, so darf man dies um so mehr, da die etymologische Verwandtschaft mit pld. Gest so in die Augen fällt. Dies Wort, wofür in hiesiger Gegend noch gewöhnlicher pld. Bärm gesagt wird, bezeichnet zwar nach dem Gebrauche nur die Hefen, wodurch man Bier zur Gährung bringt, ist aber eigentlich doch mit dem bei Adelung aufgeführten Gäscht — (vergl. auch Schillers: „der dampfende Gischt") — einerlei Wort, denn das hochdeutsche scht ist im Plattdeutschen = st. Also bedeutet güst ursprünglich fervidus und geht allgemein auf ein heftiges Verlangen, spezieller auf eine starke Regung des Geschlechtstriebes. Der Sprachgebrauch aber hat sich so gewendet, daß bei dem Worte nur an die Ursache, d. i. an die nicht erfolgte Begattung gedacht wird.

In demselben Grade nun wie pld. güst, ist auch hd. Geist mit Gest verwandt. Was jenes adjektivisch ausdrückt, das drückt dieses als Substantiv aus. Folglich ist Geist zunächst das Begehrungsvermögen, und unsere Sprache bezeichnet damit schon etwas Besseres als andere Sprachen, z. B. die der Hebräer, Griechen und Römer, in welchen der Geist mit dem Athemzuge, der die Maschine im Gange erhält, identisch ist.

32. Das Näpfchen (cupula), welches die Eichel und einige andere Früchte theilweise umschließt, heißt pld. Dopp. Dies Näpfchen mit den Fingern abtrennen und die Frucht lösen heißt döppen oder afdöppen. Diesem Worte sieht pld. döpen d. i. taufen, so ähnlich, daß ich nicht glauben kann, es gehöre zu einem anderen Stamme. Die Bedeutung wird vermittelt durch pld. dēp d. i. tief, dessen Zusammenhang mit Dopp, insofern dabei an die Höhlung des Näpfchens gedacht wird, leicht in die Augen fällt. Für den Umlaut dēp, döpen weiß ich freilich keine vollständige Analogie, nur ähnlich ist pld. fett und pld. föden d. i. fett machen, dann: nähren, ernähren. Aber wer weiß, wie viele Mittelglieder uns hier fehlen. Hätten wir die Kette so vollständig, wie in: Stâken, Stock, stäkern, stēken (d. i. stechen), sticken, so würden wir mit der Anordnung der Reihe bald fertig werden. Taufen ist also hiernach so viel als: „in die Tiefe versenken"; mit tauchen pld. duken hat es Nichts zu thun.

Ich habe oben hd. Topf und pld. Tubben zusammengestellt, und diese Zusammenstellung scheint mir die allein richtige. Andere haben pld. Dopp und hd. Topf zusammengestellt, und nach den Buchstaben ist die Verwandschaft eben so gut möglich als zwischen hd. tauchen und pld. duken. Allein dem Begriffe nach sind im Plattdeutschen die Wörter Pott (Topf) und Dopp strenge geschieden. Das erste bezeichnet ein Ding, das oben offen ist und dabei eine dem Umfange angemessene Tiefe hat; mit Dopp dagegen verbindet sich die Vorstellung eines Dinges, welches von oben her auf ein anderes gestülpt wird, folglich seine Höhlung nach unten gekehrt hat und auch nicht so tief ausgehölt ist als der Topf. Beides drückt der plattdeutsche Dialekt sehr plastisch aus; Jenes durch Umkehrung der Buchstaben: Pott, Dopp; dieses (und zugleich die weichere Masse) durch Erweichung des harten Zahnbuchstaben T zu einem D.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit eine Abschweifung erlaubt, um das eben nur Angedeutete etwas weiter auszuführen. Daß der plattdeutsche Dialekt die unangenehmen Zischlaute vermeidet, womit der hochdeutsche so gesegnet ist *); daß er die Häufung der Konsonanten vermeidet und dieselben mit attischer Gewandtheit in ein harmonisches Verhältniß zu den Vokalen bringt; daß er die mißtönenden Dipthongen a u, e u, und e i, die der Franzose uns nur mit großer Anstrengung nachsprechen lernt, nicht liebt; daß er eine größere Mannigfaltigkeit in den einfachen Vokalen besitzt, als der hochdeutsche, und von dem breitesten â bis zu dem dünnsten i fast eine vollständige Stufenleiter aufstellen kann: — das Alles ist auch schon von Andern bemerkt worden. Aber Niemand, so viel ich weiß, hat noch darauf aufmerksam gemacht, daß der plattdeutsche Dialekt in seiner Wortbildung mehr, als der hochdeutsche, ein plastisches Prinzip verfolgt. Einige Beispiele werden genügen **).

Was hart, auch wohl unförmlich und plump ist, wird durch harte Buchstaben, das Weiche und Edlere durch die entsprechenden weichen Buchstaben ausgedrückt. Die äußere dünne Haut einer Kartoffel heißt pld. Pell, die weichere Haut an Menschen und Thieren

*) Wir köngen kaum einen hochdeutschen Satz zu Stande bringen, worin nicht mehrmals s, z, u. s. w. vorkäme.

**) Schallnachahmungen und Wortbildung nach Naturlauten, woran das Plattdeutsche so reich ist, übergebe ich.

heißt Fell. Die Pfote an Thieren heißt Pōt, der menschliche Fuß: Fōt *). Das Formen des Teiges durch Klopfen mit der flachen Hand heißt bakken (s. oben Nr. 4); unsanft mit der Hand greifen heißt pakken. Das Stoßen der Vögel mit ihrem spitzen Schnabel heißt: pikken **), das Klopfen der Steinmetzen mit ihrer Bikke heißt bikken.

Von den Vokalen bezeichnen die dunkeln das Rohe, Plumpe und Unförmliche, die hellen das Winzige und Zierliche. Vergl. tappen (tappen), tippen (tüpfen); Sparr (der Sparren); Spier, für: ein Wenig, ein Bischen; Tümpel, Timp (beide s. oben); Stâken, eine unförmliche Stange, Stikken, ein Stiftchen, (zwischen beiden: der Stock); Flâg eine vorüberziehende Regenwolke, Flēg Fliege; Pâk eine plumpe, zu grobe Nähnadel, Pēk eine Pieke; Pell, die dünne Haut der Kartoffel und ähnlicher Dinge, Pâl die massenhaftere Schote an Bohnen, Erbsen, ꝛc. ꝛc.; Sâg eine Säge, Segg eine Art Schilf, dessen Blätter scharfe Ränder haben und gleichsam feine Sägen bilden; bâken, bäkern, bikken (s. oben), u. a. m. Merkwürdig ist, wie durch die hellen Vokale zuweilen auch die hellere Farbe und das Licht (vergl. das Wort Licht selbst) ausgedrückt wird, z. B. witt weiß ***), und wie sie auf andere sinnliche Eindrücke nach einer gewissen dunkel gefühlten Analogie übertragen werden, z. B. krimig von einem Biere, welches viel Kohlensäure enthält und in der Nase eine kitzliche Empfindung erregt; desgleichen das Verbum krimeln und das Adjektiv krimelig; alle drei von pld. Krōm, d. i. Krume, zerriebenes und zerbröckeltes Brot. —

*) Tacitus wird wohl recht gehört haben, wenn er eine Waffe der alten Germanen framea nennt. Die Waffe ist etwas Edleres als ein Pfriemen, und ähnliche Dinge. So paßt framea sehr gut in diese Wortfamilie hinein: Prahm = eine Fähre, die vorn wie ein Dreieck spitz zuläuft; pld. Präm = ein Wurstdorn; Prēm = ein Schusterpfriemen. Daß er auch in dem Vokal a sich nicht verhört hat, wird aus dem Folgenden wahrscheinlich.

**) Pikk ist ein Naturlaut; daher in der Kindersprache piken für stechen und stoßen. Daher. Pieke (pique) und lat. picus.

***) Vergl. dagegen swart, schwarz, grön, grün, gêl, gelb. Wäre nicht roth und blau da, — (brūn kommt von brennen) — so hätte man in den Farbennamen beinahe eine sehr bezeichnende Stufenleiter der Vokale.

Salzwedel. **W. Gliemann.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Shakespeare. Von G. G. Gervinus. Erster und zweiter Band. Leipzig, 189.

(Zweiter Artikel.)

„Shakespeare in London und auf der Bühne." — Bevor der Verf. dazu übergeht, das Leben und Wirken Shakespeare's nach seiner Uebersiedelung in die Hauptstadt weiter zu verfolgen, entwirft er eine gedrängte Skizze der Entwicklung der dramatischen Dicht- wie der Schauspielkunst bis zur Zeit, wo unser Dichter auf beide einzuwirken begann. Indeß wird hier namentlich die erstere nur aus dem Gesichtspunkte betrachtet, „was ihm die frühere Dichtung entgegenbrachte, was seine dramatische Dichtung den früheren Zeiten verdankt, was er von diesen entlehnen konnte und mußte" (S. 76) und demgemäß in der Weise behandelt, daß „was die dramatische Kunst vor und um Shakespeare leistete, in Gruppen geschieden und die Anknüpfungspunkte Shakespeare's an jede angedeutet werden." Als allgemeines Resultat dieser Untersuchung ergibt sich, „daß Shakespeare nur in einem sehr allgemeinen Sinne von der Vergangenheit der englischen Bühne lernen konnte, die eigentliche Idee der Kunst aber aus dem ringenden Bestreben der Lehrlinge, unter denen kein Meister war, durchaus als sein eigner Lehrer faßte." (S. 77) Die Erörterung selbst geht von den Mysterien aus, indem sie zunächst deren Entstehung und charakteristische Eigenthümlichkeit in bündiger Kürze und mit der dem Verfasser eignen durchsichtigen Klarheit entwickelt, dann aber „die epische Natur des neuern Dramas, die historische Behandlungsart desselben und den in ihm hervortretenden massenhaften Reichthum des Stoffes" auf sie zurückführt. Daß die so eben genannten Merkmale von dem neuern Drama in solcher Allgemeinheit prädizirt werden können, darf wohl mit Grund bezweifelt werden, denn sie möchten sich weder in der dramatischen Dichtung aller Völker der neuern Zeit, noch da, wo sie sich finden, in jeder ihrer Bildungsepochen nachweisen lassen. Doch sehen wir davon um so eher ab, da sie der Poesie, von welcher hier die Rede ist, der Shakespeare'schen nämlich, ohne allen Zweifel eigen sind und auch von der neuern dramatischen Dichtung überhaupt, sofern sie von der antik-griechischen unterschieden werden soll, wenn gewisse nähere Bestimmungen hinzutreten, mit Recht ausgesagt werden können. Ihre Ableitung und Erklärung müssen wir als eine sehr oberflächliche bezeichnen; es ist eine jener ordinairen pragmatischen Begründungen, die sich in leeren Tautologien bewegen und eine Sache erklärt zu haben meinen, wenn sie dieselbe aus einer andern ihr gleichartigen haben entspringen lassen. In dem vorliegenden Falle ist freilich selbst dies nicht erreicht worden; die Dichtung Shakespeare's steht zu den Mysterien in keiner so unmittelbaren und directen Beziehung, daß sich annehmen ließe, sie habe die Eigenthümlichkeiten, welche ihr mit diesen gemeinsam sind, aus ihnen herübergenommen. Doch wäre dem auch so, so würde mit dem Nachweise dieser Uebertragung, die ja doch in keinem Falle als eine rein mechanische aufgefaßt werden kann, doch noch keine genügende Erklärung des Uebertragenen gegeben sein, vielmehr noch die Forderung immer übrig bleiben, daß das Gemeinsame hier und dort auf eine gemeinsame Quelle zurückgeführt und so der tiefere Grund desselben aufgedeckt werde. Herr G. begnügt sich damit, für den in den Mysterien sich findenden Stoffreichthum eine, wie sich bei näherer Betrachtung ergibt, wenig zutreffende Ursache anzugeben. Er meint nämlich, derselbe sei in dem Umstande begründet, daß in ihnen der Inhalt der Evangelien möglichst treu

und unverkürzt wiedergegeben werden sollte und mußte. Es ist aber leicht einzusehen, daß die Unantastbarkeit der heiligen Geschichte auch dann vollkommen gewahrt worden wäre, wenn man, statt sie in der continuirlichen Folge ihres ganzen Verlaufs zur Darstellung zu bringen, sie in ihre einzelnen Abschnitte zerlegt und diese zu einer Reihe von sich ergänzenden aber — jedes für sich betrachtet — zugleich selbständigen Stücken verarbeitet hätte. Mithin entsteht die weitere Frage, warum man zur Erreichung des nothwendigen Zieles nicht den letztern Weg, auf dem man möglicher Weise zur einfachen eng geschlossenen Handlung des antiken Dramas zurückkehren konnte, sondern eben jenen andern einschlug, der zu einer ganz verschiedenen dramatischen Form führte. Der wahre Grund dieser Erscheinung liegt unseres Erachtens in der wesentlichen Bestimmtheit des modernen Geistes, in welcher ebenso der Ursprung der vorhin erwähnten Eigenthümlichkeiten des neuern Dramas, soweit dieselben ihm wirklich anhaften, zu suchen ist. Es ist hier nicht der Ort, dies mit der erforderlichen Genauigkeit auszuführen; wir beschränken uns auf wenige Bemerkungen, die den Inhalt unserer Ansicht wenigstens andeuten können. Der moderne Geist hat im Unterschiede vom antiken einen wesentlichen universalen Charakter, welcher natürlich in jeder Richtung seiner Thätigkeit erkennbar, allen seinen Aeußerungen aufgeprägt sein muß. Kraft desselben ist er bestrebt, die Totalität des Daseienden ohne alle Einschränkung in den Kreis seiner theoretischen wie praktischen Wirksamkeit zu ziehen, wie er andrerseits durch ihn gedrängt wird, sich diese Totalität, soviel das möglich ist, auch in jedem einzelnen Momente derselben zum Bewußtsein zu bringen. Ihn kann daher die einzelne, abgeschlossene Handlung in dieser ihrer Beschränkung auf sich, ein bestimmter, aber aus seinem Zusammenhange mit andern abgelöster, für sich fixirter Gedanke nicht befriedigen; er will diesen wie jene in möglichst vielen, ja wenn es thunlich ist, in allen ihren Beziehungen seinem körperlichen und geistigen Auge vorführen. Ebendarum ist er auch geneigt und bestrebt, alles was geschieht, in seinen Ursachen und Wirkungen möglichst weit zu verfolgen, sich seine letzten Gründe wie seine entferntesten Consequenzen zum Bewußtsein zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß sich diese Tendenzen des modernen Geistes, wie in allen übrigen Weisen seiner Thätigkeit, so auch in der Kunst und namentlich in dem Zweige derselben, in welchem der Geist der Völker und Zeiten seinen reinsten Ausdruck zu finden pflegt, in der Poesie geltend machen mußten. Die Art ihrer Bethätigung ist natürlich durch die Bestimmtheit der einzelnen poetischen Gattungen bedingt: dem Drama verliehen sie ebenso seinen historischen Charakter, wie sie die große Mannigfaltigkeit der in ihm vorgeführten Handlungen und Personen veranlaßten. Es ist demnach ebenso oberflächlich wie unnöthig, sich zur Erklärung der angegebenen Eigenschaften des modernen und namentlich des Shakespeare'schen Dramas auf die Beschaffenheit der Anfänge der dramatischen Literatur zu berufen; es ist derselbe Geist, welcher diesen wie jenem in gleicher unmittelbaren Thätigkeit das gemeinsame Gepräge aufdrückte. Uebrigens muß es unsrer Ansicht nach als ein Mißbrauch der einmal zur Geltung gelangten ästhetischen Begriffe und Ausdrücke angesehen werden, wenn Herr G. von dem „epischen" Charakter des modernen Dramas spricht; dieser ist vielmehr als der „historisch universelle" zu bestimmen, welcher Begriff sich zu dem des Epischen verhält, wie etwa das Ende zum Anfange. Doch wir gehen weiter. S. 81 fgg. handelt Verf. von den Moralitäten, über deren Ursprung er sich also äußert: „Die Moralitäten der Schule . . . entstanden aus den Mysterien . . . , sie behandeln den Inhalt der christlichen Mythe in abgezogener Lehre, in bildlicher und allegor. szenischer Ausführung", bei welcher Ableitung freilich die Hauptsache, die Frage nach dem Warum, außer Acht gelassen wird. Wir möchten die letztere dahin beantworten, daß zur Begründung dieser zweiten Entwicklungsstufe des neuern Dramas der ethische Gehalt der heiligen Geschichte und die ideale Richtung der modernen Welt, die sich nothwendig zunächst in der subjektiven Form moralischer Reflektion geltend machen mußte, gleichmäßig mitgewirkt haben. Die weitere Entwicklung der Moralitäten nahm dann nach der sehr richtigen Darstellung des Verf. den Gang, daß sie nach und nach aus der religiösen Sphäre ganz hinaustraten, um auf dem Boden der reinen Moralität den Kampf des Guten mit dem Bösen und den

Triumph der abstract formalen Sittlichkeit zur Darstellung zu bringen, auf diesem Wege aber allmälig dahin gelangten, „den (abstract) geistigsten Inhalt in der geistigsten Form zu behandeln." Wenn nun aber ferner aus der moralisirenden Richtung dieser zweiten dramatischen Gattung „die sittliche Tendenz des neuern Dramas und die Nothwendigkeit eines höhern Gedankens für dasselbe" (S. 83, hergeleitet und demgemäß auch der erhabene sittliche Ernst und die ethische Tiefe der Shakespeare'schen Dichtung auf sie zurückgeführt wird, so kann dies ebenso wenig gebilligt werden, wie die Ableitung des Shakespeare'schen Stoffreichthums aus den Mysterien. Denn einmal ist der ethische Standpunkt Shakespeare's von dem der Moralitäten so wesentlich verschieden, daß er mit diesem eben nichts weiter gemein hat, als die Geburtsstätte in demselben menschlichen Geiste. Er kann mithin auch nicht aus ihm abgeleitet werden und dies selbst nicht in dem Sinne, in welchem sonst wohl die frühere Entwicklungsstufe als der Grund der spätern bezeichnet werden darf, denn die durch Shakespeare vertretene höhere sittliche Ansicht ist keineswegs als die einfache Potenzirung der frühern anzusehen, sondern aus dem Zusammenwirken sehr verschiedener Momente hervorgegangen. Es bedarf aber dieser Ableitung um so weniger, da jedes einigermaßen ausgebildete Drama ein sittliches Interesse nimmt und erweckt, sofern es sich in ihm stets um einen Kampf der substantiellen Lebensmächte entweder mit dem menschlichen Subjekt oder miteinander handelt, dem das ethische Moment nothwendig inhärirt. Zum Ueberflusse mag dann noch daran erinnert werden, daß sich das Shakespeare'sche Drama ebenso wenig an die Moralitäten wie an die Mysterien historisch in unmittelbarer Weise anlehnt und wenn es sich auch nicht bestreiten läßt, daß sich bei Shakespeare mannigfache und deutliche Spuren derselben Reflektionsmoral finden, welche in den Moralitäten zur ausschließlichen Herrschaft gelangt ist, so ist dieses Element doch offenbar nicht aus ihnen, sondern lediglich aus dem allgemeinen Volks- und Zeitbewußtsein in seine Denkweise und Dichtung eingedrungen. Die Mysterien und Moralitäten hatten in Shakespeare's Zeit längst die hier vorausgesetzte Reinheit ihres ursprünglichen Charakters verloren; sie hatten mannigfache Aenderungen erfahren, und waren, wie Verf. später näher ausführt, Mischungen verschiedener Art eingegangen. Um so weniger kann von einem unmittelbaren Verhältnisse der Shakespeare'schen Dichtung zu ihnen die Rede sein und die Behauptung, in welcher Verf. demselben seinen Ausdruck gibt: „Die Poesie Shakespeare's hat den Stoff der Mysterien mit dem Gedanken der Moralitäten verschmolzen", muß als eine schiefe und gehaltlose bezeichnet werden. — Anders geht es mit dem dritten von unserm Verf. in Betracht gezogenen Elemente des ältern englischen Dramas, den volksthümlichen Possen und Schwänken. Denn es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese allerdings manche Eigenthümlichkeiten zeigen, die Shakespeare aus ihnen unmittelbar in seine Dichtung herübergenommen hat. Verf. verfolgt den Entwicklungsgang dieser Volkskomödie von ihren ersten Anfängen, den sogen. interludes, bis auf die Scherzspiele des J. Heywood herab, charakterisirt die verschiedenen Arten und Formen derselben, welche im Fortgange der Zeit hervortraten und weist nach, wie theils jene scherzhaften Zwischenspiele von Shakespeare in manchem seiner Stücke (wie in Verlorner Liebesmüh' im Sommernachtstraum ꝛc.) in den sogn. pageants oder shows nachgebildet worden sind, theils die bekannten Hof- oder Volksnarren, deren Rolle dann unser Dichter später in so meisterhafter Weise ausbildete, in ihnen bereits eine große Bedeutung erlangt hatten. Es wird sich daher im Allgemeinen wenig gegen die Behauptung einwenden lassen, welche wir S. 90 lesen: „In keinem Zweige ist Shakespeare mehr der Vergangenheit verschuldet, in keinem ist er weniger original wie in diesem." Natürlich nahm aber Shakespeare diese und andere Elemente nur darum auf, weil sie auch in der lebendigen Gegenwart sich noch fort und fort wirksam erwiesen. Diese schloß sich grade hier in unmittelbarer Weise an die Vergangenheit an, so daß sie dieselbe gewissermaßen nur fortsetzte und es kann daher auch von einem Anschlusse unseres Dichters an die letztere in keinem eigentlicheren Sinne die Rede sein wie in den vorhin besprochenen Fällen. Im Wesentlichen freilich, in dem spezifischen Charakter seiner komischen Weltanschauung, ruht Shakespeare nur auf sich selbst und ist lediglich sich selber gleich; die gebräuchlichen

Formen und Typen der Volksdichtung wurden von ihm nur aufgenommen, um sie mit dem eignen Geiste zu erfüllen und zu höhern Zwecken wie dem der leichten Unterhaltung zu verwenden. — S. 92 geht der Verf. zu den mannigfachen Verbindungen über, welche die im Vorigen behandelten drei Fundamentalgattungen des englischen Dramas mit einander eingegangen sind. „Das Mysterium hat schon im 15. Jahrhundert nicht allein die Natur des historischen und musikalischen Dramas, nicht allein die Elemente der Moralitäten an sich, sondern auch das pantomimische und komische Zwischenspiel, das allegorische stumme Spiel und den Fastnachtsschwank." Aehnliches fand im Laufe der Zeit bei den Moralitäten statt, in welchen der ursprüngliche rigorose Ernst sich in seiner ausschließlichen Geltung nicht ferner behaupten konnte. Auch in sie drang ein heiteres, ja komisches Element ein und eben diese Verbindung des Ernsten mit dem Heitern, des Komischen mit dem Tragischen erregt unsere ganz besondere Aufmerksamkeit, weil sie uns auch in der Shakespeare'schen Dichtung in so eigenthümlicher Weise entgegentritt. Wir wissen, daß man es auch im alten Griechenland nöthig fand, die erschütternden Wirkungen der Tragödie durch die leichte Heiterkeit des sich an sie anschließenden Satyrspiels zu mildern. Wenn man sich aber hier zur Erreichung jenes Zweckes der Form des Nacheinander bediente, so tritt im englischen Drama die des Ineinander an deren Stelle, so zwar, daß einerseits die das tragische Pathos tragenden Personen andern zur Seite treten, welche den Ernst in Scherz zu verkehren bestrebt sind, andrerseits der Fortgang der tragischen Handlung selbst durch komisch-burleske Szenen mehrfach unterbrochen wird. Man hätte wohl erwarten dürfen, daß der Verf. an dieser auffallenden Erscheinung, welche für die Würdigung des Shakespeare'schen Dramas jedenfalls einen der wichtigsten Punkte abgibt, nicht vorübergehen werde, ohne eine Erklärung derselben wenigstens zu versuchen, denn die landläufige Motivirung solcher Verbindung des Tragischen und Komischen, die wir soeben beiläufig wiederholten, mag allenfalls für die griechische Weise derselben zutreffen, reicht aber zum Verständnisse der bei Shakespeare hervortretenden eigenthümlichen Mischung in keiner Weise aus. Doch findet sich in unsrer Schrift nichts, was geeignet wäre, an ihre Stelle zu treten, ein Mangel, welcher schwerlich dem Zufalle, sondern wahrscheinlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß Herr G. die spezifisch humoristische Betrachtungsweise, welche in jener seltsamen Vereinigung entgegengesetzter Momente ihren Ausdruck findet und ebenfalls in der Universalität des modernen Geistes ihren zureichenden Grund hat, nicht versteht und also auch nicht zu erklären weiß. Wir können hier das Fehlende um so weniger nachholen, da wir später auf diesen Punkt noch zurückkommen müssen. Das Aeußerliche der Sache ist übrigens dem Verf. nicht entgangen; er bemerkt schon richtig, daß die bis dahin sehr lose und zufällige Verbindung der ernsten und komischen Partien von Shakespeare dadurch zu einer innigeren ausgebildet und vervollkommnet worden sei, daß er die komischen Personen und Intermezzos in einen wesentlichen Bezug zum eigentlichen Inhalte der Dramen gesetzt habe. Die Erwähnung der Doppelfabeln aber, die in manchen Shakespeare'schen Stücken neben einander behandelt werden, gehört nicht hierhin, sondern hatte dort ihre Stelle, wo von dem Stoffreichthum des Shakespeare'schen Dramas die Rede ist. — Noch ein viertes Moment hebt der Verf. hervor, dem er indeß nicht wie den bisher erörterten, eine materielle, sondern eine blos formelle Einwirkung auf die Entwicklung des englischen und speziell des Shakespeare'schen Dramas zuschreibt. Es ist dies die Bekanntschaft mit der Antike wie mit den französischen und italienischen Nachbildungen derselben. Wir erfahren hier Manches, was die nächsten und unmittelbarsten Folgen des Eintritts der dramat. Muster der Alten in die englische Literatur zu erläutern geeignet ist. Jedoch scheint uns nach Allem, was an dieser Stelle beigebracht wird, der Einfluß derselben nicht eben sehr bedeutend gewesen zu sein; eine durchschlagende Wirkung ist überall in keiner Weise wahrzunehmen; nur in vereinzelten Versuchen gibt sich das Bestreben, sich Materie oder Form der Antike in mehr oder minder selbständiger Weise zu eigen zu machen, zu erkennen. Verf. gesteht denn auch selbst, daß die antikisirende Richtung nur wenige Freunde gefunden, die Fülle des aus eignem Boden entsprossenen romantisch-mittelalterlichen Stoffes dem antiken nur einen sehr geringen

Raum gestattet und die Vorbilder des Alterthums auch „formell" überwunden habe. Es wäre hier wohl am Orte gewesen, auf die so entschiedene Umwandlung, welche das Wiederaufleben der Antike in den Literaturen der romanischen Völker veranlaßte, einen vergleichenden Seitenblick zu werfen und die Thatsache, daß sich in England erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein durchgreifender Einfluß derselben bemerkbar macht, genauer zu würdigen. Für das Jahrhundert, in welchem Shakespeare lebte, läßt sich, abgesehen von der fragmentarischen Kenntniß der alten Mythologie und Geschichte, die sich von jetzt an in den gebildeten Kreisen mehr und mehr verbreitete, ein solcher nur insofern nachweisen, als die formbildende Kraft, welche der Antike wesentlich inhärirt, auch damals eine gewisse, wenn gleich kaum näher zu bestimmende Wirksamkeit ausübte. Was die Shakespeare'schen Dramen in's Besondere betrifft, so möchte es unmöglich sein, in ihrer formellen Gestaltung die Punkte aufzuzeigen, an denen die Bethätigung jener Kraft mit Sicherheit behauptet werden kann, wenn sich auch nicht füglich leugnen läßt, daß die Bekanntschaft mit den Schriftwerken des Alterthums, die sich der Dichter ohne alle Frage erworben hatte, auf seine künstlerische Ausbildung einen nicht geringen Einfluß gehabt habt. Es versteht sich von selbst, daß wer sich so wie Shakespeare mit dem Geiste des Alterthums vertraut zu machen vermochte, die diesem wesentliche Richtung auf geistige und einheitliche Zusammenfassung der Objekte nicht übersehen konnte, doch lag die steigende Geltung dieses Momentes eben sowohl in der fortschreitenden Entwicklung des englischen Dramas selbst begründet und jedenfalls war es von diesem bereits in sich aufgenommen, als Shakespeare ihm seine Thätigkeit zuwandte. Herr G. sagt S. 119: „Den epischen Charakter des volksthümlichen Schauspiels festzuhalten, ihm aber seine Ungestalt zu nehmen und auf die Veredlung der Form die antiken Muster wirken zu lassen, dies blieb die instinktive Richtung und Thätigkeit der vorzüglichsten Dichter seit 1560", was wohl seine Richtigkeit hat; nur muß jener Instinkt auf seine wahren Gründe, den Fortschritt der dramat. Entwicklung, zur geistigen Durchdringung des gegebenen Stoffs und den Bildungsstandpunkt der hier in Betracht kommenden Personen, vermöge dessen sie befähigt und getrieben waren, den innern Zusammenhang der Dinge immer schärfer und bestimmter ins Auge zu fassen, zurückgeführt werden. Indeß mögen immerhin die antiken Dramen zur Ausbildung des „Formensinns" der englischen Dramatiker mitgewirkt haben, wiewohl die zunächst bekannt werdenden Stücke des Seneka und der ältern römischen Komödie nicht grade sehr geeignet waren, bildende Muster abzugeben. Die ideelle Einheit aber, welche wir in Shakespeare's Stücken erstrebt sehen, wie dies Herr G. zu thun scheint, auf Rechnung der vorbildenden Antike zu setzen, können wir in keiner Weise für gerechtfertigt halten. Freilich verkennt der Verf. nicht, daß aus der Shakespeare'schen Kunst „ein noch geistigeres Gesetz abgezogen werden kann wie das des Aristoteles und ein Gesetz . . . . ., das mit Nothwendigkeit aus der Natur des neuern Dramas selber entsprang" (S. 116), aber es wird dieses Gesetz an andern Stellen denn doch wieder mit der sogenannten Einheit der Handlung in eine solche Beziehung gesetzt, daß es aus dieser hervorgegangen zu sein scheint. Shakespeare soll d i e s e Einheit anerkannt und in einer höhern Form zum Prinzipe seiner Produktionen gemacht, dagegen die viel berufenen Einheiten der Zeit und des Ortes sagar wissentlich verschmäht haben (S. 115). Wir zweifeln daran um so entschiedener, da man damals diese vermeintlichen Grundgesetze des antiken Dramas wohl noch nicht entdeckt und zum Gegenstande der Controverse gemacht hatte. Die positiven Beweise, welche Verf. beibringt — gewisse Stellen aus den Prologen zu Heinrich V. und zum Wintermährchen (Akt IV.) — sind überdem so schwach, daß durch sie das Gesagte in keiner Weise erhärtet werden kann. In der zuletzt erwähnten Stelle sucht sich der Dichter durch den Mund der Zeit darüber zu rechtfertigen, daß er über einen Zeitraum von 16 Jahren hinwegspringt, ohne den Inhalt desselben, den in ihm enthaltenen weitern Verlauf der im ersten Theile des Stücks dargestellten Begebenheiten mitzutheilen; keineswegs handelt es sich hier, wie Herr G. zu glauben scheint, davon, die Ausdehnung der Handlung über ein gewisses Zeitmaß hinaus in Schutz zu nehmen. Noch weniger ist dies im Prolog

zu Heinrich V. der Fall, wo der Chor nur bittet, man möge das Mangelhafte in der äußern Darstellung einer inhaltreichen und umfassenden Begebenheit, wie hier vorgeführt werden solle, mit Hülfe der eignen Phantasie zu ergänzen suchen. Allerdings wird hier, um das Außerordentliche der darzustellenden Geschichte recht ins Licht zu setzen, u. A. auch die Weite ihrer zeitlichen und räumlichen Ausdehnung hervorgehoben, aber es ist dabei so wenig von einer Polemik gegen die entgegenstehende Ansicht, welche in dieser Beziehung Beschränkungen fordert, die Rede, daß vielmehr ersichtlich ist, wie jene zeitliche und räumliche Ungebundenheit noch als ein sich von selbst Verstehendes betrachtet, noch von keinem Zweifel an ihrer Statthaftigkeit berührt wurde. — Im Folgenden bespricht der Verf. das Verhältniß Shakespeare's zu seinen nächsten Vorgängern und Zeitgenossen, der Marlowe, Greene, Peele u. s. w., deren Richtung er scharf charakterisirt und in dem gewöhnlich für unächt gehaltenen Shakespeare'schen Drama, Titus Andronikus, wiederzufinden glaubt. Wir gehen darüber rasch hinweg und bemerken nur, daß Verf. bemüht ist, darzuthun, wie schnell und entschieden Shakespeare sich über diese seine Nebenbuhler erhoben habe, so daß er sich zu ihnen etwa, ebenso zu verhalten scheine wie Goethe zu seinen Jugendfreunden Lenz, Klinger u. s. w. Namentlich wird hier auf Shakespeare's früheste Lustspiele hingewiesen, um zu zeigen, wie bald der Dichter sich auf sich selbst gestellt, durchaus eigenthümliche Bahnen eingeschlagen habe. — Nachdem dann noch von denjenigen Shakespeare'schen Stücken, deren Aechtheit zweifelhaft ist, gesprochen und eine große Anzahl derselben, worunter auch Eduard III., verworfen worden, folgt eine Reihe sehr interressanter Notizen und Bemerkungen über die Entwicklung der dramatischen Diktion und die allmälige Ausbildung des dramatischen Verses. Wir können darauf nicht näher eingehen und müssen uns ebenso in Bezug auf den zweiten Theil des vorliegenden Abschnittes, in welchem die Geschichte der englischen Bühne und Schauspielkunst in engem, aber scharfem Umrisse dargestellt wird, mit der allgemeinen Versicherung begnügen, daß er des Treffenden und Interessanten nicht wenig bietet, wenn auch manche Seltsamkeiten mit unterlaufen, wie wenn z. B. die große Achtung, deren sich die Bühne in Shakespeare's Zeit erfreute, zum Theil dem Umstande zugeschrieben wird, daß sie damals noch nicht von weiblichen Personen betreten werden durfte, wodurch es den Schauspielern leichter geworden sei, sich ihre sittliche Integrität zu bewahren.

„Shakespeare's erste dramatische Versuche." — Die Aufgabe, welche sich der Verf. gestellt hatte, die allgemein menschliche wie die künstlerische Entwicklung Shakespeare's in ihrem zeitlichen Fortschritte darzustellen, machte es nöthig, die verschiedenen Phasen dieser Entwicklung aufzuzeigen und nach ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit zu bestimmen. Natürlich konnte eine zuverlässige Grundlage und der erforderliche Stoff für diese Untersuchung nur in den uns erhaltenen Dramen des Dichters gesucht werden und die eine wie der andere würde sich hier leicht und sicher gefunden haben, wenn die chronologische Abfolge der einzelnen Stücke irgend feststände. Dem ist aber nicht so: es sind uns bekanntlich nur sehr wenige Nachrichten über die Zeit ihrer Entstehung oder ersten Aufführung überliefert worden und auch diesen fehlt meistentheils die sichere Beglaubigung, theils die wünschenswerthe Bestimmtheit. Von manchen Dramen erfahren wir in der erwähnten Beziehung gar nichts, von andern kennen wir nur einen längern Zeitraum, innerhalb dessen sie fallen, andere endlich werden in verschiedene, oft weit auseinander liegende Lebensabschnitte des Dichters versetzt, wozu der Umstand die Veranlassung gab, daß Shakespeare nicht selten ein und dasselbe Stück mehrmals bearbeitete, wie uns denn von einigen noch jetzt eine Mehrheit von sehr abweichenden Rezensionen vorliegt. Die objektive Basis der Zeitfolge ist mithin eine höchst schwankende und die Feststellung derselben wird, solange sich keine bestimmteren und zuverlässigeren historischen Daten finden, immer der mehr oder minder willkürlichen subjektiven Combination anheimfallen, wovon dann die Folge sein muß, daß auch die Zerfällung der dichterischen Wirksamkeit Shakespeare's in gewisse Perioden auf einem ganz unsichern Grunde ruht. Das Eigenthümliche dieser Perioden ist aber auch dann, wenn die in sie gehörigen Stücke ermittelt sind, um deßwillen schwer zu erkennen, weil die wiederholten Bearbeitungen, von denen

so eben die Rede war und die natürlich in verschiedene Zeiträume fallen, uns in der Regel nur in ihrem letzten Resultate bekannt sind und sich mithin nicht bestimmen läßt, was als das Eigenthümliche und Charakteristische jeder einzelnen anzusehen ist. Es kömmt noch hinzu, daß sehr viele der Shakespeare'schen Dramen keine durchaus selbständigen Werke sind, sondern mehr oder minder vollendete Vorarbeiten zur Voraussetzung haben, über deren künstlerischen Werth sich meist kein sicheres Urtheil gewinnen läßt, da sie entweder verloren oder uns als solche nicht zuverlässig bekannt sind; es bleibt demnach bei einer nicht geringen Zahl Shakespeare'scher Stücke ungewiß, was und wie viel unser Dichter durch sie geleistet hat. — Aus dem Gesagten erhellt, daß die Lösung der an sich höchst verdienstlichen Aufgabe des Verf. mit großen, fast nicht zu überwindenden Schwierigkeiten zu kämpfen hat, daher es sich begreifen und entschuldigen läßt, wenn sie nicht in jeder Beziehung eine gelungene genannt werden kann. Was nun die erste von Herrn G. angenommene Periode betrifft, so tritt hier gleich das Mißliche des ganzen Unternehmens recht deutlich hervor, wie sich zeigen wird, wenn wir die von ihr gegebenen Bestimmungen näher betrachten. Verf. bezeichnet als „charakteristisch für die erste kurze Periode der Shakespeare'schen Dichtung" das Eingehen auf schon bestehende Richtungen; „er erscheint auf der einen Seite als ein abhängiger Schüler, auf der andern als ein werdender Meister.... die hier hingehörigen Stücke sind sämmtlich Bearbeitungen; doch erhob sich der Bearbeiter über seine Vorbilder sehr schnell." (S. 176) Dieses Verhältniß zu den benutzten Vorarbeiten wird dann für die einzelnen Stücke noch genauer bestimmt. „Er erscheint uns in dem romantischen Schauspiele (Perikles) und im Trauerspiele (Titus) von seinen Vorarbeiten beherrscht, in der Historie (Heinrich VI.) mit dem treu beibehaltenen Original ringend in einzelnen Zügen der Verbesserung; in den beiden Lustspielen (Komödie der Irrungen und Zähmung einer Widerspenstigen) tritt er schon über ältere Meister hinweg." (S. 177) Es wäre nun allerdings sehr schön, wenn sich die allmälige Entwicklung der Shakespeare'schen Kunst mit solcher Genauigkeit schrittweise verfolgen ließe, aber leider sind die so präzis hingestellten Resultate aus sehr prekären Schlußfolgerungen geflossen, deren Grundlagen nicht positive, beglaubigte Nachrichten, sondern unbegründete und schwankende Voraussetzungen sind. Zum Beweise dieser Behauptung fassen wir die mitgetheilten Stellen in ihren einzelnen Theilen etwas schärfer ins Auge, wobei wir indeß auf die später folgende spezielle Erörterung der einzelnen Stücke mehrfach Bezug nehmen müssen. Zunächst ist das allgemeine Kennzeichen der erwähnten Periode so beschaffen, daß es weder von allen Stücken, welche in sie gesetzt werden, noch auch von ihnen allein prädizirt werden kann. Wir erinnern uns, wie uns der Verf. schon früher versichert hat, daß sich die Historien Shakespeare's, was ihren künstlerischen Werth und Charakter betrifft, von denen seiner Vorgänger nicht wesentlich unterscheiden. Es wird also für sie im Allgemeinen der Anschluß an schon bestehende Richtungen ebenso wie für Heinrich VI. behauptet werden dürfen und zwar um so eher, da sich in der speziellen Analyse des letztern Stücks nichts angegeben findet, was eine besondere Richtung, an die es sich im Unterschiede von den spätern Dramen derselben Gattung anlehne, erkennen ließe. Noch weniger wird für die beiden Komödien die schon bestehende Richtung, der sie der Voraussetzung nach angehören sollen, nachgewiesen, was freilich auch nicht zu erwarten war, da in ihnen der Dichter „schon über ältere Meister hinwegtritt", d. h. doch eine eigenthümliche Richtung einschlägt. Mithin bleiben nur die beiden erstgenannten Stücke als solche übrig, auf welche das charakteristische Merkmal der ganzen Periode seine Anwendung findet, die daher mit ihnen hätte begonnen und zugleich geschlossen werden müssen. Wir wollen nun nach der Bestimmtheit dieser Richtungen, welche uns ebenso problematisch zu sein scheint wie ihre Existenz, nicht näher fragen, denn es erhellt aus den angeführten Worten „er erscheint uns u. s. w.", daß unter der Abhängigkeit von schon bestehenden Richtungen der dramat. Dichtung eigentlich die von schon vorhandenen Werken dramat. Dichter verstanden wird, womit natürlich etwas sehr Verschiedenes behauptet ist. Verf. bezeichnet ja als das Eigenthümliche aller in diese Periode gehörenden Stücke, daß sie Bearbeitungen älterer Dramen seien. Freilich gilt das

nicht blos von ihnen; es ist bekannt, daß auch vielen der spätern Shakespeare'schen Stücke Vorarbeiten zu Grunde liegen, deren Benutzung eben so gewiß und ungewiß ist wie in dem gegenwärtigen Falle. Es käme also, wenn die Bearbeitungen der ersten Periode eine spezifische Bestimmtheit erhalten sollen, darauf an, sie von denen der spätern Zeit durch unterscheidende Kennzeichen zu sondern. Nun sagt zwar der Verf., später seien für unseren Dichter ältere Stücke nur „Stoff" gewesen, nicht anders wie die von ihm benutzten Novellen und Erzählungen, an deren „Form" er sich nicht weiter gebunden habe. Doch ist dies einmal eine sehr zweideutige Unterscheidung, da die Entlehnung des schon bearbeiteten Stoffes die der Form recht wohl involviren kann, ja mehr oder weniger involviren muß, dann aber auch eine willkürliche Behauptung, so lange nicht von allen hier in Betracht kommenden Stücken die betreffenden Vorarbeiten verglichen werden können. Für die Stücke der ersten Periode, die, wie versichert wird, sämmtlich Bearbeitungen sind, müßte, sollte man denken, diese Möglichkeit keinem Zweifel unterliegen. Aber dem ist keineswegs so, es lassen sich nicht für alle die vorausgesetzten Vorarbeiten nachweisen, namentlich nicht für Perikles, wie sich weiter unten ergeben wird und auch wo das Dasein älterer Dramen nicht in Zweifel zu ziehen ist, bleibt es wie beim Titus und der Zähmung einer Widerspenstigen fraglich, ob und inwieweit sie vom Dichter benutzt worden sind. — Die Weise der Bearbeitung ist nach dem Verf. bei den einzelnen Stücken eine verschiedene; in den beiden Lustspielen kann sie schon als eine völlig freie betrachtet werden und die Vorarbeiten derselben gehören eigentlich in die Klasse derer, welche unserm Dichter nur den „Stoff" und nicht die „Form" geliehen haben. Anders steht es mit den drei übrigen Dramen, die nur als gleichlautende Copien und sklavische Nachahmungen älterer Stücke aufgefaßt werden sollen. Wir sagen „mit den drei übrigen Dramen", denn was den Unterschied betrifft, durch welchen der Verf. die Historie von den beiden Schauspielen sondert, so können wir diesen als einen solchen nicht gelten lassen. Sagt ja doch der Verf., daß Shakespeare auch im Heinrich VI. „das Original treu beibehielt" und „die einzelnen Züge der Verbesserung", welche er hinzufügte, fehlen auch — wir berufen uns auf die betreffenden Expositionen — in den andern Stücken nicht. Allen gemeinsam ist, daß sie eben nur Copien sind, die sich von ihren Originalen lediglich durch einzelne unwesentliche Aenderungen unterscheiden. Demnach würde die erste Periode der Shakespare'schen Dichtung daran zu erkennen sein, daß in ihr dieselbe noch gar nicht vorhanden ist, denn eine Dichtung, die sich nicht in wenigstens dem allgemeinen Plane und der Idee nach eigenthümlichen Werken, sondern nur in der Ausbesserung überkommener Arbeiten bethätigt, kann füglich als nicht — existirend betrachtet werden. Wir glauben indeß nicht, daß unser Dichter mit solchem Flickwerke seine große Laufbahn eröffnet habe. Es ist allerdings wahr und auch natürlich, daß junge Dichter, auch wenn sie mit wahrhaft schöpferischem Geiste ausgerüstet sind, sich zunächst an schon vorhandene Vorbilder und Richtungen anschließen, aber keineswegs ist ihnen dies in der Weise eigen, daß sie die jenen angehörigen Werke in wenig veränderten Wiederholungen reproduziren, sondern im Gegentheil: jenes Anlehnen erfolgt ihnen selbst unbewußt und wider ihren Willen; ihre bewußte Neigung und Absicht ist dagegen auf die Hervorbringung eigner, selbständiger Produktionen gerichtet, die dann in Plan und Gedanken die Kraft und den Reichthum ihres Geistes verrathen, wenn auch die Rohheit der Ausführung vom Anfänger Zeugniß gibt. Shakespeare wird in dieser Beziehung schwerlich eine Ausnahme gemacht haben, wie auch von ihm überhaupt nicht anzunehmen sein möchte, daß er auch in seinem spätern Leben Arbeiten wie die vorhin bezeichnete anders denn beiläufig und aus besondern Gründen unternommen habe. Wollte man aber annehmen, daß Shakespeare in der That mit solchen fremden Federn geschmückt zuerst aufgetreten sei, so würde man nicht recht begreifen, wie an die Stelle der unbedingten Abhängigkeit so bald und so plötzlich eine ebenso entschiedene Selbständigkeit treten konnte. Doch wollen wir diese allgemeinen Bemerkungen nicht weiter ausführen, sie würden überhaupt schon überflüssig sein, wenn es irgend gewiß wäre, daß die betreffenden Stücke wirklich die ersten von Shakespeare veröffentlichten sind. Aber dafür gibt es keine genügenden Beweise; wir

wissen nur, daß sie der frühern Periode der Shakespeare'schen Wirksamkeit angehören, womit im Grunde nicht viel mehr gesagt ist, als daß sie nicht aus der spätern Zeit der größern künstlerischen Reife stammen. Mehr beweisen die vom Verf. in ihnen hervorgehobenen Momente, wie gewisse Eigenthümlichkeiten in Sprache und Versbau, Reminiscenzen aus der Schule u. dgl., die übrigens auch in Dramen der folgenden Periode vorkommen und überhaupt von sehr zweifelhafter Art sind, da sie sich zum Theil aus besondern Anläßen herleiten lassen, in keiner Weise. Ueber Heinrich VI. bemerkt Verf. selbst, daß diese Trilogie zu einer Zeit entstanden zu sein scheine, wo Shakespeare mit dem zweiten größeren Werke dieser Art, welches ihm unbestritten allein angehört, beschäftigt gewesen, daher man es schon auffallend finden muß, wenn er diese Historie dennoch in eine frühere Periode setzt. Die beiden andern Stücke sind aber nicht nur ihrer Entstehungszeit nach unbekannt, sondern sie werden unserm Dichter meist sogar ganz abgesprochen. Auch die Ansicht des Herrn G. neigt sich — mit welchem Rechte, werden wir an seinem Orte untersuchen — entschieden dahin, wenigstens Titus für unächt zu halten, was ihn allerdings hätte hindern sollen, dieses Stück als das erste in der Reihe aufzuführen und auf diese Stellung die Charakteristik der Shakespeare'schen Anfänge theilweise zu gründen. In Betreff des Perikles hat er sich keine bestimmte Meinung zu bilden vermocht, denn einmal setzt er ihn in den Anfang der Shakespeare'schen Thätigkeit, dann aber glaubt er wieder, ihn einer spätern Periode vindiziren zu müssen. Auch hierauf kommen wir unten noch zurück; an dieser Stelle glauben wir genug gesagt zu haben, um die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß die so genau bestimmte erste Periode sowohl jeder sichern Grundlage entbehre, als, was ihre Charakteristik betrifft, allen wahrhaft reellen Inhaltes baar sei. Nach unserm Dafürhalten mußte Verf. die Stücke, von deren Aechtheit er sich nicht überzeugen konnte, wenn er sie überhaupt behandeln wollte, in einem besondern Abschnitte besprechen, die übrigen aber nur in der Reihenfolge erörtern, welche sich durch äußere oder innere Gründe als die unzweifelhaft richtige erweisen läßt. Er hätte besser gethan, den Verlauf der Shakespeare'schen Entwicklung in einige wenige aber als solche nachweisbare umfassendere Abschnitte zu theilen, statt ihm durch eine auf unsichern Voraussetzungen und schwankenden Behauptungen gestützte, scheinbar sehr genaue Gliederung eine Anschaulichkeit geben zu wollen, die doch nicht ihm, sondern nur einem selbstgeschaffenen Phantome eigen sein kann. — Wir kommen nun zur Erörterung der einzelnen Stücke, von denen wir wenigstens die der beiden ersten noch etwas genauer durchgehen wollen.

„Titus Andronikus und Perikles."—Wir deuteten schon darauf hin, daß in Betreff des ersten der eben genannten Stücke das Urtheil des Verf. kein ganz bestimmtes sei und in der That ist er zwar sehr geneigt, sich für die Unächtheit desselben zu erklären, wagt aber doch nicht, es aus der Reihe der Shakespeare'schen Dramen schlechtweg zu streichen. Diesen letzten entscheidenden Schritt zu thun wurde er, wie es scheint, durch Autorität des Meres abgehalten, der in einem 1598 herausgegebenen Verzeichnisse Shakespeare'scher Stücke auch den Titus aufführt, denn die innere Beschaffenheit der Tragödie selbst konnte ihn, wie er sie aufzufassen genöthigt war, nur bestimmen, sie unserm Dichter abzusprechen. Hören wir, wie er sich in Beziehung auf diese ausspricht. „Titus Andronikus gehört in Materie wie im Styl vollkommen der ältern Schule an, die von Shakespeare beseitigt war. Aus seinen Werken kommend fühlt man sich hier fremd und abgestoßen." (S. 178) Es leuchtet ein, daß eine Verschiedenheit, wie sie in die soeben angeführten Worte gesetzt wird, die Zusammengehörigkeit ausschließt; fände der hier angedeutete Gegensatz zwischen unserm Stücke und den übrigen Produktionen Shakespeare's in der ausgesprochenen Allgemeinheit wirklich Statt, so würde wohl nichts übrig bleiben, als sich nach einem andern Verfasser desselben umzusehen. Unserer Ansicht nach ist aber das Urtheil des Herrn G. nur insoweit richtig, als sich im Titus allerdings manche Stellen finden, wie sie in andern Dramen Shakespeare's nicht wieder vorkommen und die daher, wenn man sie in ihrer Isolirung auf sich wirken läßt, einen Eindruck hinterlassen, welcher mit Recht als ein fremdartiger bezeichnet werden kann. Faßt man dagegen das Stück in seiner Ganzheit ins Auge, erhebt man sich von der Betrachtung der einzelnen Theile zu der der Composition im

Ganzen und Großen, so weist es unmittelbar, wenn auch nicht auf den späteren vollendeten Shakespeare, so doch auf einen Geist und Sinn hin, der dem seinigen an Kraft und Größe nahe verwandt ist. Wir finden den Unterschied nur in Einzelnem und Unwesentlichem; in dem, was wesentliche Bedeutung hat, tritt uns eine Uebereinstimmung mit den anerkannt ächten Werken des Dichters entgegen, welche uns kein Bedenken tragen läßt, ihnen den Titus zuzugesellen. Das Nähere wird sich ergeben, wenn wir die verschiedenen Punkte, welche der Verf. zum Beweise seiner Behauptung hervorhebt, einzeln durchgehen. Was zunächst die „gehäuften Gräuel" betrifft, die er in unserem Stücke findet, so kann das Dasein derselben freilich von Niemandem in Abrede gestellt werden; auch ist zuzugeben, daß sie sowohl der Quantität, wie namentlich der Qualität nach, was ihnen Aehnliches in späteren Shakespeare'schen Dramen angetroffen wird, weit überbieten. Aber daraus folgt noch keineswegs, daß ihre Schilderung nicht von Shakespeare herrühren könne; wir wissen ja, daß es grade den ausgezeichneten Dichtern eigen ist, in ihren frühsten Produktionen eine gewisse Freude am Gräßlichen, selbst wenn es unnatürlich sein sollte, an den Tag zu legen, eine Freude übrigens, welche nicht aus einer ursprünglichen Rohheit, sondern aus dem nach unmittelbarer Gestaltung ringenden unendlichen Inhalte des Gemüthes entspringt. Wir bemerken dies beiläufig, weil Verf. von einem „rohen Gefallen" am Entsetzlichen spricht, und damit seinen Ursprung anzudeuten scheint, beziehen uns aber im Uebrigen zur Verdeutlichung des Gesagten auf die ersten Dramen unseres Schiller, die, wenn man den Unterschied der Zeiten mit in Erwägung zieht, sowohl was den Charakter ihres Inhaltes als was ihr Verhältniß zu den spätern Dichtungen ihres Verf. betrifft, zu unserem Titus eine ganz entsprechende Parallele bieten. — Herr G. vermißt dann ferner die unserem Dichter eigne „feinsinnige Kunst, welche über die handelnden Personen kein Unheil hereinbrechen läßt, das sie nicht in eigner Schuld und Natur tragen" — und zwar vermißt er sie nicht etwa in dem Sinne, daß er sie hier in einer relativ weit geringeren Vollendung wie später geübt sieht, sondern sie scheint ihm eben ganz und gar zu fehlen, daher er denn auch weiter unten versichert, es müsse, wenn Titus wirklich ein Werk Shakespeare's sei, „ein gewaltsamer Umschwung in seiner sittlichen und ästhetischen Natur, frühe und wie mit Einem Schlage vorgegangen sein" (S. 181), eine Folge freilich, deren Inhalt so unwahrscheinlich ist, daß wohl Niemand Bedenken tragen wird, lieber ihre Voraussetzung fallen zu lassen als sie selbst anzuerkennen, wenn einmal zwischen der einen oder anderen zu wählen sein sollte. Wir sind indeß nicht der Ansicht, daß diese Alternative gestellt werden müsse. Wahr ist allerdings, daß die Familie des Titus, welche in unserem Stücke von grenzenlosen Leiden betroffen wird, diese in keiner Weise verdient hat; weder die Glieder derselben, am Allerwenigsten die Tochter, welche unter allen dem härtesten Geschicke anheimfällt, noch auch ihr Haupt, Titus selbst, sind in der Weise schuldig zu nennen, daß ihr Untergang als ein gerechtes Strafgericht betrachtet werden könnte. Wir wissen wohl, daß Herr G. nicht gemeint ist, von der Tragödie überhaupt zu fordern, daß sie den Büttel einer sogenannten höheren Gerechtigkeit abgeben solle; doch aber scheint seiner vorhin mitgetheilten Aeußerung die Ansicht zu Grunde zu liegen, daß da kein tragisches Interesse erweckt werden könne, wo das Individuum nicht in einen bewußten, wenn auch für es selbst gerechtfertigten Kampf mit einer höheren Macht trete und in Folge dieser Entgegensetzung zu Grunde gehe, sondern von einer überlegenen Gewalt einfach vernichtet werde, gegen welche es selbst weder aufzutreten geneigt sei, noch sich irgend wie vertheidigen könne. Diese Ansicht ist aber entschieden irrig und es könnte mithin wohl sein, daß jene „feinsinnige Kunst", deren Mangel unsern Verf. bestimmt, den Titus Shakespeare'n abzusprechen, von diesem in dem genannten Drama mit Absicht nicht angewandt worden ist. Wir wollen jedoch diese Möglichkeit nicht zu sehr urgiren, möchten vielmehr lieber eine andere in den Vordergrund stellen, welche uns den Umständen angemessener zu sein scheint, die nämlich, daß unser Dichter die in ihrem Inhalte allerdings hochtragische Fabel seines Stücks in ihren wesentlichen Momenten in der von ihm benutzten Quelle bereits vorgefunden und im Grunde selbst nicht viel mehr gethan habe, als sie in die dramatische Form zu klei-

den. Die Geschichte, welche uns im Titus vorgeführt wird, ist, wo sie auch ihre letzte Gestalt erhalten haben mag, in ihrem Kerne römischen Ursprungs. Sie hat insofern unverkennbar ein antikes Gepräge, als in ihr die erbarmungslose Macht des dunkeln Schicksals geschildert wird, welche den Schuldigen wie den Unschuldigen mit gleicher Rücksichtslosigkeit niederwirft und auch des Edelsten und Besten nicht schont. Titus, der siegreiche Feldherr, kehrte von seinem Kriegszuge gegen die Gothen in dem Augenblicke nach Rom zurück, wo dort der Kaiser gestorben ist und die beiden gleich unbedeutenden Söhne desselben sich bei Senat und Volk um die Nachfolge am Reich bewerben. Man ist für beide ungünstig gestimmt und gibt daher dem rückkehrenden Schützer des Vaterlandes die Entscheidung darüber anheim, wer den erledigten Thron einnehmen solle, in der sichern Erwartung, daß dieser sich selbst für den Würdigsten erklären werde. Aber Titus spricht die Krone dem ältern der beiden Brüder zu, dem er dann ferner auf seine Bitte die eigne Tochter verlobt. Die Folge ist, daß der junge Fürst von plötzlicher Liebe zur gothischen Königin Tamora, die sich unter den Gefangenen des Titus befindet, ergriffen, dem empörten Vater die eben erst angelobte Tochter mit höhnenden Worten zurückgibt und in Gemeinschaft mit seiner neuen Geliebten, die dem Titus wegen der Tödtung ihrer Kinder Rache geschworen hat, diesen seinen Wohlthäter, dem er Reich und Krone verdankt, mit seinem ganzen Hause einem entsetzlichen Untergange zuführt. Dieser jähe Sturz des Titus von dem höchsten Gipfel der Macht in den Abgrund des tiefsten Elends, durch den herbeigeführt, zu dessen Gunsten er eben erst die höchste Würde zurückgewiesen hat, von dem er daher die größte Achtung und Liebe erwarten durfte, ist allerdings eine so großartige Composition, daß sich wohl begreifen läßt, wie ein Shakespeare sich veranlaßt sehen konnte, sie sich zu eigen zu machen. — Uebrigens ist gegen unsern Verf. ferner zu bemerken, daß wenn auch Titus das über ihn hereinbrechende Verderben nicht eigentlich selbstthätig gegen sich heraufbeschworen hat, er doch, wie man zu sagen pflegt, als der Schmied seines Schicksals erscheint. Daß auch seine Familie der Vernichtung anheimfällt, ist eine Sache für sich, die nur verstanden wird, wenn man sich erinnert, wie im Alterthum das Individuum stets nur im innigsten Zusammenhange mit seiner Familie gedacht wurde. Wirft man einen Blick auf den Ausgang des Stückes, welches damit endet, daß, nachdem Tamora ihrer Rache an Titus hinlänglich gefröhnt hat und sie selbst sammt Gatten und Kindern von der Vergeltung erreicht worden, der einzige noch übrige Sohn des Titus den kaiserlichen Thron besteigt, so scheint es beinahe, als sei eben jene Ablehnung der Kaiserwürde, welche auf die Persönlichkeit des Feldherrn ein so vortheilhaftes Licht wirft, als seine eigentliche Schuld zu betrachten, die freilich nicht als eine moralische zu bezeichnen sein würde. Seinem Hause war — so wird man den zu Grunde liegenden Gedanken fassen müssen — die Krone bestimmt; er mußte dem Winke des Schicksals, das sie ihm anbot, folgen; indem er dies nicht that, lehnte er sich gegen dasselbe auf und wurde nun von ihm, dessen Beschlüsse unwiderruflich sind, mit Recht zerschmettert. Auch hat er sich das ihn ereilende Verderben insofern selbst zugezogen, als er die Bitten der für das Leben ihres Sohnes flehenden Tamora nicht berücksichtigte; indem er der Stimme der Menschlichkeit kein Gehör gab, beging er allerdings ein Unrecht, dessen Sühnung nothwendig wurde. Indeß darf auch dieses Unrecht nicht als eine sittliche Schuld betrachtet werden, denn er ist sich dessen nicht bewußt; mehrere seiner Söhne sind im Kampfe gegen die Gothen gefallen, die überlebenden Brüder fordern, daß der gefangene Gothe den Manen derselben geopfert werde; Titus kann das nicht verweigern, denn er hält es nicht anders wie sie selbst hier ebenso gerecht wie nothwendig; die gekränkte Familie wie die gefallenen Glieder derselben verlangen die blutige Sühnung und können sie mit Recht in Anspruch nehmen. Es ist deßhalb auch nicht „unwahrscheinlich", wie Verf. meint, daß Titus die Rache der beleidigten Mutter nicht vorhersieht, oder als sie sich bereits zu äußern begonnen hat, nicht bemerkt. Ein anderes Unrecht, dessen er sich schuldig macht, ist die Verlobung der Tochter, welche bereits dem Bruder ihres neuen Bräutigams zugesagt war. Freilich wußte er dies nicht, als er über ihre Hand verfügte, aber auch, nachdem er es in Erfahrung ge-

bracht hat, nimmt er darauf keine Rücksicht und tödtet selbst eher einen seiner widerstrebenden Söhne, als daß er das vorschnell gegebene Wort zurücknähme. — Doch wir verlassen hier die Hauptperson unseres Stückes, um noch einige Worte über den Mohren Aaron zu sagen, einen Charakter, den uns nach der Ansicht des Verf. Shakespeare nie vorgeführt haben würde, weil ihm „jede menschliche Regung" abgehe und er nichts sei als „ein widriges Thier, welches unnatürliche Thaten ausübe und spreche." Allerdings haben wir hier einen jener outrirten Bösewichter vor uns, wie sie nur in der irgend eine Vorstellung einseitig ausmalenden Phantasie junger Poeten existiren, einen fleischgewordenen Teufel, der das Schlechte um seiner selbst willen thut, wenigstens zu thun versichert. Doch aber ist diese Persönlichkeit nicht so ganz wesenloses Gespenst, wie es beim ersten Anblicke scheinen mag; sie ist es unsers Erachtens sogar weniger wie z. B. der Mohr in Schillers Fiesko. Aaron trägt menschlichen Stolz und menschliche Ehrbegierde in seiner Brust; man merkt es ihm an, daß er im Grunde nur deßhalb dem Bösen sich zugewandt hat, weil es ihm nur dadurch möglich zu werden schien, die Geltung und das Ansehen zu erlangen, auf die er Anspruch machen zu können glaubte. Und nicht mit Unrecht, denn es fehlt ihm weder an Schärfe des Verstandes noch an energischer Thatkraft; er ist überhaupt eine bedeutende Erscheinung, kraftvoll, entschieden, furchtbar consequent, seinen teuflischen Grundsätzen auch im Tode noch treu, so daß wir zweifeln, ob ein so angelegter Charakter von einem mittelmäßigen Dichter auch nur concipirt werden könne, und dafür halten müssen, daß er des jungen Shakespeare in hohem Grade würdig sei. Auch ist es nicht richtig, wenn ihm jede sanftere Empfindung abgesprochen wird; es ist die Liebe zu seinem Kinde vom Verf. übersehen worden, welche so große Gewalt über ihn hat, daß er sich, um es zu retten, selbst dem Tode überliefert. Es ist dies offenbar ein sehr wesentliches Moment, und wohl nicht ohne Absicht so in den Vordergrund gestellt worden, daß man nicht begreift, wie es Herr G. so völlig hat ignoriren können. Uebrigens soll durch das Gesagte unsere frühere Bemerkung, daß dieser Aaron ein outrirter Charakter sei, nicht aufgehoben werden. Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß eben nur die Anlage desselben, die Conception im Allgemeinen Anerkennung verdient, die Ausführung aber gar sehr den Anfänger verräth; dies gilt denn auch nicht nur von diesem, sondern ebenso von allen übrigen Charakteren und Verf. hat im Allgemeinen ganz Recht, wenn er „die Rohheit der Charakteristik, den Mangel der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeit in den Handlungen und die Stumpfheit ihrer Motivirung" hervorhebt, wenn auch die einzelnen von ihm angeführten Belege nicht immer zutreffen. Doch das ist mehr Sache der subjektiven Ansicht; wir bemerken daher nur, daß alle angegebenen Momente noch keine entscheidende Instanz gegen die Autorschaft Shakespeare's abgeben; sie verbieten uns nur den bereits vollständig entwickelten Dichter für den Verf. unseres Stücks zu halten; es als ein Erstlingswerk desselben zu betrachten, stehen sie so wenig im Wege, daß sie vielmehr sehr geeignet sind, eine solche Ansicht zu bestätigen. Eben dazu dienen verschiedene kleinere Züge, die hier nur erst ganz roh und unausgeführt hingeworfen zu sein scheinen, während wir sie in einem spätern Stücke mehr ausgebildet und passender angewandt wiederfinden. Dahin gehört der Wahnsinn des Titus, der theils die reelle Folge des unermeßlichen Unglückes ist, das er zu tragen hat, theils von ihm absichtlich angenommen wird, um seinen Racheplan mit größerer Sicherheit ausführen zu können; er erscheint in dieser Hinsicht als der noch unausgebildete Embryo des späteren Hamlet. An eben diesen erinnert auch die Szene, wo Titus die Eröffnungen der Lavinia in eine eherne Tafel verzeichnet, damit er sie, die sich seinem Gedächtnisse ohne Zweifel für immer eingeprägt haben, nicht vergesse, grade wie Hamlet die Mittheilungen des Geistes in seine Schreibtafel eintragen will u. s. w. — Noch glaubt der Verf. aus dem, was die formelle Seite unseres Stücks betrifft, Gründe für die Unächtheit desselben entnehmen zu können. Er sagt: „der Vers schließt regelmäßig den Sinn ab, was sonst nicht vorkömmt (ein offenbar sehr unwesentliches Moment, das sich überdem keineswegs durchgehends bewährt); dieser im Allgemeinen leichte, bilderlose Vortrag ohne all den tiefsinnigen Hang zu ungewöhnlichen Wendungen, zu gewählten Ausdrücken und sinnigen Sprüchen ist

sonst dem Dichter nicht eigen." (S. 183) Wir befinden uns auch hier in dem Falle, widersprechen zu müssen; uns scheint, daß im Titus an Bildern und Gleichnissen in Shakespeare'scher Manier kein Mangel ist; zwar sind sie zum Theil sehr roh und unangemessen, immer aber ungewöhnlich und kühn, selten oder nie trivial und verbraucht. Wie der Vortrag „leicht" genannt werden könne, begreifen wir nicht; wir finden ihn im Gegentheil — wenn auch natürlich nur im Allgemeinen — kräftig, stark, markig, womit es nicht streitet, wenn er an manchen Stellen plump und unbeholfen erscheint. Verf. meint übrigens, die Diction habe in den einzelnen Theilen der Dichtung einen verschiedenen Charakter: „der dritte Akt zeichnet sich durch hochtrabenden Schwulst, der erste durch Kahlheit und Trockenheit aus; der zweite dagegen hat vieles von jener ovidischen Ueppigkeit, von jener Schilderei und jenen Concepten, die wir auch in den beschreibenden Gedichten Shakespeare's finden." (S. 184) Wir glauben, daß zu einer solchen Unterscheidung kein genügender Grund vorliegt; Verf. stützt dagegen auf sie die Behauptung, daß bei der Bearbeitung des älteren Stücks durch Shakespeare namentlich der zweite Akt die meisten und bedeutendsten Aenderungen erfahren habe. Er erklärt sich nämlich, da er weder die Aechtheit noch die Unächtheit des überlieferten Stücks einfach anzunehmen wagte, schließlich für eine mittlere Ansicht, die freilich einer Verwerfung ziemlich nahe kommt: Shakespeare soll in seinem Titus ein schon vollständig ausgearbeitetes älteres Drama copirt und sich nur durch einzelne Zusätze und Aenderungen ein sehr beschränktes Eigenthumsrecht an demselben erworben haben. Es ist schon an anderer Stelle bemerkt worden, wie höchst unwahrscheinlich die Annahme einer solchen Bearbeitung sei, die auch in diesem besondern Falle durch Motive, wie die vom Verf. angeführten, den Wetteifer mit Marlowe, die Rücksicht auf den Volksgeschmack, das Interesse der Bühne u. s. w. nicht befriedigend erklärt werden kann. Unsere Ansicht ist im Obigen wiederholt angedeutet worden, kann aber hier nicht näher ausgeführt werden: ihr zufolge ist die Tragödie Titus, so wie sie uns gegenwärtig vorliegt, ihrem ganzen Umfange nach ein Jugendwerk Shakespeare's, von dessen großer geistiger und künstlerischer Begabung sie ebensowohl Zeugniß ablegt, wie diese andererseits in ihr nur erst eine niedrige Stufe der Ausbildung erreicht hat.

Auch gegen das zweite der in der Ueberschrift genannten Dramen, „Perikles, Fürst von Tyrus", sind, was die Aechtheit desselben betrifft, mannigfache Zweifel laut geworden, die, wie uns scheint, für weit begründeter zu halten sind, wie die Bedenken, welche man gegen Titus erhoben hat. Herr G. ist dagegen der Meinung, daß man den Perikles mit überwiegend größerem Rechte als ein Erzeugniß des Shakespeare'schen Geistes betrachten dürfe, wenngleich er auch dieses Stück in der Gestalt, in welcher wir es jetzt besitzen, aus einer der des Titus ähnlichen Bearbeitung eines älteren Schauspiels hervorgehen läßt. Freilich ist, um von dem Inhalte zu schweigen, selbst die Existenz des letzteren sehr problematisch, da uns über sie keine zuverlässigen Nachrichten vorliegen; sie aber, wie dies der Verf. thut, aus dem Prologe zu unserem Stücke folgern zu wollen, geht in keiner Weise an, da in den Worten, auf welche zu dem Ende Bezug genommen wird, nur von einem alten „Gesange" die Rede ist, an dem sich schon seit langer Zeit Hörer und Leser erfreut hätten. Es wird damit offenbar nur gesagt, daß die darzustellende Geschichte längst bekannt und schon in weiten Kreisen beliebt geworden sei, ohne daß die poetische Form, in welcher sie existirte und die man wohl eher berechtigt wäre, für eine nicht dramatische zu halten, speziell angegeben würde. — Ueber die Zeit, in welche die Bearbeitung Shakespeare's zu setzen sei, ist Verf. nicht recht mit sich einig geworden. Er wollte, so scheint es, den verschiedenen, sehr von einander abweichenden Nachrichten, auf welche sich die Bestimmung derselben stützen muß, ihr relatives Recht nicht verkümmern und hat in Folge davon eine Ausgleichung versucht, deren Resultat er mit Recht nur zweifelnd mittheilt, da es in der That wenig haltbar erscheint. In einer Schrift von Dryden, die 1675 veröffentlicht wurde, wird unser Perikles als das erste Stück Shakespeare's bezeichnet; es würde mithin, falls dieser Angabe aus verhältnißmäßig später Zeit Glauben beizumessen wäre, in den letzten 80er Jahren des 16ten Jahrhunderts abgefaßt sein, wofür

Verf. theils in seiner innern Beschaffenheit, vermöge welcher es recht wohl eine frühe Jugendarbeit des Dichters sein könnte, theils in dem Umstande eine Bestätigung findet, daß der Name des Anführers der in ihm vorkommenden Seeräuber, Valdes, zugleich der eines spanischen Admirals ist, welcher 1588 von Fr. Drake gefangen genommen wurde. Nun ist aber in dem Verzeichnisse der älteren Shakespeare'schen Dramen, welches von Meres 1598 herausgegeben wurde, Perikles nicht mit aufgeführt und ferner datirt der älteste Abdruck dieses Stücks, den wir kennen, vom Jahr 1609 — zwei Momente, die, da sie mindestens ebenso gewichtig sind wie die vorhin erwähnten, wohl zu der Annahme berechtigen können, unser Stück sei in der spätern Lebensperiode des Dichters entstanden. Herr G. sucht nun aus diesem Dilemma dadurch einen Ausgang zu gewinnen, daß er an die Möglichkeit einer zweimaligen Bearbeitung erinnert, wo dann die erste in die früheste Zeit des Londoner Aufenthalts fallen, die zweite etwa in das Jahr 1609 zu setzen sein würde. Auch ist er um ein Motiv, welches den Dichter zu dieser Revision seiner älteren Arbeit veranlaßt haben könnte, nicht verlegen; er glaubt, Shakespeare habe seinem Freunde, dem großen Schauspieler Burbadge, Gelegenheit geben wollen, sein ausgezeichnetes Talent in einer neuen schwierigen Rolle (der des Perikles nämlich) zu entfalten. Man kann zu dieser Conjectur eben nichts weiter bemerken, als daß sie überraschend genannt werden muß; übrigens ist Verf. ohne Zweifel durch die Ansicht, welche er von dem Charakter der Hauptperson in unserm Stücke fassen zu müssen geglaubt hat, auf sie geführt worden. Wir werden davon weiter unten zu sprechen haben; hier wollen wir nur auf den Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich Herr G. dadurch verwickelt, daß er das in Rede stehende Drama, welches ja in der Form, in welcher wir es gegenwärtig lesen, mit der angenommenen zweiten Bearbeitung identisch ist, in den letzten Lebensjahren Shakespeare's entstehen läßt und es doch in der Reihe derjenigen aufführt und behandelt, welche nach seiner Ansicht als die frühesten Produktionen des Dichters anzusehen sind. Er durfte dies umsoweniger thun, da grade diejenigen Parthien des Stücks, welche er am entschiedensten auf Shakespeare zurückführt, die Szenen nämlich, in denen Perikles selbst auftritt, gemäß der oben mitgetheilten Hypothese ohne Frage der zweiten Bearbeitung angehören. Vielleicht ist Verf. selbst von der Wahrheit seiner Combination nicht sonderlich überzeugt gewesen; jedenfalls sind ihre Grundlagen sehr unsicher und schwankend, so daß sich ein festeres Gebäude auf ihnen schwerlich wird aufführen lassen. Namentlich sind die Beweise für den frühen Ursprung unseres Dramas äußerst schwach, zumal wenn man bedenkt, daß ihnen die nicht verächtliche Autorität des Meres entgegensteht; wir möchten daher glauben, daß dasselbe erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts abgefaßt worden — ob von Shakespeare? ist eine andere Frage, die, wie die Dinge einmal stehen, nur durch die Betrachtung seiner innern Beschaffenheit ihre Lösung finden kann. Wir lassen die Urtheile, welche der Verf. über diese Beschaffenheit fällt, von unseren Bemerkungen begleitet, folgen. „Im Perikles ist die Kunst, eine Erzählung in eine dramatisch-lebendige Handlung umzubilden, die Kunst, in der Shakespeare in dem sichersten Takte von früh auf Meister war, noch ganz auf der Kinderstufe." (S. 188) Die Richtigkeit dieser Behauptung unterliegt keinem Zweifel; wir machen nur darauf aufmerksam, wie in ihr ein starkes Argument gegen die Aechtheit des Stücks enthalten ist. — „Hier ist keine Einheit der Handlung, sondern nur eine Einheit der Person, hier ist keine innere Nothwendigkeit des Geschehens, sondern eine äußere Gewalt, ein blinder Zufall gestattet die Abenteuer des Helden." Auch diese Bemerkung ist durchaus gegründet; es fehlt dem Stücke die geistige Einheit, die höhere Idee, auf welche sich die bunte Mannigfaltigkeit seines Inhaltes beziehen ließe. Auch der Held desselben ist weit entfernt, irgend ein Prinzip zu vertreten; er ist nichts wie eine höchst unbedeutende, triviale Persönlichkeit von eben so gewöhnlicher Art wie die Begebenheiten, an denen er Theil nimmt und die Schicksale, welche ihn treffen. Ueberhaupt sind Conception wie Durchführung so beschaffen, daß sie keine Spur eines mehr als mittelmäßigen Geistes verrathen; das Ganze steht auf dem niedrigen Niveau ordinairer Platitüde und wird schließlich nur zu dem Zwecke ausgebeutet, eine vulgäre bürgerlich-moralische Sentenz zu

veranschaulichen. Dies ist auch dem Verf. nicht entgangen, der S. 190 bemerkt: „der Gegensatz der Keuschheit und Unkeuschheit ist hier die sittliche Lehre." Doch ist in diesen Worten der Inhalt noch zu conkret gefaßt; „die Tugend findet ihren Lohn, das Laster seine Strafe" — das ist die große Wahrheit, die hier gepredigt werden soll (vgl. den Epilog, in welchem dieser Satz mit dürren Worten als die Quintessenz des Stücks bezeichnet wird; auch der Untergang des Statthalters Antiochus erscheint als Strafe der Sünde). Somit weist in unserm Stücke grade das, was bei einem Drama das Wesentliche, die Hauptsache ist, auf einen andern Verfasser wie Shakespeare hin, was auch vom Herrn G. zugegeben wird, wenn er „das Gerippe" des Perikles dem Dichter abspricht. „Doch" fügt er hinzu, „hat dieser einige Züge hineingetragen, die man mit besserm Rechte Meisterstriche nennen kann, als die er im Titus hinzugethan haben mag. Manche Stellen zeichnen sich durch natürliche Anlage und große Leidenschaften aus; besonders treten in dieser Beziehung die Szenen hervor, in denen Perikles und Marina spielen. Shakespeare's Hand ist hier unverkennbar, so in der feinen Behandlung des Incest, in der Szene des Seesturms (III, 1), ganz besonders im letzten Akt, wo das Wiedersehen von Vater und Tochter geschildert wird." (S. 191) Wir müssen bekennen, daß wir in alle dem nichts Ausgezeichnetes, nichts was geeignet gewesen wäre, uns an Shakespeare zu erinnern, gefunden haben. Auch räumt der Verf. ein, daß es nur „Skizzen" sind, die wir hier vor uns haben und das Skizzenhafte, dächten wir, ist Shakespeare seiner ganzen Natur nach durchaus fremd. Ihm ist schon in seinen frühesten Produktionen eine gewisse Fülle, ein fast überfließender Reichthum an Gedanken, Vorstellungen und Worten eigen, während unser Stück in dieser Beziehung eine dagegen grell abstechende Armuth und Dürftigkeit zeigt; es fehlt ihm ebenso durchgehends jene Kraft und jener Schwung der Rede, welche wir in den anerkannt ächten Shakespeare'schen Dichtungen überall antreffen und an die Stelle der lebendigen Frische, durch welche diese sich auszeichnen, tritt bei ihm eine leblose Dürre und mattherzige Schwäche. — „Die beiden Hauptcharaktere (Marina und Perikles)" fährt Herr G. fort „sind ebenfalls nur Skizzen, aber es sind meisterhafte Skizzen, an denen namentlich die an Shakespeare erinnernde „Zartheit" der Ausführung hervorzuheben ist." Was Marina betrifft, so ist die Schilderung ihres Wesens, welche Verf. Seite 192 entwirft, zwar entsprechend zu nennen; nur sehen wir nicht, wie man die Vorstellung einer so einfach — reinen, jungfräulichen Natur irgend bedeutsam finden mag; sie war und ist vielmehr zu jeder Zeit eine ganz geläufige, die sich Jedem aufdrängt, der dem weiblichen Wesen einmal einen aufmerksamen Blick zugewandt hat. Die Art aber, in welcher sich dieser Charakter in unserm Stücke entwickelt oder richtiger, da eine eigentliche Entwicklung nicht stattfindet, sich bethätigt, kann in keiner Weise ein höheres Interesse in Anspruch nehmen. Es kommt hier einzig die Bordellszene in Betracht, auf welche denn auch vom Verf mit besonderem Nachdrucke hingewiesen wird. Zunächst wird wohl Niemand in dem Umstande, daß Marina in jenem Hause der Sünde ihre jungfräuliche Reinheit gegen alle Anfechtungen behauptet, etwas Außerordentliches finden. Der hier zu Grunde liegende Gedanke ist ein sehr gewöhnlicher und würde, eben weil er so nahe liegt, von einem irgend bedeutenden Dichter wahrscheinlich zurückgewiesen worden sein. Ueberdem sind die Angriffe, welche das Mädchen erfährt, von so plumper Art und werden mit so geringem Geschick und mit so wenig nachhaltiger Ausdauer geführt, daß ihre Zurückweisung keinen besondern Kraftaufwand erfordert. Ebensowenig ist die übrigens aus einem rein moralischen Interesse hervorgegangene Absicht, die Macht der Tugend in der Umwandlung, welche das Benehmen Marina's in dem Innern ihrer Bewerber veranlaßt, an's Licht treten zu lassen, von der Art, daß nur ein tieferer Geist und Sinn sie zu fassen vermöchte. Die Durchführung ist aber auch hier höchst mangelhaft zu nennen; der Dichter hat sich die Sache äußerst leicht gemacht: er begnügt sich im Grunde damit, zu versichern, daß die beabsichtigte Wirkung erreicht sei; zu zeigen, wie sie zu Stande komme, hat er für überflüssig gehalten; die Bekehrungen folgen sich mit äußerster Schnelligkeit, ohne daß man irgend welchen Grund für dieselben wahrnähme; es fehlt ihnen all und jede Motivirung, die den Namen

einer solchen verdiente. Nimmt man nun noch hinzu, daß die außer Marina in dieser Szene auftretenden Personen, die Wirthin, der Knecht u. s. w. sämmtlich Figuren der allergewöhnlichsten Art und so jämmerlich gezeichnet sind, daß sie mit den in den Shakespeare'schen Stücken in so großer Zahl vorkommenden Repräsentanten der niedrigsten Stände auch nicht den entferntesten Vergleich zulassen (vgl. den Verf. S. 196, wo dies halbwege zugestanden wird), so wird man den Gedanken, es sei in ihr die Meisterhand Shakespeare's erkennbar, nur als einen wunderlichen Einfall betrachten können. — Auch der Charakter des Perikles enthält unserer Ansicht nach keine Momente, welche es rechtfertigen könnten, ihn für ein Erzeugniß des Shakespeare'schen Geistes zu halten. Verf. versichert zwar, er sei „tiefer angelegt", aber die Vorstellung dieser Tiefe ist eine reine Illusion, welche durch die entschieden passive Natur, die diesem Manne gegeben ist, veranlaßt zu sein scheint. Perikles ist eine durchaus gewöhnliche, ganz unbedeutende Erscheinung, an der auch keine einzige, irgend hervorragende Seite wahrzunehmen ist. Er paßt eben darum recht gut zu der an sich höchst kläglichen Rolle, die man ihn in unserem Stücke spielen läßt. Es soll nämlich durch ihn deutlich werden, wie auch der gute, tadellose Mensch nicht selten von zahlreichen und schweren Leiden heimgesucht wird; er ist der tugendhafte Dulder, den Menschen und Schicksal verfolgen — ohne Frage eine Persönlichkeit, deren Darstellung weit eher in eine Predigt wie in ein Drama gehören möchte. Es mangelt ihr so sehr an aller Lebenskraft, daß sie gegen das Unglück, von dem sie betroffen wird, schließlich nicht einmal mehr in Form der bewußten Ergebung reagirt; die Schläge des Schicksals stumpfen sie völlig ab und versetzen sie endlich in einen Zustand, der eine vollständige Bewußt- und Empfindungslosigkeit in sich schließt. Es ist nicht ganz unrichtig, wenn Verf. sagt: „ein Zug der geistigen und Gemüthstiefe, ein Zug der Melancholie gibt ihm jene reizbare Natur, die ihn wohl, so lange er arglos ist, gleichgültig gegen Gefahr läßt, sobald er aber einmal in das Arg der Menschen gespäht, mehr zaghaft als kühn, mehr aufgeregt und unruhig als unternehmend macht", denn die Bestimmungen, welche in diesen Worten von der Natur des Perikles gegeben werden, treffen zu; für die Tiefe des Geistes und Gemüthes aber, die mit ihnen in Verbindung gebracht werden, fehlen alle Beweise. Verf. scheint die eine wie die andere besonders aus dem Verhalten des Perikles am Hofe des Antiochus zu folgern; er macht darauf aufmerksam „wie schnell er die ihm dort drohende Gefahr erkenne, wie er ebenso sittig als klug das durchschaute Verhältniß nicht offen, kaum vor sich selbst zu nennen wage und vor sich hin in tiefsinnigen Gedanken seine Lage erwäge." Doch können wir mit dem besten Willen diesen Tiefsinn nicht finden; wir bemerken nur Reflektionen, wie sie in der gegebenen Situation auch der oberflächlichste Mensch machen würde. Ebenso zweifelhaft erscheint uns die Existenz des sittlichen Zartgefühls, welches Verf. wahrgenommen haben will; der Grund, aus welchem Perikles das von ihm erkannte Verbrechen nicht deutlicher bezeichnet, ist lediglich die Besorgniß, die Kenntniß desselben werde ihm, wenn der König sie nicht ferner in Zweifel ziehen könne, zum Verderben gereichen. Und diese Furcht hatte allerdings guten Grund; nur ist der Scharfsinn, welcher erforderlich war, um das Dasein der Gefahr zu erkennen, eben so gering, wie die Klugheit, mit der ihre Abwendung versucht wird, irgend über das gewöhnliche Maß hinausgeht. Man könnte nun noch fragen, wie denn dieser Mann, von dessen geistigen Fähigkeiten wir eine so wenig günstige Meinung hegen, die Lösung des Räthsels, an der schon so Viele gescheitert sind, sogleich zu finden vermöge? Verf. scheint in der That geneigt, auch diesen Umstand zum Beweise für seine Ansicht von der großen Bedeutung der in Rede stehenden Persönlichkeit zu verwenden. Er sagt: „der Mann, welcher Räthsel spricht, kann auch fähig gedacht werden, Räthsel zu lösen." (S. 193) Wir glauben, daß ihm die Lösung nur deßhalb gelingt, weil sie ihm eben gelingen *soll* und entschließen uns um so leichter zu dieser Annahme, da uns das sinnige Spiel, in welchem das Gelingen einer Werbung von der Lösung eines Räthsels, oder, wie im Kaufmann von Venedig, von der richtigen Auswahl eines unter mehreren einander völlig gleichen Kästchen abhängig gemacht wird, in unserem Stücke ganz unpassend und willkürlich angewandt

zu sein scheint. Wir finden in diesem Spiele einen symbolischen Ausdruck für den Gedanken, daß die Macht der wahren Liebe auch über den Zufall oder, wenn man lieber will, über das dunkle und blinde Schicksal gebiete, wenn es gelte, in den Besitz des geliebten Gegenstandes zu gelangen. Es ist daher nur da am Orte, wo man die ernstliche Absicht hat, unter einer Mehrzahl von Bewerbern denjenigen herauszufinden, welcher durch reine und wahrhafte Liebe und nicht durch anderweitige Motive bestimmt werde; wie es sich denn auch von selbst versteht, daß nur ein solcher die Probe bestehen kann. In unserem Stücke dient aber die Aufstellung des Räthsels nur dazu, die Bewerber fern zu halten; bei Perikles selbst kann von Liebe nicht die Rede sein; er unternimmt das Wagniß, ohne die Dame, um die es bestanden wird, irgend zu kennen; sobald er sie kennen gelernt hat, muß er sie verachten und die Neigung erlischt wie sie entzündet wurde, schnell und plötzlich, ohne eine Spur von sich zurückzulassen. Tieferer, nachhaltiger Empfindungen ist Perikles überhaupt nicht fähig; er entschließt sich deßhalb auch, als er nach Cyrene kommt, sehr leicht, der Tochter des dortigen Königs, die ihm zugethan ist, die Hand zu reichen, wiewohl die Schnelligkeit, mit der er hier die Bedenken, die er anfangs hatte, fallen läßt, im höchsten Grade auffallend ist. Doch dieses ist nur eines der vielen, ganz unmotivirten Begegnisse, die wir in unserem Stücke antreffen und welche, wenn ein solcher noch übrig wäre, den letzten Zweifel an der Unächtheit desselben hinwegnehmen müßten. Die einzige Stelle in ihm, welche allenfalls an Shakespeare erinnern könnte, ist die Schlußszene, doch möchten wir auch in Betreff dieser die übertriebene Anerkennung des Verf. nicht theilen und können uns jedenfalls durch sie nicht bestimmen lassen, von unserer Ansicht, daß Perikles Shakespeare'n nicht zum Verf. habe, abzugehen. Sollte sich indeß, was immer möglich ist, in Zukunft eine historische Notiz finden, aus welcher unzweifelhaft hervorginge, daß dieses Drama doch von unserem Dichter herstamme, so würde uns der horazische Ausspruch: etiam Homerus interdum dormitat zur Erklärung wie zum Troste dienen müssen.

Wir brechen an dieser Stelle die Kritik des ersten Bandes der Gervinus'schen Schrift ab, um in einem demnächst erscheinenden Artikel den Inhalt des zweiten Theiles einer ähnlichen Prüfung zu unterziehen. Hier wollen wir nur noch ein Verzeichniß der von uns nicht besprochenen Abschnitte des vorliegenden Bandes beifügen. Es sind: Heinrich VI. (S. 197); die Komödie der Irrungen (S. 234); Zähmung einer Widerspenstigen (S. 242). — Zweite Periode: die erotischen und historischen Stücke. Einleitung (S. 264); die beiden Veroneser (S 277); verlorne Liebesmüh' (S. 292); Ende gut, Alles gut (S. 311); der Sommernachtstraum (S. 333).

Rheinberg. **F. Brockerhoff.**

Gödeke. Elf Bücher deutscher Dichtung. 2 Abtheilungen. Leipzig bei Hahn.

Unter dem Titel „Elf Bücher deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant (1500) bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen. Mit biographisch-literarischen Einleitungen und mit Abweichungen der ersten Drucke, gesammelt und herausgegeben von Karl Gödeke. Leipzig. Hahnsche Verlagsbuchhandlung. 1849" ist ein neues Sammelwerk erschienen, das uns die Literaturgeschichte der drei letzten Jahrhunderte in Beispielen vor die Augen führen soll. Es umfaßt 2 Bände in Lexikon-Oktav; der erste Band enthält 50 Bogen auf 792 Seiten; der zweite mit Register 40 Bogen auf 637 Seiten; größtentheils mit sehr feiner Schrift gedruckt; nur das erste Buch ganz, sodann die Gedichte Klopstocks, Göthes und Schillers

haben größere Lettern. Das Papier ist gut; der Preis für beide Bände beträgt 2 Rthlr. 16 Sgr.

Soviel vom Aeußeren des Buches. Ob die Herausgabe desselben einem „längst gefühlten Bedürfniß" abgeholfen hat, obwohl Bücher ähnlicher Art von Wackernagel, Kurz und Andern erschienen sind, lassen wir dahingestellt; wir haben es mit dem Buche selbst zu thun.

Die Stelle der Vorrede, in der man eine Auseinandersetzung des Zieles und Planes erwartet hätte, vertritt eine kurze Widmung an Jacob und Wilhelm Grimm. Wir erfahren daraus, daß Herr Gödeke schon vor Jahren den beiden Brüdern das Werk ankündigte: daß die Ausführung hinter dem Ziele, das er sich gesteckt, zurückgeblieben; daß es ihm leid thut, die Geschichte der einzelnen ausgehobenen Stücke durch Anführung der abweichenden Lesarten nur in wenigen Fällen so genau wie bei Göthe vor Augen legen zu können; und daß zu seinem Leidwesen dem sechszehnten Jahrhundert eine ausgedehntere Beachtung nicht zu Theil werden durfte.

Die innere Einrichtung ist von dem Herausgeber so getroffen, daß den meisten der elf Abschnitte oder Bücher, in welche das Werk zerfällt, eine kurze Einleitung vorhergeht, die eine Charakteristik der ganzen literarischen Periode, die der Abschnitt umfaßt, enthält. Dann folgen die einzelnen Dichter, mit Angabe ihrer Lebensumstände und ihrer literarischen Stellung, und die Bibliographie der Dichtungen. Gerade in diesem letzten Theile ist die Mühe und der Fleiß des Herausgebers nicht zu verkennen. Mit Sorgfalt und Genauigkeit ist dieser literarische Anzeiger gearbeitet, der besonders beim sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert große Schwierigkeiten gehabt haben muß, wenn auch Vorarbeiten Anderer Erleichterung gewährt haben. So hat Wackernagel für das Kirchenlied, Halling und Vilmar für Fischart und Andere für andere Dichtungen und Dichter vorgearbeitet, aber auch so blieb für den Herausgeber die mühsame Arbeit, alle diese Angaben aus den verschiedensten Orten her zusammenzusuchen, was in der That keine Kleinigkeit ist; zumal wenn es gilt, über unbedeutende Dichter und Dichterinnen, wie Sandrub, J. Pappus, Valerius Herberger, Caspar Barth, Wenzel Scherffer, Sibylla Schwarz, Georg Greflinger, Schneuber, Anna Owena Hovers, Joachim Lütkemann, Johann Preuß, Uelzer, Stamford, Senf u. A. der Art solche Notizen zu sammeln oder auch nur zu suchen. Denn das Suchen wird trotz aller Mühe manchmal nicht belohnt.

Die biographisch-literarischen Einleitungen leiden aber an einem Fehler. Sie sind nämlich ungleichartig gearbeitet; der eine Dichter wird gegen den andern bevorzugt oder zurückgestellt. Dies trifft weniger den ersten als den zweiten Band, der die neuere Dichtung von Göthe und Schiller an bis auf Moritz Hartmann enthält. Während Schiller höchst nothdürftig in 11 Zeilen abgefertigt wird, erzählt der Herausgeber uns von Simrock „daß dieser seit 1830 vom Staatsdienste durch Cabinetsordre ausgeschlossen sei, weil er ein Gedicht auf die dreifarbige Fahne veröffentlicht hatte; daß aber die Deutung der blauen Farbe auf die Unterthanentreue übrigens schon anzeige, daß das Gedicht in einem Zeitpunkte geschrieben sei, als die Thronbesteigung Ludwig Philipps noch nicht bekannt und nach der Verzichtleistung Karls X. der Herzog von Bordeaux der muthmaßliche Thronfolger war. Simrock konnte also unbeschadet seines Liedes ein sehr guter Anhänger des Königthums sein, einfache Gesichtspunkte, die nur durch die Wirkung der sogenannten Schneiderrevolution verwischt werden konnten, die damals in Berlin Lärm machte, und ohne Chamisso's spöttisches Lied über dieselbe längst vergessen sein würde." Ist das ein richtiges Verhältniß? Was soll ferner die kurze Darstellung der Schellingschen Naturphilosophie (nach Hillebrand), die so anhebt, „Idee der absoluten Thätigkeit des einen in sich schlechthin identischen Urprincips, das sich im Prozesse der Selbstoffenbarung, in dem Fortgange eines unendlichen Producirens der Objektivität aus dem Urgrunde seiner selbst zur absoluten Vernunft bestimmt und so sich selbst zu dem wirklich macht, was es der Möglichkeit nach ewig ist" 2c., wenn die mitgetheilten 3 Gedichte von Schelling auch ohne diese Darstellung verständlich sind? Und wenn seine Ideen noch in den meisten Dichtungen der Gegenwart leben, so war es nicht genug auf 20 Zeilen eine Uebersicht seiner philosophischen

Grundgedanken zu geben, die dem Uneingeweihten völlig räthselhaft und dunkel bleiben muß. Entweder mußte die Darlegung der Schellingschen Naturphilosophie gänzlich unterbleiben oder sie mußte vollständiger gegeben werden. Um einen in die Augen fallenden Beweis dieser Ungleichheit zu liefern und zugleich den Standpunkt anzugeben, von dem aus Herr Gödeke die Poesie betrachtet, theile ich hier mit, was über Göthe und Geibel gesagt ist.

Von Göthe heißt es:

Geb. 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, ging im Herbste 1765 zur Universität nach Leipzig; kehrte 1768 nach Frankfurt zurück, 1769 nach Straßburg, 1771 Friederike Brion in Sesenheim; Promotion zum Doctor der Rechte. Rückkehr nach Frankfurt. 1772 Abgang nach Wetzlar, um beim Reichskammergericht zu praktisiren. 1773 Reise nach Coblenz mit Merk und Schlosser. Nach Frankfurt zurück. Götz von Berlichingen. 1774 Ausflug nach Pempelfort zu Fr. H. Jacobi; Fahrt nach Mainz mit Knebel und den beiden Prinzen von Weimar. Werthers Leiden. Clavigo. 1775 Lili Schönmann, später Baronin von Türkheim; Schweizerreise mit den beiden Grafen Stolberg. Der Herzog von Weimar ladet Göthe zum Besuch nach Weimar ein, wo er am 7. November eintrifft. 1776 Geh Legationsrath, mit Sitz und Stimme im Geheimenrath-Collegium. Stella. 1778 Gothe mit dem Herzoge in Berlin. 1779 Geh. Rath, Schweizerreise mit dem Herzoge. 1782 Kammerpräsident, geadelt. 1786 Reise nach Italien. Ankunft in Rom, den 1. November. Abreise von Rom nach Neapel den 21. Februar. Aufenthalt daselbst bis zum 29. März. Ueberfahrt nach Sicilien. Rückkehr nach Neapel und Rom. Aufenthalt daselbst bis zum April 1788; kommt am 18. Juni nach Weimar zurück. Erste Bekanntschaft mit Schiller in Rudolstadt. Iphigenia. Egmont. 1790 reist nach Venedig, im Mai wieder in Weimar; im Juli zum Reichenbacher Congreß. Tasso. Faust. 1791 Beiträge zur Optik. 1792 begleitet den Herzog auf dem Feldzuge in die Champagne. 1793 Belagerung von Mainz. Der Bürgergeneral. 1794 Freundschaft mit Schiller. Reinecke Fuchs. 1795 Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1797 Schweizerreise mit H. Meyer. 1798 Herrmann und Dorothea. Propyläen. 1803 Benvenuto Cellini. 1804 die natürliche Tochter. 1806 Göthes Verheirathung am 19. October. Werke, 13 Thle. 1807 Faust. 1809 Wahlverwandschaften. 1810 Zur Farbenlehre. Pandora. 1811 Aus meinem Leben. 1814 Rhein- und Mainreise. 1816 Göthes Frau stirbt am 16. Juni. Kunst und Alterthum. 1819 Westöstlicher Divan. 1821 Wilhelm Meisters Wanderjahre. 1825 Dienstjubiläum am 7. November. 1827 Werke in 40 Theilen. 1830 Göthes Sohn August stirbt in Rom 30. October. 1832 Göthe stirbt am 22. März im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Emanuel Geibel geb. 18. October 1815 zu Lübeck; dritter Sohn des bei der dortigen reformirten Gemeinde angestellten Predigers. Auf dem trefflichen Lübecker Gymnasium vorgebildet, bezog er im Jahre 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren. Allein bald erkannte er, daß beides sich kaum auf eine gründliche Weise vereinigen lasse und gab sich deßhalb fast ausschließlich dem Studium der Alten und der schönen Literatur hin. 1836 ging er nach Berlin und fand dort durch den Umgang mit Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig und namentlich mit Kugler mannigfache neue Anregung. Auch wurde er von Chamisso, der damals gemeinschaftlich mit Schwab den deutschen Musenalmanach herausgab, zu einer freieren Mitwirkung an demselben zugelassen. Noch hatt er sein akademisches Triennium nicht vollendet, als ihm durch freundliche Vermittelung Savignys und des Barons Sina in Wien die Stelle eines Erziehers im Hause des russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, zu Athen angetragen wurde. Die Lust am Fremden und der innige Wunsch den Boden Griechenlands zu betreten, ließen ihn den Vorschlag etwas übereilt ergreifen, und so verließ er im März 1838 Berlin und kam nach einer zu hastigen Reise durch Süddeutschland und die Lombardei im Juni desselben Jahres zu Athen an. Die Verhältnisse, in welche er dort trat, waren jedoch von der Art, daß sie ihm weder für wissenschaftliche noch für poetische Arbeiten die gewünschte Muße verstatteten, bis er nach Ablauf eines Jahres durch gütliche Uebereinkunft eine fast gänzlich unabhängige Stellung ge-

mann. Jetzt nahm er mit erneutem Eifer die unterbrochnen philologischen und poetischen Studien wieder auf; Homer, Aeschylus, Sophokles, die Lyriker wurden aufs Neue durchgearbeitet, während unter den deutschen besonders Göthe und Platen, die in ihrer Ruhe und Formvollendung so schön zu der südlichen Umgebung stimmten, auf ihn einwirken mußten. Im Herbste 1839 unternahm er mit seinem Freunde Ernst Curtius, einem Lübecker Schulgenossen, der schon länger in Griechenland gelebt hatte (später der Erzieher der Söhne des Prinzen von Preußen), eine Reise nach den Cykladen. Die Frucht dieser schönen Tage und der darauf folgenden Zeit war eine Reihe gemeinschaftlich gearbeiteter Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern. Im Sommer 1840 kehrte er nach Deutschland zurück und gab seine Gedichte, deren erste Sammlung bei dem Brande einer Druckerei untergegangen war, in Berlin heraus. In Lübeck begann er nun den in Griechenland eingesammelten Stoff zu verarbeiten, zu gleicher Zeit aber wandte er sich dem Studium der romanischen Literaturen zu und beschäftigte sich namentlich viel mit dem Spanischen. Höchst willkommen mußte es ihm daher sein, als ihm ein seinem Vater befreundeter hessischer Edelmann, der Baron Karl von der Malsburg, ein Bruder des bekannten Uebersetzers des Calderon und Lope, zu einem längeren Besuche auf seinem Gute Escheberg einlud, um die dort aufgestellte nicht unansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher nach Bequemlichkeit zu benutzen. Im Juni 1841 leistete er der Einladung Folge und die liebenswürdige Gastfreundschaft des wohlwollenden Mannes fesselte ihn ein volles Jahr an Escheberg. Er übersetzte dort aus dem Spanischen, schrieb die Zeitstimmen und zuletzt eine Tragödie König Roderich, die in der Behandlung des großartigen Stoffes nicht ganz glücklich war. Nach Lübeck zurückgekehrt brachte er einen Band spanischer Volkslieder und Romanzen zum Abschluß und theilte seine völlig freie Zeit, so gut es gehen wollte, zwischen historisch-philologischen Studien und poetischen Produktionen. Eben war er um Neujahr 1843 mit der Anordnung der zweiten vermehrten Auflage der Gedichte, sowie der Zeitstimmen beschäftigt, als ihn Rumohr auf's freudigste mit der angenehmen Nachricht überraschte, daß ihm der König von Preußen zur ungehemteren Fortsetzung seiner poetischen Studien ein Jahrgehalt ausgesetzt habe, wodurch er in die Lage kam, ohne wissenschaftlichen Bestrebungen zu entsagen, sich mit ruhigerem Sinne und freierem Umblick dichterischen Arbeiten hinzugeben. Im Frühjahr 1843 ging er zu Freiligrath nach St. Goar am Rheine, wo er einen poetischen Sommer verlebte. Den Winter verbrachte er in Stuttgart und Weinsberg. Eröffnete Aussichten konnten ihn nicht an Würtemberg fesseln; er wollte frei bleiben. Im Sommer und Herbst des nächsten Jahres lebte er in Lübeck, Hannover und in Schlesien bei dem Dichter Strachwitz, immer mit größeren Entwürfen beschäftigt, ohne einen bis zum Schlusse durchzuführen. Der Sommer 1845 führte ihn wieder nach Hannover und von da nach dem Harze, wo er in dem Klosterorte Ilfeld einige Wochen verbrachte, um ein lyrisch-reflectirendes Gedicht zu runden, von dem indeß nur Bruchstücke wie das Heimweh zu Tage gekommen. Die folgenden Jahre wandte er sich, mehr als bisher geschehen war, dem öffentlichen Leben mit seiner Poesie zu, suchte die Anregungen der Zeit in ernster und heitrer dramatischer Form za bewältigen, ohne andern als den vertrautesten Freunden etwas davon mitzutheilen. — Geibels erstes Auftreten in der Literatur war so still und bescheiden, daß die lauten Stimmen, die seiner anfänglich kaum gedachten und erst aufmerksam auf ihn wurden, als er sich bei dem Publikum, das sich nicht nach den kritischen Stimmführern richtet, ein entschiedens Ansehen errungen hatte. Das war um die Zeit, als die ganze Poesie mit der übrigen Literatur in die politische Oppositionsstellung überzutreten und darin aufzugehen begann. Da trat Geibel als fertige Erscheinung, ohne polemischen Charakter, aber ganz und entschieden, durch seine Gedichte selbst für die menschliche Berechtigung der Poesie auf, und führte, indem er die ewigen Stimmen des menschlichen Herzens wieder laut werden ließ, die Begeisterung in die jugendlichen Gemüther zurück, deren sie auf die Dauer nicht entbehren können. Seit Schiller war kein Dichter so voll Seele gewesen, keiner so heiß geliebt wie Geibel. Sein persönliches Wesen gab seiner dichterischen Persönlichkeit erst die rechte und volle Bedeutung. Wohin ihn seine

flüchtigen Wanderungen führten, da flogen ihm die Herzen zu und die Musik, die in seinen Liedern einen unerschöpflichen Quell süßer Harmonien fand, breitete seinen Gesang nur um so weiter aus und führte ihn nur um so tiefer in die Herzen. Was aber das Bezeichnende bei Geibel und die eigentliche Bedeutung seiner Wirksamkeit ist, ist die jedem Ohre sich aufdringende Wahrnehmung, daß in diesen Liedern ein ganz voller Mensch mit gleichmäßiger Anstrengung aller Seelenkräfte thätig ist, wie es bei Klopstock, Schiller und Platen der Fall war; nichts Gemachtes, nichts Erzwungenes; alles, der Schmerz wie die Lust, kommt tief aus vollem innersten Gemüthe und in so vollendeter Form, daß nichts müssig, nichts zu wenig daran ist. Lieder der Liebe, wie die Geibelschen, hatte die Poesie seit Jahrhunderten in Deutschland nicht geschaffen und neben diesen Liedern standen Gedichte voll so unergründlicher und klarer Tiefe, daß der ernsteste Mann, dessen Gemüth noch durch einen poetischen Hauch zu erwärmen ist, sich daran erfrischen mochte. Diese in sich einige Dichtererscheinung, voll Kraft des Mannes und Weichheit des Jünglings, an die Troubadours mahnend, die in Kampf und Gesang ihr Leben führten, mußte in einer Zeit, wo die Halbheit und Rohheit alles zu überragen drohten, des tiefsten Erfolges sicher sein. Und der Erfolg ist gekommen trotz aller Anfeindungen der politischen Partheien und der Neider, die einen Charakter verurtheilen, ohne ihn zu kennen. Geibels Gedichte haben die Stürme von 1848 überdauert, in denen so viel Ruhm erbleicht, so viel Liebe erkaltet ist. Die Literatur wird diese Feuerprobe nicht vergessen. —

Der Dichterfürst wird mit wenigen biographischen Notizen abgespeist, während einer der Epigonen diese feurige Lobrede erhält, die zwar gut gemeint ist, aber keineswegs den allgemeinen Beifall der literarischen Welt finden wird. So hat auch noch Hölderlin über Gebühr eine lange Einleitung erhalten. Es ließen sich die Beispiele vermehren, wenn es deren noch mehr bedürfte.

Was nun die Gedichte selbst betrifft, die mitgetheilt werden, so kann ich nicht überall beurtheilen, weil mir die Quellen nicht immer zur Hand sind, ob stets die charakteristischen und die bedeutendsten ausgewählt sind. Dies ist besonders bei dem 16. und siebzehnten Jahrhundert der Fall. Ich habe mich übrigens an der reichen Sammlung aus dieser Zeit erfreut und namentlich darüber, daß dem eigenthümlichsten und reichsten Dichter des 16. Jahrhunderts, F i s c h a r t, so viele Seiten gewidmet sind (S. 161 — 219). Eine Bemerkung will ich aber hier gleich anfügen. Diese gilt dem Drama. Die erste Probe, die aus dieser Gattung der Poesie dem Leser dargeboten wird, ist von Paulus Rebhun. Es sind namentlich einige Scenen aus seiner Susanna abgedruckt. Das ist nach meiner Meinung nicht zu billigen. Ein Drama, als ein durch und durch in sich abgeschlossenes Ganzes, wo das Letzte in das Erste und das Erste in das Letzte greift, darf nicht unvollständig mitgetheilt werden, oder es verliert an Werth und oftmals allen Werth. Ich unterschreibe völlig das Urtheil, was Heinrich Kurz in der Vorrede zu seinem Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit ausspricht: „Man kann aus bloßen B r u c h s t ü c k e n weder den Geist eines Dichters noch das Wesen einer Dichtungsform wirklich kennen lernen; das kleinste Gedicht leistet hierin mehr, als das ausgedehnteste Fragment eines größeren Werkes. Wie könnte man wohl aus zwei oder drei abgerissenen Scenen der Iphigenia z. B. ein auch nur entferntes Bild von Göthe als dramatischem Dichter, oder eine noch so unbedeutende Anschauung der dramatischen Dichtkunst gewinnen? Thun die Sammlungen, welche uns mit so vielen Bruchstücken beschenken, wohl etwas Besseres, als jener Reisende, der aus Griechenland ein Stückchen Marmor brachte, um an demselben die vortreffliche Architektur des Minerventempels nachzuweisen? Eben so wenig, als man aus einem Finger oder einer Hand des belvederischen Apolls die hohe Vollendung dieses Kunstwerks anschaulich machen kann, eben so wenig wird man aus diesem oder jenem Bruchstück irgend ein poetisches Kunstwerk zur Erscheinung bringen können." Bei Paulus Rebhun läßt man es sich allenfalls gefallen, daß man nicht das ganze Drama zu lesen bekommt, zumal da der Dichter selber über die erste Scene des zweiten Aktes sagt: Haec scena cum sequentibus extra argumentum apposita est, ad depingendam judicum iniquitatem; allein Herr

Gödeke hat kein einziges Drama vollständig abdrucken lassen (etwa mit Ausnahme des kleinen Fastnachtspieles von Hans Sachs „der Roßdieb zu Fünding", wofür beiläufig das von Wackernagel mitgetheilte dramatische Stück „die ungleichen Kinder Evae" viel passender gewesen wäre) weder von Gryphius, noch von Lessing, weder von Göthe noch von Schiller. Kurz hat dagegen den Nathan den Weisen, die Kinder der Niobe, den zerbrochenen Krug, Iphigenia, Tell vollständig gegeben. Dagegen bei Gödeke nichts als lauter Bruchstücke.

Ist dies als ein Fehler anzusehen, so ist ein zweiter Fehler, daß nicht immer das Charakteristische mitgetheilt ist. Als Beispiel führe ich die Bardendichter an. Jeder Leser, der irgend Kenntniß von der Literaturgeschichte hat, wird erwarten, wenn er die Namen von Denis, Kretschmann, Klosterberg liest, daß er Einiges von dem zu lesen bekommen wird, was sie gerade berühmt gemacht hat. Allein Herr Gödeke täuscht ihn. Von Gerstenberg findet sich ein Kriegslied eines dänischen Grenadiers, aber nichts aus dem Gedicht eines Skalden; von Kretschmann „der Fluch der Nessel" und „Litthauisches Doino", aber nichts aus dem Gesange Rhyngulphs, des Barden. So ist, um ein anderes Beispiel zu geben, von Lavater nur Ein Gedicht auf „die Freundschaft" in der Sammlung vorhanden; aber keines seiner Schweizerlieder und seiner religiösen Lieder. Von Kotzebue Ein Lied. Von Göthe fehlen die Gedichte, die in freieren Rhythmen geschrieben sind, aber gerade die Majestät seiner Diction bezeichnen; „Prometheus", „Grenzen der Menschheit" u. A. Herr Gödeke hat dagegen Neigung, uns Lieder von unbekannten oder unbedeutenden Dichtern mitzutheilen, z. B. Klöntrup, Cordes, Faber, Sortorius von Waltershausen, Zernitz, Liebau, Weddigen, Senf 2c.

Die Mittheilung verschiedener Lesarten ist sehr angenehm, aber kein eigenthümlicher Vorzug des Buches; denn auch schon Kurz hat Varianten-Sammlungen. — Angenehm ist ferner der Abdruck aller Reime von Göthe und Schiller, weil sie ja nur zum Theil in die Ausgaben ihrer Werke aufgenommen sind und man sie doch gerne vollständig besitzen mag.

Um über die ganze Sammlung ein Gesammturtheil zu sprechen, so enthält sie freilich einen reichen Schatz vortrefflicher Dichtungen; aber der erste Fehler ist, daß die Gattung des Drama, weil nur einzelne Scenen mitgetheilt sind, so gut wie gar nicht vertreten ist. Ein anderer Fehler ist, daß manche charakteristische Dichtungen fehlen; diese mögen freilich manchmal poetischer oder ästhetischer Rücksichten wegen weggelassen sein; allein in einem Buche, das uns Proben des dichterischen Vermögens und Geschmackes der drei letzten Jahrhunderte mittheilen will, dürfen diejenigen Dichtungen am wenigsten vermißt werden, die das deutlichste Gepräge ihrer Zeit tragen. Sie mögen freilich auch noch so leer an Inhalt und dürftig in der Form sein, sie müssen dennoch aufgenommen werden. Will man indeß bloß von künstlerischer und nicht von historischer Seite eine solche Sammlung veranstalten, so ist nichts dagegen einzuwenden; aber dann muß aus dem 17. Jahrhundert und aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts sehr, sehr Vieles gestrichen werden, was bei Herrn Gödeke seinen Platz gefunden hat. Ein dritter Fehler ist die Ungleichheit der Einleitungen. Entweder mußten sie ganz wegbleiben oder nach Verdienst und Würde abgemessen werden.

Aber auch trotzdem ist die Sammlung, besonders der reichen Lyrik wegen, zu empfehlen.

Oldenburg.

A. Lübben.

Die Bildungselemente der deutschen, französischen und englischen Sprache, in neun öffentlichen Vorträgen dargestellt von Dr. Ernst J. Hauschild. Leipzig, bei J. C. Hinrichs 1847.*)

Obgleich Ref. nicht zu den Männern gehört, welche glauben, daß, ohne eine aus den Quellen geschöpfte Kenntniß des klassischen Alterthums, eine gründliche Bildung nicht gedacht werden könne, gesellt er sich anderer Seits auch denen nicht zu, welche dafür eifern, den Unterricht des Lateinischen aus den Realschulen und somit aus dem Kreise der Bildungsmittel, welche für den höheren Bürgerstand vorbereiten, auszuschließen; weil sie glauben, daß die neueren Sprachen einen vollkommen genügenden Ersatz für dasselbe bieten. Es liegt ihm die Erfahrung vor, die viele seiner Collegen gleichfalls zu machen Gelegenheit hatten, daß der Unterricht im Lateinischen, als im Belieben der Schüler oder vielmehr ihrer Eltern, stehender Lehrgegenstand, den besser begabten Schülern, die durch ihn nicht überbürdet werden, wesentliche Vortheile bringt. Bei aller Achtung, die er vor dem gründlichen Unterrichte in der Grammatik der deutschen Sprache, wie des Französischen und Englischen hegt, kann er doch nicht umhin, die so oft wiederholte Ansicht auch als die seinige auszusprechen, daß in der starken Ausprägung der lateinischen Sprachformen ein mächtiges Hülfsmittel zur grammatischen Bildung der Schüler liege. Es scheint ihm ferner allein die bei den Schülern vorauszusetzende Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache eine gründliche Erklärung vieler Erscheinungen in den neueren Sprachen zu erleichtern, so wie nur durch sie eine etymologische Erklärung der Wortbedeutungen lebendig wird; und es möchte endlich, (wenn man dieser ganz praktischen Ansicht der Sache einige Geltung einräumen will) für die gesellige Stellung des Kaufmanns und Fabrikanten vortheilhaft sein, daß er einer Kenntniß nicht entbehre, welche ihm, der dazu bestimmt ist, die höchste Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft mit anderen Berufsrichtungen zu theilen, eine idealere Richtung zu geben im Stande ist, und ihn vor Geringschätzung von Seiten der sogenannten gelehrten Stände sichert.

Nachdem der Ref. auf diese Weise die Verschiedenheit seiner Ansicht von derjenigen des Verfassers angedeutet hat, ist es ihm ein angenehmes Geschäft, den Inhalt seiner Schrift, in welcher derselbe in origineller Weise die bildenden Elemente der Grammatik der modernen Sprachen entwickelt, anzudeuten. Er wünscht derselben von Herzen eine gründliche Würdigung von Seiten der vornehmen Verächter der modernen Philologie, so wie der den öffentlichen Unterricht leitenden Behörden. Auch er spricht als Wunsch aus, was der Verf. in seinem neunten, als Vorrede an die Spitze seines Buches gesetzten, Vortrage als Ansicht äußert, daß die Zeit nicht mehr fern liegen möge, wo auch die Realschule von Staatswegen gewisse Maturitätsprüfungen erhalte, welche diejenigen, welche sie ehrenvoll bestanden haben, ermächtigen, auf den Universitäten ihre Studien fortzusetzen. Ref. aber hat, indem er diesen Wunsch ausspricht, vorzüglich die künftigen Mediziner, Cameralisten und Juristen (denen wenigstens da, wo der Code Napoléon herrscht, eine gründliche Kenntniß des Französischen bei weitem nützlicher ist, als das Griechische) im Sinne; kann dagegen nicht umhin, abweichend von dem Verf. zu wünschen, daß diejenigen Studirenden, welche sich zum Lehramte an Realschulen vorbereiten, namentlich wenn sie nicht einst die Naturwissenschaften und die Mathematik, sondern die neueren Sprachen und die Geschichte lehren wollen, auch Kenntniß der klassischen Sprachen

---

*) Diese Schrift war dem Referenten kurz vor der März-Revolution des vorigen Jahres (1848) von der Redaktion des Archivs zugesandt worden. Jene weltgeschichtlichen Ereignisse, durch die sie in Vergessenheit gerieth, mögen diese Verzögerung selbst bei dem Verf. um so eher entschuldigen, da sein Werk unterdessen nicht veraltet ist.
Der Ref.

und der Literatur des Alterthums mit auf die Universität bringen, um an diese ein tiefer eingehendes Studium der modernen Sprachen anzuschließen. Denn nur auf diesem Wege ist es möglich, zu einer gründlichen und gerechten Würdigung des modernen Schriftenthums zu gelangen. So schwer eine solche Verbindung der antiken und modernen Philologie auch sein mag, so können gerade solche Realschulen, auf welchen das Lateinische in bedeutender Ausdehnung gelehrt wird, als Pflanzstätten dieses Studiums betrachtet werden, welches der künftige Lehrer der modernen Philologie noch durch den Besuch der obersten Gymnasialklassen weiter zu fördern hätte. Denn wollen die Realschulen eine würdige Stellung in der Pädagogik behaupten, so müssen sie solche Lehrer, denen eine gründliche grammatische und historische Bildung fehlt (und beide werden ja durch das Studium des Alterthums bedingt), ferne halten.

In dem ersten Vortrage, der aber im Buche der zweite ist, handelt der Verf. von dem Subjektiv und Objektiv, und weist nach, wie diese Begriffsformen in den verschiedenen Sprachen, in den alten wie in den neuen, ausgeprägt worden sind. Etwas weniger heitere Laune und etwas mehr Würde und Gründlichkeit bei der Behandlung dieses Gegenstandes würde freilich auf den Leser einen günstigen Eindruck machen; aber des Anregenden findet sich viel in diesem Vortrage, wie in den folgenden. Ungründlich darf wohl die Erörterung über das französische Reflexivum genannt werden, wo der Verf. behaupten möchte, daß wenn man sagt: je me suis acheté telle ou telle chose, man den Begriff habe: la marchandise est achetée, et moi je suis acheté de même. Das Wahre an der Sache ist wohl, daß die uneigentlich reflexiven Verba, zu denen auch acheter, in dieser Weise gebraucht, gehört, erst später, als die eigentlichen Reflexiven, der Gleichförmigkeit wegen, nach welcher der Geist des Volkes, oft sich selbst unbewußt, strebt, wie sie behandelt worden sind, und bei diesen faßte man das passivische Partizip wahrscheinlich in einer aktiven Bedeutung der Vergangenheit auf; daher vertritt suis im Reflexivum das Perfektum (die Vergangenheit liegt ja schon im Particip), während dieselbe Form im Passivum die Gegenwart bezeichnet: Je me suis loué ist Perfekt., il est loué ist Präsens (Vgl. Diez Grammatik der roman. Sprachen, Th. 2, S. 110). Anregend sind die Winke, welche über das Objekt bei den passiven Formen des Verbums (Deponens) gegeben werden. Um eine Probe von dem lebhaften Tone, in welchem dieser an sich trockene Gegenstand behandelt wird, zu geben, mögen hier einige Auszüge folgen: „das Englische," so heißt es S. 25, „soll den Reigen anführen, da es uns schon oben ein völlig flüssiges Deponens mit einem Akkusativ aufgezeigt hat: I am shown my room. Will man oder kann man es nicht als Deponens übersetzen, so glaube ich das gern, nur beweist eine Uebersetzung eben nichts. Jetzt aber folge noch eine andere kleine Liste dieser Art: I have descended from ancestors. I have gone, the sun was gone down. I have risen to fortune, I am risen to fortune; the sun was arisen. He had advanced in science, he was advanced in science. She had sunk, she was sunk etc. Und wann setzen wir denn diese Aktiva mit I have, und wiederum diese Media mit I am? Nun das soll mir der Schüler nicht so bald herausfühlen, wenigstens nicht so schnell, als er die Liste der lateinischen Deponentia inne hat. Ich glaube, meine Herren, solche Dinge haben tüchtige Beweiskraft für jeden, der nur glauben will, daß die neueren Sprachen kein Pappenstiel sind." In dem zweiten Vortrage behandelt der Verf. die Deklination und sagt mit Recht: „Man könnte die ganze Sache kurz so ausdrücken: die alten Sprachen haben Affixa, die neueren Sprachen Präfixa. Nun wüßte ich ferner nicht, wiefern ein Affixum mehr bedeuten, mehr bezeichnen könnte, als ein Präfixum; der Logik muß es wenigstens gleichgültig sein, ob wir sagen patri oder au père. Haben daher die alten Sprachen eine Synonymik der Casus, z. B. des Genitivs und Ablativs, so haben die neueren dafür eine Synonymik der Präpositionen, z. B. von of und from, with und by, und es ist gewiß, daß hier eben so viel Ausbeute für den jugendlichen Verstand verborgen ist, als in jener Synonymik." Der Verf. leugnet dabei nicht die in der reichlichen Flexion des Nomens enthaltene jugendliche Schönheit der alten Sprachen; aber er will neben dieser auch die männliche Schönheit der modernen gelten lassen. „Wie

der Styl, sagt er, so der Mensch; wie die Sprache, so das Volk; aber auch umgekehrt: wie das Volk, so die Sprache. Das kunstsinnige, erfinderische Volk der Engländer hat offenbar den obersten Grundsatz seiner Mechanik, mit den möglichst geringsten Mitteln, mit der möglich geringsten Kraft die möglich größten Wirkungen hervorzubringen, auf seine Sprache übergetragen. Und dies wäre nicht ein großartiger Anblick, zu sehen, wie diese Sprache mit unglaublich geringen Mitteln so bewunderungswürdig große Leistungen in ihrer Literatur aufweisen könne? In diesem Anblick liegt selbst ein ethisches Bildungselement." Indem der Verf. zu der Wortstellung in den modernen Sprachen übergeht, bietet er auch hier manche geistreiche Beobachtung dar und beweist dadurch am besten, wie viel Stoff zur Erregung des Nachdenkens in dem Unterrichte derselben enthalten sein kann, und daß also das Resultat nur von der Art, wie er ertheilt wird, abhängt. Dieser Ansicht wird auch der Leser gewiß beipflichten, wenn er sieht, welchen Sinn der Verf. selbst der englischen und französischen Interpunktion zu entlocken weiß, wie er die verschiedenen Arten der Negation im Französischen analysirt, und welche Fülle von Beziehungen sich noch in vielen anderen Sprachformen seinen Blicken eröffnet. Gewiß der Verf. hätte nicht die Hälfte von alle dem gesehen, wenn er seinen Geist nicht durch das Studium der alten Sprachen gebildet hätte, wenn diese ihm nicht fortwährend einen Punkt der Vergleichung böten.

Düsseldorf. **Dr. Philippi.**

Französische und englische Grammatiken.

So viel auch noch für Studium und Unterricht der neuern Sprachen zu thun übrig bleibt, so wird doch gewiß jeder Freund derselben mit Freude anerkennen müssen, daß in dem letzten Jahrzehent sich nach verschiedenen Richtungen hin ein so reger Eifer gezeigt hat, aus dem alten Schlendrian herauszukommen, der hier so lange unumschränkt gegolten hat, ein wissenschaftliches Studium der neueren Sprachen zu fördern und zugleich die Lehrweise derselben zu verbessern, daß ihr Unterricht fruchtbarer würde und aufhörte, bloßer Gedächtnißkram zu sein. Dieser Eifer hat seine gute Wirkung nicht verfehlt; die vornehme Verachtung, mit der die Philologen der alten Schule auf die neuern Sprachen herabsahen, ist schon zum guten Theile gewichen und wird mehr und mehr weichen, je mehr die alten Sprachmeister, deren Zahl an Gymnasien und Realschulen leider immer noch nicht gering ist, verschwinden.

Ueberschauen wir die ganze Masse der Lehrbücher der französischen und englischen Sprache, mit denen uns das letzte Jahrzehent beschenkt hat, so werden wir 4, oder, wenn man will, 5 Klassen derselben unterscheiden können, während man zu Anfang der 30r Jahre nur 2, höchstens 3 Klassen zählen konnte. Diese Klassen, die wir hier in der Kürze besprechen wollen, sind: 1) die geschichtlich-wissenschaftlichen; 2) die philosophisch-wissenschaftlichen; 3) die praktischen Grammatiken nach altem Schnitt; 4) die sogenannten Methoden-Grammatiken und 5) die praktisch-methodischen Grammatiken.

Die beiden ersten Klassen sollten eigentlich nur eine sein, denn eine wahrhaft wissenschaftliche Grammatik kann weder das geschichtliche noch das logische Element entbehren. Versuche zu solcher Vereinigung sind auch bereits gemacht, für das Französische von Mätzner (Syntax der neu-französischen Sprache, 2 Bde. Berlin 1843), von Städler (Berlin 1843) und Buschbeck (Berlin 1848), doch ist namentlich in den beiden letzten das historische Element zu sehr in den Hintergrund getreten. Für das Englische ist auch noch nicht einmal ein Versuch einer solchen Vereinigung gemacht worden, wie denn hier überhaupt das Historische bisher gänzlich vernachlässigt worden ist. Eine vorzugsweise geschichtliche Behandlung der französischen Grammatik werden wir unten in Collmanns französischer Grammatik

kennen lernen; die vorzugsweise oder ausschließlich das logische Element berücksichtigenden Grammatiken haben es sich zum Theil erstaunlich leicht gemacht, indem sie sich begnügt haben, das Beckersche Sprachsystem fast unverändert auf die französische und englische Sprache zu übertragen, aber dabei einen sehr wichtigen Punkt übersehen, nämlich den, daß Becker doch auch eine geschichtliche Kenntniß der deutschen Sprache hatte und folglich im Stande war, die Richtigkeit seiner logischen Ergebnisse durch die geschichtlichen Ergebnisse zu prüfen; diese geschichtliche Kenntniß der zu behandelnden Sprachen sich auch zu erwerben, daran haben jene Grammatiker meistens gar nicht gedacht und sind daher oft in wunderliche Irrthümer verfallen. Außerdem liegt ein großer Uebelstand bei solchen Büchern in der Anwendung der Beckerschen Terminologie, der wir, abgesehen von den vielen auch der alten Grammatik fremden lateinischen Ausdrücken, schon um deswillen wenig geneigt sind, weil sie in vielen Fällen nur dazu dient, die an sich einfachen und verständlichen Spracherscheinungen mit einem gelehrten Anstrich zu bedecken und so der Deutschen Erbsünde, vornehmklingenden Wortkram über die einfachsten Dinge zu machen und möglichst dem Allgemein-Verständlichen aus dem Wege zu gehen, Vorschub leistet. Namentlich aber wird dem Schulunterricht mit dieser Terminologie kein Gefallen erwiesen; der mittelmäßige Schüler wird sie mit sammt den beigegebenen Erklärungen auswendig lernen, verstehen wird er sie nur unvollkommen oder gar nicht. Für die wenigen glänzenden Köpfe aber, welche wirklich nicht in der Terminologie stecken bleiben, sondern zum Wesen der Sache vorzudringen vermögen, dürfen Schulgrammatiken nicht geschrieben werden. Verständige Anhänger des Beckerschen Systems, z. B. Fölsing in seiner engl. Grammatik, Berlin 1846, haben sich daher auch wohl gehütet, die ganze Beckersche Terminologie in ihre Bücher zu übertragen, und sich mit einer Auswahl der auch sonst schon gebräuchlichen und allgemeiner verständlichen Ausdrücke begnügt: ein merkwürdiges Gegenstück dazu hat Heussi in seiner für den Schulgebrauch bestimmten englischen Grammatik (Berlin 1846) geliefert, einem Buche, das in seiner Art als Schulbuch (??) einzig dasteht.

Trotz dieser und anderer Uebelstände hat die rationelle Sprachforschung bereits einen sehr günstigen Einfluß auf die Behandlung der Grammatik überhaupt und der neueren Sprachen insbesondere ausgeübt und wird ihn um desto mehr ausüben, je mehr sie sich in ein allgemein verständliches Gewand zu kleiden sucht. In dieser Hinsicht hat Buschbecks französische Grammatik bereits viel Vortreffliches geleistet. Die weiter unten näher zu charakterisirenden methodischen Grammatiken nach neuer Art sind zum guten Theil ein Ausfluß der rationellen Sprachforschung; ja selbst die Sprachmeister von altem Schrot und Korn haben sich wenigstens theilweise dieses Einflusses nicht ganz erwehren können.

Noch ist leider die Zahl dieser Sprachmeister an Gymnasien und Realschulen sehr bedeutend und kein Jahr vergeht, das uns nicht eine oder mehrere praktische Grammatiken nach altem Schnitt brächte. Die Eigenthümlichkeit dieser sogenannten praktischen Grammatiken ist zunächst die, daß sie höchst unpraktisch sind, indem das Praktische in ihnen in der Regel blos darin besteht, daß den planlos zusammengestellten Formen und Regeln Uebungsbeispiele zugefügt sind. An Trennung von Formenlehre und Satzlehre, an ein Forschen nach den logischen oder geschichtlichen Gründen der Spracherscheinungen, an planmäßigem Fortschritt vom Leichten zum Schweren, an Berücksichtigung der nach Alter und künftigem Lebensberuf verschiedenen Bedürfnisse der Schüler ist bei den meisten von ihnen gar nicht zu denken. Ein dickleibiges Buch schleppt sich durch alle verschiedenen Lehrstufen in Gymnasium, Real- und Töchterschule durch, zu umfangreich und zu planlos, zu wenig an die grammatischen Kenntnisse anknüpfend, die der Schüler aus anderen Sprachen gewonnen hat, um für Schüler der niederen Ordnungen, zu geistlos, um für Schüler der oberen Ordnungen tauglich zu sein: Muster und Vorbild dieser Grammatiken sind meist die Grammaire nationale, die Grammaire des Grammaires, dazu die Grammatiken von Laveaux, Lemare u. a., aber Werke, die auf dem Standpunkte der seichtesten Empirie stehen, bei unsern deutschen Sprachmeistern

aber neben dem Dictionnaire de l'Academie als unfehlbare Auktoritäten gelten. Bezeichnend, aber auch possierlich genug ist der Stolz und das Selbstbewußtsein, mit dem einzelne Sprachmeister auf ihre Uebertragungen der Grammaire nationale ꝛc. wie auf unsterbliche Werke hinblicken; die Grammatiken von Noël (Leipzig 1847), Castres de Tersac (Hamburg 1841) u. a. liefern davon ergötzliche Beispiele. — Einzelnen Grammatiken dieser Art ist jedoch ein gewisses Verdienst nicht abzusprechen, nämlich das einer überaus fleißigen und genauen Sammlung des von der Akademie und den übrigen französischen Grammatikern gelieferten Stoffes, ein Verdienst, das namentlich der Grammatik von Nod (Frankfurt 1848) zuzeigen ist.

Nicht höher im Allgemeinen als die praktischen Grammatiken nach altem Schnitt, wohl aber in manchen Fällen noch tiefer stehen die sogenannten Methoden-Grammatiken, Grammatiken, in denen an sich nicht unrichtige Lehrgrundsätze mit solcher Einseitigkeit durchgeführt sind, daß alle anderen ebenso wichtigen Lehrgrundsätze darüber vernachlässigt werden. Namentlich in der englischen Grammatik hat sich das Methodenwesen oder Methodenunwesen überaus breit gemacht; wir haben Lehrbücher nach Jacotots, Hamiltons, Robertsons, Ollendorfs, Seidenstückers, Ahn's und Anderer Methoden. Bereits aber scheint ihre Zeit zu Ende zu gehen; auch haben sie ihre Aufgabe zur Herbeiführung einer vielseitigen und naturgemäßern Lehrweise und zur Verdrängung des alten Schlendrians mitzuwirken, erfüllt; was sie selbst an deren Stelle setzen wollten, konnte, weil es nicht minder einseitig und pedantisch war als jener, sich auf die Dauer nicht behaupten.

Unter dem Einflusse der rationellen Sprachforschung einerseits und dem der Methoden andererseits ist die fünfte Klasse von Lehrbüchern entstanden, die wir die praktisch methodischen Grammatiken nennen wollen. Die Zahl der Lehrbücher dieser Art ist schon jetzt nicht unbedeutend und steigt mit jedem Jahre; die Verschiedenheit der Ansichten über rationellen und methodischen Sprachunterricht hat natürlich bei diesen Lehrbüchern eine große Verschiedenheit in der Behandlungsweise zur Folge gehabt; während es der Eine für gut findet, das Wort von vorn herein nur als Satztheil zu betrachten, hält der Andere dafür, daß es fruchtbringender sei bei der Einübung der Formenlehre nur wo es unumgänglich nöthig ist, Rücksicht auf die Syntax zu nehmen; der Eine zerstückelt dem Satzbau zu Liebe, was der Andere ungetrennt giebt. Aber bei allen diesen und andern Verschiedenheiten fehlt es nicht an wichtigen Punkten, in denen alle diese Lehrbücher, soweit sie nicht als mißlungen zu betrachten sind, übereinstimmen; Vertheilung des Materials auf verschiedene Lehrstufen in verschiedenen Lehrbüchern, planmäßiges Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, stete Rücksichtnahme in allen Uebungsbeispielen auf die Befestigung des schon früher Gelernten, Kürze und Klarheit in Fassung der Regeln, Beschränkung für die untern Lehrstufen auf das Unentbehrlichste, das sind wohl Grundsätze, die in allen bessern Büchern dieser Art wenn nicht durchgeführt doch erstrebt sind.

Ich weiß recht wohl, daß nicht alle Lehrbücher der französischen und englischen Sprache genau unter die obigen Kategorien passen; die eine Klasse greift bisweilen in die andere über und borgt und entlehnt aus derselben bald mit Bewußtsein, bald planlos; völlig unabhängig von dem Einflusse der anderen Gattungen sind nur diejenigen praktischen Grammatiken nach altem Schnitt, die als unübertreffliches Musterbild die Grammaire nationale, ein „ouvrage evidemment classique" wie Noël in Dessau sagt, vor Augen haben und sich also um die Fortschritte deutscher Wissenschaft und deutscher Pädagogik nicht weiter zu bekümmern brauchen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht gehen wir zur Beurtheilung einzelner Lehrbücher der französischen Sprache aus den letzten beiden Jahren 1848 und 49 über. Es ist möglich, daß dieses oder jene verdienstvolle Buch aus dieser Zeit meiner Kenntniß entgangen ist; indessen befinden sich schon unter denen, die ich hier behandele, mehrere Bücher, die als eine wirkliche und wesentliche Bereicherung der grammatischen Literatur zu betrachten sind.

Der historisch-wissenschaftlichen Grammatik gehört zunächst an:

1) Französische Grammatik für Gymnasien und Studirende. Nach Friedrich Diez bearbeitet von Dr. C. Collmann. Marburg und Leipzig, Elwert's Universitätsbuchhandlung, 1849. 8.433 Seiten.

Die erste Abtheilung dieses Buches, Laut- und Formenlehre enthaltend, erschien bekanntlich schon 1846 und erfreute sich großen Beifalls; die zweite Abtheilung aber war bei Weitem die schwierigere, weil sich der Verf. hier nicht auf das von Diez gegebene Material beschränken, sondern zum wenigsten das von diesem aufgestellte Schema ausfüllen und vervollständigen mußte. Der Verf. hat nach seinem eigenen Geständniß in der Vorrede lange geschwankt, ob er in der Syntax diesen Weg einschlagen oder ob er nicht lieber, mit Benutzung der Diezischen Forschungen die Einrichtung der Syntax, wie sie bisher in den alten Sprachen üblich war, beibehalten sollte. Er hat es vorgezogen, seinem Vorbilde auch in der Anordnung der Syntax zu folgen, womit wir uns im Ganzen wohl einverstanden erklären können; nur daß er ihm mit fast sklavischer Treue gefolgt ist und vielfach den Unterschied, der zwischen einer Grammatik der romanischen Sprachen und einem Lehrbuch der französischen Sprache stattfindet, vergessen hat, das machen wir ihm zum Vorwurf. Wir wollen unsere Meinung sogleich an Beispielen darlegen.

Im ersten Kapitel des Abschnittes: „Mehrfacher Satz, Bd. III, S. 298," sagt Diez vom Konjunktiv: „der Konjunktiv, der Modus der Möglichkeit, findet im einfachen Satze, wie oben erwähnt worden, da statt, wo ein Wunsch, ein Befehl, eine Erlaubniß, ein Zweifel ausgesagt werden soll. Im mehrfachen Satze erfolgt er entweder unmittelbar und nothwendig aus dem Sinne des Hauptsatzes, wenn dieser einen Zweifel oder eine Willensäußerung ausspricht oder er steht unabhängig davon in derselben Bedeutung wie im einfachen Satze. Genauer ausgedrückt braucht man ihn in folgenden Fällen: a) nach der Partikel que, que ne, wenn sie die Stelle des latein. ut (daß), ne, quin, quo minus einnimmt; b) nach dem Relativ ungefähr wie in der alten Sprache; c) im abhängigen Fragsatze, doch weit beschränkter als im Latein; d) in temporellen Nebensätzen bei priusquam id quoad; e) in hypothetischen Sätzen, aber wieder beschränkter als im Latein; f) in Koncessivsätzen ausgedehnter als in der alten Sprache; g) in der Verbindung mit quasi. Im Ganzen hat der Konjunktiv, wenn man von der latein. Syntax ausgeht, mehr verloren an Gebiet als gewonnen. Mehrere Tempora des Indikativs, wie das Imperfektum und Futurum, greifen in seine Rechte ein und selbst die sogenannten konditionalen Formen sind ursprünglich nichts anderes als konjunktivische. Doch giebt es einzelne Fälle, worin der Konjunktiv den latein. Indikativ verdrängt."

Das war so ziemlich Alles Allgemeine, was Diez über den Konjunktiv vorausschicken konnte, ehe er denselben bei den Nebensätzen ausführlicher behandelt. Denn er hatte es mit 6, wenn man will 7 Sprachen zu thun, die vielfach im Gebrauche des Konjunktivs von einander abwichen und obenein konnte er sich, weil er mehr oder weniger für Gelehrte schrieb, auf kurze Andeutungen beschränken. Herr Collmann hat sich, wie das Folgende zeigt, eng an Diez angeschlossen.

§ 153. S. 301. Der Konjunktiv hat im mehrfachen Satz seine eigentliche Stelle, wie schon der Name besagt. Indessen hat er gegen das Lateinische im Ganzen mehr verloren als gewonnen. Er steht im mehrfachen Satz entweder nothwendig und in Folge der Bedeutung des Hauptsatzes, wenn dieser einen Zweifel oder eine Willensäußerung ausdrückt, oder unabhängig davon in derselben Bedeutung wie im einfachen Satz. (§ 135). Mit anderen Worten der Konjunktiv steht:

a) in Absichtssätzen, nach que, lat. ut, ne, quo, quin, quominus;
b) in Relativsätzen, fast wie im Latein.;
c) in Fragesätzen, viel seltener als im Latein.;
d) in temporellen Nebensätzen nach avantque und jusqu'á ce que, häufiger als nach dem lat. antequam und quoad;
e) in hypothetischen Sätzen, seltener als im Latein.;
f) in Koncessivsätzen, häufiger als im Latein.

Diese Einleitung, der später auf etwa 25 Seiten die Darstellung der verschiedenen Satzarten, in denen der Konjunktiv vorkommt, folgt, ist, obwohl bei Diez vollkommen am Platze und auch genügend, bei Herrn Collmann eben so unnütz

als ungenügend. Man muß eine hohe Meinung von Schülern selbst der oberen Klassen haben, um ihnen zuzutrauen, daß sie aus den obigen Rubriken sich ein Bild über den Gebrauch des Konjunktivs bilden können. Da der Verf. aber einmal für Schüler schrieb, so würde er besser gethan haben, in seiner Einleitung an faßlichen Beispielen die wichtigsten Fälle, in denen der Konjunktiv steht, zu erläutern und auf diese Weise dem Schüler die Hauptunterschiede zwischen dem deutschen und französischen Gebrauch des Konjunktivs deutlich und übersichtlich vor Augen zu führen. Damit würde er den Zwecken der Schule mehr genützt haben, als mit der bloßen systematischen Darstellung der Modusverhältnisse im mehrfachen Satze, einer Darstellung, die wir übrigens keineswegs tadeln wollen, die wir selbst für genügend erachten würden, hätte Herr C. sein Buch nur für Studirende und nicht auch für Gymnasien bestimmt.

Bei Gelegenheit des Konjunktivs mag gleich noch ein anderer Punkt erwähnt werden, bei dem wir ebenfalls gewünscht hätten, daß sich Herr C. minder streng an sein Vorbild angeschlossen hätte; wir meinen die Behandlung des sogenannten Konditionalis oder Conditionnel, den er nach Diez und Grimm ohne Weiteres als Konjunktiv behandelt. Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß der Konditionalis in den meisten Fällen wirklich konjunktive Bedeutung hat; aber dennoch stehen manche gute Gründe entgegen, ihn ohne Weiteres dem Konjunktiv zuzuzählen und mit den übrigen konjunktiven Zeiten gleichzustellen. Denn erstens hat der Konditionalis, hervorgegangen aus habebam mit dem Indikativ, eine indikative Form und zweitens ist die indikative Geltung desselben noch nicht so ganz erstorben, denn das sieht jeder, wenn in dem Satze: Je vous ai dit qu'il viendrait, dieses viendrait Konjunktiv sein soll, so müßte folgerecht nach französ. Gebrauch auch viendra in dem Satze je vous dis qu'il viendra Konjunktiv sein. Das englische I told you, that he was to come steht auf derselben Stufe. Schon dieser Fall kann beweisen, wie unrecht man thut, die Behandlung des sogenannten Konditionalis geradezu mit der des Konjunktivs zu vermengen und dadurch die sonst so einfachen und durchsichtigen französischen Modusverhältnisse zu verwirren. Der indikativische Ursprung des Konditionalis und seine theilweise noch indikativische Geltung, die sich auch noch in andern Fällen als dem angeführten, nachweisen lassen dürfte, sollen wenigstens bewirken, daß ihm eine von den übrigen Konjunktiven getrennte Behandlung zu Theil würde.

Doch Herr C. hat einmal durchweg sich so eng als möglich an sein Vorbild anschließen wollen und so sei denn darüber kein Wort weiter verloren. Einen Vortheil hat er dadurch sicher gewonnen; wer überall den Fußstapfen eines so tüchtigen und besonnenen Forschers, als Diez ist, folgt, kommt nicht in Gefahr, auf allerhand Abwege zu gerathen. Das war freilich nicht möglich, namentlich in der Syntax, sich blos auf das von Diez Gesagte zu beschränken; Diez hatte es mit 6 Sprachen zu thun und konnte daher den einzelnen Sprachen keine sehr ausführliche Behandlung widmen. Manches, was für die Gesammtbetrachtung der roman. Sprachen nicht wichtig genug war, war hinzuzufügen, Angedeutetes auszuführen, vor Allem aber waren Beispiele aus guten Schriftstellern zu sammeln. Herr Collmann hat es an Fleiß nicht fehlen lassen; nur etwas mehr Sorgsamkeit und Genauigkeit hätten wir ihm noch gewünscht, damit wenigstens die Fehler, die in ungenauem Ausdruck, in falschen Beispielen u. dgl. bestehen, vermieden worden wären. Solche Fehler sind aber nicht gerade selten. So heißt es § 119, 4.: „Zusammengesetzte Intransitiva, welche eine Ruhe oder Bewegung ausdrücken, haben gleichfalls wie im Latein. den Akkusativ bei sich." Daß die Regel so allgemein ausgesprochen nicht paßt, ist schon aus der latein. Grammatik bekannt und wird überdies durch die französischen Wörter concourir, accourir, convenir, déchoir u. a. hinlänglich bewiesen. Bei Diez III. 102 steht ganz richtig: „Viele zusammengesetzte Intransitiva der Begriffe Gehen, Stehen, Sitzen und verwandter nehmen transitive Kraft an." — § 128. 10. lesen wir: daß par beim Schwur gebraucht wird. Es folgt unmittelbar die Anm. Statt par sagt man à travers, au travers: aller à travers les bois u. s. w. In welchem Sinne par mit à travers vertauscht werden kann, ist nicht gesagt. Sollte ein Mißverständniß des Schülers vermieden

werden, so hätte die Anm. nach §. 128 1. folgen müssen. Der enge Anschluß an Diez aber ist Ursache der jetzigen Stellung. Bei Diez heißt es nämlich III. 161. Nr. 10. „Eine übliche Verbindung für das räumliche per ist ital. per mezzo, sp. per medio, franz. parmi. Ueberdies franz. à travers mit Akk. aller à travers les bois aber au travers d'un buisson." Hier ist Zusammenhang bei Hrn. C. nicht, der gedankenlos die letzten Worte von Diez aus ihrer Verbindung gerissen hat. — Vollkommen inhaltsleer und obendrein schlecht gefaßt ist §. 121. Anm. 11., wo es heißt, nachdem zuvor in 7) die Regel gegeben ist, daß Adjektiva, die zur Vollständigkeit des Begriffes eine Ergänzung nöthig haben, den Genitiv nach sich haben: „Besonders häufig wird plein so gebraucht für ein Adjektiv (sic!) un homme plein de courage, d'esprit, d'honneur, plein d'ordre, deutsch muthvoll u. s. w." Stände nicht zufällig noch das muthvoll dabei, Niemand würde den Sinn dieser Anm. errathen, mit der am Ende weiter nichts gesagt sein soll, als daß das Deutsche das zu ergänzende Hauptwort gleich mit dem Eigenschaftswort zu einem Worte zu verbinden liebt. Warum gerade plein hervorgehoben ist, vermag ich auch nicht einzusehen. Verbindungen mit digne z. B. sind nicht weniger häufig und werden im Deutschen auch durch Komposita wiedergegeben: digne de louange lobenswerth, digne de gloire ruhmwürdig, digne de blâme tadelnswerth, digne d'envie beneidenswerth u. s. w. Man vergl. an weitern Beispielen solcher Ungenauigkeit die Anm. über den Unterschied von de und avec S. 222, die Erklärung von conspirer in seinen verschiedenen Konstruktionen S. 226. „conspirer qch. sich verschwören gegen: la ruine de la patrie," also sich verschwören gegen den Sturz des Vaterlandes, statt: zum, man rechne einige falsche Beispiele hinzu, wie S. 223, wo zu §. 124. 11. De drückt die Art und Weise aus (Abl. modi) als Beispiel angeführt ist qui naissent d'elles mêmes, mit dem Zusatz in Klammer (sua sponte), während dieses d'elles mêmes doch offenbar aus sich selber bedeutet und also de in der Bedeutung der Herkunft, des Ursprunges hätte erwähnt werden sollen und man wird zugeben müssen, daß der Verf. nicht überall mit der namentlich für ein Schulbuch nothwendigen Sorgfalt verfahren ist.

Eine Entdeckung müssen wir noch erwähnen, deren Ruhm Herrn C. ganz allein gebührt. §. 118. 2. steht wörtlich: „der Nominativ ist auch der Casus des Prädikat-Substantivs. Da nun die Apposition als ein Prädikat aufgefaßt werden kann (s. § 111. 12.), so steht auch diese stets im Nominativ: du roi mon maître; à son lieutenant-général, le grand-maître de Chaumont." Dazu ist denn noch die weise Anmerkung gefügt: „daher steht auch der nachstehende Superlativ stets im Nominativ: il m'entretient de ses affaires les plus secrètes." Wir müssen gestehen, daß wir derartige Erklärungen gerade bei geschichtlichen Sprachforschern für unmöglich gehalten hätten; sind auch fest überzeugt, daß Herr Diez auf jedes Eigenthumsrecht an derselben von vorn herein verzichten wird. Hoffentlich kehren wir in der Sprachforschung nicht zu den Ellipsen des Lambertus Bos zurück.

Trotz aller dieser und ähnlicher Auswüchse ist das Buch des Herrn Collmann immerhin ein bedeutender Fortschritt in der französischen Grammatik, wenn wir auch nicht läugnen wollen, daß der Fortschritt viel bedeutender hätte sein können, hätte der Verf. bei seinem Buche mehr die Schule im Auge behalten. Die am Ende des Buches angefügten Uebungsbeispiele sind zwar eine ganz dankenswerthe Zugabe, aber auch in anderer Hinsicht hätte Manches geschehen können, um das Buch praktischer zu machen. Berücksichtigung der neuen rationellen Grammatik würde den Verf. vielleicht zu mehrfachen Aenderungen bewogen haben, wie z. B. zu der, den in der systematischen Darstellung vielfach zertheilten Stoff möglichst wieder unter allgemeinen, sei es rationellen, sei es geschichtlichen Gesichtspunkten, zusammenzubringen. Indessen stehen wir nicht an, auch so den Gymnasien, an denen wissenschaftlich gebildete Lehrer den französischen Sprachunterricht ertheilen, das Lehrbuch des Herrn C. angelegentlichst zu empfehlen, natürlich nur für die obern Klassen Sekunda und Prima, höchstens Tertia, da es trotz aller seiner Mängel bei Weitem das beste Lehrbuch ist, das man den Schülern der obern Klassen in Gymnasien in die Hände geben kann. Möge es seinen Zweck, das historische Studium der französischen Sprache zu fördern, in ausgedehntem Maße erreichen!

Der rationellen Sprachforschung, jedoch ohne gänzliche Vernachlässigung des Geschichtlichen, gehört an:

2) F. Buschbeck, französische Grammatik. Mit dem doppelten Titel: Grammatik der romanischen Sprachen von F. Buschbeck. Erster Theil. Französische Sprache. Berlin, Gury's Verlag, 1848. 453 S. 8.

Eins der selbständigsten, eigenthümlichsten und werthvollsten Lehrbücher der französischen Sprache. Der Verfasser, preußischer Lieutenant und Mitglied der Militairexaminationskommission, ist mit den Forschungen von Diez nicht minder vertraut, als mit denen von Becker, Schifflin, Mätzner und Anderen, aber er hat allen diesen Werken gegenüber seine volle Selbständigkeit behauptet und ist, unbekümmert um des Einen oder des Andern System, völlig seinen eigenen Weg gegangen. Sein Hauptzweck war, ein gutes Schulbuch wenigstens für die höhern Klassen zu schreiben, das aber zugleich auch den Anforderungen der Wissenschaft Genüge leisten sollte; deswegen hat er es ebensowohl vermieden, sich mehr, als unbedingt nöthig war, auf die Geschichte der französischen Sprache und ihre Verwandtschaft mit den übrigen romanischen Sprachen einzulassen, als er sich gehütet hat, seine Grammatik in ein logisches System zu bringen, das seinen praktischen Zwecken in vielfacher Weise hätte hinderlich werden müssen. Er ist daher seinen eigenen Weg gegangen, einen Weg, der, wie viel man auch sonst gegen ihn erinnern mag, wenigstens das Gute hat, daß er dem Verfasser hinsichtlich der Anordnung und Zusammenstellung seines Stoffes eben keine hemmenden Fesseln anlegte.

Diese Anordnung scheint nun freilich auf den ersten Blick beinahe die der alten praktischen Grammatik zu sein, von der es aber auch wieder entschieden abweicht, was dem Leser einigermaßen deutlich werden wird, wenn wir ihm die Titel der 21 Kapitel, aus denen die Grammatik besteht, mittheilen. I. Konstruktion des Satzes. II. Präpositionen. III. Bildung des Plurals der Nomina. IV. Bildung des Feminin der Nomina. V. Artikel. VI. Stellung des Adjektivs zum Substantiv. VII. Uebereinstimmung des Adj. mit seinem Subst. in Zahl und Geschlecht. VIII. Adverb. IX. Komparation. X. Zahlwort. XI. Pronoms. XII. Formenlehre des Verbs. XIII. Uebereinstimmung des Prädikats mit seinem Subj. in Zahl und Person. XIV. Gebrauch der Zeiten. XV. Indikativ und Konjunktiv. XVI. Infinitiv. XVII. Participe passé. XVIII. Gérondif. XIX. Konjunktionen. XX. Interjektionen. XXI. Zur Orthographie. Man sieht, es ist eine Eintheilung, die blos aus praktischen Zwecken hervorgegangen ist, aus dem Streben, die Spracherscheinungen in übersichtlicher und einfacher Weise zu gruppiren. Man kann vielerlei an dieser Eintheilung und Anordnung aussetzen; aber sie findet eine genügende Rechtfertigung in dem, was der Verfasser mit ihrer Hülfe erreicht hat, nämlich ein Lehrbuch zu schreiben, das, während es an Klarheit und Uebersichtlichkeit wenig zu wünschen übrig läßt, den Schüler zugleich in die Wissenschaft einzuführen und ihn für die wissenschaftliche Behandlung der Grammatik empfänglich zu machen, vollkommen geeignet ist.

Das Hauptübel bei der großen Mehrzahl unserer rationellen Grammatiken ist, wie wir bereits oben gesagt, daß wir uns einmal von einer philosophisch-gelehrten Sprache nicht losmachen können und fast aufgehört haben zu wissen, was eine klare und einfache Sprache ist. Eine gelehrte philosophische Terminologie hat sich aller Wissenschaften bemächtigt, ja sie ist vielfach bereits in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen; wir werden von Jugend an auf Schulen und Universitäten damit gefüttert und fangen am Ende an, diese künstlerisch gelehrte Sprache für eine einfache und natürliche zu halten. Es ist sehr gut für uns, daß wir uns viel mit den Schriftenthümern Englands und Frankreichs beschäftigen und daß das vermehrte öffentliche Leben auf die Nothwendigkeit einer einfachen und allgemein verständlichen Sprache hinweist; unsere Bücher würden sonst bald nur für Gelehrte verständlich und so der Zustand ziemlich wieder derselbe sein, wie einst, als die Gelehrten lateinisch schrieben. — Herr Buschbeck hat das Verdienst, sich bei einer wissenschaftlichen Auffassung des Stoffes, doch fast durchgängig einer einfachen und klaren Sprache bedient zu haben; die alte und eingebürgerte, wenn auch vielfach unrichtige grammatische Terminologie hat er beibehalten und nur hier und da mit der französischen

Terminologie vertauscht, namentlich in solchen Verhältnissen, die dem Französischen eigenthümlich sind. Doch hätten wir gewünscht, daß er den französischen Bezeichnungen in einzelnen Fällen nicht den Sinn beigelegt hätte, der ihnen von den französischen Grammatikern beigelegt ist. So hat Herr Buschbeck z. B. den franz. Grammatikern folgend dem Régime indirect den allumfassendsten Sinn beigelegt, daß es alle Fälle, wo das Nomen eine Präposition bei sich hat, umfaßt. Solche rein äußerliche Eintheilungen sollten aus einer wissenschaftlichen Grammatik ein für allemal wegbleiben; sie können nur dazu dienen, Verwirrung unter den Schülern zu erregen.

Herr B. hat in seinem Buche durchweg danach gestrebt, die Sprachgesetze nachzuweisen, die den verschiedenen Spracherscheinungen zu Grunde liegen und den Regeln höchstens einen sekundären Platz anzuweisen, indem er sie uns als den Ausfluß jener Gesetze und zugleich als Probe für die Richtigkeit derselben erscheinen läßt. Die Untersuchungen mußten hier natürlich so geführt werden, daß alle irgend entbehrlichen Beweismittel aus der Geschichte und Philosophie der Sprache wegfallen konnten, ohne daß der Beweis darum unvollständig zu sein schiene. Bei diesem Streben nach Vereinigung mannigfacher Spracherscheinungen unter einem Gesichtspunkte war aber namentlich die Gefahr zu vermeiden, daß Sätze als allgemein gültige dargestellt werden, die nur auf einen Theil der Fälle passen, für die sie maßgebend sein sollen. In diesen Fehler ist der Verf. mehreremale verfallen, namentlich bei den Präpositionen à und de, wo er den großen Fehler gemacht hat, alle die verschiedenen Fälle, in denen à und de vorkommen, gewissermaßen in einen Topf zusammenzuwerfen. So gewiß es ist, daß die Präpositionen à und de zur Ersetzung des lateinischen Dativs und Genitivs verwandt worden sind, so fehlerhaft ist es, den Satz umzukehren und zu sagen: wo die Präposition à steht, haben wir den Dativ, wo die Präposition de steht, den Genitiv, wie Herr Buschbeck thut. Nun soll aber die Grundanschauung gefunden werden, die allen den mannigfaltigen Fällen, in denen à und de vorkommen, zu Grunde liegt; Herr B. giebt uns auch ohne Weiteres als diesen Grundgedanken „daß das im Dativ stehende (mit à Verbundene) die Bestimmtheit desjenigen Etwas angiebt, auf das es sich bezieht. Diese Bestimmtheit sei aber sowohl die Art und Weise eines Dinges, als auch dessen Bestimmung oder Richtung" Diese Erklärung soll nun auf alle Fälle passen, in denen à vorkommt, wir werden gleich sehen, wie. Da heißt es S. 17. „Il reste fidèle à sa parole. Er bleibt treu, was sein Wort anbelangt (wortgetreu), nicht etwa seinem Vorsatze, seinem Herrn; à sa parole bezeichnet also die Qualität der Treue." Hier muß der einfache Dativ jenem Grundgedanken zu Liebe aus seiner Stelle weichen. S. 18. finden wir das Beispiel, „il mourut à quatorze ans, er starb vierzehnjährig," à muß also auch hier die Art und Weise des Sterbens ausdrücken und in dem Satze il vient à onze heures haben wir also, wie der Verfasser sich ausdrücken würde, nicht ein einfaches Kommen, sondern „ein Kommen um 11 Uhr, gleichsam ein eilfuhriges Kommen." Der Verf. hätte bedenken sollen, daß bei solcher Art zu erklären eben Alles möglich wird, daß so gut wie er erklärt: „Il est resté à la maison. Die Qualität des Bleibens wird durch den Dativ näher angegeben; es war ein Zuhausebleiben" und „Ils couchaient aux bois. Durch aux bois wir ihr Schlafen näher bezeichnet," es war „ein Schlafen in den Wäldern," man eben so gut erklären kann „Il se coucha sur un lit." Durch sur un lit wird sein se coucher näher bezeichnet, es war ein Schlafen auf dem Bett oder Il vit dans l'oisiveté. Die Qualität des Lebens wird näher angegeben, „es war ein Im Müssiggang Leben." Der Schüler wäre nach den Erklärungen des Herrn B. im vollsten Rechte, wenn er in allen diesen Fällen à setzte. Aehnliche herzbrechende Erklärungen finden wir auch bei de S. 25. „Ce bâton est épais de deux pouces, die zwei Zoll machen seine Dicke aus; von ihnen hat er es, daß er gerade so dick ist." „Ces deux villes ne sont distantes l'une de l'autre que *de* huit lieues. Die Distanz schreibt sich von den huit lieues her; wären die huit lieues nicht zwischen beiden Städten, so wären sie nicht so weit von einander entfernt." Daß solche Erklärungen mindestens sehr an das Lächerliche streifen, bedarf wohl keines Beweises.

Diese Kapitel die der Verf. an den Anfang des Buches gestellt hat, sind eben nicht berechnet, den Leser zu Gunsten desselben einzunehmen; glücklicher Weise ist Herr B. jedoch in allen spätern Theilen seines Buches mit größerer Besonnenheit und Umsicht zu Werke gegangen, und die meisten Abschnitte sind so gearbeitet, daß wir sie nach Inhalt und Darstellungsweise durchaus für gelungen erklären können. Wir bezeichnen als solche namentlich die Abschnitte über die Stellung der Eigenschaftswörter, über den Gebrauch der Zeiten, über Indikativ und Konjunktiv. Der Unterricht in der französischen Grammatik wird in den obern Klassen mit dem besten Erfolge fast durchgängig nach dem Lehrbuche des Herrn B. ertheilt werden können, wie Ref. selbst aus Erfahrung versichern kann; nur wäre es wünschenswerth, daß die Einführung des Buches in die obern Klassen von Gymnasien durch einen wohlfeilern Preis erleichtert worden wäre. Der Preis von 2 Thalern ist viel zu hoch, als daß den Schülern die Anschaffung desselben zugemuthet werden könnte.

Eine dankenswerthe Zugabe des Buches ist eine vom Verf. selbst meist aus neuern Schriftstellern gezogene Beispielsammlung, von der anzuerkennen ist, daß sie mit Geschmack und Urtheil gemacht ist. Schließlich haben wir noch einen Uebelstand bei dem Buche zu erwähnen, der seinem Gebrauche in Schulen eben auch nicht förderlich sein dürfte, nämlich die große Menge der Druckfehler, von denen das angehängte Druckfehlerverzeichniß, obwohl immer noch lang genug, wohl kaum den dritten Theil enthält.

Kürzer können wir uns bei:

3) Emanuel Rod. Französische Sprachlehre. 4. Aufl. Frankfurt a. Main. Sauerlaender's Verlag, 1848. 392 S. gr. 8.

4) L. A. Beauvais. Französische Sprachlehre für Schulen und zum Selbstunterricht. Nach den Grundsätzen des Dictionnaire de l'Academie Française von 1835. 3. Aufl. Berlin. Herm. Schultze, 1849.

fassen, da beide Bücher der Klasse der Grammatiken nach altem Schnitt angehören und also des Eigenthümlichen und Selbständigen nur wenig enthalten.

Herr Rod hat sich hauptsächlich Vollständigkeit zur Aufgabe gesetzt und eine ungemein fleißige Kompilation aus den französischen Lexikographen und Grammatikern geliefert. Eine solche Zusammenstellung wird auch für den wissenschaftlichen Sprachforscher von Interesse sein, weil sie in übersichtlicher Weise alle die Punkte zeigt, über welche die französischen Grammatiker verschiedener Meinung sind und weil wir aus ihr ersehen, wie groß die Zahl dieser Differenzpunkte trotz der Tyrannenherrschaft der französischen Akademie ist, und wie sich die unfehlbare franz. Akademie so häufig genöthigt gesehen hat, ihre Meinung zu ändern.

Am reichhaltigsten ist die Kompilation des Herrn Rod für die Formenlehre ausgefallen, in vielen Fällen reichhaltiger als irgend ein vernünftiger Grammatiker verlangen kann. Was liegt daran, ob bei den Regeln über das Geschlecht der Hauptwörter gesagt wird, daß 29 Wörter auf tère, 41 auf toire, und 87 auf tre, 376 auf me männlich, dagegen 630 Wörter auf té und tié weiblich sind und ähnliche Angaben mehr? Dagegen giebt es andere Fälle genug, wo solche Genauigkeit und solches Streben nach Vollständigkeit vollkommen am Platze waren und wo wir dem Verf. für die angewandte Mühe nur danken können. Ein solcher Fall ist z. B. die Frage wegen des Plurals der Eigenschaftswörter auf al. Gestützt auf die Zugeständnisse der Akademie von 1835, auf die Angaben der neuern Grammatiker und Lexikographen und auf den Gebrauch, namentlich bei den Schriftstellern der letzten Jahrzehnde, hat er die ganzen Regeln über den Plural der Adjektive auf al über den Haufen geworfen und dafür die einfache Regel hingestellt: „die Adjektiven auf al verändern diese Endung in aux. Ausnahmen bancal, matinal und fatal, welche ein s annehmen.“ Hierzu hat denn der Verfasser die Belege des Plurals in aux für beinahe 400 Eigenschaftswörter auf al beigebracht, unter ihnen auch bancaux und matinaux, die dessenungeachtet noch unter den Ausnahmen aufgeführt stehen. Nur für einen Plural fataux fehlt es ganz an Belegen. Mit alleiniger Ausnahme des Wortes fatal würden also alle Eigenschaftswörter auf al den Plur. masc. in aux bilden; doch würden die Formen auf aux unbedingt da zu vermeiden sein, wo sie einen Mißklang hervorbringen.

In gleicher Weise weist Herr Rod nach, wie die Akademie mit Unrecht einer großen Anzahl von Eigenschaftswörtern bald das männliche bald das weibliche Geschlecht versagt hat, und wie sie hinsichtlich der Femininbildung der Hauptwörter ebenfalls mit der größten Willkür und ohne alle Konsequenz verfahren ist. Solche Verdienste wollen wir Herrn Rod nicht absprechen; im Uebrigen aber finden wir bei ihm großentheils jene Masse von falschen und wunderlichen Ansichten wieder, von welchen die französischen Grammatiker nie frei sind. So erfahren wir S. 70, daß die Adverbia assez, bien, dessous, dessus, loin und viele andere ursprünglich Hauptwörter sind; S. 80 erscheinen die Verhältnißwörter contre, envers, hors, avant als Hauptwörter, pour dagegen als Eigenschaftswort; wir finden auf S. 147 die schöne Erklärung, daß ein Eigenschaftswort, das seinem Nennworte vorausgeht, die Bedeutung eines Superlatif absolu bekommt, daß also un aimable enfant so viel ist als un enfant très aimable; wir erfahren, daß bei folgendem plus, jamais, guère, mot, bien, goutte u. s. w. pas ausgelassen wird und derartige Fehler in Masse, die alle daraus entstehen, daß der Verf. eben keine Kenntniß von einem wissenschaftlichen Sprachstudium hat. Ein anderer Fehler in Herrn Rods Grammatik ist die Unbestimmtheit, mit der sehr häufig die Regeln gegeben sind. So sagt der Verf. hinsichtlich des Gérondif mit und ohne en: „Es ist uns noch nicht gelungen, die Fälle zu bestimmen, in denen en nothwendig ausgedrückt oder weggelassen werden muß." Aehnliche Geständnisse seiner Unfähigkeit, genügende Regeln für grammatische Erscheinungen aufzufinden, erhalten wir bei der Stellung der Eigenschaftswörter, in dem Abschnitt über den Gebrauch der Verneinung ne und an andern Orten. Es ist aber immerhin anzuerkennen, daß die Kritik, welche der Verf. über die französischen Grammatiker übt, theilweise Schuld dieser Rathlosigkeit ist; er hat häufig die Unhaltbarkeit dessen eingesehen, was jene aufgestellt haben, ohne zu wissen, was er an dessen Stelle zu setzen habe.

Zeichnet sich so die vorliegende Grammatik mehrfach vortheilhaft vor den andern ihrer Gattung aus, so hat sie dagegen an praktischer Brauchbarkeit für den Unterricht nur eingebüßt. Das Streben nach Vollständigkeit verträgt sich an und für sich mit Schulbüchern nicht gut; rechnet man nun noch die furchtbare Masse von Regeln hinzu, die, ohne auf das Wesen der Sache einzugehen, sich nur an die äußere Erscheinung halten, so wird man wohl an der Tauglichkeit dieses Buches zum Schulbuche zweifeln müssen, ganz abgesehen davon, daß der Verf. sich genöthigt gesehen hat, Uebungsbeispiele zu seinen Regeln in einem zweiten Bande folgen zu lassen, weil der erste schon zu stark geworden war. Dieser zweite Band ist uns indessen nicht zu Gesicht gekommen.

Viel empfehlenswerther in Hinsicht auf praktische Brauchbarkeit ist die Grammatik von Beauvais, die dagegen freilich auch alle obenerwähnten Vorzüge der Rodschen Arbeit entbehrt. Herr Beauvais ist ein eifriger Anhänger des Dictionnaire de l'Academie, „der einzigen Auktorität für Ausländer, die französisch lernen wollen;" was daher die Akademie billigt oder mißbilligt, billigt oder mißbilligt auch Herr B., der sich noch obendrein rühmt, fast alle seine Beispiele nur aus dem Dictionnaire de l'Academie von 1835 gezogen zu haben. Indessen da Herr Beauvais nur ein Schulbuch zu schreiben beabsichtigte, das auf Wissenschaftlichkeit keinerlei Anspruch macht, so mag diese Hingebung an die einseitige strenge Korrektheit der Akademie immerhin gerechtfertigt erscheinen.

Herr Beauvais hat hauptsächlich dahin gestrebt, die Schüler sobald als möglich zum Sprechen des Französischen zu bringen; daher hat er erstens alle Regeln sowohl in französischer als in deutscher Sprache gegeben und zweitens hat er seine Beispiele meistens aus der Umgangssprache gewählt. In beiderlei Beziehung ist er nicht ohne Geschick und Umsicht verfahren, so weit dies ihm möglich war, der sonst nirgends sich über den Standpunkt der alten praktischen Grammatik erhebt.

Zerbst. **E. Fiedler.**

The rise, progress and present structure of the English language by the Rev. Matthew Harrison A. M. London 1848. 9 sh.

Mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, unter denen wir die Namen Thorpe Kemble, Wright obenan stellen, haben in England bisher nur Dilettanten die Erforschung der englischen Sprache in ihre Hand genommen. Wer die alten klassischen Sprachen studirt hat, in der englischen Literatur einigermaßen belesen ist, den Horne Tooke kennt und aus Reisebeschreibungen, Grammatiken und Wörterbüchern gelegentliche Notizen über einige neuere europäische und außereuropäische Sprachen eingesammelt hat, hält sich ohne Weiteres auch für befähigt, ein Buch über die Entstehung der englischen Sprache, über deren Verhältniß zu andern Sprachen und über dergleichen zu schreiben. Die Zahl solcher Dilettanten ist in England stets ziemlich bedeutend gewesen, und wir verdanken ihnen neben einer Unmasse von elendem Gewäsch doch auch manche werthvolle Arbeit, namentlich auf dem Gebiete der altenglischen Literatur und der Mundarten. Wir erinnern nur an Jamiesons großes Wörterbuch der schottischen Sprache, an Halliwells erst vor wenigen Jahren vollendetes Wörterbuch „of archaisms and provincialisms", an die fleißigen mundartlichen Sammlungen von Carr, Forby, Moor u. a., und an die Mehrzahl der Ausgaben altenglischer Schriftwerke, welche die letzten Jahrzehnde uns gebracht haben und die vor den frühern Arbeiten dieser Art namentlich den Vortheil der treuen Benutzung der vorhandenen Handschriften haben. Unentbehrlich, wie alle diese Leistungen für die englische Sprachforschung sind, sind sie doch in wissenschaftlicher Beziehung von geringem Werthe; den hohen Werth, den sie dessenungeachtet besitzen, haben sie nur dem unermüdlichen Sammlerfleiße und der ausgedehnten Belesenheit ihrer Verfasser zu danken.

Neben diesen werthvollen Erzeugnissen dilettantischer Sprachforschung läuft bis auf den heutigen Tag immer noch eine große Zahl von sehr unbedeutenden oder völlig werthlosen Werken über englische Sprachforschung her, die uns den traurigen Beweis liefern, daß die neuere wissenschaftliche Sprachforschung in England bisher noch wenig Verbreitung gewonnen hat. Da versucht der Eine wohl gelegentlich zu beweisen, daß die englische Sprache aus dem Koptischen stammt, der Andere leitet sie frischweg aus dem Griechischen oder Lateinischen her; kurz die Zeit, wo in der Sprachforschung Alles für möglich gilt, ist für England noch nicht vorüber, obwohl auch hier wohl ihr Ende nicht fern ist.

Das Buch, welches wir hier anzeigen, gehört zu der Klasse der unbedeutenden dilettantischen Sprachuntersuchungen, ein Buch, das, nach dem beurtheilt, was der Titel hauptsächlich verspricht, so gut wie völlig werthlos sein würde, das aber, von dem beschränktern Gesichtspunkte einer mit passenden Beispielen versehenen Erörterung grammatischer Streitfragen aus betrachtet, immerhin ein ganz nützliches empfehlenswerthes Buch ist und noch viel empfehlenswerther sein würde, wenn dem Verfasser die historische Sprachforschung, das nothwendigste Erforderniß bei derartigen Untersuchungen, nicht gänzlich abginge.

Eine Abhandlung über die Geschichte der englischen Sprache eröffnet das Buch; wir brauchen dabei nicht lange zu verweilen, denn was in derselben wahr ist, ist nicht neu, was aber neu in derselben ist, ist nicht wahr. Die Untersuchungen über den Ursprung und das Verhältniß der germanischen Völker zu einander und zu andern Völkern stützen sich nur auf ein paar altnordische Sagen und auf einige Angaben des österreichischen Gesandten Buschbeck in Konstantinopel. Bei Letzterm namentlich wird die gedankenlose Leichtgläubigkeit unseres Verf. recht augenscheinlich. Buschbeck hat von einem Gesandten der Tartarischen Krim viel von einem Volke gehört, das in Sprache, Sitten und Gesichtsbildung germanisch ist, er theilt eine Anzahl Wörter dieser Sprache mit, wie er sie von jenem gehört haben will, z. B. hus Haus, stul Stuhl, regen Regen, broder Bruder, schwester Schwester, alt alt, silvir Silber, salt Salz u. s. w. Aus diesen schließt nun Harrison, daß das Tartarische den germanischen Sprachen sehr nah verwandt ist. Daß jene Be-

wohner der Krim keine Tartaren, sondern wirkliche deutsche Kolonisten gewesen sein müssen, fällt ihm nicht ein. In gleicher Weise werden die alten skandinavischen Sagen von Odin u. s. w. als reine Geschichte erzählt und sogar das Jahr berichtet, in dem Odin vom schwarzen Meere aus nach Westen zog. Mit gleicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit sind alle folgenden Abschnitte der Geschichte der engl. Sprache behandelt, und wenn man ja einmal gelegentlich auf den Gedanken kommen könnte, der Verfasser habe wenigstens einige Kenntniß der angelsächsischen Sprache, so zeigt er uns doch bald auf untrügliche Weise, daß Alles, was er von derselben weiß, aus einigen dem Wörterbuche von Bosworth entlehnten Notizen besteht. So macht er es u. A. Chaucer zum Vorwurf, daß er zweisilbige Wörter aus einsilbigen gemacht habe; „ein Princip" fügt er hinzu, „das gegen den Geist der engl. Sprache ist und sich darum auch nicht hat halten können". (S. 94.) Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß Jemand, der wenigstens in einige angelsächsische Bücher hineingesehn hat, wie Herr Harrison, auf die so wunderliche Entdeckung kommen könnte, Chaucer habe die einsilbigen Wörter had, long u. s. w. willkührlich zu zweisilbigen had-de, longe gemacht. Mit demselben Rechte würde man auch sagen können, avunculus sei nichts als eine Erweiterung des französischen oncle.

Auch noch andere Vorwürfe werden dem armen Chaucer gemacht, so der schon so oft angebrachte, daß Chaucer die engl. Sprache durch Einmischung einer Unmasse von französ. Wörtern entstellt und verunreinigt habe, ein Vorwurf den wir schon an einem andern Orte als völlig unbegründet zurückgewiesen haben. Chaucer schrieb eben in der zu seiner Zeit gewöhnlichen Sprache, die bereits genügend mit französischen Wörtern angefüllt war und wer die Schriften seiner Vorgänger und Nachfolger kennt, dem wird es nicht einfallen können, Chaucer den Titel eines Sprachverderbers zu geben. Eben so wenig ist es Chaucers Schuld, wenn die franz. Wörter bei ihm oft anders akzentuirt sind als im spätern Englisch; die Mischung war damals noch keine so alte und die neuaufgenommenen Wörter behielten noch zum Theil ihre alte französische Betonung, während sie zum Theil schon die neue germanische Betonung angenommen hatten. Selbst bei einem und demselben Worte kamen oft beide Betonungsweisen zugleich vor, wodurch dem Dichter die Freiheit gelassen wurde, sich nach Bedürfniß bald der einen bald der andern zu bedienen. Wegen solcher Schwankungen Chaucer einen Vorwurf machen zu wollen, ist Unrecht; die englische Sprache hatte zu seiner Zeit noch keine feste Gestaltung und ein Dichter, der wie Chaucer vielfach sich im Volkstone bewegt, durfte nicht darauf ausgehen, sie in feste Regeln einzuschnüren.

Wir können auf eine nähere Beurtheilung des historischen Theils der Arbeit des Herrn Harrison „der ein merkwürdiges Sammelsurium von hunderterlei nicht dahin gehörigen oder nur zur Unterhaltung dienenden Notizen enthält" um so weniger eingehen, als von allem eher, als von einer eigentlichen Geschichte der engl. Sprache darin gehandelt wird. Wir wenden uns daher zu dem zweiten Theile, der es mit dem Sprachgebrauche und der Beurtheilung desselben im Verhältniß zur Sprachrichtigkeit zu thun hat. Dieser Theil macht glücklicherweise den Haupttheil des Buches aus und vermag für das Gewäsch der ersten 100 Seiten wenigstens einigermaßen zu entschädigen.

Der Verfasser geht von einem in Blackwoods Magazin aufgestellten Satze aus, in dem behauptet wird, daß die vortrefflichen englischen Schriftsteller ihre Muttersprache nie ohne beständige Verstöße gegen die grammatische Richtigkeit anwenden. „Mit der alleinigen Ausnahme des Herrn Wordsworth, der eine lobenswerthe Aufmerksamkeit auf die Reinheit und Genauigkeit seines Englisch verwendet hat, glauben wir, giebt es keinen einzigen gefeierten Schriftsteller der Neuzeit, der zwei Seiten nacheinander geschrieben hätte, ohne irgend einen groben Fehler gegen die Grammatik zu begehen." Harrison stimmt diesem Ausspruche bei und sucht in dem Folgenden dessen Richtigkeit zu erweisen.

Das Material ist nach den verschiedenen Redetheilen geordnet; wir können natürlich dem Buche nicht Schritt für Schritt folgen, sondern begnügen uns mit

Hervorhebung solcher Punkte, die uns von Herrn Harrison nicht in befriedigender Weise dargestellt erscheinen.

Hauptwort im Singular mit Zeitwort im Plural. Hauptwörter der Vielheit stehen bisweilen, wo nicht eine kollective Einheit, sondern nur ein häufiges Vorkommen angezeigt wird. In solchem Falle ist ein Zeitwort im Plural nothwendig, wie in dem folgenden Beispiel:

It has generally been observed, that the European population of the United States *is* tall and characterised by a pale and sallon countenance. Lawrence „lectures".

Hier muß are stehen; denn der schlanke Wuchs ist nicht ein durchgängiger, obwohl ein gewöhnlicher; wir können von der Bevölkerung nicht als von einer Einheit, sondern als von einer Vielheit sprechen. Wohl aber können wir richtig sagen: The population is great, weil jedes Individuum einen Theil dieser Größe bildet. So ist auch die Stelle bei Gibbon c. VIII. unrichtig: That people, says Herodotus, rejects the use of temples, of altars and of statues and smiles at the folly of those nations etc., weil auch hier nicht das ganze Volk, sondern nur die Mehrheit desselben gemeint ist. So wie die Regel hier gefaßt ist, ist sie schwerlich richtig; nicht darauf kommt es an, ob das, was vom Kollektivum ausgesagt wird, auch wirklich von jedem einzelnen Bestandtheile dieser Vielheit gilt, sondern nur darauf, ob man das Kollektivum als Einheit faßt, oder ob man die Einzelnheiten, die das Kollektivum bilden, im Auge behält. Der Engländer würde in dem Satze aus Gibbon gewöhnlich den Plural setzen, aber der Singular ist deswegen noch nicht unrichtig; in strenge logische Konsequenz läßt sich die Sprache einmal nicht einzwängen. Der Satz that people rejects etc. würde sich aber auf alle Fälle noch leichter rechtfertigen lassen als der folgende aus Macaulay's hist. of Engl. I. 9. (Tauchn. ed.): The poetry and eloquence of the Augustan age *was* assiduously studied in Merrian monasteries; und doch fällt es Herrn Harrison nicht ein, solche Sätze als ungrammatisch unbedingt zu verwerfen.

S. 136 ff. finden wir das alte Mährchen wieder aufgetischt, daß in Redensarten wie Socrates his nature, Ulysses his bow u. a. das his bloß aus dem ags. Genitiv 's verderbt ist. Das Deutsche „Meinen Vater sein Haus" u. s. w. hätte den Verf. eines Bessern belehren können. Sobald das Volk das Gefühl für die Bedeutung der Kasus zu verlieren anfing, gab es allmälig die Kasus auf und ersetzte sie in einer zwar unschönen aber deutlichen Weise. Die Schriftsprache ist aber dem Volksgebrauche in diesem Punkte und mit Recht nicht gefolgt.

Ausführlich ist der Verfasser mit Recht bei den Fürwörtern geworden, in deren Gebrauche von dem gebildeten Engländer selbst so mancher grobe Verstoß begangen wird, so einfach im Ganzen auch die Sache ist. Wir heben auch hier Einzelnes hervor.

Schon die persönl. Fürwörter haben den Engländern beständig viel Schwierigkeiten gemacht und die besten engl. Schriftsteller haben sich häufige Verwechselungen zwischen Nominativ und Akkusativ zu Schulden kommen lassen. Die meisten dieser Fehler sind so erstaunlich leicht zu erkennen, daß man sich wundern muß, gebildete Schriftsteller sie begehen zu sehen. Daß die Mundarten dieselben Verwechselungen fast durchgängig bieten, kann kaum eine Entschuldigung sein für Schriftsteller, die sich sonst den Mundarten gar vornehm gegenüber stellen. So finden wir den Nominativ für den Akkusativ: Let you and *I* endeavour. Southey. „When all slept sound save *she*". Rogers. „Let *he* that looks after them, look on his hand". Scott. „Her price is paid and she is sold like *thou*". Milman. und umgekehrt noch häufiger den Akkusativ für den Nominativ: It is him who. Sidney Smith. It is not fit for such as us. Scott. „I will be her, whose foot the wave's wet not". derselbe, Holland and thee did each in other live. Dryden. We are alone hers none but thee and I. Derselbe. Unless jou are the masters and not me. Basil Hall. Who must have been as glad as *us* to escape. Burnes travels. I know not whom eye are expected. Scott u. s. w. Bisweilen ist sogar das grammatisch Unrichtige das Gewöhnliche geworden z. B. in Redensarten wie than whom no better man exists; das Ueberwiegen des Sprachgebrauchs leitet denn aber auch Herrn Harri-

son irre, der solche Redensarten als grammatisch richtige in Schutz nimmt und *than* in dem einen Falle, wo whom folgt, für eine Präposition erklärt, ein Verfahren, dessen Willkührlichkeit Jedem sogleich in's Auge fällt, denn wenn ich den einen Satz than whom no better man exists für richtig anerkenne, mit welchem Rechte verdamme ich den andern: No one messmate was than him more fraught with manliness and beauty? Than vor whom zur Präposition zu machen, vor he u. s. w. als Konjunktion stehen zu lassen, ist mir ein lächerliches Hülfsmittel, um sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Noch größer als bei den übrigen persönlichen Fürwörtern ist die Verwirrung im Gebrauche von ye und you. Man muß hier durchaus auf das Angelsächsische zurückgehen, um einen richtigen Ueberblick über das Verhältniß beider Formen zu gewinnen. Die eigentliche Form für den Nominativ ist ye, für den Objectiv you; nun ist aber you auch in den Nominativ eingedrungen, so daß wir zwei Formen für den Nominativ haben, von denen die erste ye namentlich in der gewöhnlichen Umgangssprache und außerdem, im merkwürdigen Gegensatze dazu, in sehr feierlicher Anrede gebraucht wird. Weiter sollte die Verwirrung aber nicht getrieben werden und für den Objektiv wenigstens you allein in Kraft bleiben. Aber auch hiergegen ist vielfach gefehlt worden und die Grammatiker sind meistens nicht abgeneigt, ye wenigstens im vertrauten Gespräch als Akkusativ zuzulassen; nur gegen ye als Akkusativ in ernster und feierlicher Redeweise erklären sie sich entschieden. Aber auch jenes erste Zugeständniß, was auch Herr Harrison macht, darf die Grammatik nicht machen, um so weniger, als schon viele der bessern englischen Schriftsteller sich solche Freiheit nicht gestatten. Halten sich doch selbst die Mundarten wenigstens theilweise rein von solcher Vermischung.

Viel Richtiges und Gutes ist in den Bemerkungen über die übrigen Fürwörter und über den Artikel enthalten und wenn wir hier und da auf Irrthümer stoßen, so beruhen sie fast durchgängig auf Mangel eines geschichtlichen Studiums der englischen Sprache. So erhalten wir z. B. auf S. 216 die schöne Erklärung: the better, the best seien wohl nicht als hartnäckige Fehler der gemeinen Redeweise (stiffnecked vulgarisms), sondern als Ellipsen aus in the better way u. s. w. zu betrachten. Herr Harrison, der im Ganzen ein richtiges Sprachgefühl hat, würde sich unter andern Verhältnissen wohl hüten, die Möglichkeit solcher Ellipsen zuzustehen; aber was will er machen, nachdem er das the in the better einmal als Artikel gefaßt hat: Aus einer solchen Voraussetzung kann nichts Gutes gefolgert werden.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Abschnitte des Buchs alle einzeln durchgehen wollten; wir heben daher nur noch einen Abschnitt, den über die Zeitwörter hervor, der ziemlich ausführlich ist und zu den besten Abschnitten im Buche gehört. Wir begnügen uns, einige wenige Punkte aus demselben etwas näher in's Auge zu fassen.

Was zunächst die starken Zeitwörter anbetrifft, so geht der Verf. von dem richtigen Grundsatze aus, daß die ursprünglichen Formen möglichst erhalten und wo sie noch nicht völlig verdrängt sind, auch wiederhergestellt werden müssen. Bei seiner mangelhaften Kenntniß des Angelsächsischen und der verwandten Sprachen kann es freilich nicht fehlen, daß er so manche Form als die ursprüngliche und allein richtige bezeichnet, die, wenn sie auch gegenwärtig die überwiegende ist, doch auf solche Prädikate durchaus keinen Anspruch machen kann. So hält Herr Harrison die Präterita sat, bad für unrichtig, während er die Formen sitten und bidden als richtige bezeichnet. Sat und bad sind aber nach dem ags. sät, bäd gerade eben so richtig als sitten und bidden und die von Herrn Harrison vertheidigten Formen sate und bade stehen ganz auf einer Stufe mit den von ihm mit Recht getadelten Perfektsformen drunk, sunk, begun u. s. w., d. h. es sind ursprüngliche Pluralformen des Präteritums, die sich später auch in den Singular eingedrängt haben. Die Formen sate und bade sind also erst spätere Formen, die zwar jetzt die überwiegenden Formen sind, aber doch nicht so sehr, daß nicht auch noch gute neuere Schriftsteller sat und bad schreiben, wie Irving, Dickens u. a. Den Gebrauch aber kann Herr Harrison, der überall Formen wie stricken, sit-

ten u. s. w., gegen die sich der Gebrauch entschieden erklärt hat, als die allein zu gebrauchenden hinstellt, nicht als Entschuldigung für seine Vertheidigung der Formen sate und bade anführen. — Aehnlich wie mit sat und bad geht es dem Verf. mit dem Pract. stroke, das er keineswegs deswegen verwirft, weil der Gebrauch dagegen ist, sondern weil es ungrammatisch sein soll; während schon die Analogie von write, rise u. s. w., eben so wie die altengl. Formen strok, strook ihm zeigen konnten, daß stroke die eigentlich grammatische Form ist.

Besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. auf den Konjunktiv verwendet und ist auch zu einem in der Hauptsache richtigen, nur zu beschränkten Resultate gelangt. „The subjunctive mood, then, in English, is not used with propriety, when we speak of that which is past or that which is present, but when the fact itself has not yet taken place and is necessarily future." Obgleich diese Regel für neun Zehntel aller Beispiele, in denen wir den Konjunctiv finden, richtig sein mag, so möchte ich darum doch die übrigen Fälle nicht ohne Ausnahme für falsch erklären. Denn erstens widerstreben schon die meisten Fälle mit *were* dieser Regel und der Verfasser muß sich in vielen Fällen gewaltig winden, um das Vorhandensein einer Futurbedeutung in diesem were nachzuweisen, wie wenn er den Satz: were I Alexander I would do it umschreibt durch: should my condition be so far changed that I should stand in the place of Alexander, I would do it. An Sätzen wie der folgende: He looked as if he were drunk hat er wohlweislich seine Umschreibungskunst nicht versucht. Gesetzt aber auch, man faßte den Konjunktiv were geradezu als Ausnahme, so blieben doch noch manche andere Beispiele, in denen der Konjunktiv auf etwas Zukünftiges keinen Bezug hat und die ich dessenungeachtet nicht für falsch erklärt wissen möchte z. B. Can you tell me whether this story be true or not? Tell me whether thou be Christ. Noch weniger aber möchte ich mit dem Verf. Sätze wie: If thou be the son of God, command that those stones be made bread und If thou be the son of God, come down from the cross für unrichtig erklären, da gerade hier der Konjunktiv vortrefflich den Zweifel, ob Christus wirklich Gottes Sohn sei, ausdrückt.

Wo die Erklärung der Spracherscheinungen auf rein logischem Wege ohne Rücksicht auf die Geschichte möglich ist, werden wir bei unserem Verf. fast immer eine gesunde Ansicht finden. So ist seine Erklärung des vermischten Gebrauchs von shall und will beim Futurum richtiger, als wir sie bei irgend einem englischen Grammatiker gefunden zu haben uns erinnern. Um zugleich eine Probe von der Darstellungsweise des Verfassers zu geben, theilen wir die bezügliche Stelle unverändert mit:

„I *shall go* to town to-morrow." Here simply the intention of doing a certain thing is expressed without any anticipation of or reference to, hindrance. But when I say „*I will go* to town to-morrow" I declare my resolution to do so in spite of all opposition. I *must* and *will* go to town to-morrow. Now we must bear in mind that, in both these cases, *the person that speaks* is also the *person that is about to* act. He therefore at pleasure expresses an act of *simple volition* or of *fixed purpose*, according to circumstances. Both are at his own option; he has the control of both in his mind. But when we pass to the *second person thou shalt or wilt*, it is to be borne in mind, that though the second person is the actor, the first is still the speaker. If, therefore the acting of the *second* person is dependant upon the will of the first, the first person says to the second *thou shalt* and not thou wilt, for the willing rests with the first, but if the *first* leaves the *second* to act as he may think proper, he says *thou wilt* and thus claims no control over that willing. Again, in the third person, he shall or he will, we still see the same principle. When the first says he shall, he deprives the third of the exercise of his own will; but when he says he will he leaves him the exercise of that will and simply expresses his belief, that it is the intention or will of the third person to do this or that.

An Klarheit, wie man sieht, fehlt es dieser Erklärung nicht und doch hätte sie mit leichter Mühe kürzer und bestimmter gefaßt werden können. Die Zukunft in der zweiten und dritten Person durch shall auszudrücken verbietet die Höflich-

keit, nach welcher ich die Zukunft gern als in das Belieben dieser Personen gestellt darstelle. Gegen mich selber brauche ich aber derartige Rücksichten nicht zu nehmen und kann daher meine Zukunft als ein „Sollen" darstellen. Hierbei ist auch noch eine geschichtliche Bemerkung zu machen. Die Grammatik hat den heutigen Gebrauch von shall und will bekanntlich erst im vorigen Jahrh. sanktionirt; aber namentlich in Bezug auf die zweite und dritte Person finden wir denselben mit wenigen Ausnahmen schon in Schriftstellern des sechszehnten und siebzehnten Jahrh. beobachtet, während für die erste Person shall und will noch fast ohne Unterschied gebraucht werden, und das zusammengezogene I'll aus I will noch heute für I shall steht. Dies beweis't eben, daß der heutige Unterschied zwischen shall und will in der zweiten und dritten Person bei weitem mehr ein nothwendiger und logisch wohlbegründeter war, als der in der ersten Person.

Sollen wir schließlich noch in wenigen Worten unser Urtheil über das ganze Buch sagen, so ist es dies: der Verfasser ist kein Sprachforscher; er geht von den jetzigen Spracherscheinungen aus und sucht mit seiner Beobachtungsgabe und nicht geringem Scharfsinn die logischen Gründe dieser Erscheinungen aufzufinden; wo das genügt, wird man seine Untersuchungen mit Interesse und Nutzen lesen, wo aber zur richtigen Erkenntniß ein geschichtliches Sprachstudium nothwendig ist, sind sie fast durchgängig werthlos, oft sogar albern.

Zerbst. **Ed. Fiedler.**

Johann Fischart's Geistliche Lieder und Psalmen aus dem Straßburger Gesangbüchlein von 1576 auch dessen Anmahnung zu christlicher Kinderzucht und Ein Artliches Lob der Lauten besonders herausgegeben. Berlin 1849 bei Alexander Duncker.

Dieses kleine Büchlein, den Manen Meusebach's gewidmet, wird jedem Kenner und Verehrer des großen Satirikers ein willkommenes Geschenk sein. Zwar tritt in keinem der mitgetheilten Stücke die satirische Maske hervor, wie schon der Titel und Stoff andeuten können: allein Gervinus hatte ganz Recht, wenn er als etwas besonderes Merkwürdiges hervorhob, „daß der skeptische Mann auch erhaben sein kann, was man über seinem Gargantua leicht vergäße."

Schon lange wußte man aus Fischart's eignen Anführungen in der Geschichtsklitterung, daß er auch „Psalmen u. Lider, zu Lob Göttlicher mildgüte gemacht," gedichtet habe. Gervinus entdeckte einen Theil derselben in einem Nürnberger Gesangbuch aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Exemplar des ursprünglichen echten Druckes kam durch ein Uebersehen des Herrn von Meusebach in das Brittische Museum nach London und von dort erhalten wir jetzt durch die Vermittelung des Ritters Bunsen und die Bemühung des jungen Philologen Max Müller eine Abschrift der mit J. F. G. M(entzer, Fischart's Chiffer) bezeichneten Lieder und Psalmen jener Sammlung, deren Herausgabe wir den Herren G. v. Below und J. Zacher verdanken. Der Specialtitel dieses bei Jobin erschienenen alten Drucks lautet:

> Gesangbüchlin von Psalmen, Kirchengesängen und Gaistlichen Lidern D. Mar. Luthers. Auch viler anderer Gotseligen Leut, auf das richtigest und nothwendigest inn ain bekömlich Handbüchlin zusammen geordnet, und aufs neu übersehen und gemehret.

zu Straßburg, Bei Berhard Jobin MDLXXVI.

Zur kritischen Berichtigung des Textes sind von den Herausgebern noch das von Gervinus schon benutzte Nürnberger Gesangbuch, das Straßburger von Paul Ledertz und das Zürcher von 1594 collationirt worden, worüber sie in dem Nachworte nähere Auskunft geben.

Schon Gervinus hat darauf aufmerksam gemacht, wie sehr Fischart es verstand, Luther's gewaltige Sprache zu handhaben. Er stellt ihn in dieser Beziehung Opitz entgegen und theilt ein paar Zeilen aus beider Psalmenbearbeitung mit. Indessen ist der Vergleich so interessant, daß ich hoffe, den Lesern d. Bl. nichts Unangeneh-

mes zu erweisen, wenn ich diese Parallele in etwas erweitertem Maße wiederhole. Ich wähle zu diesem Zweck den Psalm VI. (Fischart p. 40. Opitz, Geistl. Poemata p. 200):

Fischart.	Opitz.
ACH HERR GOTT mich nicht strafe, Inn deinem Zorn zu scharfe, Züchte mich nicht im grimm. Ach HERR, sei mir genädig, Dan ich binn schwach unlaidig, Wan ich dein Zorn vernimm.	Herr, nicht schicke deine Rache, Uber meine böse Sache, Ob sie wohl durch Ubelthat Grossen Zorn verdienet hat: Freilich muß ich es bekennen, Ursach hastu sehr zu brennen: Doch, du wollest jetzt allein Vatter, und nicht Richter sein.
Hail mich O HERR ganz raine, Dan erschreckt ist mein gbaine, Und mein Söl ich sehr quöl. Ach du HERR, wie so lange? Wie lang last mir sein bange? Wend dich Herr, rett mein Söl.	Schicke lieber, O mir Armen, Für den Eyffer dein Erbarmen: Heyle mich, dann ich vorhin Schwach und Lagerhafftig bin. Siehe, wie ich ab sey kommen, Wie mir alle Kraft genommen: Mache, HERR, es ja nicht lang, Mark und Bein ist sterbekrank.
Hilf mir durch deine güte, For letzter Not mich bhüte, Dan man von Dir im Tod Nicht han wird viel Gedanken, Wer will im Grab dir danken? Darum beweis mir gnad.	Für den Sorgen, Pein und Schmerzen Ist kein Trost in meinem Herzen: Mein Gemüth das dich liebt Ist bis auff den Grund betrübt. Mein Trost, kannstu noch verweilen? Hat es keine Noht zu eylen? Macht dann deine Hülffe sich Schwächer, als der Kummer mich?
Ich bin von seufzen müde, Mein Bett ich schwämm und bschütte Mit tränen die ganz nacht: Mein gestalt verfallt vor trauren, Weil mein Feind auf mich lauren, Allenthalben mit macht.	Kehre wider, wider kehre, Ehe ich mich in Angst verzehre: Reiche deine Hand, O GOTT, Meiner Seelen in der Noht: Zwar du möchtest sie wohl hassen, Weil sie selber dich verlassen: Doch betrachte dies dabey, Was dein Heyl und Güte sey.
Nun aber ihr mißthäter, Weicht all, dan mein Erretter, Der HERR, mein wainen hört. Der HERR höret mein Flehen, Mein gbet thut er ansehen, Darum von dannen kehrt.	Menschen, die nicht mehr im Leben, Die den Geist schon auffgegeben, Wissen nichts von Schuld und Pflicht, Und gedenken deiner nicht: Dann wer kan dir Ehr erweisen, Wer vermag dich wohl zu preisen, Wann er schon liegt außgestreckt, Und im tieffen Grabe steckt?
Nun müsen sich je schämen, All mein Feind, und sich grämen, Dazu erschrecken sehr. Sie müsen zuruck flihen, Plötzlich mit Schand abziehen, Dan zu mir kehrt der Herr.	Mein müde Seuffzer sagen, Was der Mund nicht weiß zu klagen: Durch mein Weynen alle Nacht, Wird mein Bette naß gemacht: Meiner Augen heisse Zehren, Die mir Ruh und Schlaff beschweren, Quellen, als ein Wasserfluß, Daß mein Lager schwimmen muß.

So geht es in dem Opitzischen Psalm noch durch vier Strophen fort: die Fischart'sche Bearbeitung dagegen habe ich vollständig mitgetheilt. Es ist wohl nicht nöthig, daß ich die auffallendsten Schwächen der Opitzischen Uebersetzung gesperrt drucken lasse, wie es Gervinus gethan hat; jeder Leser wird die Weitschweifigkeit und Verwässerung gegenüber der kräftigen und gedrungenen Darstellung Fischart's nur zu leicht herausfinden.

Außer dieser Bearbeitung der Psalmen und einiger andern geistl. Lieder enthält unser Büchlein noch die Anmahnung zur Christlicher Kinderzucht und ein artliches Lob der Lauten. Dem Text des erstern liegt der: Catechismus, Christliche Unterrichtung oder Lehrtafel — Gedruckt Zu Straßburg Bey Johann Carolo Anno MDCXVI. zu Grunde: das andere ist ein Abdruck des in der Meusebach'schen Bibliothek befindlichen Originals. Wir können von dem Büchlein nicht scheiden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß die von Meusebach aufgespeicherten Schätze nach und nach alle in der Weise zum allgemeinen Besten möchten verwendet werden, wie es in vorliegender Ausgabe geschehen ist.

Meiningen. **A. Henneberger.**

Vocabulaire Argot-Français-Allemand. Französische und deutsche Erklärung der Französischen Diebessprache; von Brandt dit Grierin, Lehrer der Französischen Sprache zu Potsdam. Berlin, bei Hayn, 1844.

Wenn ich, durch eine früher im Archiv erschienene kurze Anzeige dieses Büchleins aufmerksam gemacht, jetzt erst ein Exemplar davon bezog, so geschah dies nicht etwa, um die bald vergessenen Mystères de Paris nochmals zu lesen, worin nur ein Theil vorliegender Sammlung figurirt, sondern vielmehr in der Hoffnung, für die Erforschung eines noch sehr verwahrlosten Theils der Sprache einige Haltpunkte zu gewinnen, welche zu weiteren Aufschlüssen über Form, Zusammenhang und Heimat einzelner Ausdrucksweisen führen könnten. Es darf wohl angenommen werden, daß die hier zusammengestellten 300 Wortformen das Vorhandene nicht erschöpfen, ob jedoch eine vollständigere Sammlung im Druck erschienen und diese vorliegende nur eine zu dem speciellen Zwecke getroffene Auswahl sein solle, darüber läßt uns der Mangel an jeder Einleitung im Dunkeln. Uebrigens berechtigt schon der Umstand, daß das hier Dargebotene, selbst wenn es um Vieles vermehrt würde, jeder eigenthümlichen Selbstständigkeit und Originalität entbehrt, zu der Annahme, daß dieser Wörtervorrath für den Sprachforscher von nur geringem Belange sei, was durch die folgende Charakteristik erwiesen werden soll. Ganz anders verhält es sich mit der von Bopp behandelten deutschen Gaunersprache, wo nicht nur Dialekte und Provinzialismen, sondern Judendeutsch und Zigeunersprache mitwirkten. Dies Pariser Argot trägt, wie manches andere Produkt aus der Weltstadt, das Gepräge der Abgeschlossenheit, und erstreckt sich, von einigen dem Galeerendienste entnommenen Ausdrücken abgesehen, nicht über ihr Weichbild hinaus.

Zur Zeit, als die französischen Romantiker, der alten classischen Fesseln müde, sich in Ost und West nach neuen, pikanteren Bildern umsahen, um ihre Erzeugnisse zu würzen, führte uns schon V. Hugo in seiner Notre-Dame die auf den schlammigen Trümmern der alten Lutetia tagende Sippschaft der Truands vor, welche auch W. Scott nicht unberührt gelassen hat. Doch vermochte der gewandte Dichter nicht, dem Kauderwälsch dieser privilegirten Piraten der Hauptstadt, deren Schreckensherrschaft Jahrhunderte lang, wie ein Alp, auf dem Pariser Leben lastete, eine originelle Seite abzugewinnen, welche seiner Schöpfung als Zierde und Reiz hätte dienen können: verderbtes Latein und die veraltete Landessprache mußten daher als Ersatz dienen. Um so größeres Staunen erregte deßhalb die von Sue in seine Mystères hereingezogene Auswahl eigenthümlicher Gebilde, welche die deutschen Uebersetzer nöthigte, nach anderen, als alltäglichen Hilfsmitteln zu greifen.

Geschähe dieses nur häufiger, dann würde die tausendköpfige Legion der literarischen Taglöhner einsehen lernen, daß zum Studium einer Sprache mehr gehöre, als ein sogenanntes Dictionnaire de *Poche*.

Ehe ich zur Charakterisirung der Elemente des vorliegenden Büchleins schreite, muß bemerkt werden, daß, wenn es auch der vortrefflichen Polizei der Hauptstadt gelungen ist, die Diebe jeder Art als Masse zu bewältigen und zu zerstreuen, ihre Anzahl doch höchst bedeutend geblieben ist und es nicht verhütet werden konnte, daß sie sich in kleineren Kreisen zusammenfanden, um den esprit de corps zu erhalten, und ihre sauberen Pläne zu berathen, welche in dem heurigen Zustande der politischen Gesellschaft einen weiten Boden gefunden haben. Aus dieser Vielheit der Mittelpunkte erklären sich die vielfältigen Bezeichnungen für einen und denselben Begriff. So heißt die hier berührte Sprache bald argot, bald jars (jargon), bald Cigorre; sprechen heißt rouscailler, jaspiner und dévider (herunter haspeln); für die Mitglieder der Sippe gibt es sieben verschiedene Benennungen; der Scharfrichter heißt Charlot (wirklicher Eigenname), faucheur und béquilleur.

Oft ist von einem bekannten Worte nur die Endung ausgelassen oder verunstaltet; so boutanche für boutique; cambriole für chambre; orient für or; colas für col oder cou; connobrer oder connobler für connaître, cribler für crier; emballuchonner für emballer; serrante für serrure; orphelin für orfèvre; traviole für traverse u. s. w.

Viele Wörter gehören dem gemeinen Umgange an, als: aileron für bras; avaloir für gosier; blagueur für fanfaron; écoeurer für attendrir; enflanquer für perdu; la frimousse für le visage u. s. w. (S. Dict. du Bas-Langage). Quenotte für dent findet sich in der Académie.

Eigenthümlich oder frivol sind: arlequin für Ueberbleibsel vom Tische; un carquois d'osier für den Tragkorb eines Lumpensammlers; avoir la fièvre cérébrale für être condamné à mort; chouriner für égorger; coloquinte für figure; du cuir de brouette für du bois; le curieux für le juge; de l'eau d'off für de l'eau de-vie; épouser la veuve für être pendu; un fagot à perte de vue für un galérien à perpétuité; la ficelle für la chaîne; une gironde für une belle; goualer für chanter(wohl von gueule); jouer du violon für scier ses fers, sanglier und ratichon für prêtre; un rat de prison für un avocat; tapis-franc für taverne.

Das Beste und Gehaltreichste bilden unstreitig folgende theils bildliche, theils wirklich poetische Formen: Le Meg des Megs, Gott; (traurig ist dagegen la muette für la conscience;) les mirettes oder mirottes für les yeux; le boulanger für le diable; la carline (entweder von Charlot, dem Scharfrichter, oder von der Carolina) für la mort; un chêne für un homme; un daim für un riche; du dur für du fer; (der Name Ferrand soll eig. Durand heißen); gratter le pavé für vivre dans la misère; la petite marine für le bagne; des passifs für des souliers; un requin für un douanier; la Sorbonne für la tête; l'Abbaye de monte-à-regret für l'échafaud.

Alles Uebrige besteht aus willkührlich angenommenen Benennungen, welche wenig Sinnreiches darbieten, Die angehängten Namen der Zahlen sind allen Lottospielern bekannt. Ueberhaupt aber ist das Argot schon längst ein Gemeingut aller Pariser Werkstätten geworden.

Möge diese Auslese genügen, um zu zeigen, daß jede etymologische Forschung auf einem so unreinen Gebiete nutzlose Mühe sein würde.

Hadamar. **Barbieux.**

Programmenschau.

Entwickelung des sittlichen Conflictes in den zwei letzten Aufzügen der Goethe'schen Iphigenie. Programmabhandlung des Gymnasiums zu Sondershausen, 1848, vom Prof. Dr. Kieser.

Herr Prof. Kieser hatte schon im Jahre 1843 in einer an freisinnigen Bemerkungen reichen Abhandlung (Programm des Gymnasiums zu Sondershausen) die drei ersten Acte der Goethe'schen Iphigenie einer psychologisch=ästhetischen Analyse unterzogen und dabei die Grundidee des Stückes in folgender Weise festgestellt: Es ist die Kraft, womit sittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemüthes verklärend, sühnend und versöhnend auf Alles wirkt, was in ihre Nähe kommt. Verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und seine Scythen; sühnend erweist sie sich in der Heilung des Orest und der Lösung des alten Fluches, der auf dem tantalischen Hause ruht; versöhnend erscheint sie in der Löschung des Streites, der schon zwischen Orest und Thoas zu entbrennen beginnt. Ich sprach schon damals in meinem Archiv für den deutschen Unterricht den lebhaften Wunsch aus, daß Herr Kieser, der mir vor vielen Andern zu dergleichen Untersuchungen berufen schien, auch die beiden letzten Acte des Stückes, in denen sich ein anderer tragischer Kampf und zwar ein noch anziehenderer, als der frühere, in Iphigeniens eigenem Busen, entspinnt, in ähnlicher Weise zergliedern möge, indem ich der Ueberzeugung war, daß sich dann auch die Grundidee des Dramas, die mir in der obengegebenen Fassung nicht durchaus erschöpfend ausgesprochen schien, sofort in völliger Klarheit und Rundung darstellen werde. Ich deutete den letztern Gedanken dann weiter in der Anzeige einer Abhandlung von O. Jahn über die Iphigenie, (Archiv, 1844, Hft. III. p. 161), und noch bestimmter in meinem Leben Goethe's (III, 38) in folgender Stelle an: „Ob durch Kieser, Weber u. A. in der That die ideelle Grundlage des Stückes erschöpfend bezeichnet sei, muß man bezweifeln, wenn man den Inhalt der einzelnen Acte näher ins Auge faßt. Die Heilung des Orest ist mit dem Schlusse des dritten Aufzugs vollendet, und somit wäre das Folgende, wenn auch nicht müßig, doch wenigstens zu weit gedehnt. In den beiden letzten Acten finden wir bei näherem Zusehen einen andern geistigen Gehalt von großer Bedeutung: es ist der Conflict in Iphigeniens eigener Brust, der Seelenkampf, in den sie durch den Rath des Pylades, gegen Thoas zur List ihre Zuflucht zu nehmen, verstrickt wird. Diesem Punkte haben nur wenige Interpreten die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Iphigeniens innere Lage läßt sich in gewisser Hinsicht mit derjenigen vergleichen, worin sich Schillers Jungfrau von Orleans befindet. Beiden ist ein hoher Beruf auferlegt; diese soll ihr Vaterland von äußern Feinden, jene ihr Haus von einem innerlich fortwuchernden Fluche befreien. Beide sind zur Lösung dieser Aufgaben durch ihr bisheriges Leben vorbereitet: in Johanna hat sich in der beschaulichen Muße des Hirtenlebens eine tiefe Frömmigkeit, unbezwinglicher Glaubensmuth, prophetische Begeisterung, unbegrenzte Liebe zum Vaterland und König entwickelt; Iphigenie ist im Dienste der jungfräulichen Göttin zu einem Musterbilde reiner Menschlichkeit und Weiblichkeit herangereift. Beide beginnen erfolgreich die Lösung ihrer Aufgabe: Johanna schreitet von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph; Iphigenie löst ihren Bruder Orest, den Träger des alten Götterfluchs, aus den Banden der Erinnyen. Aber nur die geprüfte, und in der

Prüfung bewahrte Tugend giebt volles Vertrauen und leistet Bürgschaft, daß ihr Werk beständig sein werde; und dazu kommt noch, daß Charaktere, die jeder innern Collision enthoben wären, völlig undramatisch sein würden. Daher bringen beide Dichter ihre Heldinnen in einen innern Conflict, aus welchem sie siegreich hervorgehen: Johanna kämpft ihre Liebe zu Lionel nieder und steht am Ende als zweifache Heldin da, als Ueberwinderin der Feinde und des eigenen Herzens; Iphigeniens edle Natur stößt den unreinen Tropfen der Verstellung, des Trugs, der Unwahrhaftigkeit, der in sie eindringen will, gewaltsam aus, und führt eben dadurch die schönste Lösung des Knotens der Handlung herbei. Wir hätten demnach wohl, um die ideale Aufgabe unsers Dichters zu bezeichnen, den obigen Ausspruch Kieser's dahin zu erweitern, daß wir sagen: es wird hier die sittliche Kraft des reinen weiblichen Gemüthes nicht bloß in ihrem verklärenden, versöhnenden und sühnenden Einfluß auf die Umgebung, sondern auch in ihrem siegreichen Kampfe gegen Dasjenige dargestellt, was die Lauterkeit dieses Gemüthes trüben will."

Hr. Kieser kannte diese Stelle noch nicht, als er die vorliegende Programmabhandlung schrieb. Um so mehr freut es mich, wenn er nunmehr, nach einer genauern Erwägung des Inhalts der beiden letzten Acte, die Grundidee in folgender Weise bezeichnet: „Ich habe meine Ansicht schon in dem frühern Programme ausgesprochen, ich möchte sie jetzt mit Aufnahme einiger Modification dahin feststellen, daß in der Iphigenie, dem idealen Bilde edler Menschlichkeit, die Kraft sittlicher Wahrheit und tief ergreifender Innerlichkeit veranschaulicht werde, welche, wie sie aus dem gotterfüllten weiblichen Gemüthe verklärend, sühnend, versöhnend außer sich wirkt, so auch wie ein fester Anker im andringenden Sturme der Versuchung die eigene Seele rettet und zur freien sittlichen That kräftigt. So deckt die Idee alle Theile des Dramas, alle stellen sich von diesem Standpunkte aus in dem richtigen perspectivischen Verhältnisse dar. Wie auf diese Weise alle Radien des Dramas gleichsam unter einem Brennpunkt zusammenfallen, so erhält wiederum auch jeder Theil der poetischen Schöpfung die rechte Beleuchtung. Nur so erkennt man, welch ein integrirendes Glied des Organismus die beiden letzten Aufzüge ausmachen. Denn hier erst kömmt, wie aus tiefem Schacht, durch schwere Arbeit von Schlacken befreit, das reine Gold der Sittlichkeit zu Tage und verbürgt, geprüft in harter Feuerprobe, seine Aechtheit."

Weiterhin entwickelt nun Hr. Kieser den sittlichen Conflict in den zwei letzten Acten der Dichtung bis ins Einzelne, deckt die mehr oder minder verborgene innere Triebfeder auf, unterscheidet die bedeutenden Phasen jenes Conflictes und analysirt überhaupt diese Partie des Dramas so glücklich, daß wir die vorliegende Programmabhandlung für eine der wesentlichsten Bereicherungen der Iphigenienliteratur erklären müssen. Was uns noch besonders an ihr gefällt, das ist die Besonnenheit und Strenge, womit er, fern von allen überschwänglichen Betrachtungen, sich immer an das Gegebene anschließt, und gleich einem soliden Naturforscher, aus dem vorliegenden Besondern das Allgemeinere und Höhere stufenweise ableitet. Führt diese Methode nicht sogleich zu den höchsten Gesichtspunkten, so giebt sie dafür um so zuverlässigere Resultate, und bewahrt vor dem Irrthum. So ist denn auch die Grundidee des Stückes, wie Hr. Kieser sie in seiner Abhandlung vom Jahre 1843 aufgestellt hatte, keineswegs als eine falsche anzusehen; sie war aus der Betrachtung der drei ersten Acte entsprungen, und hatte für diese vollkommene Gültigkeit. Mit der Erweiterung der Analyse auf die zwei letzten Acte war zu erwarten, daß der Centralgesichtspunkt für die gesammte Dichtung sich ihm etwas verändern würde, was denn auch wirklich geschehen ist.

Viehoff.

Goethe und Hegel. Eine historische Parallele von Rehm. Programmabhandlung des Oelsnischen Gymnasiums. Ostern, 1849.

Der Verf. versucht zunächst eine Charakterzeichnung Goethe's und Hegel's, und stellt als den Grundzug in des Erstern Charakter „ein edelstolzes Selbstgefühl" auf, „welches seinen Mittelpunkt hat in dem Bewußtsein höherer Berufung zum Dichter, und welches getragen und geleitet wird von der geistigen Urkraft, und von der Idee der Liebe in ihrer Richtung auf das Schöne und Wahre, auf das natürlich Hohe und Reine."

Wir gestehen offen, daß wir mit dieser Formel nicht viel anzufangen wissen, sie däucht uns zu weit und Goethe's Charakter nicht scharf genug umschreibend. Und anderseits muß ihr doch wieder etwas fehlen, weil manche Eigenthümlichkeiten Goethe's sich aus ihr nicht ableiten lassen. Schärfer und bestimmter ist die Zeichnung von Hegel's Charakter, als dessen Grundzug „eine sittliche, über alle Effectmacherei erhabene Einfachheit, gepaart mit einer tiefen Innigkeit des Gemüths und einer durch und durch deutschen Gesinnung und Biederkeit" hervorgehoben wird. Ergeben sich nun schon aus der übersichtlichen Betrachtung beider Charaktere und noch mehr aus der Vergleichung ihrer besondern Züge mannigfache Differenzen, so hat doch die Hegel'sche Schule die Uebereinstimmung Goethe'scher und Hegel'scher Anschauungs- und Denkweise, „die Einheit Hegel'scher Speculation und Goethe'scher Poesie" zu einem förmlichen Dogma gemacht. Unser Verf. ist nun auch der Ansicht, daß in der That genug Anknüpfungspunkte zu einer Parallele zu finden seien, liefert aber nach unserer Ansicht gerade durch die von ihm durchgeführte Vergleichung wider Willen den Beweis, daß es mit der vorgegebenen Uebereinstimmung und Einheit nicht weit her sei. Nachdem er den wichtigen Unterschied zugegeben und erörtert hat, daß Goethe's Einfluß auf das deutsche Volk sich als ein ästhetisch-moralischer, Hegel's als ein dialektisch-logischer darstelle, findet er die Einheit in Folgendem:

„Das Princip des Subjectiven ist bei Goethe freie Selbstbestimmung, die Selbstbefriedigung zu ihrem Ziele hat, — bei Hegel das Selbstbewußtsein, das Princip der absoluten Vernunft und Freiheit." Damit sind aber nur zwei Grundzüge des Menschen überhaupt angedeutet, und insofern der eine bei Goethe, der andere bei Hegel besonders stark hervortritt, spricht sich darin eher eine Differenz als Uebereinstimmung aus. Wenn dann weiter auf das Verhältniß hingewiesen wird, in welchem sich Goethe die Gottheit zur Natur dachte, so ließe sich damit wohl noch eher Schelling's Speculation zusammenstellen. Auch Hegel betrachtete freilich die Natur als eine Offenbarung Gottes, als einen Tempel, die er erfüllt und worin er allgegenwärtig ist; aber wie abstoßend mußte für Goethe die sich gleich anschließende Hegel'sche Trinitätstheorie sein: „Gott als ein Abstractum ist nicht der wahrhafte Gott, sondern nur als der lebendige Prozeß, sein Anderes, die Welt, zu setzen, welches, in göttlicher Form gefaßt, sein Sohn ist; und erst in der Einheit mit seinem Andern, ein Geist, ist Gott Subject?" Genug, uns scheint die ganze Parallele zwischen Hegel und Goethe eine ziemlich gesuchte und gezwungene zu sein. **V.**

Ueber das Verhältniß der Gegenwart zur Poesie. Von G. H. Haring. Einladungsprogramm des Gymnasium Bernhardinum vom 15. April 1848.

Bei Durchlesung dieser gedankenreichen, bedeutungsvollen Schrift ist es mir wieder recht zum Bewußtsein gekommen, daß eine gute Rede ein wahres Kunstwerk ist, aus dem es schwer hält, einen Theil hervorzuheben, ohne das Ganze zu stören.

Wir müssen deshalb aufrichtig bedauern, daß ein so inhaltreiches Wort keine größere Verbreitung gefunden hat, als ihm ein Schulprogramm geben kann; — es hätte in der Paulskirche gehört werden sollen — und beschränken uns nur auf einen kurzen Bericht, indem wir alle Lehrer auf die eben so lehrreiche, wie erhebende Rede selbst verweisen, wenn dies noch nöthig sein sollte, da uns erst jetzt die Jahresschrift zukommt, und der Inhalt derselben eher prophetisch als zeitgemäß genannt werden kann. In einem Vorwort, welches nach den Bewegungen in Deutschland, vor welchen die Rede gehalten wurde, geschrieben ist, sagt der Redner: Es hat sich gezeigt, daß auf diesem Felde neue herrliche Gestalten im Grunde schon gebildet sind, und daß der Inhalt unserer Zeit in politischer und in künstlerischer Hinsicht zur Gestaltung reif sei. Dieses zu beweisen, war nämlich die Aufgabe, welche sich der Redner gestellt hatte, und als ein philosophischer Kopf mit poetischer Wärme löst.

In der Einleitung spricht er kernige Worte über Nationalfeste, die wir noch nicht haben, weil noch die Thaten fehlen, die wir feiern sollen, und deutet an, daß die Poesie die Macht besitze, solche, die sich in Meinungen und Zwecken feindlich gegenüber stehen, friedlich neben einander zu versammeln. Dann entwickelt er die Ansicht, daß die subjectiven Bedingungen zur Poesie sich finden, wenn die objectiven vorhanden sind, oder mit andern Worten, daß das Talent erwache, wenn das Material vorhanden ist, und sucht dann den Zuhörer von dem Vorhandensein der objectiven Bedingungen wahrer Poesie zu unserer Zeit zu überzeugen.

Ehe er diese zeigt, legt er die Ansichten derjenigen dar, welche der Dichtkunst Feierabend geboten haben, zuerst Hegel in seinen Vorlesungen über die Aesthetik, dann Gervinus in seiner Literarhistorie, der nur von einem Umschwung der äußern Verhältnisse, von großen politischen Geschicken einen neuen Frühling der poetischen Literatur sich verspricht, und Vischer in seinen kritischen Gängen, der nachweist, daß jede Form unsers Lebens abstract und mechanisirt, und also unfähig sei, die lebensvolle Idee in sich aufzunehmen und darzustellen. Den Beweis für seine eigene Behauptung findet der Redner, indem er den Inhalt der alten Zeit und des Mittelalters darlegt, und dann die Gedanken angiebt, die er als den Inhalt unserer Zeit ansieht. Von allen Seiten verlangt man, daß der Mensch in allen Lebensverhältnissen der Herrschaft todter und abstracter Formen entrissen werde; man will, daß sich sein Geist gegenwärtig und lebendig zeige in Allem, was er thut; man will keine Maschinen-Menschen mehr; man hält die Ruhe und den blinden Gehorsam nicht mehr für die höchsten Tugenden des Menschen, sondern man will, daß er sich rege, daß er zu sagen wage, was er verachtet und was er verehrt u.s.w. Hieraus folgert er, daß die geistigste unter den Künsten, die Poesie fähig ist, einen solchen Inhalt, der aus dem Geiste hervorgearbeitet wird, zu benutzen, und daß es ein Bedürfniß der Zeit sei, daß sich die Poesie des Inhalts, den jene zu bearbeiten hat, bemächtige, und schließt mit einem Worte, das wir aus voller Seele nachschreiben: Möge ein günstiges Schicksal über unserm Vaterlande walten, daß das deutsche Volk in dem jetzt so kräftigen Streben nach dem ruhmvollsten Ziele nicht gehemmt werde!

Elberfeld. **Kruse.**

Vergleichung der Religionslehren der Bibel mit Schiller's Gedichten: Resignation, und: Die Götter Griechenlands. Eine Rede, gehalten zu Görlitz beim Lob- und Dank-Actus (der sogenannten Gregoriusfeierlichkeit) am 10. Jan. 1848. Von Dr. K. G. Anton, Königl. Professor und Rector.

Die Lehrer, welche Schiller's Gedichte mit ihren Schülern lesen, sind mit solchen Stücken, wie die Götter Griechenlands und die Resignation, oft in nicht ge-

ringer Verlegenheit. Sie möchten dieselben wohl durchgehends am liebsten auf sich beruhen lassen; aber sie können sich doch nicht verhehlen, daß die Schüler sie für sich, und zwar mit besonderer Theilnahme, lesen, und dann nur um so mehr den nachtheiligen Einflüssen, welche diese Gedichte auf das jugendliche Gemüth ausüben können, ausgesetzt sind. Die letzterwähnte Rücksicht bewog denn auch unsern Verfasser, die oben genannten zwei Gedichte, die bekanntlich als die verfänglichsten in der Schiller'schen Gedichtsammlung betrachtet werden, zum Gegenstand seiner Rede zu wählen. Ob er gerade wohl daran gethan, für den öffentlichen Lob- und Dank-Actus sich dieses Thema auszuersehen, und ob er nicht besser den Gegenstand in den Lehrstunden, im lebendigen Wechselverkehr mit seinen Zöglingen, besprochen hätte, möge unerörtert bleiben. Das aber wollen wir nicht verschweigen, daß, wenn diese Gedichte einmal gelesen werden sollen, sie nach unserer Ansicht nicht in der Weise, wie hier geschehen ist, behandelt werden dürfen. Beschränkt man die Erläuterung eines solchen Gedichtes auf eine Controverspredigt über den Inhalt, so begeht man, wie bereitwillig man auch im Allgemeinen die Schönheit der Form anerkennt, eine Sünde an dem Dichter, und erreicht doch nicht den Zweck, dem Gedicht seinen gefährlichen Stachel zu entziehen. Denn das fühlt der gereifte Schüler doch, wenn er gleich in Alles einstimmt, was über den Vorzug der einzelnen biblischen Lehren gesagt wird, daß dem Gedichte eine gewisse Art von Wahrheit inwohnt, die durch alle solche Vergleichungen nicht weggeräumt werden kann. Will man dem Zögling diese Wahrheit zum Bewußtsein bringen, so hat man ihm die innere Entwickelungsgeschichte des Dichters darzulegen, und nachzuweisen, wie sich die Denk- und Gefühlsweise, deren Ausfluß das Gedicht ist, in ihm ausgebildet und bis zu solcher Höhe gesteigert habe, daß er die untergegangene Götterwelt Griechenlands mit solcher Begeisterung besingen konnte. Es wird dann das Gedicht dem Schüler als das, was es wirklich nur ist, erscheinen, als Denkmal einer bestimmten Entwickelungsepoche, nicht als der Ausdruck einer bleibenden Weltanschauung; und damit ist der nachtheiligen Wirkung, die es auf die Religiosität des Jünglings haben könnte, vorgebeugt. Zugleich darf er sich nun auch an ihm, als einem ästhetischen Ganzen, erfreuen, und braucht es nicht als ein in glänzende und verführerische Redewendungen verhülltes Conglomerat gefährlicher Irrlehren zu betrachten und — zu verachten.

V.

Das deutsche Drama im siebzehnten Jahrhundert. Von W. A. Passow. Progr. des Gymn. in Meiningen. 1847.

Der Verf. beweis't zuerst seinen einleitenden Satz: Griechen, Spanier und Engländer besitzen allein unter allen europäischen Völkern ein zu hoher Kunstvollendung ausgebildetes und zugleich ächt nationales Drama, und sucht dann die Thatsache zu erklären, weshalb wir nicht, wie jene Völker uns eines nationalen Dramas zu erfreuen hätten, obschon „die ersten Anfänge der dram. Dichtung in Deutschland ein eben so einheimisches Gewächs war, wie bei irgend einem andern Volke." Von Hans Sachs, den der Verf. als dem 16. Jahrhundert angehörend, nur beiläufig berührt, sagt er, daß er das Drama als ein durchaus volksthümliches Erzeugniß weiter bildete, seine Stoffe, wie Shakespeare, bei einer wunderbar bunten und vielseitigen Belesenheit aus aller Herren Länder entlehnte, aber mit der Naivetät, welche alle seine Dichtungen bis ins Einzelste durchdringt, auch die verschiedenartigsten Stoffe ganz und gar auf den heimischen Boden des deutschen Wesens, namentlich des deutschen Bürgerthums, dessen ehrenwerther Repräsentant er selbst ist, versetzt. Auch Jakob Ayrer wird als unmittelbarer Nachfolger und geistverwandter von Hans Sachs dargestellt, obschon es dem Verf. scheint, als ob derselbe keinen recht sichern Boden unter den Füßen gehabt hätte. Der eigentliche Mittelpunkt seiner Untersuchungen liegt aber in den 3 schlesischen Dichterschulen, die er mit Martin Opitz einführt, von dem er mit Recht sagt, daß er zu der neuen kunst- aber nicht volksmäßigen Richtung der gesammten deutschen Litera-

für den Hauptanstoß gab, und ein Mann von großer, ernster und wohlgemeinter Geistesthätigkeit, aber nur geringer dichterischer Begabung war. Mehr als Opitz ist für den Gegenstand der Darstellung Andreas Gryphius von Wichtigkeit, über dessen 7 Trauer- und 7 Lustspiele der Verf. beachtenswerthe Urtheile abgiebt, ohne dieselben jedoch durch Abschnitte aus den Dramen selbst zu belegen. Sowohl die Behauptung, daß nicht dichterische Begeisterung, sondern berechnende Rhetorik die Gestalten geschaffen, als auch die andre, daß Gryphius für Ton und Haltung, wie auch für die äußere Anordnung des Trauerspiels bleibender Gesetzgeber geworden, hätte doch solche Erläuterungen durch die Stücke selbst nöthig gemacht. Sehr dankenswerth sind die Mittheilungen über die „Reyen" und die Lustspiele Gryphius, welche die vaterländischen Zustände nach ihren Hauptseiten darstellen: dort die gutmüthige Abgeschmacktheit des herabgekommenen Bürger- und Volksthums, hier die innere Unsittlichkeit und Unwahrheit der Scheinbildung, welche die sogenannten höhern Stände beherrschte. Hierauf weist der Verf. den Einfluß nach, den die Pegnitzschäfer und Filidor der Dorferer (Jacob Schwieger) auf das von Gryphius geschaffene Drama übten, und stellt dann den Grundsatz der zweiten schles. Dichterschule: die schaffende Phantasie wieder in ihr verkümmertes Recht zu setzen, in seiner Anwendung auf das Drama an Lohenstein's Hauptwerken dar, ohne aber, was sehr zu wünschen gewesen wäre, Proben von seinen Werken mitzutheilen. Denn einzelne angeführte schwülstige Ausdrücke können das Urtheil noch nicht bestätigen, daß er nur solche Stoffe wählte, welche durch eine unerhörte Anhäufung haarsträubender Gräuel und Schändlichkeiten Schauder und Entsetzen erregen, und dadurch weder auf das sittliche, noch auf das ästhetische, sondern nur auf das grob sinnliche Gefühl einwirkten. Wir können übrigens dem Verfasser keinen Vorwurf darüber machen, da der Umfang seiner Arbeit in einem Programm solche Beiträge nicht zuließ, und finden, wie er, den Grundfehler Lohenstein's, wie V. Hugo's und Alex. Dumas' in einer Verwechselung des Tragischen mit dem Gräßlichen. Nach Lohenstein, der weniger Nachahmer in Dramen als im Roman fand, treten Dichter, wie Christian Weise und Andre auf, deren gemeinsames Merkmal geistige Armuth und poetische Mattherzigkeit ist, während um dieselbe Zeit zuerst vom Herzoge von Braunschweig stehende Bühnen errichtet wurden, die sich aber, neben Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen, nur mit der Oper befaßten. —
Nachdem der Verf. sein Urtheil über das Drama des siebzehnten Jahrhunderts darin zusammenfaßt, daß alle Versuche, dasselbe zu künstlerischer Ausbildung zu erheben, an dem verkehrten Streben kranken, sich nicht an den ersten volksthümlichen Anfang des Dramas anzuschließen, sondern mit der ungeschickten Nachahmung fremder, halbverstandener Vorbilder zu beginnen, schließt er seine interessante Abhandlung mit einer Entschuldigung Gottsched's, dem es nach diesen Vorgängen nicht zu verdenken gewesen, daß er alles Heil ausschließlich von der unbedingten Uebertragung des französischen Dramas auf deutschen Boden erwartete.

Hans Sachs als dram. Dichter vom Prof. A. Bomback.

Dies Programm des Gymnasiums und der Realschule zu Rottweil (1847) steht zu dem vorigen in naher Beziehung, unterscheidet sich aber wesentlich, indem es in einer Monographie die Geschichte der Entwickelung der dramatischen Poesie in Deutschland heraushebt, die Passow mehr in kritischer Darstellung zu erläutern sucht. Letztere Arbeit giebt klare Uebersichten, vorliegende genaue Einzelheiten; Bomback's Programm ist mehr ein gelehrtes, Passow's mehr ein raisonnirendes, das erstere mehr gründlich, das letztere mehr anziehend. Bomback berührt nur flüchtig die Lebensverhältnisse des Dichters, behandelt dann aber im ersten Theil seine geistlichen Comödien und Tragödien, im zweiten seine weltlichen, und im dritten seine Fastnachsspiele, und fügt zu allen Proben nur solche Stellen bei, welche die Urtheile der Verfassers belegen. Nach einer klaren Darstellung der Oster- Passions-

und Weihnachtsspiele wird das erste Stück im ersten Bande „von der Schöpfung, Fall und Außtreibung Adä, auß dem Paradieß, Hat XI. Personen vnnd drey Actus“ im Auszuge durchgegangen und dann das Urtheil ausgesprochen, daß der dram. Werth der geistigen Schauspiele, die allerdings zu den schwächsten Leistungen von Hans Sachs zu zählen sind, gering ist, die Entwickelung dürftig ist, und daß eine tiefere Erfassung der Charaktere fehlt. Der Nachweisung, wie sich das weltliche Schauspiel aus den Mysterien entwickelt, hätten wir eine allgemeinere Beziehung nicht nur auf die deutsche, als vielmehr auf die französische und englische Literatur selbst in dieser Specialgeschichte gewünscht, und um so mehr erwarten können, als aus Vilmar eine größere Stelle über das Verhältniß der antiken Tragödie zur Mythe. Der Aufzählung und Charakterisirung der großen Zahl von Schauspielen, die dieser fruchtbare Meistersänger hinterlassen hat, ist so viel Raum gewidmet, um das Resultat gewinnen zu können, daß unser Dichter, der stete Rücksicht auf das praktische Leben nahm, als Volkslehrer genannt zu werden verdient. In den Fastnachtsspielen findet der Verf. die Repräsentanten der weltlichen Komik und weist nach, daß Sachs in Rosenplüt schon einen Vorläufer hatte und in Nürnberg das günstigste Feld für seine Fastnachtslustbarkeiten, in welchen er die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeit verlacht und seiner derben Laune freien Spielraum giebt. Da diese Gattung die originelle ist, welche in Sachs allein ihren Werth hat, so ist es förderlich, dieselbe vorzüglich hervortreten zu lassen, wie in dem letzten Abschnitte geschehen ist, und auch angemessen, daß die Proben in Stil und Schreibart ganz in ihrem altfränkischen steifledernen Costüm erscheinen, um in allem darzuthun, daß das Schöne dem Nützlichen in allen Dingen zur Zeit unsres Nürnberger Meisters untergeordnet war. Eine wünschenswerthe Ergänzung der Arbeit wäre „Hans Sachs als Mensch und Bürger,“ zu der sein Leichenstein auf dem Nürnberger Kirchhofe, den Referent nicht ohne Rührung gelesen hat, einen geeignetern Text gäbe, als ihn onst Grabschriften zu liefern pflegen.

Kruse.

Von der Benutzung antiker Stoffe für Zwecke der modernen Poesie, von Dr. Lange. Progr. des Gymnasiums in Oels. 1848.

In der Einleitung weist der Verfasser darauf hin, daß die romantische Poesie im Mittelalter ihrem Wesen nach von der klassischen Poesie der Griechen und Römer sehr abwich, aber hinsichtlich des Stoffes sich nicht sehr von ihr trennte. Eine Hinneigung zu antiken Stoffen sei bis auf die jüngste Zeit bei unsern Dichtern vorherrschend geblieben, und sie hätten in dieser Rücksicht in der Regel mit unglücklichem Erfolge gearbeitet, während in den Productionen mit modernen Stoffen eine weit bedeutendere Höhe der poetischen Kunst von ihnen erreicht worden sei. Der Verf. findet den Grund dieser Erscheinung in Schwierigkeiten, welche für die antiken Dichter nicht vorhanden waren; das Verhältniß des antiken Stoffes sei zum modernen Dichter ein völlig heterogenes, während der antike Dichter zu seinem Stoffe immer im homogenen Verhältnisse gestanden habe und letzteres sei das einzig richtige — und die alleinige Bedingung, unter der ein poetisches Talent sich mit Erfolg an seinem Gegenstande thätig erweisen könne. Der moderne Dichter müsse sich deshalb auf künstliche Weise mit dem antiken Stoffe in ein homogenes Verhältniß versetzen, und dieses sei äußerst schwierig, fast unausführbar, was an Heinrich von Veldeck und den dramatischen Dichtern des siècle de Louis XIV. gezeigt wird. Nur ausnahmsweise sei es den modernen Dichtern unter überaus günstig einwirkenden Umständen gelungen, den antiken Stoff mit Glück zu bearbeiten. Der Verf. citirt die Batrachomyomachie, deren Stoff nicht so ausschließlich antik sei, um nicht in andere Lebenskreise mit Glück hinübergetragen werden zu können; das Gedicht von G. Rollenhagen habe demnach in der anmuthigen, gemüthlichen Durchführung des Einzelnen offenbare Vorzüge und es wehe in ihm ein eigenthümlich

moderner Lebenshauch, aber in der Anlage des Ganzen und in der zweckmäßigen Composition der Haupttheile stehe der Froschmäuseler dem antiken Gedichte bei weitem nach. — Es wird hierauf noch an einem andern Beispiele (Hero und Leander) gezeigt, daß der antike Stoff hier nur eine geringe Sprödigkeit zeige und daß das Verdienst keines modernen Dichters in dieser Rücksicht höher anzuschlagen sei, als das Shakspeare's, welcher in seinen römischen Tragödien selbst den sprödesten Stoff durch die Allmacht seines Geistes bewältigte und ihm modernes Leben einzuhauchen verstand. In entgegengesetzter Weise habe Goethe das Höchste geleistet. „In der Iphigenia, sagt der Verf., hat Goethe die plastische Schönheit des griechischen Naturlebens mit solcher Meisterschaft darzustellen gewußt, daß es nunmehr erwiesen ist, es könne ein von der Natur für diesen Zweck besonders günstig organisirtes Individuum sich so rein in den antiken Lebenskreis hineinversetzen, daß es gleich einem antiken Dichter innerhalb desselben zu produziren vermöge."

Nach diesen Bemerkungen über die Benutzung antiker Stoffe für Zwecke der modernen Poesie sucht der Verf. nun die Aufmerksamkeit auf einige weniger bekannte Beispiele von Nach- und Umbildung griechischer Stoffe zu lenken, in denen der antike Stoff eine vollständig moderne Farbe und Natur erhalten habe. Er führt hier den Oberon von Wieland an, citirt im Zusammenhange eine Stelle aus Athenäus B. XIII. p. 575 und zeigt sodann, welche Aehnlichkeit sich zwischen der Liebe Rezia's und Hyons und zwischen der Erzählung des Chares v. Mytilene nachweisen lasse. — Zu Goethes Zauberlehrling wird hierauf die antike Erzählung aus dem Philospeudes des Lucian ausführlich gegeben — auf welche auch schon Götzinger aufmerksam gemacht hat — und man kann nicht verkennen, daß der antike Stoff alle Elemente für eine Ballade schon in sich trug, aus welchem sodann das gelungene Gedicht ganz im modernen Sinne und Geschmacke hervorgegangen ist. Hr. Lange zeigt schließlich noch an der „Braut von Korinth", die sich nach seiner Ansicht (so auch nach Lobeck's) an eine Erzählung des Phlegon aus Tralles *) in dessen Geschichte περὶ θαυμασίων anschließt, nach welchen Kunstmaximen ein erhabener Genius in prometheischer Weise neue Gebilde zu schaffen vermöge. **Hg.**

Ziel der Realschule und Lectionsplan. Progr. der Realschule zu Erfurt 1849.

Bei einer früheren Gelegenheit ersuchte die Redaction die geehrten Herren Mitarbeiter des Archivs, über die Art und Weise zu berichten, in welcher in unseren höheren Lehranstalten der Unterricht in den neueren Sprachen betrieben wird. Wir erhalten in vorliegender Schrift einen Beitrag der Art; sie macht nämlich ausführliche Mittheilungen über den Schulplan einer trefflich geleiteten und mit tüchtigen Lehrkräften ausgerüsteten Anstalt, und statt weiterer Besprechung lassen wir hier vorläufig den von den Oberlehrern Dr. v. Dalen und Schrader verfaßten Abschnitt folgen, welcher den Unterricht im Deutschen, Französischen und Englischen behandelt.

1) Deutsche Sprache:

Der deutsche Unterricht soll den Schüler in den Besitz seiner Muttersprache setzen. Eine Sprache ist aber nur wirklich in den vollkommensten Sprachwerken, welche die Nation bis zu dem Augenblick der jedesmaligen Gegenwart hervorgebracht hat; nur unvollkommen existirt sie in der Umgangssprache, die der Schüler

---

*) Anm. Der Anfang der betreffenden Erzählung ging leider verloren; er ist aber durch einen Versuch Kornmann's in seinen Operibus curiosis (Frankfurt am Main, 1694) ergänzt worden.

selbst wieder mehr oder minder unvollkommen zur Schule mitbringt. Die Schule soll nun ausgehen von dem unvollkommenen Zustande der Sprache, wie sie der Schüler mitbringt, und ihn dem vollkommenen Zustande, wie er in den mustergiltigen Sprachwerken existirt, zuführen. Hieraus folgt, daß das Lehr-Objekt nur in Sprachstücken bestehen darf, welche der von der Sprache erlangten Stufe der Vollkommenheit entsprechen, und die Weise, in welcher diese Sprachstücke dem Unterrichte untergelegt werden, wird von der Stufe abhängig sein, bis zu welcher der Unterricht vorgerückt ist, diese Stufen selbst aber werden sich nach den möglichen Behandlungsweisen des Sprachstücks bestimmen.

Solcher Behandlungsweisen stellen sich nun zunächst zwei dar: entweder ist der einzelne Gedanke und sein wörtlicher Ausdruck Gegenstand des Unterrichts, oder der einzelne Gedanke wird in seinem Zusammenhange mit anderen zu einer Gedankenreihe aufgefaßt; dort bilden kleinere Sprachstücke, deren Inhalt sich nur auf die Darstellung sinnlicher Gegenstände oder Vorgänge beschränkt, hier größere Aufsätze, die von der bloßen Darstellung des Objekts sich zur Betrachtung erheben, Grundlage des Unterrichts. Diese beiden Hauptstufen vertheilen sich auf sämmtliche Klassen der Anstalt so, daß jene erstere die zwei Vorbereitungsklassen und die zwei unteren Realklassen umfaßt, diese letztere aber sich über die drei oberen Realklassen verbreitet.

Erste Hauptstufe. Die beiden Vorbereitungsklassen suchen nur die Auffassung des im Sprachstück liegenden Inhaltes zu erreichen, und erst in den beiden unteren Realklassen wird die Aufmerksamkeit der Schüler auch auf die Weise gerichtet, wie dieser Inhalt in der Sprache seinen Ausdruck gefunden hat.

a) 5. Realklasse.

Die Uebungen der Vorbereitungsklassen werden hier in größerer Ausdehnung wieder aufgenommen; die gegebenen Wort-Erläuterungen werden ausführlich von den Schülern angegeben, die Nachbildung der Sätze erweitert sich zur Nachbildung des ganzen Sprachstücks; der Erörterung der im Sprachstücke vorkommenden Gegenstände, Thätigkeiten, Eigenschaften und Zustände tritt das Herbeiziehen verwandter Verhältnisse zur Seite, und die in dem Inhalte des Sprachstücks liegenden Begriffe werden herausgezogen und durch Beispiele aus dem Erfahrungskreise des Schülers erläutert. Hier wird nun auch die Betrachtung der Sprachform Unterrichts-Gegenstand. Die Wort-Arten werden unterschieden, die Form-Veränderungen des Substantivs, Verbs und Adjectivs nach ihrer Beziehung zum Inhalte des Satzes aufgefaßt und die durch Ableitung enstehenden Wort-Familien an Beispielen des Musterstücks vorgeführt. Hieran knüpfen sich Uebungen, den gegebenen Satz nach gegebenen Bedingungen umzuformen, die gegebene Beugungsform eines Substantivs, Verbs, oder Adjectivs durch Umschreibung zu erörtern und ein abgeleitetes Wort mit Hilfe seiner Wurzel zu erklären.

b) 4. Realklasse.

Das Ziel des Unterrichts auf dieser Stufe, mit welcher die erste Hauptstufe abschließt, ist die Verallgemeinerung des Sprachstücks d. i. die Verwandlung des konkreten Inhalts in eine abstrakte Form; dadurch arbeitet dieser Unterricht dem in den oberen Klassen vor, in welchen die Gedankenreihe hauptsächlich den Inhalt des Unterrichts abgiebt. Rücksichtlich der Sprachform hebt der Unterricht dieser Klasse die Satzglieder und von den Wort-Arten das Pronomen und die Präposition hervor.

Zweite Hauptstufe. Jedes größere Sprachstück kann zunächst für sich aufgefaßt werden als der Ausdruck einer bestimmten Gedankenreihe, und der Unterricht hat dann die Aufgabe, sowohl die Gedankenreihe in ihrem Zusammenhange, als auch die Art und Weise erkennen zu lassen, wie diese Gedanken und ihr Zusammenhang in der Sprache ihren Ausdruck gefunden haben. Ferner kann das Sprachstück in Beziehung zu seinem Verfasser gesetzt werden, und da derselbe einer bestimmten Zeit angehört, zugleich zu der Zeit, in welcher es entstanden ist; der Unterricht aber hat hier die Aufgabe, einerseits den Zusammenhang der im Sprachstücke enthaltenen Gedankenreihe mit dem Entwickelungsgange des Verfassers und mi der geistigen Richtung seiner Enstehungszeit darzuthun, andrerseits den Fort-

schritt erkennen zu lassen, den das Sprachstück in der Ausdrucksweise gegen die frühere Zeit gemacht hat. Verlangt jene Behandlungsweise — die logisch-rhetorische — Sprachstücke, in welchen Gedanke und Ausdruck so viel als möglich sich durchdringen, so fordert diese Art der Behandlung — die literarhistorische — solche Sprachstücke, durch welche die Entwickelung der Sprache entschieden gefördert ist: beide aber erfordern durchaus Sprachstücke als Grundlage des Unterrichts, und es würde fehlerhaft, ja verkehrt gehandelt sein, wollte man den logisch-rhetorischen Sprach-Unterricht in der Erörterung abstrakt grammatischer Regeln und den literar-historischen in der Mittheilung von Notizen über Schriftsteller und deren Werke bestehen lassen.

Aus der Natur der Sache geht hervor, daß der logisch-rhetorische Sprach-Unterricht dem literarhistorischen vorangehen muß, dieser müßte daher seine Stelle in der ersten Realklasse haben, während jener sich über die zweite und dritte Klasse ausbreiten würde. Alle Sprachstücke unterscheiden sich nach der Richtung der in ihnen ausgesprochenen Gedanken: entweder sie verinnerlichen einen äußeren Gegenstand, oder sie veräußerlichen einen innerlichen Zustand; im ersten Falle ist ihr Objekt ein naturhistorisches — im weiteren Sinne —, im letzteren ein historisches. Da sich nun in der Realschule die eigenthümliche Stellung des Unterrichts zeigt, daß derselbe mit der Auffassung des äußerlich vorliegenden Objekts beginnt, um durch diese Auffassung eine Vorbereitung für die Würdigung innerlicher Verhältnisse zu geben, so folgt daraus, daß bei dem deutschen Unterricht in der Realschule die logisch-rhetorische Behandlung der Sprachstücke naturhistorischen Inhalts der ähnlichen Behandlung der Sprachstücke historischen Inhalts vorangehen muß, und, indem diese beiden Stufen sich auf die zweite und dritte Realklasse vertheilen, daß der deutsche Unterricht in Rücksicht auf den Stoff in der dritten Klasse an die Naturwissenschaften, und in der zweiten Klasse an die Geschichte sich vorzugsweise anlehnen wird.

Hiernach gliedert sich der deutsche Unterricht in den drei oberen Klassen der Realschule folgendermaßen: dritte Klasse: logisch-rhetorische Behandlung von Sprachstücken vorwiegend naturhistorischen Inhalts; zweite Klasse: logisch-rhetorische Behandlung von Sprachstücken vorwiegend historischen Inhalts, und erste Klasse: literarhistorische Behandlung der wichtigsten Sprachwerke. —

Auf der Seite des Schülers liegt in der Aneignung der Sprache ein doppelter Proceß, der dann von dem Unterricht zu pflegen ist: nämlich Aneignung der im Sprachstück in bestimmter Form niedergelegten Gedanken, und Aneignung der im Sprachstück gegebenen Form für eine ähnliche Gedankenreihe, d. h. der Schüler muß die in der Sprache ihm entgegentretenden Gedanken Anderer verstehen, und seine eigenen durch die Sprache ausdrücken lernen. Beide Thätigkeiten müssen auf der Stufe der logisch-rhetorischen Behandlung der Sprachstücke in der innigsten Verbindung bleiben; denn da alles Denken auf der Schule nur in einer Wiederholung des Gedachten und in dessen Combination, und aller Sprach-Ausdruck nur in einer Wiederholung des Gelesenen oder Gehörten und in dessen Combination besteht, so darf der Unterricht weder das Denken, noch den Sprach-Ausdruck dem Zufall überlassen, sondern muß ihn regeln. Es würde daher verfehlt gehandelt sein, wenn für die sogenannten stylistischen Uebungen des Schülers Aufgaben gestellt würden, welche nach Inhalt und Form nicht nur von dem übrigen Unterrichte isolirt daständen, sondern die auch nach Inhalt und Form der Willkür und dem Instinkte des Schülers überlassen würden. — Nach diesen allgemeinen Andeutungen wird sich nun der deutsche Unterricht in den drei oberen Realklassen in seinen Hauptzügen folgendermaßen gestalten:

c) 3. Realklasse.

Die dem Unterrichte zu Grunde zu legenden Sprachstücke haben einen naturhistorischen Gegenstand zum Inhalt d. h. hier einen solchen, der nicht aus dem Gebiete des innerlichen Menschenlebens entnommen ist, sondern außer demselben ein rein räumliches oder zeitliches Bestehen hat. Die Sprachstücke sind daher entweder beschreibend und nehmen dann ihren Stoff aus dem Gebiete der eigentlichen Naturbeschreibung, der physikalischen und politischen Geographie, so wie aus dem

Gebiete menschlicher Kunstthätigkeit, oder sie sind erzählend und beschränken sich dann auf die Darstellung rein äußerlicher Vorgänge. Den Uebergang zum Gebiete der zweiten Klasse bilden poetische Sprachstücke, und zwar solche, die entweder den innerlichen Gedanken noch in dem Gegenbilde eines rein äußerlichen Objekts vorführen, also Produkte der symbolischen Dichtungsart, wie Fabel und Parabel, oder die den äußerlichen Vorgang unter dem Einflusse subjektiver Auffassung darstellen, wie die epische Ballade. Die Behandlung der prosaischen Sprachstücke bietet drei Stufen dar: a) Auffassung des Inhalts, b) Nachbildung der Form, c) Combination des im Stück enthaltenen Stoffs mit einem anderen. Die Auffassung des Inhalts geht von der sprachlichen Form aus, sieht zuerst auf Erfassung des einfachen Wortsinns, zeigt dann den Zusammenhang der einzelnen Gedanken und die Ausdrucksweisen dieses Zusammenhangs, wobei die Conjunktionen in ihrer grammatischen Bedeutung erkannt werden, läßt dann die nur angedeuteten Gedanken klar erkennen, was zur Erörterung der Adverbien führt, und weis't zuletzt die innere Gliederung der Gedankenreihe nach, indem der Plan des Sprachstücks aufgestellt wird. Die Nachbildung der Form beginnt mit dem schriftlichen und mündlichen Wiedergeben des verstandenen und memorirten Sprachstücks, fährt fort mit der Darstellung desselben Objekts nach verändertem Plane, oder anderen gegebenen Bestimmungen, und kommt zuletzt zur Darstellung anderer aber verwandter Objekte in ähnlicher Form. Die Combination des im Sprachstück enthaltenen Stoffs mit einem anderen besteht in vergleichender und unterscheidender Zusammenstellung verwandter Stoffe. Diese Uebung geht durch alle Stufen des Unterrichts hindurch und ist da nicht zu entbehren, wo es sich um geistige Auffassung eines individuellen Unterrichts-Objekts handelt.

d) 2. Realklasse.

Die Sprachstücke haben hier vorzugsweise das innerliche Menschenleben zum Inhalte, entlehnen daher ihre Stoffe meist aus der Geschichte, schließen aber Darstellungen naturhistorischen Inhalts nicht aus, wenn das Natur-Objekt durch die Darstellung in eine höhere Auffassungsweise erhoben ist. Sie sind enweder erzählend oder beschreibend, haben aber im letzteren Falle nicht einen sinnlichen Gegenstand, sondern einen innerlichen Zustand oder einen Charakter zum Inhalte. Die poetischen Sprachstücke die dieser Stufe eigenthümlich sind, sind die dramatische Ballade und das lyrische Gedicht. Die Behandlungsweise ist der auf der vorigen Stufe analog. Der innerliche Zusammenhang in der Erscheinung handelnder Personen, der Charakter, wird aufgefunden, der sprachliche Ausdruck des handelnden Charakters, die Rede, wird Gegenstand der Zergliederung, und verwandte Charaktere oder Zeit-Abschnitte werden der Vergleichung unterworfen.

e) 1. Realklasse.

Hier wird das Sprachstück nach seiner eigenen zeitlichen Erscheinung aufgefaßt, und bei der Auswahl ist nur die relative Wichtigkeit desselben maßgebend. Aus der frühesten Geschichte der Sprache werden nur so viel Sprachstücke aufgenommen, als nöthig sind, um die wichtigsten Gesetze in der Umwandlung der Sprache, namentlich das Gesetz der Consonanten-Verschiebung und der Vokal-Abstumpfung, erkennen zu lassen. Aus der mittleren Geschichte der Sprache wird so viel entlehnt, als zur Erkenntniß des eigenthümlichen geistigen Lebens der damaligen Zeit nöthig ist. Die meiste Ausbreitung gewinnt der Unterricht in der Behandlung der Sprachstücke der neueren Zeit. Diente auf der zweiten Stufe die Geschichte vorzugsweise dem Zwecke der Sprache, so soll nun auf dieser Stufe der Sprach-Unterricht der Geschichte dienen, und das Sprachstück soll jetzt als Dokument des geistigen Lebens seiner Entstehungszeit aufgefaßt werden. Die freien schriftlichen Arbeiten nehmen Veranlassung und Stoff aus den behandelten Schriftwerken und bestehen in Auszügen, Beurtheilungen, Charakteristiken und Vergleichungen sowohl von Werken, als von literarischen Persönlichkeiten.

2) französische und englische Sprache:

In der deutschen Realschule werden fremde lebende Sprachen gelehrt, um die Quellen und Absatzwege der Erkenntniß der mathematischen Wissenschaften zu vervielfältigen.

Die französische und englische Sprache erhalten darum den Vorzug vor den übrigen, weil die Völker, die sie reden, gleich uns Pfleger dieser Wissenschaften sind, weil wir mit ihnen in Verkehr stehen. Wo der Handel einer Gegend seine Richtung nach Italien nimmt, kommt aus diesem Grunde auch die italienische Sprache hinzu.

Für den Unterricht hat eine Sprache Werth durch die Grammatik. Die Grammatik der lebenden Sprachen soll aber in der Realschule nicht, wie die der todten im Gymnasium, Ziel des Unterrichts sein, sondern das Mittel, durch Abstrahirung der in dem vorgelegten Stoffe erkannten Sprachgesetze neue Gebilde zu schaffen; sie soll nicht ein Wissen, sondern ein Können erzielen.

Die Lebensform der Sprache ist der Satz. An seinen Bau, an die fortschreitende Entwickelung seiner Glieder schließen sich auf den verschiedenen Unterrichtsstufen die einzelnen Erkenntnisse aus der Formenlehre an. Kein Abschnitt der Formenlehre wird früher behandelt, als die Anwendung der betreffenden Formen vorgekommen ist. Die onomatische Anordnung des Stoffes muß dem Lehrer in jedem einzelnen Kursus überlassen werden, weil der Stoff, würde der Plan auch nach dieser Richtung festgestellt, immer der nehmliche bleiben müßte, was den Lehrer und die nicht versetzten Schüler ermüden würde.

Zur ausführlichen grammatischen Behandlung eignet sich vorzugsweise die französische Sprache wegen der logischen Consequenz ihrer Syntax und wegen der Ausbildung ihrer Formenlehre. Es beginnt deßhalb auch mit ihr der Unterricht in den fremden Sprachen, und erst nachdem derselbe durch zwei Klassen geführt worden ist, tritt eine zweite Anwendung der Grammatik in der englischen Sprache hinzu.

A) französische Sprache:

Der grammatische Lehrstoff der französischen Sprache ist in folgender Weise auf die einzelnen Klassen vertheilt, wobei jedoch bemerkt wird, daß nicht etwa Alles, was einer höheren Klasse angehört, in der niederen gar nicht vorkommen dürfe; es wird nur nicht darauf als auf ein Lehr-Objekt reflektirt.

a) 5. Realklasse.

Der nackte Satz. Prädikat ist das Verbum. Negative und Frage-Sätze.

Aus der Formenlehre: Indicatif Présent, Impératif, Futur, Défini, Relatif, Indéfini, die beiden Plusqueparfaits, Futur composé, Participe passé, Infinitif der regelmäßigen 1., 4. und 2. Conjugation, der Hilfsverba avoir und être, Indicatif Présent von aller, venir, devoir. Pronom personnel und Substantiv im Nominativ. Form des Artikels. Pluralis der Substantiva.

Aus der Lautlehre: Aussprache der einzelnen Laute.

Diese Punkte der Grammatik werden den Schülern an vorgesprochenen, dann aufgeschriebenen Sätzen gezeigt, mit diesen Sätzen zum Eigenthum der Schüler gemacht, und endlich ihre Anwendung durch Exercitia eingeübt.

Wird der Unterricht mit dem Lesenlernen begonnen, so ist das einmal nicht naturgemäß: denn Lesen heißt das früher Gesprochene und durch die Schrift Festgehaltene wieder sprechen, es setzt also die beiden Thätigkeiten des Sprechens und Schreibens voraus. Ferner findet, wenigstens bei dem Unterrichte in fremden Sprachen, die am Lesen gerühmte Unterstützung des Ohres durch das Auge nicht Statt. Das Auge stört vielmehr das Ohr, indem der Schüler sich versucht fühlt, das zum Lesen ihm Vorgelegte nach den Grundsätzen der Muttersprache auszusprechen.

Spricht dagegen der Lehrer die Sätze erst im Ganzen, dann in einzelnen Worten so lange vor, bis die Schüler den Satz richtig nachsprechen, so empfängt das Ohr der Schüler keinen falschen Eindruck; sie lernen die Schwierigkeiten der Aussprache weit leichter überwinden, indem die Schrift ihnen erst gezeigt wird, wenn die richtige Aussprache schon fest steht, und haben außerdem den Vortheil, daß ihre

Junge von vorn herein Geläufigkeit in der fremden Sprache erlangt. Den Einwurf, daß das Nachsprechen der Schüler, zumal in vollen Klassen, nicht zu erzielen sei, wird Niemand machen, der sich in den Schulen des Regierungs-Bezirks Erfurt umgesehen hat.

b) 4. Realklasse.

Der nackte Satz. Prädikat ist ein anderer Redetheil als das Verbum. — Conditionnel der in der vorigen Klasse behandelten Verba. Abweichende Verba der 1. Conjugation.

3. Conjugation. aller und venir. Zahlwörter. Pluralbildung, Motion und Gradation der Adjektiva. Lehre von der Sylben-Abtheilung. —

Zur Erkenntniß und Einübung dieser grammatischen Fakta dienen vorgesprochene Sätze, leichte Lesestücke aus Fränkel's Anweisung und Exercitia.

Während in der vorigen Klasse aller vom Lehrer gesprochene Unterrichtsstoff von den Schülern geschrieben wurde, bildet diese Klasse dadurch den Uebergang zum Lesen, daß ein Theil des Stoffes dem Lesebuche entnommen wird; jedoch lesen die Schüler jedes Stück erst dann, wenn sie es mit geschlossenem Buche mündlich kennen gelernt haben.

c) 3. Realklasse.

Der ausgebildete Satz. — Vollendung der Formenlehre. — Lehre von der Verbindung der Worte im Satze durch die Aussprache. —

Die Lektüre, abwechselnd aus Télémaque und Charles XII., hat hier den Zweck, die Schüler zum selbständigen Verständnisse der französischen Schriftsteller anzuleiten. Zu dem Ende liest der Lehrer einen kleineren Abschnitt vor und giebt den Schülern Anweisung zur Präparation. Um bei dieser letzteren zu vermeiden, daß die Schüler, wie es so häufig geschieht, durch Mißbrauch des Wörterbuches eine Uebersetzung zusammentragen, die auf die Bedeutung des Wortes im Satze gar keine Rücksicht nimmt, werden sie angehalten, zuerst in jedem Satze Subjekt und Prädikat aufzusuchen, und erst wenn sie diese Hauptheile gefunden haben, durch Meditation und mit Hilfe des Wörterbuches den Sinn des Satzes zu ergründen. Nachdem die Schüler gelernt haben, sich zu präpariren, beginnt die eigentliche Lektüre. Jeder Satz wird erst dann laut von dem aufgerufenen Schüler gelesen, wenn er vollkommen richtig übersetzt ist, weil nur Verstandenes richtig gelesen werden kann. Ein Theil des Gelesenen wird auswendig gelernt.

Zur Einübung der gewonnenen grammatischen Fakta dienen wöchentliche Exercitia, die, wie auch in den vorigen Klassen, in einer Stunde aufgegeben, in einer zweiten durchgenommen und für das Ohr fertig gemacht, in einer dritten von den Schülern selbst an die Schultafel angeschrieben werden; erst zu Hause dürfen die Schüler ihr Manuscript nach dieser Anleitung corrigiren.

d) 2. Realklasse.

Das Satzgefüge. — Lehre von der Interpunktion. —

Die leichteren Stücke aus dem zweiten Bande von Mager's Tableau anthologique werden übersetzt, gelesen und zum Theil auswendig gelernt. Die wöchentlichen Exercitia bestehen in dieser Klasse aus zusammenhängenden Stücken aus Tollin's Anleitung. Um die Schüler auf den freien Gebrauch der Sprache vorzubereiten, werden die übersetzten Stücke häufig mit dem deutschen Buche in der Hand wiederholt.

e) 1. Realklasse.

Die schwierigeren Stücke aus dem zweiten Bande von Mager's Tableau anthologique werden gelesen und ihr Inhalt in französischer Sprache mündlich wiedererzählt. Literarische Notizen, angeknüpft an die gelesenen Schriftsteller, werden in französischer Sprache vorgetragen. Die Schüler referiren mündlich in französischer Sprache über ihre Privatlektüre aus Beauvais Études historiques. Schriftliche Arbeiten, zum Theil Wiedererzählung oder Nachahmung von Vorgelesenem, zum Theil ganz frei.

B) englische Sprache:

Der englische Unterricht beginnt in der dritten Realklasse.

Der vorausgegangene französische Unterricht macht es überflüssig, auch in dieser Sprache das ganze System der Grammatik vorzunehmen, so wie die höhere

Reife der Schüler es erlaubt, das Unterrichts-Material mehr mit Rücksicht auf den Inhalt auszuwählen. Als Eintheilungsgrund für die drei Stufen dient hier das Verhältniß zwischen Form und Inhalt des Sprachstoffes, so daß die Schüler auf der untersten Stufe lernen, einen im Bereiche des täglichen Lebens liegenden Inhalt in der einfachsten Form auszudrücken, auf der zweiten Form und Inhalt im Gleichgewichte in der gewöhnlichen Büchersprache kennen lernen, und auf der obersten sich mit der kunstvoll ausgebildeten Sprache beschäftigen, in der ein Uebergewicht der Form über den Inhalt Statt findet.

a) 3. Realklasse.

An zusammenhängenden Stücken wird, in der nämlichen Weise wie in der vierten und fünften Realklasse die französische Grammatik, die Formenlehre eingeübt und in Heussi's Lesebuch Anleitung zur Präparation gegeben.

b) 2. Realklasse.

Wie im Französischen in der dritten und zweiten Realklasse Lektüre, zum Theil Auswendiglernen, der leichteren Stücke aus Monicke's Selection. Uebersetzungen aus Herrig's Anleitung.

c) 1. Realklasse.

Lektüre und mündliche Wiedererzählung des Inhalts der schwierigeren Stücke aus Monicke's Selection. Literarische Notizen. Freie schriftliche Arbeiten. Die mündlichen und schriftlichen Uebungen der Schüler finden in englischer Sprache Statt, in der auch die meisten Bemerkungen des Lehrers gegeben werden.

Observations sur Cinna, tragédie de P. Corneille. Von K. E. L. Oxé. Progr. des Gymn. in Kreuznach 1849.

Nachdem der Verf. auf die unvollkommene und ungerechte Kritik hingewiesen, welche vielen genialen Dichtern von ihren Zeitgenossen aus Unwissenheit und Leidenschaft zu Theil geworden, schildert er im Besondern die Schwierigkeiten, mit denen P. Corneille zu kämpfen hatte und zeigt in höchst anschaulicher Weise die mannichfachen Hemmnisse, welche sein Jahrhundert, die große Zahl von Nebenbuhlern und der Cardinal Richelieu dem aufstrebenden Geiste in den Weg legten. Der Verf. geht sodann zu einer ausführlichen Betrachtung des Cinna über, analysirt mit großem Geschicke die einzelnen Scenen, vertheidigt den Dichter gegen die ungerechten Ausstellungen seiner Kritiker und liefert zugleich in den Anmerkungen beachtungswerthe Erklärungen einzelner Stellen. Lehrer, welche gerade dieses Meisterwerk Corneille's mit ihren Schülern lesen, werden die kleine Schrift gewiß gut benutzen können.

H.

Miscellen.

Berichtigung grober Lesfehler.

I. Der Verfasser des bekannten Gedichtes „der Schlegel" soll heißen:
  a) Rüdiger der Hinighüser oder Hunghüser*); oder:
  b) Rudeger der Hunthover**).

II. Der Verfasser des bekannten Gedichtes „die Heidinn" soll heißen:
  a) Meister Ruediger von Hindihofen***);
  b) Meister Wunnenhoven†).

Dies sind lauter Lesfehler, welche berichtigt so lauten:
  a) Rüdiger der Hunghöfer,
  b) Rudeger der Hunchover; ferner:
  a) Meister Ruediger von Hünchofen, endlich:
  b) Meister Hunenchover.

Beide Verfasser sind nämlich eine und dieselbe Person; und der Ort, um welchen sich das Ganze dreht, liegt südöstlich von Regensburg, und heißt jetzt Hinkofen. Die urkundlichen Formen, welche ich von demselben fand, lauten, wie folgt:

a) Hunenchoven 1215. Ried Cod. dipl. ratisp. 308 S. (ex diplomatario);
b) Hünchofen 1395. „ „ „ „ 945 „ ;
c) Hünchoven 1412. Urkunde des königl. Reichsarchives.

Diese Formen zeigen, daß der Ort ursprünglich Hunine-hoven hieß, welches bedeutet: Hof der Hüninge, d. h. der Kinder oder Nachkommen eines Hun (falsch: Hunnen), d. h. eines Mannes, welcher Hun hieß, oder ein Hun (Unger) war.

Ein glücklicher Zufall hat mir ein eigenhändiges Denkmahl des Dichter Rudger von Hünchoven in die Hände geführt, welches zwar ohne Datum ist, aber in den Jahren 1290—93 zu Regensburg geschrieben ward; hierin nennt er sich: Rodger hönchovœr. — Es ergiebt sich vielleicht Gelegenheit, von diesem uberaus schön und deutlich geschriebenen Denkmahle späterhin etwas Genaueres zu berichten.

---

*) Sieh: Litterarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie durch Hagen und Büsching (Berlin 1812. 8.), 331 S.

**) Koloczaer Kodex altdeutscher Gedichte, herausgegeb. von Mailath und Köffinger (Pesth 1817. 8.), 45 Nr.

***) Ehrenbrief Jakob Pütrich's v. Reicherzhausen v. J. 1462, 107. Gesetz, abgedruckt in:
  Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausg. von Moriz Haupt, 6 Bd. (Leipzig 1847. 8.), 31—59. S.
  Vergleich auch: Dichtungen des deutschen Mittelalters, herausg. von K. Roth (Stadtamhof 1845. 8.), XVIII. S.

†) Koloczaer Kodex, 46. Nr. — Hier waltet nicht sowohl ein Les-, als vielmehr ein doppelter Hörfehler ob. Was die Heidelberger Hs. Nr. 341. bietet, weiß ich nicht, da Wilken's Verzeichniß zu oberflächlich ist. Den Abdruck der Heidinn in v. d. Hagen's Gesammt-Awenteüern konnt' ich noch nicht zu Gesichte bekommen.

München. **Dr. K. Roth.**

Ein Gedicht von Schiller und zwei Sonette von Fichte.

(Bisher ungedruckt.)

Ich bin seit einer Reihe von Jahren im Besitz eines Gedichtes von Schiller, welches er für seinen Sohn zum Geburtstage der Frau Professor Griesbach in Jena gemacht, und zweier Sonette des älteren Fichte, von denen ich nicht weiß, daß sie schon irgendwo bekannt gemacht sind. Ich habe sie überkommen von Herrn Prediger Kalisch in Zorndorf bei Küstrin, dem sie Fichte, während er als Student in dessen Hause wohnte, gegeben hat. Sollte man sich für die Zeit der Abfassung näher interessiren, so zweifle ich nicht, daß in den Papieren des genannten Herrn sich eine Notiz darüber finden und von ihm zu extrahiren sein wird.

1. Von Schiller.

Wach' auf, Frau Griesbach, ich bin da
Und klopf an Deine Thüre;
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich Dir gratulire.

Ich bringe nichts, als ein Gedicht
Zu Deines Tages Feier;
Denn Alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich theuer.

Sag' selbst, was ich Dir schenken soll,
Ich weiß nichts zu erdenken;
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in Deinen Schränken.

Es wachsen fast Dir auf den Tisch
Die Spargel und die Schoten,
Die Stachelbeeren blühen frisch
Und so die Reine-Clauden.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein —
Die schmecken gar zu süße,
Und wenn sie werden zeitig sein,
So sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest Du
Und giebst den Hühnern Futter,
Die Kuh im Stalle ruft muh, muh,
Und giebt Dir Milch und Butter.

Es haben Alle dich so gern
Die Alten und die Jungen,
Und Deinem lieben braven Herrn
Ist Alles wohl gelungen.

Du bist wohl auf, Gott Lob und Dank,
Mußt's auch sein immer bleiben;
Ja höre, werde ja nicht krank,
Daß sie Dir nichts verschreiben.

Nun lebe wohl, ich sag' Ade;
Gelt? Ich war heut' bescheiden!
Doch könntest Du mir, eh' ich geh
'ne Butterbemme schneiden.

2. Von Fichte.

Wenn Dir das inn're Götterwort wird spruchlos,
Verblasset auch die äußerliche Spürung;
Was Dich umgiebt, verlieret die Verzierung,
Was von Dir ausgeht, ist nur schnöd' und ruchlos.
Die Blüte Deines Lebens steht geruchlos
Was and're leitet, das wird Dir Verführung;
Denn Du bist außerhalb des (der) All' Berührung,
Und so wird Dir der äußre Laut auch spruchlos.
Das innen Todte glänze noch so scheinsam,
Doch treibt Dich fort zu ungemess'ner Wehmuth
Die unaufhaltsam schon Dich griff, die Brandung;
D'rum bleib' ich in mir selber still und einsam,
Und pflege fort, in kindergleicher Demuth,
Das Unterpfand der einst'gen frohen Landung.

3. Von Fichte.

Was meinem Auge diese Kraft gegeben,
Daß alle Mißgestalt ihm ist zerronnen?
Daß ihm die Nächte werden heitre Sonnen,
Unordnung Ordnung, und Verwesung Leben?
Was durch der Zeit, des Raums verworrnes Weben
Mich sicher leitet hin zum ew'gen Bronnen
Des Wahren, Guten, Schönen und der Wonnen,
Und ihm, vernichtend, eintaucht all' mein Streben?
Das ist's: Seit in Uraniens Aug', die tiefe
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflamm', ich selber still, hineingesehen,
Seitdem blieb dieses Aug' mir in der Tiefe
Und ist in meinem Sein, — das Ew'ge, Eine —
Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen.

Stettin. **W. Langbein.**

Englische Hexameter.

In einem früheren Aufsatze dieser Zeitschrift haben wir obigen Gegenstand ausführlich besprochen, der gegenwärtig in England zu einer höchst leidenschaftlichen Controverse die Veranlassung gegeben hat. Der amerikanische Dichter Longfellow hat vor Kurzem unter dem Titel Evangeline ein größeres Gedicht in englischen Hexametern erscheinen lassen; die genaue Bekanntschaft des Dichters mit deutscher Sprache und Literatur veranlaßte ihn zur Anwendung dieses Versmaßes. Im Athenäum streitet man sich nun seit einigen Wochen mit großer Heftigkeit über die Anwendbarkeit des Metrums für englische Gedichte, indem die Einen behaupten, daß man in einer „accentual language" nicht nach der bloßen Quantität schreiben könne; — die Anderen machen dagegen geltend, „that such a reasoning is unjust and would be fatal to the musical claims of almost all modern versification." Man behauptet, daß die englische Sprache an Daktylen reich sei, aber keine Spondeen besitze, die man nach der Theorie Southey's (Vergl. seine Vorrede zu der Vision of judgment) durch Trochäen ersetzen müsse. Nach unserer Ansicht scheint indessen gerade in den schlechten Daktylen ein Hauptmangel zu liegen; man vergleiche beispielsweise nur Coleridge's Uebersetzung von Schiller

„Strongly it bears us along in swelling and limitless bellows,
„Nothing before and nothing behind but the sky and the ocean."

während in dem ersten Verse and als kurz gebraucht ist, erscheint es in dem zweiten als Länge. Aehnliche Beispiele ließen sich in großer Menge anführen. — Professor Whewell, der Verfasser des bekannten Werkes Inductive Philosophy, wird nächstens eine Uebersetzung von „Herrmann und Dorothea" erscheinen lassen, welche Ref. im Manuscript gesehen hat und welche die vielen Schwierigkeiten des Hexameters mit großem Geschicke überwindet. Eine andere Bearbeitung desselben Gedichtes ist so eben anonym erschienen (der Verf. ist Mr. Tomlinson), von welcher wir unseren Lesern schließlich noch eine Probe vorlegen.

1.

„As the wandering traveller, shortly before the sun's setting,
Gazes upon the full orb, too soon from his sight disappearing,
Until his eye the bright image retains and constantly sees it,
Or in the gloom of the thicket, or on the face of the mountain,
Dancing before him and glancing and waving in glorious colours;
So to the fancy of Herman the magical form of the maiden
Sweetly appear'd, and it seem'd the path of the cornfield to follow.

2. The Pastor's remarks on Death.

Smilingly answer'd the Pastor: Death's touching image appeareth
Not as a terror to wise men, and not as an end to the pious.
Those it sends to the business of life and teacheth them action;
These it strengthens in sorrow with hopes of a glorious future;
Death becomes life unto both. The father may surely be censur'd
Who, to the sensitive boy should point out death simply as death,
Rather show we the youth the value of well-improved manhood,
And to the old man the youth, that in the unceasing circuit.
Both may rejoice; and life may itself in life be perfected.

Im Athenäum finden wir „The Tragedy of Galileo Galilei. By Samuel Brown. Groombridge" äußerst vortheilhaft recensirt. Galilei's Widerruf wird dargestellt als hervorgegangen aus seinem durch die kirchlichen Dogmen gefesselten Gemüthe, im Widerspruche stehend mit seinem durch die Wissenschaft befreiten Geiste. Gerügt wird die nicht genug hervortretende Verbindung der einzelnen Theile der Tragödie untereinander und der stellenweise Mangel der letzten Feile in der Versification. Unter den mitgetheilten Stellen tritt besonders folgende als Probe der lyrischen Diction mitgetheilte Serenade hervor:

Sweetest eyes were ever seen,
Fiery, loving, but serene:
Eyes like planets, planets though
Shedding light and lovelit glow
O'er the dark yet solar star,
Whence they never run afar.

Sweetest lips two lips could kiss,
Tender, fragrant, spilling bliss
On the lips that dare to sip
Love's wine from them, lip to lip.
Lips caressing and caressed,
Four are satisfied and blest.

Smoothest cheek for cheek to touch,
Peachy, glowing, young, and such
Paris might have envied me:
Helen's cheek could never be
Fresher on the heights of Troy,
She a woman, he a boy.

Fairest head was ever made,
Brow for light and hair for shade;
Shapely, delicate and small,
Knowing little, feeling all:
All its thoughts are mine and love's,
Loveful as turtle-dove's.

Prettiest throat that ever sung,
Singing always Love is young:
Veiny, flexible, and round,
Living well of gladsome sound.
Running over with delight
For the ear can listen right.

Softest bosom ever pressed
To a lover's happy breast:
Breathing, dewy, lilied place,
Let me nestle there my face:
Milky, fragrant, blissful home,
Never from this nest I'll roam.

Daintiest form Love ever folded,
(Let me sing it and be scolded,)
Soft and warm from top to toe: —
Do not shut thy sweet eyes so;
Sweetest eyes were ever seen,
Fiery, loving, and serene!

In der Verlagsbuchhandlung von Putnam in New-York ist kürzlich ein Buch erschienen, welches den Zweck hat, den reichen Inhalt der besten englischen und amerikanischen Journale alphabetisch zu verzeichnen und auf diese Weise viele vortreffliche Abhandlungen zur Kunde der Lesewelt zu bringen. Der Titel lautet: An alphabetical Index to subjects treated in the Reviews and other Periodicals to which no indexes have been published.

Die Nibelungenstrophe.

Die Nibelungenstrophe wird bekanntlich gewöhnlich so erklärt, daß nachdem durch die Abschwächung der Formen der klingende Reim eingeführt, die klingende Cäsur den Verlust einer Hebung in der ersten Hälfte bewirkt und ihn in der zweiten die Gleichmäßigkeit herbeigeführt habe. Da nun ferner der klingende Reim in der Cäsur kein Analogon in dem stumpfen am Ende fand, so verlegte sich der Reim von den Halbzeilen auf die Langzeilen. Diese gewöhnliche Erklärung läßt nur die vierte Hebung in der letzten Hälfte der letzten Langzeile unerklärt.

Wollte man, um die Symmetrie herzustellen, der achten Halbzeile auch nur drei Hebungen geben, so theilte man die Strophe in zwei gleiche Hälften, hob also den Charakter der Strophe auf. Man hat sonst auch die Nibelungenstrophe von dem französischen Alexandriner herleiten wollen. Doch zerfällt der Alexandriner geradezu in zwei Hälften, und verlangt nothwendig in jeder Hälfte sechs, in der älteren Zeit auch sieben Silben, immer aber nur drei Hebungen. Einen solchen Nachschlag kennt unser Versmaß aber nicht. Außerdem wird im Alexandriner regelmäßig gezählt, eine gleichmäßige Abwechselnng von Hebung und Senkung kennen wir aber nicht. Endlich verknüpft der alte Alexandriner nie die sechs Silben paarweise, sondern läßt so viel Zeilen als möglich auf denselben Reim reimen.

Es erscheint daher aller Beachtung werth eine neue Auffassung, die an einem wohl nicht von allen Lesern des Archivs gekannten Orte gegeben ist. Simrock im Anhange zum dritten Theile seines Amelungenliedes (Stuttgart 1849) geht von dem Satze aus, daß unser Gefühl für die deutsche Metrik durch Opitzens Theorie, die Silben zu zählen, getrübt, daß unsere deutsche Verskunst musikalischer Natur ist, daß sie nur die Tacte und in diesen nur die Hebungen zählt, sich um die Senkungen nicht kümmert, wie noch unsere Volksdichtung; die Senkungen also ausfallen, aber nicht verdoppelt werden können, mit Ausnahme des Vorschlags. Halten wir diesen musikalischen Character fest, so ergiebt sich, daß wir nach jeder der drei ersten Langzeilen unwillkürlich eine Pause von Einem Tact machen. Weiter aber hat die erste Hälfte jeder Langzeile eigentlich vier, nicht drei Hebungen, denn auf die letzte meist kurze Silbe wird immer eine Hebung gerechnet. Zwischen dieser vierten und dritten Hebung bleibt die Senkung fast immer aus, wie wir sie aber auch zwischen der ersten und zweiten, zweiten und dritten fehlend finden. Demnach haben die drei ersten Langzeilen je sieben Hebungen, der Rhythmus aber, mit dem Vorhergehenden zusammengehalten, acht Tacte, nur daß der letzte in die Pause fällt. So sind die drei Langzeilen der vierten gleich, nur daß in dieser der achte Tact in keiner Pause zu stehen braucht, weil mit ihm die Strophe zu Ende ist und so von selbst eine Pause eintritt. Wir gewinnen also einen Rhythmus von 32 Tacten in vier Langzeilen, jede zu acht Hebungen, sangbarer, als wären die acht Hebungen voll, weil der Sänger dreimal mehr sich ausruhen kann. Halten wir fest, daß die Lieder gesungen wurden, der Rhythmus leicht etwas Feststehendes war, so gewinnt diese Auffassung des Nibelungenversmaßes viel Wahrscheinlichkeit. Es fällt dann nämlich musikalisch mit dem älteren Maße des Ludwigsliedes zusammen, welches acht Kurzzeilen von vier Hebungen zählt, konnte also nach derselben Melodie gesungen werden, ist folglich vermuthlich aus diesen kurzen Reimpaaren hervorgegangen. Denn ob bei acht Kurzzeilen die erste mit der zweiten durch den Reim gebunden ist, oder ob je zwei eine Langzeile bilden, die mit der folgenden Langzeile reimt, ist für den musikalischen Vortrag gleichgültig. Dieser wurde in dem letztern Falle dadurch erleichtert, daß in den drei ersten Langzeilen der Reim schon auf die siebente Hebung gelegt, die letzte Hebung aber nicht ausgedrückt und auf die Pause vertheilt wurde. So finden sich auch Volkslieder, in denen kurze Reimpaare mit auf einander reimenden Langzeilen von sieben Hebungen wechseln, die beide nach gleicher Melodie gesungen wurden.

Aus den Pausen, daraus, daß es gewöhnlich wurde, der vierten Hebung eine Silbe weniger zu geben, sind übrigens auch die klingenden Reime zu erklären, aus der deutschen Volkspoesie also die klingenden Reime sowohl im Deutschen als im Französischen abzuleiten.

Weil jedesmal die Strophe einen Abschnitt bildet, der Sänger da einhält, so geht nicht der Sinn aus einer Strophe in die andere über; daran unterscheiden sich die älteren Strophen von den interpolirten, mit Ausnahme des zwanzigsten Liedes, welches mehr für den Vortrag als für den Gesang bestimmt war und auch durch den Sinn verbundene Strophen enthält. Innere Reime kommen ebenfalls selten vor, denn alternirende Reime waren überhaupt in der alten Volkspoesie unbekannt und sind vor dem dritten Viertel des zwölften Jahrhunderts nicht nachweisbar, während sie in Frankreich schon weit früher üblich waren.

Herford. **Hölscher.**

Ein Stammbuch aus dem dreißigjährigen Krieg.

Der dreißigjährige Krieg hat manches Denkmal unserer Literatur verschlungen, dessen Besitz uns noch sehr wichtig wäre; um so mehr ist zu verwundern, wie Anderes erhalten blieb, was doch dem Verderb leichter ausgesetzt war. Vor mir liegt ein Stammbuch in Querquart, Eigenthum des Hrn. Pfarrers Drandt zu Tugenheim in der Bergstraße, eine seltene Erinnerung an die Gräuelzeiten jenes Krieges. Der sehr starke Ledereinband trägt die Buchstaben A. K. G. (Andreas Klügel aus Grupen) B. P., sodann die Jahreszahl MDCXXIII. Wenn auch viele Blätter zu Anfang und in der Mitte herausgerissen sind, so finden sich doch im Ganzen noch gegen 120 Blätter, zum Theil doppelt beschrieben, ungerechnet die Bruchstücke, die da und dort noch in einzelnen Worten zu lesen sind. Der erste Eigenthümer des Stammbuches, A. Klügel, Klugelius, war aus Grupen und scheint in den Jahren 1623 und 1624 die lateinische Schule zu Nördlingen besucht zu haben. Vermuthlich legte er bei der nahen Aussicht zum Besuche der Hochschule das Stammbuch an, in welchem zuerst Nördlinger Freunde und Lehrer sich verewigten. Ihre Blätter sind die letzten im Buche. Wie der verhängnißvolle Krieg jener Zeit, so bieten auch die Blätter eine Musterkarte der verschiedensten Sprachen. So schreibt Simon Retter, scholae Nordlingensis moderator, 7. Jan. 1624, in hebräischer, lateinischer, griechischer, syrischer und deutscher Sprache; das Deutsche: Glaub', Ehr' vnd ein Aug', die drey leiden keinen scherz. Klügel muß noch um die Mitte des Jahres 1624 in Nördlingen gewesen sein, vielleicht noch als Schüler schon mit Unterricht beschäftigt. Vom 7. und 8. Juni dieses Jahres sind 2 Blättchen, deren Eins Ludwig Roth von Lauging Burger zu Nördlingen, „seinem guten Freunde", das Andere Joh. Roth, vermuthlich der Sohn „praeceptori suo fidelissimo, amantissimo" schreibt. In demselben Jahr ist er schon 3. Aug. philosophiae candid. et theol. studios. und zwar Argentorati.*) Noch 1633 ist er stud. theol. und reist als solcher von Wittenberg nach Nürnberg. Aber schon im Febr. dieses Jahres ist er Solmischer Feldprediger und ein Regimentsquartiermeister schreibt ihm:

La gerre ma patrie
mon harnois ma maison
et en toute saison
com batter cest ma vie.

Charakteristisch wie des Schreibers Orthographie: Dißes Schreib ich zu Dienstlicher Gedächtnus dem Ehrwürtigen vnd wolgelärten u. s. w. Im vorhergehenden Jahre 1632 scheint Klügel sehr unstät gewesen zu sein. Aus diesem Jahre finden sich wohl die meisten Gedenkblätter, z. B. von D. Hoe:

---

*) Aufgenommen wurde er wahrscheinlich am 26. Juli, wo Melchior Schizius, Rektor, ihm ein Blatt schrieb mit dem Zusatz aetatis s. 83. Profess. Acad. 38.

Rex Suecus moritur, Magnus Gustavus Adolphus,
Cui similem mundus non habuit, nec habet.

Daneben steht ein französisches Motto von „Gustaf Horn Röm. Maj. und des Reichs Schweden Rahtt, Marschalk u. s. w. Nürnberg 21. Jan. 1632. Desgleichen von 2 Grafen Hohenlohe. Auch die Jahre 1633 und 1634 haben mehre Blätter erhalten. Im letztern war A. Klügel Pfarrer zu Thalfang. Später scheint er diese Stelle verlassen zu haben, ein Blatt vom 21. Aug. nennt ihn Pastor in Troncken, aber 1654 heißt er wieder Rheingräffischer Pfarrer zu Thalfang und ist in Wiesbaden; ein Blatt aus demselben Jahre von einem Gasthalter zum Einhorn in Wießbaden nennt ihn fürstl. Birkenfeldischen Hofprediger. Daß er verheirathet war, wird gelegentlich erwähnt. Ein großer Theil der Inschriften enthält Klage über die schlechte Zeit oder Trost gegen ihre Widerwärtigkeiten, einmal heißt es: Vertriebene Pfarrer müssen noch werth werden; auch bezeichnen sich Einzelne: exul Christi, ein Fingerzeig, daß Klügel selbst während des Krieges vertrieben worden sein mag. Sein Stammbuch war ihm vermuthlich sehr werth und er benutzte es, Denkblättchen von Leuten der verschiedensten Stände zu erhalten, mit welchen er gewiß nicht immer wirklich befreundet war. Oft mag er es nur zur Erinnerung für ruhigere Zeiten dargereicht haben, er hatte darin einen Haltpunkt für sein Gedächtniß, wenn das Bild eines so bewegten Lebens später vor der Seele vorüber zog. Daher begegnen wir vielen Ortsnamen, deren wir Einige erwähnen und zwar mit Angabe der Jahreszahl: Nürnberg 1631. 1632. 1633. Erfurt 1633. Wittenberg 1633. 1635. Würzburg 1634. Strasburg 1624. Schorndorf 1624. Nördlingen 1623. Heilbronn 1625. 1645 (?) Oehingen 1625. Birkenfeldt 1635. 1651. Leipzig 1633. Langensulzbach 1625. Gailkirchen bei Halle 1625. Pforzheim 1624. Altorf 1625. Durlach 1625. u. v. a. Es fällt uns nicht ein, die Schriftzüge selbst, von der rohen ungeübten Faust des Kriegsmanns an, die nur den Säbel führte, bis zur verschnörkelten Gelehrtenhand, zu mustern; auch nicht einmal dem Inhalte nach wollen wir bei den Blättern, die in verschiedener Zunge abgefaßt sind, verweilen. Nur einige derselben, als kurze Belege zur deutschen Rechtschreibung oder Verskunst mögen hier folgen:

Gott allein die Ehr
nach tugent streben,
sich gott ergeben,
welches hilfft ins ewige Leben.

(1651. Anna Sophia, Pfaltzgr. mit zierlicher Hand geschrieben).

Ich wages, gott fermages.
Mit gott daran mit gligk darvon.

(1633). Schwed. Obrister über ein regimendt zu pferdt vnd ein schwadron Dragoner Abrah. v. Rünigk).

Christuß ist mein Seeligkeut
Schuz brustwer vnd Gerechdigkeut
Auf den mach ich die Augen zu
Trag der mich vberwinden thu.

(Dietrich v. burgel Hauptmann).

Vnglück hat mich geschlagen nieder
Gott vnd daß Gelück hilfft mir wieder.

(Christoffer Albrecht Draguner Fenrich).

In großem gelück er heb dich nichdt
Ihm vngelück ver zage nichdt
Gott ist der man der glück vnd vnglück
wenden kann.

Ehr vndt dugendt ich höger achgt
Alß der nach großem gelt vndt gudt trachgt.

Man muß die Zeit nemen, wie sie kompt.

Glück vndt Vnglück ist alle morgen
mein früestück.

Alles was du thust, bedencke das ende, so wirstu
nimmermehr sündigen.

Ahn Gottes Seegen
Ist alles gelegen.

Furchte Gott
Thue Recht,
Schewe Niemandt,

Einträchtigkeit thut Kleine ding vermehren,
Vneinigkeit aber thut große reich zerstören.

Gegen diese, zum Theil klägliche, zum Theil allbekannte Reime stechen die lat. Verse zu ihrem Vortheil ab, die lat. Orthographie ist überall sicher, die orientalischen Stellen nicht minder.

Welch Geschick hat dies unscheinbare Stammbuch gehabt und durch welche Hände ist es wieder und wieder gewandert? **A. R.**

Zur Etymologie.

Ur.

Die Silbe ur bedarf einer nähern Prüfung. Schmitthenner und Graff geben dem ahd. ûr, ûro in den Zusammensetzungen Urochs (Auerochs) die Bedeutung von groß. Beide stellen es mit dem sanskr. uru (magnus) zusammen. Es ist diese Deutung sehr zu bezweifeln. Die Silbe ûr, nordisch ûri, heißt nichts anders als wild. Dafür haben wir noch einen lebendigen Beweis in der Volkssprache, die bekanntlich die Bedeutungen am längsten erhält. In den Thälern um den Titlis, den Grenzstock zwischen Uri, Unterwalden und Bern kennt jeder Bauer die Witterungsregel: „Hat der nollen einen Bart" d. h. Nebelanflug, so wird das Wetter ure d. i. wild. Der Kanton Uri selbst bedeutet nichts als das wilde, die wilde Gegend, das wilde Thal. Der Begriff des wilden schließt den des weiten in sich. Noch jetzt sagt man: ein wildfremder Mann (der weit her ist), ähnlich dem griechischen Barbar; ferner in der wilde schweifen (Wildniß) rc. Daß der Kanton Uri auf die Ansiedler einen solchen Eindruck machen mußte, leuchtet Jedem ein, der dieses Thal kennt. Dieses ûr liegt auch in Urhahn, (wilder Hahn), das noch in Niedersachsen als Eigenname vorkommt. Die Schreibung Auerhahn, Auerochs statt: Urhahn, Urochs (wilder Ochs) ist demnach weniger richtig. Bei Zürich heißt ein Dorf „Urdorf," vermuthlich wegen der (wenigstens vor alters) wilden Umgebung. Der Begriff des weiten, entfernten liegt auch in uralt, vielleicht auch in Urkunde und Urgroßvater.

Von diesem adjektiv ûr ist die präposizion und vorsilbe ur, ar, er = aus, hervor, Kausalität rc. zu unterscheiden, z. B. in den Wörtern Urlaub, urteil, Ursprung, urbar (er-tragend), Urbild rc.

Vernaleken.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Die in Ostfriesland zur Streitfrage gewordene Schulfrage. (Praetorius & Seyde. Aurich). 6¼ Ngr.

Grammatik.

Nederdeutsche sprackkunst v. N. Anslyn. (Muquardt, Brüssel.)
G. A. Kloppe, Wortbildung der franz. Sprache in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen. (Baensch, Magdeburg.) 12½ Ngr.

Literatur.

Selections from the Spectator, Tatler, Guardian and Freeholder; with a preliminary essay by Mrs. Barbauld. (Longman, Lond.) 10 s.
Lieder Guillem's v. Berguedan, herausgegeben von Dr. A. Keller. (Reyher, Mitau). 15 Ngr.
S. T. Coleridge. Essays on his own times ed. by his daughter. (Lond.) 3 vols. 18 s.
Die Hochzeit des Kutrulis v. A. R. Rhangawis, übersetzt von Dr. Sanders. (Dümmler, Berlin). 10 Ngr.
Goethe's Prometheus und Pandora von H. Düntzer. (Dyk in Leipzig).
Die Goethefeier des Auricher Gymnasiums. (Praetorius & Seyde, in Aurich). 2½ Ngr.

Hilfsbücher.

Heinisch & Ludwig, Sprach- und Lesebuch. (Buchner, Bayreuth). 4 Ngr.
J. Pflug, Methodische Anleitung zum Unterrichte im schriftl. Gedankenausdrucke. 2 Theile. (Buchner, Bayreuth). 24 Ngr.
W. R. Stahr, Deutsche Gedichte für Schule u. Haus. (Dunker & Humblot, Berlin). 15 Ngr.
D. G. Herzog, Stoff zu stylist. Uebungen in der Muttersprache. (Schwetschke, Halle). 4. Aufl. 1 Rthlr.
Extrait des Mémoires de Mme. Roland avec des notes part. à l'usage des écoles p. Ch. A. Mayer. (Schulze, Oldenburg). 26¼ Ngr.
Schwab-Dollé, Chrestomathie française en vers et en prose. (Schröder, Kiel). II. Bd. 18¾ Ngr.
F. Ahn, Deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische. (Kupferberg, Mainz). 10 Ngr.
Auswahl von franz. Theaterstücken mit Anmerkungen von L. Bischoff. (Velhagen & Klasing, Bielefeld). 7½ Ngr.
Sammlung englischer Schauspiele neuerer Zeit, herausgegeben mit Noten von Strathmann. (Ritter, Arnsberg). 6 Hefte a 5 bis 6 Ngr.
Das Glas Wasser, zum Uebersetzen ins Englische von A. Baskerville. (Velhagen & Klasing, Bielefeld). 10 Ngr.
Carl Lütke's Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der Englischen Sprache. I. Sprachlehre II. Lesebuch. (Glatz, Hirschberg.) 1 Rthlr. 5 Ngr.
J. Heussi, Methodisches Uebungsbuch für den Unterricht im Englischen. (Hirschwald, Berlin). 27 Ngr.
Richard II. by Shakspeare. (Westermann, Braunschweig). 6 Ngr.
Filippi, Lehrgang der italienischen Sprache. Nach Ahn's Methode. (Jasper, Hügel & Manz, Wien). 18 Ngr.

Ein Dichterleben aus dem vorigen Jahrhundert*).

Die Schriftstellerei ist in England erst später, als man gewöhnlich glaubt, zu der Bedeutung eines Berufs gelangt. Vor dem Anfange des letzten Jahrhunderts gab es hier schwerlich Schriftsteller in dem jetzigen Sinne, und Bücher waren meist nur Erzeugnisse müßiger Stunden, oder sie wurden im Dienste derer geschrieben, welche — wie jüngst noch einer unserer Mäcenaten — sagen konnten: Wir halten uns einen Dichter! Der Schriftsteller gehörte zum Gefolge des Adels; ohne „Schutz" konnte er Nichts unternehmen, denn ein „lesendes Publicum" gab es noch nicht, und die Folge dieser Abhängigkeit war eine knechtische Selbstentwürdigung welche das Schicksal der Schriftsteller selbst da noch bestimmten, als jene Verhältnisse längst aufgehört hatten.

Dennoch war jenes Protectorat an sich so wenig ein Uebel, daß man vielmehr sagen muß, es sei zur Weiterbildung der Literatur unentbehrlich gewesen. Die Patrone setzten die Schriftsteller in den Stand zu schreiben und veranlaßten somit in gewisser Weise das Publicum zum Lesen. Als aber mit der allgemeinen Verbreitung eines wissenschaftlichen Sinnes ihre Sendung erfüllt war, zogen sie sich allmählich vor der neuen Macht zurück, welche sie selbst geschaffen hatten. Obgleich nun diese literärische Adelsherrschaft neben der gesteigerten Volksbildung nicht bestehen konnte, so erbte

*) Der nachstehende Aufsatz ist nach Chambers' Edinburgh Journal (1848) bearbeitet und mit Bemerkungen aus dessen literärgeschichtlicher Encyclopädie erweitert. Das Bild, welches der Engländer von dem Leben eines Lieblingsdichters seiner Nation entwirft, ist poetischen Reizes wie ernster Lehre voll und fordert zu den vielseitigsten Vergleichungen auf, so daß die Reichhaltigkelt des Stoffes vielleicht selbst die Mängel der Bearbeitung weniger fühlbar macht. Forsters biographisches Werk, auf welchem Chambers' Abriß basirt, ist, wie es scheint, bisjetzt noch nicht ins Deutsche übertragen.

M.

der alte Geist der Unterwürfigkeit in der Schriftstellerwelt dennoch fort; ja selbst heutzutage fehlt es nicht an Proben einer Dedikationskriecherei, welche damals Sitte war, als die Widmung das Glück eines Buches machte. Immer aber sind dies nur seltene Ausnahmen, und die Schriftsteller des jetzigen Englands, günstiger gestellt als ihre Vorgänger, dürfen sich in der That mit dem „Vließ der Unabhängigkeit“ brüsten.

Zuweilen tritt dieser männliche Freiheitstrotz sogar in jenen früheren Zeiten hervor, als der Adel die Literatur dem Volke überließ und die Schriftsteller in ihrer Verlassenheit kaum wußten, wohin sie sich wenden sollten. „Die Aufmerksamkeit,“ schrieb Johnson an Lord Chesterfield, „welche Ew. Herrlichkeit meinen Arbeiten zu schenken beliebten, würde sehr dankenswerth gewesen sein, wäre sie mir vordem zu Theil geworden. Jetzt bin ich zu gleichgültig, um diese Gunst zu würdigen, ich lebe zu einsam, um sie mit Andern zu theilen, und bin zu bekannt, um ihrer noch zu bedürfen. Ich fürchte nicht, für einen rohen Cyniker gehalten zu werden, wenn ich da keine Verbindlichkeiten zugestehe, wo ich keine Wohlthaten empfing, oder wenn ich das einem Gönner nicht schulden will, was die Vorsehung mich selbst erwerben ließ.“ Kurz zuvor war der stolze Schriftsteller wegen einer Schuld von 5 Pfd. 18 Schill. verhaftet worden, und nicht lange nachher zwang ihn die Noth, seine Wohnung in Gough Square aufzugeben. Sie war ihm zu theuer, und dennoch bot sie nur einen Stuhl zur Bequemlichkeit für Johnsons Freunde, während dieser selbst mittlerweile auf einem andern balancirte, der nur drei Füße und eine Armlehne hatte.

Unter allen Schriftstellern dieser Drangperiode, wie viele Duldernamen sie auch zählt, ist jedoch bis auf den heutigen Tag keiner mit größerer Theilnahme betrachtet worden, als Oliver Goldsmith. Er bildet den vollkommensten Gegensatz zu Johnson, im Charakter wie im Stil, und dennoch waren diese Männer Freunde. Der „begeisterte Träumer“ (inspired idiot) und der „große litterärische Diktator“ (great Cham of litterature) waren beide durch einen innigen Bund der Humanität mit einander vereint, über welchen die Unterschiede in Lebensweise und Stellung keine Macht hatten. „Oliver Goldsmith,“ sagt Joh. Forster, „hatte in Nichts Erfolg, worin die Welt von ihm Erfolg erwartete. Er war zum Geistlichen bestimmt und wurde abgewiesen, als er sich die Weihen ertheilen las-

sen wollte; er sollte sich als Arzt versuchen und erwarb nicht so viel, um die Promotion zu bezahlen. Zum Schriftstellern forderte ihn Niemand auf; aber er schrieb — und büßte es. Sein ganzes Leben war Entbehrung. Er zählte nur wenige Tage, die ihn der Sorge für den Abend oder den nächsten Morgen überhoben, und unter all' den Kümmernissen der Armuth und des Elends gab es wohl keine, die er nicht in ihrer ganzen Bitterkeit hätte empfinden müssen. Er spricht aus eigener Erfahrung, wenn er in seiner „Naturgeschichte" (Animated Nature) unser Gemüth für das Unglück derer erwärmt, die dem Hunger erliegen oder, wie man lieber sagt, am gebrochnen Herzen sterben. Und als er zuletzt wirklich einen Erfolg errang, so war dies nur der matte Strahl einer untergehenden Sonne, die ihm zum frühen Tode leuchten sollte."

Wir haben diese Stelle der Vorrede zu einem Buche entlehnt, welches wir unseren Lesern warm empfehlen möchten. Es ist die Biographie Goldsmiths von J. Forster *). Vielleicht würden wir sie noch wärmer empfehlen, hätte Forster strenger zwischen dem Charakter des Schriftstellers und des Menschen geschieden und sich so vor einigen harten Urtheilen über die Männer bewahrt, mit welchen sein Dichter in Berührung kam. Aber die edle Begeisterung, welche durch das ganze Buch weht, ist unserer Zeit so fremd, das man fast glauben darf, die Welt gewinne mehr durch diese gefühlvolle Färbung, als ihr etwa verloren gehen könnte an geschichtlicher Genauigkeit. So viel ist gewiß, daß Kaltsinn und Verstandesdürre nicht vermögen, ein des Dichters würdiges Bild zu entwerfen, und unter allen uns bekannten Männern ist keiner mehr berufen, das kampfbewegte Leben dieses verstoßenen Kindes der Natur und des Glückes zu schildern, als John Forster.

Goldsmiths Leben war in seinen Einzelheiten bisher wenig bekannt. Nur ein wahlverwandter Geist konnte den zerstreuten Stoff aufsuchen und ausscheiden und die Lücken der beglaubigten Ueberlieferung aus den Andeutungen und halbbewußten Erinnerungen Goldsmiths selbst ergänzen. Jedenfalls aber belohnt die Darstellung die aufgewandte Mühe, nicht bloß weil sie die Lebensschicksale

---

*) The Life and Adventures of Oliver Goldsmith. A Biography in four Books. By John Forster of the Inner Temple Barrister. London: Bradbury and Evans. 1848.

eines hochbegabten Dichters aufhellt, sondern weil sie zugleich in der anziehendsten Weise die oben beschriebene literärische Epoche beleuchtet. Wir werden uns daher bemühen, die Erzählung Forsters möglichst genau wiederzugeben und bedauern nur, daß der beschränkte Raum uns nicht immer gestattet, dies in Forsters eigener Sprache zu thun.

Oliver Goldsmith, geboren am 10. November 1728, war der Sohn eines irischen Landpfarrers, von neun Kindern das sechste. Er war ein unansehnlicher, fast abstoßender Knabe: linkisch, plump, doch freundlichen und liebevollen Sinnes. Sein Vater konnte die zahlreiche Familie bei einem höchst kärglichen Gehalte nur durch die größte Sparsamkeit und durch die wirthlichste Ausbeutung seiner kleinen Aecker erhalten. Nach einigen Jahren veränderte er seinen Wohnsitz. Er zog von Pallas *) nach Lissoy, einem anderen Dörfchen desselben Kirchsprengels, und hier verlebte Oliver seine Jugend. Die Erinnerung an das stillumfriedete Glück dieser Tage begleitete ihn allenthalben und klingt in rührenden Weisen durch die schönsten seiner Dichtungen. Am 11. Juni 1745 trat der 17jährige Goldsmith mit leidlichen Vorkenntnissen ausgerüstet in das Trinity College zu Dublin als Schüler (as a sizer), mit anderen Worten als Laufbursch (menial **); aber nach seines Vaters Tode konnte er selbst diese ärmliche Stellung nur dadurch behaupten, daß er Straßenlieder dichtete, welche er das Stück zu 5 Schill. verkaufte. Abends stahl er sich dann wohl aus dem Kolleg, um sie singen zu hören. „Glückliche Nacht, die alle Trübsal des Tages aufwog!" sagt sein Biograph. „Hinter einer dunkeln Mauer verborgen oder in den Schatten der schlecht erleuchteten Gassen dahinschleichend, horchte der arme, vergessene Schüler seinen Liedern: die einzigen Versuche seines Lebens, welche nicht ganz fehlschlugen! Spärlich und gleichgültig war vielleicht anfangs die Zuhörerschaft des singenden Bettlers, aber

---

*) Ein kleines Dorf in der Grafschaft Longford.

**) Man tritt in die englischen Kollegia entweder als sizer (mit einer Einzahlung von 10 Pf.), oder als pensioner (mit 15 Pf.), oder als Fellow-commoner (mit 25 Pfd., oder endlich als nobleman (mit 50 Pfd.). Die sizarship, deren Verleihung erst von einem Examen abhängt, ist mit gewissen Beneficien, aber auch mit bestimmten Dienstleistungen verknüpft. Im Grunde ist der sizer nur der Famulus seiner reicheren Studiengenossen.

dichtgedrängt und voll froher Hast, wenn er ein neuerhaltenes Lied ankündigte. Vielleicht zerriß er mit kreischender Stimme die Melodie der Töne; aber barsch, unrein, dumpf oder schrill: gleichviel! mit ihren Klängen kam die süßeste Musik der Erde in Goldsmiths Ohr. Freudig horchende Gesichter, Greise, die auf dem Wege stehen blieben, Knaben, die ihren letzten Pfennig daransetzten: gewiß! es war eine kleine Welt, die staunend und preisend zu des Schülers Füßen saß. „Einst wird eine größere Welt mir lauschen!" rief er sich vielleicht leise zu, wenn er freudeberauschten Herzens in seine düstre Zelle zurückkehrte.

Er bewarb sich um ein Stipendium, erhielt indessen nur eine Entschädigung von 30 Schill. Das ungewohnte Glück machte den Wildling so übermüthig, daß er einige seiner Genossen zu einem Tanze bei sich einlud. Doch das Fest nahm ein plötzliches Ende, als der Aufsicht führende Lehrer in das Zimmer stürzte und den Festgeber in jähem Zorn zur Erde warf. Oliver entlief, von seiner Schmach erdrückt, und irrte eine Zeitlang zerlumpt und hungernd umher, bis ihn sein Bruder Heinrich in die Anstalt zurückbrachte. Am 27. Februar 1749 ward er Baccalaureus *), und nachdem die Studienjahre vorüber waren, die er zum Theil in der ländlichen Muße seiner Heimath verschwelgte, übernahm er eine Hauslehrerstelle bei einem irischen Edelmanne. Aber nach Ablauf eines Jahres veruneinigte er sich mit demselben, und nun machte er sich auf nach Cork. Ein flinkes Roß trug den sorglosen Reiter dahin, der mit 30 Pfd. in der Tasche den abenteuerlichen Entschluß faßte, nach Amerika zu gehen. Er kam bald genug zurück, leichten Beutels, und auf einer Rosinante, für welche er 1 Pfd. 15 Schill. gegeben hatte. Rechtswissenschaft hieß nun seine Loosung. Er wollte nach London, um dort, von seinem Oheim mit einem Darlehen unterstützt, den juristischen Cursus zu machen; aber sein Unstern hielt ihn in Dublin zurück, wo er die ganze Summe (von 50 Pfd.) im Spiel verlor.

*) Um Baccal. zu werden, hat man ein Examen im Griech., Latein., in der Philosophie und elementaren Mathematik zu bestehen. Ein für alle Mal wird das griech. N. Test. und Paleys Moralphilosophie vorgelegt. Die Autoren des classischen Alterthums wechseln, werden indeß zwei Jahre zuvor bestimmt, so daß die Kandidaten — die von ihrer übergroßen Anzahl „pollmen" (πολλοί) heißen — sich hinreichend vorbereiten können.

Jetzt ward es mit der Medicin versucht, und wirklich brachte Oliver $1^1/_2$ Jahr in Edinburgh als Student zu; aber eine von ihm allzuwillig übernommene Bürgschaft nöthigte ihn eilends das Land zu verlassen. Ein Schiff, welches eben nach Bordeaux auslief, rettete ihn vor den verfolgenden Häschern; — freilich nur, um ihn neuer Drangsal preiszugeben. Im Kanal erhob sich ein Sturm und trieb das Schiff bei Newcastle upon Syne an den Strand. Hier wurde Oliver sammt der übrigen Mannschaft festgehalten und schmachtete vierzehn Tage im Kerker. Das seltsame Ereigniß ist nicht ganz aufgeklärt. Vermuthlich waren seine Reisegefährten Schotten, die in französischen Diensten standen und auf englischem Boden gelandet waren, um für die Armee des Feindes zu werben. Nach seiner Befreiung wandte sich Goldsmith nach Leyden, wo er seine Studien vollenden wollte *). Er las, lehrte, borgte und spielte hier ein Jahr lang und schickte sich darauf an, seine Streifereien weiter fortzusetzen. Ein Freund lieh ihm Reisegeld; doch das Mißgeschick verfolgte Oliver noch immer. Es kamen ihm einige seltene und kostbare Blumen zu Gesicht, für welche der Onkel in Irland eine Leidenschaft hatte, und ohne zu zögern kauft der dankbare Neffe die theuern Zwiebeln, um sie sofort dem würdigen Wohlthäter als Geschenk zu übersenden und Tags darauf mit einer Flöte, einer Guinee und dem letzten Hemde aus Leyden zu wandern.

Eine Skizze dieser Irrfahrten, die ihn durch halb Europa führten **), scheint er in der Geschichte des philosophischen Landstreichers gegeben zu haben, dessen man sich aus dem „Pfarrer von Wakefield" erinnert. „Ich verstand etwas Musik", sagt dort der wandernde Philosoph, „und besaß eine leidliche Stimme: Beides mußte mir jetzt zum Erwerb dienen, wie es ehedem meine Belustigung gewesen war. Ich zog unter den harmlosen Landleuten Flanderns und unter denen Frankreichs umher, die arm genug waren, um aus

*) Nach den (älteren) Forschungen von Dougl. Allport (Collections Illustrative of the Geology, History, Antiquities and Associations of Camberwell. 1841) wäre diese Reise erst 4 Jahre später erfolgt und Oliver zuvörderst in der Nähe von London als Lehrer thätig gewesen.

**) Goldsmith verweilte zunächst in Löwen, Antwerpen, Brüssel, zog dann nach Frankreich, den Rhein hinauf nach Deutschland und der Schweiz, überstieg die Alpen, sah Florenz, Verona, Venedig und studirte längere Zeit in Padua, wo er als Arzt promovirt zu haben scheint.

Herzensgrunde vergnügt zu sein — denn ich fand die Menschen immer um so heiterer, je ärmer sie waren. Wenn der sinkende Abend mich einer Hütte zuführte, dann spielte ich meine muntersten Weisen und erwarb mir so ein Obdach für die Nacht und Zehrung für den nächsten Tag *). Ein oder zwei Mal versuchte ich mich auch vor vornehmen Leuten; aber sie fanden mein Spiel nur widerwärtig und hatten auch nicht die kleinste Gabe für mich." „Mit andern Worten", sagt Forster, „er bettelte"; doch das ist nicht die irische Interpretation. Der Schreiber dieses kannte in London einen Musiklehrer, der kein Geheimniß daraus machte, daß er in schlechten Zeiten seinen Hut in die Augen drücke und mit der Flöte auf die Straße trete. Dieser junge Irländer, der selbst nie borgte ohne zu erröthen, würde den Gedanken zu betteln mit Verachtung von sich gewiesen haben. — „Mein musikalisches Talent", erzählt der Landstreicher weiter, „konnte mir in Italien nichts nützen, wo jeder Bauer ein besserer Musiker war als ich; aber ich hatte mir in dieser Zeit noch eine andere Fertigkeit erworben, welche mir nicht weniger zu Statten kam: das war die Fertigkeit im Disputiren. Auf den Universitäten und Klosterschulen des Festlandes werden nämlich zu gewissen Tagen philosophische Sätze gegen fremde Besucher zur Disputation gestellt. Opponirt der Gast mit einiger Gewandtheit, so hat er Anspruch auf ein Geldgeschenk, eine Mahlzeit und ein Nachtlager. Auf diese Weise schlug ich mich durch bis England; ich wanderte von Stadt zu Stadt, lernte die Menschen kennen und sah, so zu sagen, beide Seiten des

---

*) So heißt es im „Wanderer":

Wie oft bei der Loire muntrem Rauschen
Sah ich des Dorfes jungen Chor mir lauschen:
Keck in der Ulme schattigem Revier,
Erfrischt vom wellenathmenden Zephir,
Schwang sich um meine Melodien der Reigen.
Mocht' auch die Sonne längst auf Mittag zeigen:
Vergessen ward das Mahl; und ob die Kunst
Des Spielmanns noch so ärmlich mochte stümpern:
Entzückt war jedes Ohr, mein jede Gunst.

Scenen dieser Art bildeten eine Schule für den Dichter, während die erhabene Schönheit der Alpennatur keine tiefere Wirkung auf ihn machen konnte. Mit stiller Lust weilte er bei den Bildern eines beschiedenen Naturglücks und schuldloser Armuth, um sie in den Sabbathstunden der Muse mit dem Reize einer seelenvollen Poesie zu umkleiden.

Bildes." Nach zweijähriger Pilgerschaft langte Oliver in der Heimath an, und in der Mitte des Februar 1757 zog er einsam und fremd, ohne daß ein Auge mitleidig auf ihn geblickt, in die öden, unheimlichen Straßen Londons.

Hier war der Schwerpunkt seines Lebens. London war seine Bestimmung; aber wie war er befähigt, den Gefahren der Weltstadt zu begegnen? Wie hatte er sich zum Kampfe gewaffnet? Womit konnte er die Theilnahme und das Wohlwollen derer gewinnen, die mit ihm durch diese endlosen steinernen Häuserzeilen schritten? Wer lehrte ihn den Schlingen der List ausweichen und dem rohen Dränger widerstehen? Wie verstand er dem Reichthum zu schmeicheln und den Stolz zu versöhnen? Wie endlich sollte er sein Leben fristen von den Bedürfnissen, Launen, Schwächen und Fehlern der Menschen? Platt bis zur Häßlichkeit, unansehnlich in seiner Gestalt, gewöhnlich in Zügen und Bewegungen, die Sprache durch eine rauhe Mundart entstellt, ärmlich gekleidet, ohne einen Schilling, ohne einen Freund, sorglos, furchtlos, achtlos — was sollte er in London beginnen? Stehlen, hungern oder schreiben. Vergebens versuchte er von seinen früheren Beschäftigungen zu leben, vergebens strich er Pflaster für die Armen, vergebens mühte er sich in der traurigen und verlachten Rolle eines Hülfslehrers (usher). Und dennoch fand ihn sein Geschick: Goldsmith verdingte seine Feder den Londoner Zeitschriften und schlug damit einen Weg ein, der (wie beschwerlich auch immer) bis diese Stunde die Laufbahn der Schriftsteller zu eröffnen pflegt.

Die Zeit war ungünstig. Burke, unfähig das Wesen der Uebergangsperiode zu begreifen, in welche das Schicksal ihn gestellt, beklagt es seinen irischen Freunden gegenüber schmerzlich, daß der Genius, „die einsam sterbende Frühlingsblume" von den Edlen des Landes schutzlos der Tyrannei einer eigensinnigen Masse preisgegeben werde*). Fielding war arm und enttäuscht gestorben; Collins, zu dessen

*) Wie alt und wie verbreitet sind diese Klagen! Von Meister Stolle's Spruch gegen des Habsburgers kargen Geiz bis auf die Zornocken gegen Friedrich, den „Freund der Aftermuse", von dessen Throne die deutsche „schutzlos ging und ungeehrt", sind sie ein vielgesungenes Thema auch der deutschen Dichtung gewesen. Aber nirgends kehren sie bittrer und häufiger wieder, als bei den englischen Dichtern. Auch Goldsmith sagt aus inniger Ueberzeugung: Wenn man vom Dichten leben könnte, fürwahr! es wäre eine Lust, Dichter zu sein! und Daniel äußerte zu Lord Ellesmere: Gott schuf die Dichter; aber sie wären vergebens

Elend noch die Qual des Wahnsinns kam, stand im Begriff ihm zu folgen; Smollet verzehrte sich in dem täglichen Kampfe um Brot, den er im fremden Grabe beschloß; Johnson hatte eben den Schuldthurm verlassen, um von den Buchhändlern zeitweise mit einer Guinee abgespeist zu werden *). Dem einzigen Richardson fiel ein glücklicheres Loos; aber freilich er war Verleger und Autor zugleich, und das allein machte den Unterschied.

Goldsmith stand in seinem 29. Jahre, als er sich der Schriftstellerei widmete. Er schrieb für die Londoner Monatsschrift (Monthly Review) Aufsätze, ohne sie jemals anzuerkennen, weil sie von Griffiths (dem Eigenthümer des Journals) oder dessen Weibe verstümmelt wurden. Ein spärliches Gehalt, freie Kost, und freie Wohnung war ihm zugesichert. Aber nach fünf Monaten überwarf er sich mit den habsüchtigen Verlegern, die ihn träge schalten, wogegen er über rohe Behandlung von Seiten des Hausherrn und über Entziehung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse von Seiten der literärischen Hausfrau klagte. Dem Vorwurfe der Trägheit begegnete er, indem er bewies, daß er regelmäßig von 9 bis 2 Uhr, und zu gewissen Tagen noch länger arbeite. Aber das Verhältniß wurde gelöst und Goldsmith stand rathlos da. Es scheint, daß er jetzt als Gehülfe bei einem Apotheker in Dienste trat. Nach einiger Zeit mochte er auch diese kümmerliche Stellung aufgegeben haben, und nun bezog er eine Dachstube am Salisburyplatz, wo er in dunkler Verborgenheit lebte, bis ein plötzlicher Besuch seines jüngsten Bruders Karl diese Einsamkeit unterbrach. Das lange Schweigen Olivers hatte Karl zu dem Wahne verführt, daß es diesem sehr wohl gehe, und so hatte er sich jetzt auf den Weg gemacht, um in London des Bruders Glück zu theilen. „Zu guter Stunde, mein Herzensjunge"! rief Oliver dem Eintretenden lächelnd entgegen. „Zu guter Stunde! Bald werde ich reicher sein! Inzwischen bin ich nicht ganz arm. Addison, mußt Du wissen, schrieb sein Gedicht auf den Krieg (poem of the Compaigne) in einer Bodenkammer zu Haymarket, drei Stockwerk hoch, und dahin bin ich, wie Du siehst, noch nicht gekommen, denn ich

---

geschaffen, wenn ihnen nicht die Patrone zu leben gäben. (Vgl. die interessante Abhandlung von Lipsius im Luckauer Osterprogramme von 1849).

*) „Denn er wollte nicht schreiben, wenn er zwei in der Tasche hatte" setzt Forster hinzu.

wohne im zweiten Stock." Er hieß Karl sich setzen und von den Freunden daheim erzählen. Hier verlassen uns mit einem Mal die Nachrichten, und über den nächsten Monaten von Goldsmiths Leben liegt undurchdringliches Dunkel.

Oliver versuchte es von Neuem mit der Schule *); doch — der arme Schmetterling flatterte immer wieder zu dem Lichte zurück, dessen tödtliche Flamme er zu nähren bestimmt war. Bald erzählt er uns in einem Briefe, daß er in seiner Dachstube für das liebe Brot schreibe und jeden Augenblick fürchte um einer Milchschuld willen gemahnt zu werden. Die Verzweiflung gab ihm einen neuen Gedanken ein. Er wollte das Examen als Spitalhülfsarzt machen, um in dem Heere oder bei der Flotte einzutreten, und seine nächste Aufgabe war, sich eine anständige Kleidung zu verschaffen. Er löste sie, indem er sich verpflichtete vier Artikel in die Monatsschrift zu liefern, wogegen Griffiths dem Schneider Bürgschaft gab. So stellte sich Goldsmith aufs Beste kostümirt in der chirurgischen Halle und — fiel durch. Vier Tage nachher schickte er den Anzug in das Leihhaus, um seinem bedrängten Hauswirthe die Miethe entrichten zu können, und ehe noch eine Woche verging, trieb ihn der Hunger, auch die von ihm bearbeiteten Artikel gegen ein kleines Darlehn zu verpfänden. Unmittelbar darauf forderte Griffiths die Aufsätze und das Geld für den Schneider, und als er die Lage der Dinge erfuhr, schalt er den unglücklichen Dichter einen „Schurken und Betrüger" und drohte, ihn in das Gefängniß werfen zu lassen **).

Nichtsdestoweniger schrieb Oliver später für eben diesen Griffiths ein Leben Voltaires, welches einer Uebersetzung der Henriade vor-

---

*) Er war Unterlehrer an der Anstalt eines Dr. Milner (zu Peckham bei London?). Es heißt von ihm in der Tradition der Schule, er sei höchst gutmüthig und fröhlich gewesen, und sein Unterricht mehr ein lebendiges Gespräch, als ein Einüben von Paragraphen und Kapiteln.

**) Auf diese Drohung antwortete Goldsmith in einem charakteristischen Briefe. „Gefängniß", schreibt er, „scheint die einzige Strafe zu sein, welche mir meine Thorheiten und Euer Brief in Aussicht stellen. Ich habe es seit 3 bis 4 Wochen als unvermeidlich betrachtet, und beim Himmel! ich halte es für ein Glück! Für ein Glück; denn es bewahrt mich vor etwas Verhängnißvollerem! Jahrelang habe ich mit dem Leben gekämpft, mit aller Noth und Verachtung die es mit sich bringt, und mit all den stolzen Leidenschaften, die Verachtung unerträglich machen. Fürwahr! Welche Schrecken könnte da ein Kerker noch haben?"

gedruckt werden sollte. Er empfing für diese Artikel 20 Pfd., mit denen er sogleich jenen Anzug bezahlte. Als ihn bald nachher Percy, der bekannte Sammler der Reliques, besuchte, fand dieser ihn mit einem Werke über den „Zustand der schönen Wissenschaften in Europa" beschäftigt (Inquiry into the State of Polite Learning in Europe). „Er schrieb diese gelehrte Untersuchung", berichtet der nachmalige Bischof von Dromore, „in einer elenden schmutzigen Kammer, worin nur ein Stuhl war, und als er mir diesen aus Artigkeit überließ, war er genöthigt sich ins Fenster zu setzen. Während wir miteinander sprachen, klopfte es leise an die Thür, und auf Olivers Zuruf erschien ein kleines, ärmlich gekleidetes Mädchen. Sie trat mit einem Knix auf den Dichter zu. Meine Mutter, sagte sie zierlich, läßt Euch grüßen und bitten, ihr einen Nachttopf voll Kohlen zu leihen."

1759 ward das Werk vollendet. Mitten hindurch klingt, wie Forster sagt, der eine ebenso trübe als wahre Gedanke: daß Recensentenbeschränktheit und Buchhändlergeiz die gefährlichsten Feinde seien, mit welchen die Literatur zu kämpfen habe. Das Buch machte Glück, und mit der „Biene" (Bee) und seinen Beiträgen zu andern Blättern schien Goldsmith endlich eine günstigere Stellung zu erlangen. Dennoch blieben Stuhl und Fenstersitz die einzigen Bequemlichkeiten seines Gemachs, und es kam wohl vor, daß die Redactoren der Zeitschriften nach heftigem Wortwechsel Stundenlang bei ihm saßen, bis er die zugesagten Artikel auf der Stelle niedergeschrieben hatte. Zunächst verband er sich mit Smollet zur Herausgabe des Britischen Magazins, und später lieferte er einen Cyclus von Betrachtungen (Chinesische Briefe) für das „öffentliche Jahrbuch", die 1760 unter dem bekannten Titel der „Weltbürger" (citizen of the world) wieder abgedruckt wurden. Er miethete nun ein wohnlicheres Logis, machte die Bekanntschaft Johnsons — die bald zur Freundschaft reifen sollte — und schrieb mit ausdauerndem Fleiße eine Reihe verschiedenartiger Aufsätze.

Um eben diese Zeit trat Goldsmith in der Gesellschaft auf und besuchte fortan das Haus des Buchhändlers Davies, wo die Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft zusammenzutreffen pflegten. Goldsmith war ein häufiger Gast, in seiner dicken, schwerfälligen Gestalt, seinem linkischen, wenn auch geistvollen Wesen wunderbar abstechend gegen Percy's gemessene und stattliche Erscheinung. Selbst der höfische Beauclerc verschmähte es nicht vorzusprechen. Nicht

minder oft begegnete man dem breiten, feisten Gesicht Foote's mit den boshaft blitzenden Augen und hin und wieder auch wohl Bennet Langton's langem, von Güte und Edelsinn erfülltem Antlitz. Hier fand Goldsmith auch einen seltenern Besucher, den liebenswürdigen Maler Reynolds, den er bereits einige Monate zuvor bei Johnson kennen gelernt hatte. Hier endlich fuhr zuweilen selbst Warburton's bischöfliche Equipage vor, mit Krummstäben bemalt und eben aus der Southamptonstraße von Garrik's Hause kommend. — Goldsmith hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als seinem Leben einen größeren Zuschnitt zu geben. Er speiste zu dem Preise von jährlich 50 Pfd., für welche der Buchhändler Newbarry gutsagte, und bezog eine vornehme Wohnung. In dieser suchte ihn Hogarth auf, durch den er in Reynolds wissenschaftlichen Klub eingeführt wurde: eine Auszeichnung, um welche die ersten Männer Englands buhlten.

Aber bei alle dem war Goldsmith noch immer in großer Geldverlegenheit und vielleicht gerieth er durch seine neuangeknüpften Verbindungen nur tiefer hinein. „Ich erhielt eines Morgens," so läßt Boswell den Johnson erzählen, „von dem armen Goldsmith die Nachricht, daß er sich in arger Noth befinde und außer Stande sei, das Haus zu verlassen. Zugleich bat er mich dringend, sobald als möglich zu ihm zu kommen. Ich schickte ihm eine Guinee und versprach, augenblicklich zu erscheinen. Nachdem ich mich angekleidet, machte ich mich auf und fand ihn in der größten Aufregung. Sein Wirth, dem er die Miethe schuldete, hatte ihm Verhaftung angekündigt. Dabei hatte Goldsmith meine Guineen bereits gewechselt und eine Flasche Madera gekauft, von dem er eben ein Glas einzuschenken im Begriff war. Ich steckte den Kork auf die Flasche, beschwichtigte den tobenden Zorn des Dichters, und überlegte mit ihm, wie er aus der Verlegenheit zu retten sei. Er theilte mir mit, daß er eine Erzählung druckfertig liegen habe, und holte sie hervor. Ein Blick in dieselbe überzeugte mich von ihrem Werthe, und nachdem ich den Gläubiger beruhigt hatte, begab ich mich sofort zu einem Buchhändler, der das Manuscript für 60 Pfund kaufte. Ich brachte Goldsmith das Geld, und er bezahlte nun seine Schuld, indem er dem Wirthe in hochfahrendem Tone seine Rohheit vorwarf. Bald nach diesem Vorfall erschien der „Wanderer" (Traveller

1764 *), das erste Buch, welches der Welt Goldsmith's Namen nannte. Von ihm that Johnson den Ausspruch, daß etwas Trefflicheres seit Pope's Tagen nicht gedichtet worden sei, und als der große Lexikograph dasselbe in einer Gesellschaft von Anfang bis zu Ende vorgelesen hatte, rief Reynolds Schwester aus: Goldsmith habe aufgehört häßlich zu sein! Dennoch scheint Goldsmith für dies Werk nicht mehr als 20 Guineen erhalten zu haben. Der Mangel an allem Weltverstand brachte den Dichter auch hier um größere Vortheile. Denn als ihm der Graf von Northumberland mittheilte, er gehe als Statthalter nach Irland und werde sich glücklich schätzen, wenn er dem Verfasser des Wanderers einen Dienst erweisen könne, wußte der gute Goldsmith nichts weiter zu sagen, als daß er einen hülfsbedürftigen Bruder habe, der dort Pfarrer sei. „So", setzt Hawkins, der Erzähler der Anekdote, hinzu „so spielte dieser Sonderling, der nur im Reich der Träume lebte, mit seinem Glücke; unbedacht stieß er die Hand zurück, die sich ihm hilfreich entgegenstreckte!" Und Johnson berichtet uns, daß der seltsame Mensch wenige Tage vorher von einem Freunde 15 Pfd. und 6 Pence geliehen habe.

---

*) Dies Gedicht, welches Goldsmith während seiner zweijährigen Streifzüge entwarf, giebt die Spiegelbilder jenes Wanderlebens in politischen Rahmen. Der Dichter, aus erhabener Alpeneinsamkeit niederschauend auf hundert Reiche,

„auf Seen, Wälder, Städte ohne Zahl,
„auf Hütten und Paläste allzumal,"

verliert sich in Entzücken über die Herrlichkeit dieses Bildes. Aber plötzlich ergreift der Zweifel seine „müde Seele" (worn soul). Wohnt in diesen schönen Landen auch das Glück? Wo ist die Stätte, da das Flücht'ge weile? Zwar Jeder hält sein Land für das glücklichste;

„sein erstes, bestes Land das ist die Heimath!" — aber —

Und nun folgt eine vergleichende Skizze der verschiedenen Völker und Staaten, die, nach dem Urtheil der Engländer, an Leichtigkeit und Correctheit nie übertroffen ist, wenn auch der Staatsmann oft genug dem Dichter widersprechen muß. — Die Kritik erschöpfte sich im Lobe dieses Buches. Man sagte, es sei keine schlechte Zeile darin (without one bad line), es sei der Eckstein von des Dichters Ruhm, und Karl Fox pries es als eine der herrlichsten Poesien in englischer Zunge, wozu Johnson bemerkte: der Ruf des Traveller stehe so fest, daß weder Foxens Lob ihn erhöhen, noch dessen Tadel ihn verringern könne.

Goldsmith's nächster Plan war, Heilkunst und Schriftstellerei mit einander zu verbinden. Er wollte als Arzt auftreten, und so erschien er denn in Beinkleidern von hochrother Seide, in einem feinen Scharlachrock, der bis zum Kinn hinauf zugeknöpft war, und mit der ganzen Zugabe von Würde, welche ein Gallaanzug, eine Amtsperücke, ein Degen und ein Rohr mit goldenem Knopfe verleihen können. Die Garderobe kostete 4½ Guinee, und der junge Doctor gefiel sich so darin, daß er im Laufe eines Halbjahres von dem unglücklichen Schneider noch drei ähnliche Anzüge erpreßte. Doch erscheint diese Nachgiebigkeit Oliver's gegen eine eitle Laune kaum noch auffallend, wenn man bedenkt, daß er mit seiner alten Tracht auch seine alten Vergnügungen aufgab. Kein Thee bei White Conduit — kein Bier im Klub Folington — keine Nächte bei Wrekin oder St. Giles! Goldsmith war ein Mann von Stande geworden und mußte standesgemäß leben.

Jetzt erschien der Pfarrer von Wakefield (1766): dieselbe Erzählung, welche den Autor vor einiger Zeit aus den Händen der Schergen befreiet hatte. Jedermann kennt den Pfarrer von Wakefield. Wir lesen ihn in jungen und alten Tagen.

„Wir kehren," wie W. Scott sagt, „immer und immer wieder zu ihm zurück und segnen das Andenken eines Dichters, der uns mit der menschlischen Natur so freundlich zu versöhnen weiß. Einfach, ja fast dürftig ist der Stoff, den er behandelt; aber er wob das eigene Herz und Leben mit allen seinen Leiden, Kämpfen und stillen Wonnen hinein, und machte sein Gedicht so zu einem Quell der Lehre und Freude für alle Menschen." Anfangs fast unbeachtet ward es allmählich Gegenstand ungetheilter und bleibender Bewunderung; Ausgabe folgte auf Ausgabe, und bald war es in die meisten Sprachen des Festlandes übersetzt. Herder las es Goethe vor, und Goethe erzählte noch als 81jähriger Greis einem Freunde, daß in dem entscheidendsten Augenblicke seiner geistigen Entwickelung der Vicar von Wakefield sein Mentor geworden, und daß er soeben erst wieder das reizende Buch mit ungeschwächter Lust von Anfang bis zu Ende gelesen habe.

Sein nächstes Originalwerk war der „gutmüthige Mann" (Good-Natured Man. 1767), ein Lustspiel, welches am Abend seiner ersten Aufführung kaum der Verurtheilung entging. Goldsmith hatte mit unsäglichem Unmuthe der Vorstellung beigewohnt; den-

noch speiste er in großer Gesellschaft zu Nacht. Er sang sein Lieblingslied und war sehr laut; aber „während dessen," erzählte er später, „ertrug ich furchtbare Qualen, und ich glaube, daß ich auf der Stelle erstickt sein würde, wenn ich einen Bissen in den Mund genommen hätte: so sterbenskrank war ich! Mein Leid mußte sich hinter dem lärmenden Scherz verbergen, und wirklich bemerkte meine Umgebung weder, daß ich fastete, noch hatte sie wohl irgend eine Ahnung von der Pein meiner Seele. Aber als sie Alle — bis auf Johnson — gegangen waren, da schrie ich laut auf und schwur, nie wieder eine Zeile zu schreiben." Das Stück brachte ihm 500 Pfund ein, welche er zum Kauf und zur Ausschmückung eines Hauses verwandte, ohne zu bedenken, daß er sich dadurch in Verlegenheiten stürzen mußte, aus denen es keinen Ausweg mehr gab. In der That scheint das vornehme Leben, welches er jetzt führte, kaum noch eine Einschränkung gekannt zu haben. Außerdem gab es noch Ansprüche anderer Art an seine Börse. Auf seiner Liste standen stets zwei oder drei bedürftige Schriftsteller, mehrere Wittwen und verarmte Familienväter, und wenn ihm für die letzteren kein Geld mehr geblieben war, so ließ er sie doch selten gehen, ohne ihnen Hemden, alte Kleidungsstücke, oder auch wohl den ganzen Vorrath seiner Frühstückstafel mitzugeben. Er sagte dann mit zufriedenem Lächeln: Nun brauche ich mir nur zu denken, mein Appetit sei heute etwas stärker gewesen, und ich bin um keinen Penny ärmer! „Mit seinen letzten Guineen hörte seine Freigebigkeit auf!" ruft Cook aus, nachdem er mehrere ähnliche Züge mitgetheilt.

Es wäre auffallend, wenn in der Lebensgeschichte eines Dichters und Sängers die Sonnenblicke der Liebe fehlten. Und doch begegnet uns in der ganzen Biographie keine Andeutung dieser Art, ausgenommen etwa die nochfolgende Bemerkung über zwei junge Mädchen, die Töchter des Hauptmann Horneck. „Die ältere von ihnen, Katharina, die „kleine Schauspielerin" genannt, war schon verlobt mit William Bunbury, dem zweiten Sohne eines altadlichen Freiherrn, dessen erster Sohn Karl unter dem Namen Geoffrey Gambado noch heute bekannt, einer der geschicktesten Dilettanten und Perodisten seiner Zeit war. Marie, die jüngere Schwester, hatte sich bis ein Jahr nach Goldsmith's Tode nicht öffentlich verlobt; aber sie führte bereits den ertigen Beinamen der „Kavalierbraut" (Jessamybride) und übte auf Goldsmith einen mächtigen Zauber.

Der Himmel weiß, welche Träume zuweilen den ungewandten, uneinnehmenden Schriftsteller berauschen mochten! Wir lassen es dahingestellt, ob er je daran dachte, noch eine andere Zuneigung zu gewinnen, als sein Genius und sein lauteres Herz fordern durften: diesen Vorzügen wenigstens haben beide Schwestern stets die aufrichtigste Verehrung gezollt, und die glücklichsten Stunden seines Mannesalters verlebte Goldsmith in ihrer Nähe. Burke, der ihr Vormund war, erinnerte sich noch in hohen Jahren mit dankbarer Rührung der Freude, welche sie ihm von ihrer Kindheit an bereitet; über ihre geselligen und persönlichen Reize herrschte nur eine Stimme des Lobes, und als Hazlitt vor einigen zwanzig Jahren die jüngere Schwester in Northcote's Atelier traf, so sprach sie von ihrem lieben Goldsmith noch immer mit unveränderter Theilnahme und Herzlichkeit. „Und sie war noch immer schön!" ruft Hazlitt aus. „Die Grazien hatten über das Alter gesiegt. Im Geist sah ich den Schatten des Dichters durch diese Räume wandeln, und Entzücken strahlte aus seinen Augen."

Goldsmith beschäftigte sich nun mit verschiedenen Sammelwerken *), und in einem Briefe an seinen Bruder benachrichtigt er diesen von seiner Anstellung als Professor der alten Geschichte an der königlichen Malerakademie, was, setzt er hinzu, für seine Verhältnisse etwa so viel sei als ein paar Manschetten für Einen, der ein Hemd gebrauche. Dennoch verzichtete er mit seinem gewohnten Edelmuthe zu Gunsten seiner Verwandten auf ein Legat von 15 Pfd. Um diese Zeit erschien „das einsame Dorf" (Derserted Village 1770), und der Erfolg war augenblicklich und entscheidend **). Leichtere Schriften vermischten Inhalts folgten, die den Dichter in den Stand setzten, seine Börse für die Theaterabende in Ranelagh und Vaurhall zu füllen, wo er in feinem Anzug, mit Haarbeutel und

---

*) Er schrieb eine Geschichte von England in 4 Bdn., eine Geschichte von Griechenland in 2 Bdn., eine Biographie des Beau Nash, eine Naturgeschichte in 8 Bdn., die er jedoch unvollendet ließ u. s. w.

**) Ein anmuthiges Idyll, in Sauberkeit der Zeichnung und Wärme der Farbe dem „Wanderer" gleichstehend. Es ist gleichsam die poetische Transfiguration von Oliver's Jugendleben. Sein Vater saß dem Dichter zum Landpfarrer, und ein solches Bild mußte allerdings wohl die zürnenden Verwandten mit den Thorheiten und Ausschweifungen Goldsmith's versöhnen. Das Gedicht ist ein Lieblingsbuch der Nation.

Degen umherstolzirte. Hierauf schrieb er die „Kokette" (She Stoops to Conquer 1773), die ein außerordentliches Glück machte, und unmittelbar darauf die „Vergeltung" (Retaliation*) — sein letztes Werk!

Mittlerweile waren seine Schulden gewachsen, und jetzt nicht mehr um einzelne Schillinge und Pfunde, sondern um hunderte, bis sie zuletzt, wie man sagt, die Höhe von 2000 Pfd. erreicht hatten. Unter dieser Last erlag Goldsmith. Er hatte weder die Kraft, seinen Aufwand zu beschränken, nach den Muth, sich seinen Freunden zu entdecken, und er fühlte sich, nach Forsters Erzählung, schwer getroffen, als Johnson bei seinem letzten Besuche von Goldsmith's Tafel aufstand, ohne den zweiten Gang zu berühren. Ein altes, von ihm verabsäumtes Körperleiden — die Nachwirkung angestrengter Studien — überfiel ihn mit aller Stärke. Dazu gesellte sich in Folge seiner zerrütteten Verhältnisse eine fieberhafte Geistesaufregung, welche zu einer solchen Höhe stieg, daß der Dichter sich am Ende selbst den Tod wünschen mußte. Das sicherste Vorzeichen desselben war Goldsmith's Schlaflosigkeit; sie allein mußte die Lebenskräfte erschöpfen. „Ist Euer Geist beruhigt?" fragte Dr. Turton den von Krämpfen sterbensmatten Kranken, plötzlich über seine eigene Frage erschreckt. „Nein noch nicht!" erwiederte Goldsmith. Es waren seine letzten Worte. Am 4. April 1774 starb er in einem Alter von 45 Jahren und arm, wie er geboren war. Er wurde im Kirchhofe des Temple bestattet. In Westminster steht sein Denkmal neben Gay's (des Fabeldichters), dem er im Charakter nahe verwandt, an Talent weit überlegen war.

Wir haben die Wendepunkte in der Geistes- und Lebensentwickelung eines der beliebtesten englischen Schriftsteller nur leicht berührt und weder die Uebersichten, welche sein Biograph über die literärischen Zustände Englands giebt, benutzen dürfen, noch auch die lebensvollen Skizzen ausgezeichneter Zeitgenossen, die er hin und wie-

---

*) Goldsmith speiste einst mit seinen Freunden in einem Kaffeehause. Einer derselben macht den Vorschlag, Grabschriften auf den unverwüstlich gutmüthigen Dichter zu machen. Dies geschieht mit aller Laune. Seine Heimath, sein Dialekt, sein krauser Lebens- und Bildungsgang geben die ergötzlichsten Motive. Aufgefordert Vergeltung zu üben, bringt Oliver beim nächsten Mahle das Gedicht mit, welches jenen Namen führt und Epigramme auf alle seine berühmten Freunde enthält. Scharfe Beobachtung, Geist und Lebendigkeit werden daran gerühmt.

der einflicht. Aber wir können nicht schließen, ohne nochmals auf den schon oben gerügten Mangel des Buches hinzuweisen. Wir mißbilligen es durchaus, daß der Biograph den schriftstellerischen und den persönlichen Charakter seines Helden nicht hinlänglich scheidet, und daß er, wenn auch unwillkürlich, selbst zum Dichter wird, indem er Goldsmith's Schwächen in Vorzüge und seine Verirrungen in Liebenswürdigkeiten verwandelt. Es ist jedenfalls verfehlt, das Mißgeschick unseres Dichters den besonderen Verhältnissen jener Zeit zuschreiben zu wollen. Die glänzendste Laufbahn würde ihn weder glücklicher noch weiser gemacht haben. Bei der Achtlosigkeit seines Wesens (die in dem balladenreimenden Knaben eben so sichtbar hervortritt als in dem zum Manne erwachsenen Denker und Dichter) würde er unter allen Umständen entbehrt haben: er würde den Luxus entbehrt haben, der ihm zum Lebensbedürfniß geworden war, und statt einer Schuld von 2000 würde er eine von 20000 Pfd. hinterlassen haben. Seine Absichten waren gewiß die schönsten; aber es fehlte ihm zu sehr an dem Sinn für wirkliche und rechtliche Verhältnisse, der sie leiten muß, und er würde sich selbst vor einer Ungerechtigkeit nicht gescheut haben, wenn sie seinem Edelmuth nur die Mittel verschafft hätte, freigebig zu sein.

Goldsmith um seiner Dürftigkeit willen zu bedauern, scheint uns ein übel angebrachtes Mitleid. Er war glücklicher bei den bescheidenen Freuden seiner Armuth, als wenn er im goldgestickten Rock an Sir Reynold's Arm einen Maskensaal auf und niederzog. Und vielleicht litt er in seinem niedrigsten Elende nicht mehr Pein, als sonst wohl dem Erdengange hochbegabter Geister zugemessen ist. Er trug die Schläge des Schicksals mit heiterer Gelassenheit; denn er fühlte sie weniger, und selbst in seinen trostlosesten und verlassensten Stunden erfuhr, ja ahnte er kaum etwas von der tiefen Verzweiflung, in welche einen stolzen Mannssinn die Wechselfälle des Lebens stürzen können.

Aber diese Leiden, die ihn selbst verhältnißmäßig nur wenig trafen, wurden der Welt zu großem Gewinn. Denn kein Schriftsteller giebt so bewährte Lehren über die Philosophie der Armuth als O. Goldsmith, und kein Sittenlehrer hat mit diesem mildfreundlichen Geiste die Bitterkeiten des Lebens versüßt. Doch das ist ein Stück aus dem ewigen Plane der Vorsehung. Ohne Mühe keine Lust, ohne Leiden keine Standhaftigkeit, ohne Zweifel keine Hoffnung. Gerade die erhabensten Weisen der Muse weckt das Unglück, denn dem Dulder

„wird mit dem Leid des Liedes Trost bescheert,
und leidend lernt er was im Lied er lehrt.“
(„Are cradled into poetry by wrong,
and learn in suffering what they teach in song.“)

Salzwedel. **H. Masius.**

Beiträge zur Kritik des Shakspeare.

(Merchant of Venice. — Romeo and Juliet.)

(Vergl. Band V. Heft II. Seite 255.)

Merchant of Venice.

— And every object that might make me fear
Misfortune to my ventures, out of doubt
Would make me sad.
Und Alles, was mich Unglück fürchten ließe
Für meine Ladungen, würd' ohne Zweifel
Mich traurig machen.
(Act 1. Sc. 1.)

Die gewöhnliche Bedeutung „ohne Zweifel", welche out of doubt auch bei unserm Dichter hat, würde hier nur einen ziemlich müßigen Zusatz gewähren. Richtiger fassen wir das Wort hier wohl und geeigneter als „aus Bedenklichkeit, aus Besorgniß", wie z. B. out of love häufig „aus Liebe" bedeutet.

— You grow exceeding strange. Must it be so?
Ihr macht euch gar zu selten; muß das sein!
(Ebendaselbst.)

Letztere Frage kann sich indeß nicht, wie die Uebersetzung interpungirt, auf den vorhergehenden, freundschaftlichen Vorwurf beziehen, sondern nur auf das augenblickliche Weggehen der beiden Freunde „Müßt Ihr fort?"

— Neither have I money nor commodity
To raise a present sum.
Mir fehlt's an Geld und Waaren, eine Summe
Gleich baar zu haben. (Ebend.)

Commodity bedeutet freilich auch „Waare"; indeß möchte hier in Verbindung mit to raise u. s. w. die gewöhnliche Bedeutung „leichte Gelegenheit, Bequemlichkeit" vorzuziehen sein. Antonio sagt: Ich habe in diesem Augenblicke kein Geld und auch keine Gelegenheit, augenblicklich eine Summe aufzunehmen.

— and he makes it a great appropriation to his own good parts, that he can shoe him himself.
und er bildet sich nicht wenig auf seine Talente ein, daß er es selbst beschlagen kann. (Act 1. Sc. 2.)

Das Original sagt mehr als die Uebersetzung. Der Neapolitanische Prinz hält es für eine große Aneignung zu seinen (übrigen) Talenten, daß er sein Pferd selbst beschlagen kann. Er findet seine sonstigen Talente sehr dadurch bereichert und vervollständigt.

— for he borrowed a box of the ear of the Englishman, and swore he would pay him again, when he was able: I think, the Frenchman became his surety, and sealed under for another.
denn er borgte eine Ohrfeige von dem Engländer, und er schwur, sie wiederzubezahlen, wenn er im Stande wäre: ich glaube, der Franzose ward sein Bürge und unterzeichnete für den Andern. (Ebend.)

Abgesehen davon, daß das unbestimmte for another sich nicht wohl durch ein bestimmt hinweisendes „für den Andern" wiedergeben läßt, hat der Uebers. eine Pointe des Originals sich ganz entgehen lassen. Die Bundesgenossenschaft und Bürgschaft des Franzosen bringt dem Schotten von Seiten des Engländers nur eine zweite Ohrfeige zu Wege. Zu another ist box of the ear zu ergänzen, d. h. der Franzose sagte für eine andere Ohrfeige gut.

— How like a fawning publican he looks!
Wie sieht er einem falschen Zöllner gleich!
(Act 1. Sc. 3.)

Shylock möchte Antonio's Menschenfreundlichkeit und Dienstfertigkeit zu einer heuchlerischen Carricatur machen und vergleicht ihn deshalb mit einem im Interesse seines Gewerbes kriechenden Schenkwirthe. Daß an die andere Bedeutung von publican, „Zöllner" im neutestamentlichen Sinne, von dem Juden Shylock auf den Christen Antonio angewandt, hier nicht gedacht werden kann, zeigt schon das Beiwort fawning, das nicht im Allgemeinen falsch, sondern nur im Besondern schweifwedelnd, kriechend heißt und wohl von den Schenkwirthen, aber nicht von den Zöllnern und Sündern gebraucht wird.

— You call me misbeliever, cut-throat, dog.
Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Bluthund. (Ebend.)

Schlegel verbindet, wie die engl. Herausgeber freilich auch thun, cut-throat mit dog. Passender und charakteristischer wird etwa zwischen beide Epitheta ein Komma gesetzt, das die alten Originalaus-

gaben unzählige Male aus Nachlässigkeit auslassen. Wir gewinnen damit eine dreifache Steigerung, Ungläubiger, Kehlabschneider, Hund, so heißt der Jude bei den Christen, und das letzte Beiwort kränkt ihn, wie aus den nächsten Worten hervorgeht, am Tiefsten. In derselben Rede Shylock's ist in a bondman's key nicht „in eines Schuldners Ton", sondern „im Tone eines Leibeigenen" zu übersetzen.

— By this scimitar
That slew the Sophy and a Persian prince,
That won three fields of Sultan Solyman.
Bei diesem Säbel, der
Den Saphy schlug und einen Perserprinzen,
Der Sultan Solyman drei Sieg' erstritt.

(Act 2. Sc. 1.)

Der Fürst von Marokko rühmt vielmehr, daß sein Säbel einen Perserfürsten erlegte, welcher dreimal dem Sultan Solyman das Kampffeld abgewonnen, dreimal gegen den Sultan das Feld behauptet hatte. Dieser Ruhm sagt etwas mehr, als daß er im Dienste des Sultans dreimal gesiegt habe. To win of, Jemandem abgewinnen, kommt häufig vor.

— Scorn running with thy heels.
Unterlaß solch Fortlaufen mit den Beinen.

(Act 2. Sc. 2.)

Schlegel übersetzt nach der Erklärung der engl. Commentatoren, die sich über die Geschmacklosigkeit des Dichters, der seinem Launcelot eine Albernheit in den Mund legt, höchlich ereifern und in ihrem Eifer übersehen, daß scorn mit with thy heels zu verbinden ist und damit der Satz ein ganz anderes Ansehen gewinnt. Launcelot's Gewissen räth ihm, das vom Versucher ihm nahegelegte Entlaufen stolz mit seinen Fersen von sich zu weisen, gleichsam es mit Füßen zu treten. Dieses hochmüthige Verschmähen, welches to scorn bezeichnet und welches sonst mit den Augen ausgedrückt wird, soll Launcelot mit den Fersen zu erkennen geben.

— according to fates and destinies and such odd sayings, the sisters three and such branches of learning.
vermöge der Schickungen und Verhältnisse und solcher wunderlicher Redensarten, der drei Schwestern und dergleichen Fächer der Gelehrsamkeit.

(Ebend.)

Launcelot nennt solche Phrasen, wie die angegebenen, nicht wunder-

lich, vielmehr thut er mit ihnen sehr vertraut und brüstet sich mit der Geläufigkeit, wie er sie handhabt. Odd bedeutet hier dasselbe, wie in den Wendungen ten pounds and odd shillings zehn Pfund und einige Schillinge drüber; also „und solcher Redensarten mehr".

— And the vile squeaking of the wry-neck'd fife.
Und das Gequäk der queergehalsten Pfeife.

(Act 2. Sc. 5.)

Das Beiwort wry-neckd, queergehalst, läßt sich nicht gut auf die Pfeife beziehen, wohl aber auf den Pfeifer, der auch fife heißen kann. Boswell führt in Malone's Shakspeare eine Stelle aus Barnaby Rich's Aphorismes 1618 an, welche deutlich zeigt, wie die Zeitgenossen unsers Dichters den Sinn dieses Passus auffaßten: A fife is a wry-neekt musician, for he always looks away from his instrument.

— And for the Jew's bond which he hath of me,
Let it not enter in your mind of love.
Und die Verschreibung, die der Jude hat,
Sie komme nicht in deinen Brudersinn.

(Act 2. Sc. 8.)

Einige englische Commentatoren setzen ein Komma zwischen mind und of love. Sollen die Worte jedoch in Verbindung bleiben, so können sie nur auf Bassanio's mit der Liebe zur Portia beschäftigten Sinn gehen, der eben durch Gedanken an Antonio's Angelegenheiten nicht abgezogen und gestört werden soll. Mind of love ist also Liebesgedanke und nicht Brudersinn, wie Schlegel übersetzt:

— without any slips of prolixity, or crossing the plain high-way of talk.
ohne alle Umschweife und ohne die gerade, ebene Bahn des Gesprächs zu kreuzen. (Act 3. Sc. 1.)

Da ein Schneiden oder Kreuzen des einfachen Gesprächganges das Gegentheil der Weitschweifigkeit ist, so kann crossing nicht von without abhängig gemacht werden, sondern steht dem ersten Satze coordinirt, als ungefähr dasselbe besagend.

— Myself and what is mine to you and yours
Is now converted.
Ich selbst und was nur mein, ist euch und eurem
Nun zugewandt. (Act 3. Sc. 2.)

Vielmehr ist der Sinn: Ich und das Meinige sind nun in Euch und das Eurige verwandelt, verkehrt. To convert kann nicht wohl, wie

das lat. convertere, zuwenden bedeuten, in dem Sinne, wie Schlegel es gebraucht.

— Signior Antonio commends him to you.
Signor Antonio empfiehlt ihn euch. (Ebend.)

Daß Antonio, der von der Richtung der Flucht Lorenzo's nichts wissen konnte und der den Salerio in ganz andern, dringenderen Angelegenheiten an Bassanio absandte, durch Salerio nicht den Lorenzo an Bassanio empfiehlt, welcher letztere ohnehin auf vertrauterem Fuße mit Lorenzo stand, als Antonio, ist nach allem Vorhergehenden klar. Shakspeare gebraucht hier, wie an vielen andern Stellen, das Pron. Personal statt des Pron. Reflexivum, him für himself, und Salerio leitet mit den Worten: „Signor Antonio empfiehlt sich Euch", die Uebergabe des Briefes an Bassanio ein.

— The duke cannot deny the course of law,
For the commodity, thet strangers have
With us in Venice; if it be denied,
Will much impeach the justice of the state.
Der Doge kann des Rechtes Lauf nicht hemmen,
Denn die Bequemlichkeit, die Fremde finden
Hier in Venedig, wenn man sie versagt,
Setzt die Gerechtigkeit des Staats herab.
(Act 3. Sc. 3.)

Die falsche Interpunction der englischen Ausgaben, welche hinter law ein Semikolon und hinter Venice nur ein Komma setzen, hat auch das Mißverständniß des Uebersetzers veranlaßt. Aus der Wiederholung desselben Verbums deny im zweiten Satze ergiebt sich, was schon der Sinn verlangt, daß it nicht durch commodity, sondern durch the course of law zu erklären ist. Antonio sagt: der Herzog kann den Lauf des Gesetzes nicht verweigern wegen des kaufmännischen Verkehrs, den die Fremden bei uns in Venedig haben; wenn er (scil. der Lauf des Gesetzes) verweigert wird, so wird es die Gerechtigkeit des Senats sehr bloßstellen. Mit einer Ungenauigkeit der Construction, die unserm Dichter in längern Sätzen sehr geläufig ist, hat er vor will das nothwendige it ausgelassen. Wenn wir lesen 't Will much impeach, so ist jede Dunkelheit gehoben. State ist nicht bloß „Staat", sondern Obrigkeit, und hier, wie auch öfter im Othello, der Senat von Venedig, als Inhaber der Rechtspflege.

— with a reed voice.
in einem heiseren Diskant. (Act 3. Sc. 4.)

Portia malt sich ihre Erscheinung in Männergestalt nach allen Seiten hin als anmuthig aus und wird sich daher schwerlich einen heisern Diskant beilegen. Auch hat reed nichts mit dem französischen raide gemein, sondern ist Schilfrohr und die daraus gefertigte Flöte. Mit einer Flötenstimme will sie reden.

— To suffer with a quietness of spirit
The very tyranny and rage of his.
Mit Ruhe des Gemüthes auszustehn
Des seinen ärgsten Grimm und Tyrannei. (Act 4. Sc. 1.)

Schlegel ergänzt zu his also spirit — eine Verbindung, die nur statthaft wäre, wenn durch Hinzufügung eines Pron. Pers. zu spirit eine derartige Antithese angedeutet wäre zwischen dem Geiste des Juden und dem des Christen. Of his steht aber gewiß nur für of him, wie auch jetzt noch a friend of his gesagt wird für a friend of him. Mit Ergebung, sagt Antonio, werde ich die ganze Wuth und Grausamkeit von ihm ertragen.

— Soft stillnes and the night
Become the touches of sweet harmony.
Sanfte Still' und Nacht,
Sie werden Tasten süßer Harmonie. (Act 5. Sc. 1.)

Der bestimmte Artikel vor touches ließe eher vermuthen, daß become hier nicht „werden" bedeutet, sondern ziemen, anstehen, passen. Sanfte Stille und die Nacht, sagt Lorenzo, gehören zu dem Anschlage oder zu der Empfindung süßer Harmonie. Die bestimmte Bedeutung Taste wird das vieldeutige touch bei Shakspear wohl noch nicht haben.

— You shall perceive them make a mutual stand.
So seht ihr, wie sie mit einander stehn. (Ebend.)

Mutual sagt viel mehr, als der Uebersetzer durch das ganz überflüssige mit einander ausdrückt. Die lustig dahin springenden Füllen bleiben, vom Tone der Musik getroffen, plötzlich wie einverstanden stehen, machen einen einverstandenen bewußten Halt, wie es wörtlich heißt. Diesen Sinn gegenseitigen Verständnisses und Einflusses hat mutual häufig bei unserm Dichter. — In der folgenden Zeile ist modest in der Uebersetzung verfehlt: Ihr mildes Auge schaut mit Sittsamkeit. Von dem Auge eines Pferdes läßt sich schwerlich die „Sittsamkeit" rühmen, und modest heißt nur „gemäßigt, ruhig", wie auch an andern Stellen.

— No woman had it, but a civil doctor.
Kein Weib bekam ihn, sondern einem Doctor
Der Rechte gab ich ihn. (Ebend.)

Ein Doctor der Rechte könnte nur für a doctor of civil law stehen. Die Auslassung des wesentlichen law zeigt aber, daß der Dichter hier an einen solchen nicht gedacht hat. A civil doctor heißt ein ehrbarer, solider Doctor und steht im Gegensatz zu dem leichtfertigen Weibe, welchem nach Portia's Argwohn Bassanio ihren Ring geschenkt habe.

Romeo and Juliet.

— I aim'd so near, when I suppos'd you lov'd.
Ich traf's doch gut, da ich verliebt Euch wähnte.
(Act 1. Sc. 1.)

Die Bestätigung seiner Vermuthung, daß Romeo verliebt sei, hatte Benvolio schon vorher erhalten und konnte daher schwerlich hier noch einmal darauf zurückkommen. Vielmehr drückt er hier nur seine Unzufriedenheit mit Romeo's ungenügenden Bekenntnissen aus, indem er auf des Letztern schalkhafte Beichte: Ich liebe — ein Weib, I do love a woman, halbverdrießlich erwiedert: „So weit gingen schon meine eigenen Vermuthungen, als ich Euch verliebt glaubte; damit, daß Ihr ein Weib liebt, erfahre ich nichts Neues."

— what care I
what curious eye doth quote deformities?
nun erspähe
Die Neugier Mißgestalt, was kümmert's mich?
(Act 1. Sc. 4.)

To quote deformities, Häßlichkeiten aufzählen, ist nicht gerade Sache der Neugier, sondern der Tadelsucht und Strenge. Ein curious eye ist ein strenges, wählerisches, tadelsüchtiges Auge.

— Then dreams he of another benefice.
Von einer bessern Pfründe träumt ihm dann. (Ebend.)

Nicht von einer bessern, sondern von einer zweiten Pfründe neben der ersten, die er schon besitzt und behalten will, träumt dem Pfaffen unter dem Einflusse der Königin Mab.

— By some vile forfeit of untimely death.
Durch irgend einen Frevel frühen Todes. (Ebend.)

Romeo's schwermüthige Ahnung zeigt ihm, daß er früh sterben wird, nicht aber, daß er durch einen Frevel sein verhaßtes Leben verlieren soll. Forfeit muß hier, um in dem Bilde zu bleiben, welches die vorhergehenden Worte von einem abgelaufenen Termine, expire the term, aufstellen, Verfallzeit, Verwirkung des Lebens durch frühzeitigen Tod, und nicht Frevel bedeuten.

— Prodigious birth of love it is to me,
That I must love a loathed enemy.
O Wunderwerk! Ich fühle mich getrieben,
Den ärgsten Feind aufs Zärtlichste zu lieben. (Act 1. Sc. 5.)

Die Andeutung eines unheilvollen Ausganges ihrer Liebe ist aus dem Original der Worte Juliens nicht in die Uebersetzung mit hierübergenommen, so wesentlich und charakteristisch sie auch erscheint. Prodigious ist bei Shakspeare nicht bloß wunderbar, sondern verhängnißvoll, von übler Vorbedeutung, wie prodigy ein böses Omen heißt.

— Thou art thyself though, not a Montague.
Du bliebst Du selbst, und wärst Du auch kein Montagu.
(Act 2. Sc. 2.)

Schlegel interpungirt also, wie es scheint, anders, indem er though mit dem Folgenden verbindet. Indeß können auch nach seiner Interpunktion die Worte das nicht sagen, was er hineinlegt, sondern nur: „Du bist Du selbst, obgleich Du kein Montagu bist", was offenbarer Unsinn wäre. Julie sagt vielmehr: „Du bist doch Du selbst, Du bist kein Montagu." Though heißt nicht bloß obgleich, sondern auch doch, however.

— Wer bist Du, der Du von der Nacht beschirmt,
Dich drängst in meines Herzens Rath.
What man art thou that thus bescreen'd in night,
So stumblest on my counsel. (Ebend.)

Von einem Rath des Herzens sagt das Original nichts. Dieser pretiöse Ausdruck entspricht sehr wenig dem einfachen counsel, welches nicht bloß Rath, sondern auch Verschwiegenheit, Geheimniß bedeutet. To keep counsel, „Verschwiegenheit beobachten", kommt unzählige Male vor. Julie fragt: Wer bist Du, der so unter dem Schutze der Nacht meine Verschwiegenheit verletzt, in mein Geheimniß einbricht?

— But to be frank and give it thee again.
Um unverstellt ihn Dir zurückzugeben. (Ebend.)

Frank ist aber auch freigebig, und Julie möchte nur deshalb ihr Treugelübde von Romeo zurückhaben, um ihm durch abermaliges Verschenken ihre Freigebigkeit zu beweisen. Die jetzige Bedeutung offen für frank giebt hier keinen Sinn.

— I must hear from thee every day i' the hour,
For in a minute there are many days.
Gieb Nachricht jeden Tag zu jeder Stunde,
Schon die Minut' enthält der Tage viel. (Act 3. Sc. 5.)

Der zweite Vers erklärt den Sinn von every day i' the hour, was nicht „jeden Tag zu jeder Stunde", sondern jeden Tag in der Stunde, etwa für jede Secunde in der Stunde heißt. Romeo's Abwesenheit macht für Julien die Secunden zu Tagen, so daß die Minuten bei ihr nicht aus Secunden, sondern aus Tagen bestehen, was in der Uebersetzung nicht klar wird.

— Alack, alack! that heaven should practise stratagems
Upon so soft a subject as myself.
Weh, weh mir, daß der Himmel solche Tücken
An einem sanften Wesen übt, wie ich! (Ebend.)

In stratagem liegt bei Shakspeare nicht so sehr der Begriff der Tücke oder List, wie jetzt das Wort für Kriegslist gebraucht wird, sondern nur Kriegsanschlag, Kriegsrüstung, Kriegsunternehmen bedeutet es bei ihm. Der Gegensatz zwischen stratagem und soft, sanft, widerstandslos, zeigt, daß Julie sich weniger über die Tücke des Himmels gegen sie beklagt, als vielmehr darüber, daß er ihre Harmlosigkeit mit solchen gewaltigen Rüstungen bekriegt.

— It strains me past the compass of my wits.
Es drängt aus allen Sinnen mich heraus.
(Act 4. Sc. 1.)

Vielmehr: es strengt mich an (nimmt mich in Anspruch), über den Bereich (die Fassungskraft) meines Verstandes. Der Mönch erklärt damit, daß er vergebens auf ein Auskunftsmittel Bedacht genommen hat, daß er keine Rettung weiß.

— therefore he that cannot lick his fingers goes not with me.
drum wer das nicht kann, geht nicht mit mir.
(Act 4. Sc. 2.)

Schlegel scheint to go in der Bedeutung, die es in solcher Verbin-

dung hat, nicht gekannt zu haben. Ein Koch, der nicht seine eigenen Finger lecken kann, sagt der Diener, kommt bei mir nicht durch, gilt bei mir nicht. In derselben Scene geht die Bemerkung der Gräfin Capulet: we shall be short in our provision, nicht direkt auf die Kürze der Zeit, wie man nach der Uebersetzung: „Die Zeit wird kurz zu unsrer Anstalt fallen" glauben müßte, sondern auf die Mangelhaftigkeit der Zurichtung. Schon Johnson erklärt short richtig mit defective

— Ah me! how sweet is love itself possess'd,
When but love's shadows are so rich in joy?
Ach Herz! wie süß ist Liebe selbst begabt,
Da schon so reich an Freud' ihr Schatten ist! (Act 5. Sc. 1.)

Die Construction des Originals verstattet kaum, sweet mit possess'd zu verbinden und durch „süß begabt" zu erklären. Possess'd ist Apposition zu love itself, und der Sinn des Satzes ist: Wie süß muß die Liebe im wirklichen Besitze sein, wenn bloß die Schattenbilder der Liebe so reich an Freude sind.

— Is it even so, then I deny you, stars!
Ist es denn so? Ich biet' Euch Trotz, ihr Sterne. (Ebend.)

Schlegel übersetzt nach der auch von den meisten englischen Herausgebern adoptirten, der ganz unauthentischen ersten Quartausgabe von 1597 entlehnten, Lesart defy. Gewiß ist aber deny, das die erste vollständige Quartausgabe von 1599 in Uebereinstimmung mit der Folioausgabe von 1623 hat, das richtigere; Romeo's todesmuthige Verzweiflung wird eher dadurch bezeichnet, daß er seine Sterne verleugnet und ihnen absagt, als dadurch, daß er ihnen Trotz bietet.

— Which with sweet water nightly I will dew
Or, wanting that, with tears distill'd by moans.
Dein Grab mit süßem Duft nächtlich erfreu ich,
Wenn ich den Stein mit Schmerzensthränen wasche.
(Act 5. Sc. 3.)

Graf Paris spendet dem Grabe Juliens nicht nur Blumen, sondern auch wohlriechendes Wasser, wie es die Bühnenweisung der ersten Quartausgabe geradezu ausdrückt: Enter counte Paris and his Page with flowers and sweete water. Die Uebersetzung verfehlt also darin den Sinn des Originals, daß sie sweet water als einen bildlichen Ausdruck für Thränen auffaßt, während in der That die Thränen erst in Ermangelung des süßen Wassers (wanting that) zur Benetzung des Grabes dienen sollen.

— The time and my intents are savage-wild.
Die Zeit und mein Gemüth sind wüthend wild. (Ebend.)

Romeo bedroht seinen Diener nicht mit der Wildheit seines Gemüthes, sondern seiner Entschlüsse, was immerhin einen Unterschied bildet. Savage-wild ist „wild wie ein Wilder, nach Art eines Wilden", während nach der Uebersetzung „wüthend-wild" savage eine unpoetische Tautologie zu wild wäre.

— Death, lie thou there by a dead man interr'd.
Da lieg' begraben, Tod, von einem Todten. (Ebend.)

Gewiß heißt by hier nicht von, sondern bei, neben einem Todten. Paris soll neben Tybalt und den übrigen in der Gruft Ruhenden bestattet werden. Romeo kann sich selbst wohl als Sterbenden, nicht aber als bereits Gestorbenen bezeichnen, um so weniger, da er gleich in den nächsten Zeilen sich als „im Begriffe zu sterben" at the point of death erwähnt.

— O you, the doors of breath, seal whit a righteous kiss
A dateless bargain to engrossing death.
— siegelt mit rechtmäß'gem Kusse
Den ewigen Vertrag dem Wucherer Tod.

Der Tod hat den Kaufbrief aufgesetzt, ins Reine geschrieben (to engross), und Romeo unterzeichnet, besiegelt ihn mit einem rechtsgiltigen Kusse. Als „Wucherer" wird der Tod hier nicht bezeichnet, wie denn to engross auch nicht diesen Sinn haben kann, sondern nur den freilich verwandten: allein handeln, monopolisiren *).

*) Die obigen verbessernden Anmerkungen zu „Romeo und Julie" ergänzen eine schon früher (Die Tieck'sche Shakspearekritik, beleuchtet von N. Delius, Bonn 1846, Seite 154 — 161.) mitgetheilte Reihenfolge ähnlicher Correcturen desselben Schauspiels.

Bonn.

Dr. N. Delius.

Beitrag zur deutschen Grammatik des 15. Jahrhunderts.

Unter den vielen Werken, welche Herr Dr. Külb, Bibliothekar in Mainz, mir zur Ausarbeitung einer Grammatik des 15. — 17. Jahrhunderts mit größter Bereitwilligkeit hierher geschickt hat, befindet sich eines von großer Wichtigkeit, aus welchem ich den Lesern dieses „Archivs“ Einiges mitzutheilen mir erlaube; es sind die „Translationen oder Tütschungen“ von Nicolaus von Wyle.

Das Buch, ein starker Folioband, hat keinen Titel, keine Blätter- oder Seitenzahl, keine Bogenbezeichnung, keine Custoden. Die Rückseite des ersten Blattes und die folgenden drei Seiten enthalten eine gedrängte Inhaltsangabe (eine Art Register) der 18 Translationen, von denen jedoch die 16. und 18. keine Uebersetzungen, sondern Originalarbeiten des Verf. sind. Vor jeder Translation steht eine Zuschrift: die vor 2, 10, 11, 13, 15 sind ohne Orts- und Zeitangabe; die vor 3, 4, 5, 7, 8, 9, 12 ohne Ortsangabe; die vor 6 ist von Eßlingen, die vor 14, 16, 17 von Stuttgart*) ausgefertigt; die 1. und 5. ist mit dem Jahre 1462, die 3. und 4. mit 1461, die 6. mit 1463, die 7. und 8. mit 1465, die 9. mit 1464, die 12. mit 1468, die 14. mit 1470, die 16. mit 1474, die 17. mit 1478 bezeichnet. Die letzte Jahreszahl (1478) steht auch unter der allgemeinen Zuschrift, so daß man mit Marchand und Panzer dieses Jahr (1478) als das Druckjahr annehmen kann. Als Druckort gibt Marchand Stuttgart an, was Panzer als irrig verwirft, ohne jedoch sich selbst für einen andern Ort zu entscheiden. Daraus, daß in dem Buch statt des langen a öfters au steht, dürfte man vielleicht an Augsburg denken **).

Das mir vorliegende Exemplar zählt 238 Blätter; aber es fehlt

---

*) Darnach ist zu bessern, was Pischon (Denkmäler, 2, 229) sagt, Wyle sei 1478 zu Stuttgart gewesen; er war, wenn nicht früher, wenigstens schon 1470 daselbst.

**) Wenigstens bezeichnet Uhland (d. Volkslieder S. 988. 991) dies als eine Eigenthümlichkeit Augsburger Drucke. Vgl. noch Schmeller, Mundarten Nr. 113. In dem Liederbuch der Clara Hätzlerin (Leipzig 1840) aus dem 15. Jahrhundert steht auch oft au für langes a.

die ganze 18. Translation und nach Blatt 114 (das endigt mit: XLVII. di. sicut hy etc.) und dem folgenden (das anfängt mit: gelarter danne der ander) fehlt wenigstens ein Blatt, schwerlich mehr. Die erste Translation beginnt Bl. 9 und reicht bis 50, die 2. bis 58, die 3. bis 66, die 4. bis 72, die 5. bis 79, die 6. bis 94, die 7. bis 99, die 8. bis 102, die 9. bis 132, die 10. bis 148, die 11. bis 155, die 12. bis 168, die 13. bis 193, die 14. bis 216, die 15. bis 224, die 16. bis 231, die 17. bis 239 *). — Ich ersuche diejenigen, denen dieses seltene Buch zur Hand ist, doch in diesem „Archiv" angeben zu wollen, wie viele Blätter die 18. Translation zählt, und wie viel nach Blatt 114 fehlt. Letzteres ist mir namentlich erwünscht, um meine Anführungen in der Grammatik darnach zu regeln.

1. Vocale.

Die Vocalbezeichnung erinnert noch vielfach an das Mittelhochdeutsche, und der Verf. ist bestrebt, den Unterschied der Längen und Kürzen deutlich zu machen. Auf dem langen a stehen zwei Puncte, (ä eigentlich zwei kleine, unten gegeneinanderlaufende Linien ä), die sich zuweilen auch auf dem o finden: läſſen, wägen, hät, häſt, rät, näch, frägen, sträſen, schläffen, wärlich, getän, gnäde, wäffen, do ze mäl, jär, sy bätent, sy gäbent, jämer; dagegen (ohne diese Bezeichnung): der wagen, machen, sagen, haben, narung, er gab, der name, die schare, laden, tragen. Dieser Unterschied ist meistens (nicht immer) gewahrt. Statt des langen a steht zuweilen (meist in denselben Wörtern) au: ablauffen, sy gaubent, schlauffen, verrauten, der aubent, die gaube **).

Das lange o hat zuweilen (jedoch selten) diese Bezeichnung: schöse, rösen, grösz, töten, röm (Rom), neben: boszhait, gehorsam, er zoch; auch in den erstgenannten Wörtern fehlt oft die Bezeichnung, die ich aber auf keinem organisch kurzen o gefunden habe, z. B. nicht auf (unserm unorganisch verlängerten) holen, thore (porta). Dieses mit zwei Puncten versehene o steht auch zuweilen für mhd. ou: einen tröme, einen böme (auch pl. böme), enthöpten (neben das houpt ***).

Für langes i steht in der Regel y: zwyfel, belyben, schryben, tryben, gryfen, zyt, fyren, syge (sei); doch auch (aber seltner) schriben,

*) Ich nehme dabei an, daß nach Blatt 114 nur 1 Blatt fehlt.

**) Vgl. Uhland und Schmeller a. a. O.

**) S. Grimm, Gram. 3. A. 1, 193 f.

beliben, triben, schlichen. Für kurzes i steht nicht y: sig, spil, frid, kurzwirig, ligen, er liset; in min, din, sin (Pronomen und Infinitiv) ist y ebenfalls geschwunden*). — Bei kurzem und langem u habe ich keine verschiedene Bezeichnung wahrgenommen.

Das umlautende a wird bald å, bald e geschrieben, ohne genaue Beachtung der früheren Länge oder Kürze: undertånig, untertenig; schwårlich, schwerlich; jåmrig, jemrig; duråchter, durechter; tråcher, trecher; måssig, messig; våtterlich, vetterlich; doch scheint (nach dem mhd.) das frühere lange a mehr in å als in e, das frühere kurze a mehr in e als in å umzulauten. — Das umlautende o wird ô geschrieben (ö ist gleich ou): zerstôren, krônen, neben sôlich, gôtlich**). — Bei dem umlautenden u zeigt sich eine dreifache Schreibung: u mit einem darübergesetzten lateinischen e (ů), mit zwei darüberstehenden Strichen (ü) und u mit einem darüberstehenden, nach Art des Apostrophs gekrümmtgezogenen Strich (u̓); diese dritte Bezeichnung wechselt oft, und zwar in denselben Wörtern mit der zweiten. Die erste Bezeichnung steht für mhd. üe ist also Umlaut des Dipthongs uo: gemůt, gůtihait, bemugig, sůssibait; die zweite und dritte stehen für mhd. ü und (den Dipthong) iu: sünde, für, fürste, künnend; lüte, durlüchtikait, enbüt, rüwen, nüwikait; einigemal für i, namentlich in den schon mhd. schwankenden ützit, nützit, zwüschen. Selten schwanken ü und ů: pfründe und pfrůnde.

In Bezug auf die Diphthonge bemerke ich: au fand ich nicht, außer in den angeführten Beispielen: gaube, aubent ꝛc., in denen au für langes a steht. Unser aus mhd. û entstandenes au ist u: mul, mure, des buws, busellig; unser aus mhd. ou entstandenes au ist meist ou: ouch, rouch, oug, louffen, beroupen, zouberye, vngelouplich, vszrouffen, houpt. An das Mhd. erinnern auch die Formen fröw, röw (ungekocht), ain grawes pferd; lougnen spricht mehr für nhd. läugnen als für leugnen. — Der Diphthong ai findet sich sehr oft, und zwar entsprechend dem mhd. ei: ain, kain, klain, bain, allain, gemain, hailig, maist, maister, haiden, laidsam, kraisz, gaistlich, kaiser, saittenspil, arbait, und die Bildungen mit hait und kait. — ay steht auslautend in geschray, ainicherlay, zway. — ey fand ich in:

---

*) Ueber das y vgl. Uhland a. a. O. S. 988.

**) Das verwerfliche ô in kôln, ôpfel, frômd, findet sich sehr selten; statt unsers zwölf steht das richtigere zwelf.

gemeynt (gemähet), beyern und zwey (jedoch öfter zway). — Der Diphthong ie findet sich wie das mhd. ie in: die, wie, hier, niemer, niemant, geziert, lieb, krieg, liegen, bekriegen, gebieten, lied, in den Ablauten verlies, fiel, gieng, hieng, hielt, in den Bildungen auf ieren. — Der mhd. Diphthong uo (hier mit o über u gesetzt ů) ist meist beibehalten: tuo, zuo, zefruo, buolschaft, er schuof, guot, tuon, tuont, pfruond, gnuog, muoter, suoch, gesuocht.

2. Dehnung.

Besondere Buchstaben sind, nach dem Bemerkten, weiter nicht verwendet, namentlich kein h. Vocalverdoppelung (dadurch angedeutete Dehnung) fand ich keine, außer ee in: eere, heer, meer, leere, eebruch (neben ere, her, mer, lere, ebruch), in seew (Pl. seewe) und meist in geend, steen, steet, aber auch hier nicht immer.

3. Consonanten.

Hierüber nur einige Worte: die Conjunction daß und der Artikel das sind meist unterschieden, jene daz, dz, dieser das geschrieben. — Die Consonantenhäufung ist angebahnt, aber noch beiweitem schwächer als im 16. Jahrh. und trifft vorzüglich tz ck. — Das geminirte f (ff) ist zahlreich, das geminirte m (mm) selten, meist jämer, himel, komen. — Im Auslaut steht zuweilen, besonders nach kurzem Vocal chh statt ch; doch wechselt es in denselben Wörtern mit ch, steht hier und da auch inlautend in denselben Wörtern: bachh (Pl. bechhe), lachh mir, lachhet, sachh, sachhe, ich machh ain, gemachhet, wachh du, do waichh ich, gebrechhen, richh (räche) vnd straff, der ain kochh ist, jochh vnd bürde, sölichem lochhe nach, der eebruchh tett, ist gebruchh daz, gebruchhen, in der kuchhe, ich struchhet, wychhen, neben: gemachet, zewachen, bech vnd wachse, gebruchen, miszbruche, ich struchet. — Nach Schmeller (Mundarten Nr. 516 — 517) wird vor den Alpen und westlich des Lechs in- und auslautend an k und ck ein h angeschoben, um den mit einem Nachhauche begleitenden Laut des k anzudeuten, z. B. Stockh, steckhen *).

Vielleicht ist dieses chh auf eine ähnliche Aussprache in jener

*) Darnach, zugleich mit Vergleichung dessen, was Grimm (Gram. 2. A. 1, 424. 429. 500) sagt, lassen sich die niederrheinisch-westfälischen Formen bergh, luestigh u. a. erklären, worüber Uhland (Volkslieder S. 995 nicht sicher ist. — Im Theuerdank (Ausg. von Haltaus 1836) kommen diese kh, ckh sehr oft vor: khein, khomen, bekhümern, dennckhen, erschrackhen, dückh, glückh u. a., doch auch nicht durchgängig.

Zeit zurückzuführen, wobei man sich erinnern mag, daß unser N. von Wyle Schulmeister zu Zürich, dann Stadtschreiber zu Nürnberg, hierauf Stadtschreiber in Eßlingen und später „meister cantzler" zu Stuttgart war.

4. Unflexivisches Compositions.

Zur Berichtigung der Angaben bei Grimm (Gram. II, 934 f.) und in meiner Grammatik II. 1, 127 führe ich hier einige ältere Beispiele an. In N. von Wyles Zuschrift vom J. 1462 steht (Bl. 7) durch ladungsbriefe. Dies ist das älteste mir bekannte Beispiel. In S. Brants Narrenschiff von 1494 (A. v. Strobel 1839 S. 101) steht: vnd (er) wills jn bichtswisz (d. i. unter dem Siegel der Verschwiegenheit) han geton. In der Rhetorik von Hug (Tübingen 1528) steht heirathsnottel 229, morgengabsrecht 231; in Fischarts Gargantua (1582): geburtsregister 43, geburtstag 97, Witwensandacht 139, Auffartstaggeflügel 96, Kleidungsweiß 4, Streitermanungsseule 531, meine Tochter ist heuratszeit (reif) 166. — Weigand (in Gießen) will auch einige Beispiele vor 1500 gefunden haben. Derselbe wies auch in Luthers Bibelübersetzung (Wittenberg 1541) nachtstropfen Hohel. 5, 2 und mitternachtsort Josua 15, 7 nach. — Eine frühere Bibelübersetzung (wahrscheinlich Nürnberg 1470 — 73) hat dort: tropffen der nacht, hier: mitnacht.

5. Ausgestorbene Wörter.

Hier führe ich aus mehreren nur eins an, zorten: bis ich (sagt der Esel) das gefressen krute widerumb zum hindern vs gegeben vnd gezortet hatt. Bl. 178. Ziemann (mhd. Wörterb.) und Schmeller (bayer. Wörterb. 4, 285) möchten lieber zorc (Koth) statt zort lesen, und so auch: zorken (zürgen, zürchen) statt zorten. Allerdings hört man in Süddeutschland zürchen, zürgen, Schmeller führt auch einige ziemlich alte Beispiele an; aber die von ihm angeführte ahd. Glosse zorc = stercus, agſ. tord, engl. turd und Wyles gezortet stützen einander; daneben mag zork, zürken gelten.

6. Accusativ mit dem Infinitiv.

Ueber diese Construction vgl. außer Grimm IV, 113 f. noch meine Grammatik II. 1, 27 f., Archiv für den Unterricht im Deutschen I. 3, 122 f. II. 2, 91 f. — Aus der genannten Rhetorik von Hug und der Gargantua von Fischart könnte ich einige Beispiele anführen, was ich aber unterlasse, um desto mehr aus Wyle anzuführen. Die unter A. mitgetheilten sind aus Zuschriften, also ursprünglich deutsch

verfaßt, die unter B. aus Uebersetzungen genommen, also mehr an den lateinischen Sprachgebrauch angelehnt. Bei letztern gehe ich nur bis Bl. 20.

A. Daz ich bekenn disz bůchlin guotes vnd arges in jm begryffen 7. daz wir finden den vordren Cathonem schriftlich hinder jm verlassen han, daz. 7. darumbe ich mir nit schantlich sin erkennen mag 8. deshalb ich ye gedacht, mir loblicher sin, mich disz obgemeldet wercke also volbracht han, denn daz.. 8. er waisz sich selbs ainen man sin 9. wyle ich all min tage geschetzt hab waren rychtummer sin in guoten frůnden, dann in besitzung des goldes 58. ůwer vernunft verstant vnd merckt sölichs sich gebůren 59. sy sagen in den heiligen geschriften vil gezůgnůsz sin vnd funden werden den fröwen widerwertig, vnd wider sy schryen Augustinum, Ambrosium vnd vil ander lerer 60. so findet ain yeklicher die fröwen gegen den mannen als vnschuldig vermerckt werden 60. daz ich denselben geben will zeuersteen, mich disz wercks nit verfangen han 61. so ich wunder genommen han, disen man Poggium der kunst wol redens so vol gewesen sin 73. ich waisz din hus oft vnd vil mit erbarn gesten sin gezieret 73. dar von man dich billich mercken vnd erkennen mug nach sitt der alten lobwirdigen mannen dero ainen sin 73. als sy verstůnd den benanten jren gemachel Brutum erschlagen sin 227. noch dann mag man sy wys vnd gelert gewesen sin nennen achten vnd halten 228.

B. Disz mans bitte maint jch nit sin zeuerachten 10. jch bekenn tuotsche geschrift nit zuo gehören mir 11. so möchte man vermaint haben sy gewesen sin die fröwen die man sagt Paridem durch ruow vnd schlaffe gesechen han 12. vnd was jr gesprech, wie man saget gehapt han Corneliam ain muoter der gracken 13. jch mag niemer gelouben Helenam hůpscher gewesen sin 14. daz er nůtzit maint sich gesechen han 14. sy vergas sich selbs vermechelt sin 15. er vermarckt die fröwen verendert werden 16. sy erkannt euriolum da sin 17. wie wol sust ain gemainer lůmde ist, die tůtschen alle ander sölcher vbertreffen 17. die liebe die mich nit wil sin ain regirerin, vberwind ich 18. das leben ist edel das du vermainst wirdig sin des todes 18. da er sich hoft in ainer fröwen frůntschaft gekommen 19. ich main ouch das fůre mines verserten hertzen dir nit sin verborgen 20.

7. Unterscheidungszeichen.

N. von Wyle war sich bewußt, warum er diese oder jene Form

schrieb. Das sieht man besonders aus der ersten Zuschrift, wo er von den latein. grammaticalischen Figuren spricht und unter Anderm die Formen: „ich vnd du louffen, du vnd der schribent" zu rechtfertigen sucht, „so ferne man zwüschen disen worten schriben und schribent, louffen und louffent vnderschaid haben wölt in personis als etlich tuont." — In der zweiten Zuschrift sagt er in Bezug auf seine Unterscheidungszeichen: „So ist nott wer disz bůchlin recht schriben lesen oder versteen wil, das der acht hab vnd merck vf die virgel puncten vnd vnderschaide die also hier jener gesetze twerden (/ . ? ( ); danne das klain erst strichlin / betütt ain schlechte sünderung ains wortes oder ainer oratz von der andern ane volkomenhait ainches ganzen sines. Aber die virgel also stende / gibt zemercken ainen vnderschaide zwüschen den geschriften vor vnd nach gende, also doch, daz die vorder geschrift dennocht ouch nit ainchen volkomen sine hat, danne daz zuo das volkomenhait etwas mer hernach folgen muos. Aber der punckt also stende . gibt zeerkennen dz da selbs ain volkomner sine beschlossen wirt. So betüttet dieser punckt also gesetz ? daz die geschrift dar vor stende ja frag wyse zemerken ist." — Dann gibt er die gewöhnliche Bedeutung von ( ) an und schließt: „Also habe ich mich dises punctirens hier jene gebrucht wie wol etlich für disen schlechten puncten der also steet . setzent peryodum also gefiguriert ;"

Hadamar.

J. Kehrein.

Recherches Etymologiques.

Dans ces recherches, je me suis attaché à montrer les véritables origines de différents mots français. J'aurais pu donner de plus amples développements à quelques uns, et indiquer toutes leurs étymologies possibles ou probables; mais je voulais être substantiel et concis, et, avant tout, clair et lucide: c'est ce qui m'a empêché d'étendre la pâte sous ma main, et de noyer mon sujet dans les flots de répétitions fastidieuses.

Tous ceux qui se sont occupés de la dérivation des mots, savent que ces sortes de recherches présentent bien des doutes et bien des incertitudes. Pour le français surtout, il est des difficultés inextricables; on les aplanit en grande partie, en abondonnant le latin de Cicéron pour la *langue rustique*, jargon importé dans les Gaules par les légions et les colons romains, et dont les *espaves* se retrouvent dans la basse latinité du moyen-âge, les anciennes inscriptions de l'Italie, le daco et le réto-roman. Les basse et moyenne latinités renferment également beaucoup de mots celtiques, basques, grecs, allemands, scandinaves etc., usités, dans leur pureté primitive, par les populations disséminées sur le vaste sol des Gaules, comme le prouvent les patois encore en vigueur.

Dans la plupart des livres qui traitent d'Etymologie française, une foule de mots figurent aux origines douteuses: à tort. Si l'on s'était adressé aux idiomes qui ont formé l'instrument de la pensée française ou qu'on eût suivi les vicissitudes des *vocables*, telles que les présentent les vieux textes, on n'aurait pas été en peine de trouver un père à beaucoup de mots et se fût bien gardé de les traiter en orphelins.

Les mots d'origine germanique ou scandinave forment une partie notoire du vocabulaire de la France; mais un grand nombre se retrouvent dans le celtique (le gaëlique, le cymrique, armoricain ou bas breton etc.). J'en ai par conséquent indiqué la racine, et donné les mots des idiomes qui l'avoisinent. Ce procédé ne me fera pas passer pour celtomane, car je n'ai pas la prétention de ramener de force le français à la langue des *Kymris*; et

Foux est qui croit sa fole pensée,

dit Renart. J'enregistre des faits qui se trouvent sous ma main, voilà tout; ces faits rectifieront quelques erreurs commises par les étymologistes, et leur prouveront qu'ils se sont quelquefois torturé l'esprit pour chercher la filiation d'un mot français dans la contexture des mots latins, tandis qu'il s'était formé dans la substance même des origines françaises ou avait été emprunté aux dialectes des peuples qui se heurtèrent jadis sur le sol de la vieille Gaule.

Quelques exemples: tout le monde croit que le mot *boxeur* vient de l'anglais *boxer*. C'est une erreur: *boxeour* est un vieux terme usité au moyen-âge, et qui se trouve dans plusieurs romans de chevalerie. L'origine en est germanique; il dérive de bocken. Ouvrez le Journal de la Langue Française, ce puits de manne grammaticale, et lisez les étymologies baroques de Mr. Eloi Joanneau: il vous dira, avec son aplomb ordinaire, qu'*arsenal* vient d'*arx navalis* et blâmera ceux qui le font dériver de l'arabe *dar*, habitation, et *sana*, formé, d'où l'italien *darsena* (v. it. darcina), mot usité par tout le littoral de la Méditerranée. Avec ce système, on fait de l'étymologie à la Sparschuh, à la Ménage, qui s'évertuait à démontrer qu' *Alfana* vient d'*equus*:

> *Alfana* vient *d'equus*, sans doute;
> Mais il faut avouer aussi
> Qu'en venant de là jusqu'ici,
> Il a bien changé de route.

Voulez-vous connaître l'origine du nom Papremis, ville d'Egypte; ouvrez d'abord Hérodote II. 63, puis Sparschuh: *Keltische Studien*. Ce monsieur, profond helléniste d'abord, voit du celtique partout: dans la Grèce, l'Egypte, le Latium. Il vous affirmera que Papremis, composé du celtique (mais du celtique parlé en Jrlande) *bat*, coup, et *rhem*, outre mesure, signifie *ville où l'on s'assomme à coups de bâton*. Par ce procédé, prouver qu'*horloge* (*ὡρολόγιον*) vient de l'islandais *orlog* *), n'est que plaisanterie, pure bagatelle.

Comme les perfectionnements dans les sciences sont greffées sur les premières découvertes, les mots qu'il faut créer pour rendre les idées nouvelles et suivre les oscillations de l'esprit humain, puisent souvent leur origine dans les expressions déjà connues, souvent aussi dans les langues anciennes. La recherche de ces dernières origines n'est pas difficile; doué d'un certain esprit d'investigation, on en vient aisément à bout, mais celles des premières n'engendre que trop d'erreurs, parce qu'en traversant des temps qui ne sont plus, le vocable a changé de costume et perdu sa physionomie distincte: dans ces cas, je m'en suis toujours tenu à la signification du radical français. Guidé par l'analogie, j'ai classé et coordonné les mots qui appartiènent à la même famille: on en saisira facilement, et à la première inspection, tous les rapports, ainsi que les liens qui les unissent.

Abeille, apicula — racine, celt. *beo*, *byw* (nourriture), angls. *beo*, angl. *bee*, fl. *bie*, sued. *by*, isl. *beach*, Biene, v. fr. li es, eps, ès - (de apis).

Aconit, aconitum, *ἀκόνιτον*, celt. *caun* (rocher), voir: Ovide metam. VII, 20; Orient. *kau* (mont.), — *agaune* (rocher), (S. Mauritii, Acta martyrorum).

Aise, aisé, aisance: l. barb. *asia*, aise, gr. *ἄσιος* (felix); ital. *agio*, aisé, — ce mot tient au vieux fr. *aice*, contrée, auvergn. *aice*, habitation, — gall. *aye*, pays, b bret. *ais*, facile, basque *aisit*, facile, agréable; — d'autres

*) Mr. E. Dumerill.

le font dériver du latin *ago*, faire; — d'autres du gothique *asetz* (facilis). On trouve deux exemples dans le Roman de Berthe au grans piés où *aaisier* signifie mettre à l'aise, disposer: A Bertain aaisier mit chascune s'entente. — De li bien aaisier chascune moult se peine (Chant XLVIII. v. 9. Ch. L. v. 10) — ce qui donnerait à penser que ce mot dérive du gothique ou du basque.

Alisé, lat. halitus, ital. *alito*, souffle, ce mot dérive de l'espagnol *alisio*.

aller, angl. *wall*, agsx. *wall*, all. wallen. br. *al*, *eal*, *yal*, temps du Verbe aller; lat. ambulare (goth. andra).

Anchois, it. anchioa, esp. anchoua, celt. *ang*, effilé.

Andouille, edulio.

Hangar, l. barb. angarium, v. all. angar, all. Anger ou hängen, gaël. angar.

Ardoise, ardesis, du v. *ardre*, *ardoir*, *ars*, *arse*, part, l. barb. *ardicus* du celt. *ards*, noir. Du Chat le dérive d'Artois (?!!). Vergy de la ville *d'Ardes* en Irlande (?!!).

Arête, arista, celt. *ar*, pointu (Ausone. Grég. de Tours: Miraculum S. Mart. I. III.)

arbre, lat. *arbor*, formé de *al*, haut, et de *bo*, bois, d'où *arborer* et se *cabrer* (non de capra). V. fr. se *aarbrer* (Rom. de Percival), qui veut dire se cabrer.

Arpent (arapennis, aripennus, arpentum, arpennis, arepennis; Leg. Wis.) — Greg. Tur. — Isidore le cite comme Espagnol. — Bullet: celt. *Ara*, labouré, *peu*, un, *neiz*, jour, le labouré d'un jour, journal (Dict. Celt.) — G. de Géb. *Ara*, terre, *penn*, tête; — cymr. *aru*, b. bret. *arat*, gaël *ar* (labourer), basque: *ari* (faire).

Arquebuse. Allem. Hakenbüchse, v. fr. haque-buse. — It. arco - busio (percé), ferro bugio (Ariost. Orl. furios. 29, IX. Ch.) un ferro bugio, longo da due braccia etc.

Aumusse, (autrefois: *bonnet fourré*; depuis 1243: petit collet des chanoines) l. barb. almutia; all. Mütze; fl. Mütz.

Autour (vautour — accipiter), ital. astore, l. barb. astur, austor, asturcus, celt. stur, stor, striv (grand) (Caseneuve donne Asturies?!!), de là lat. *sturio*, poisson, d'où fr.: esturgeon, — et *στρουθος*, autruche, Strauß (struthio).

Avarie, it. avaria, celt. *bar*, *far*, *afar*, *avar*, perte, b. br. *fari* (périr, faillir) afar (tristesse), *avari* (avarie) du mot (barque), *βάρις* (décharge d'un vaisseau p. la temp.), esp. *haber*, allem. Hafen, sont des étymologies douteuses. *Hâvre*, gall. *aber*, *Aber* britannice dicitur locus omnis, ubi aqua in aquam cadit. Sylv. Girald). —

Avec, ab quo, v. fr. avecques. V. Ausias March. Poète Catal., XV. siecle, dit.:

Mare de Deu, tu es aquella escala
Ab qu'el' peccant lo Paradis escala.

(Mère de Dieu tu es cette échelle avec laquelle le pécheur escalade le Paradis).

L'Etymologie de ce mot est fort douteuse: Lemare: ab usque cum; Orelli: adhuc; Schlegel: apud, et Ampère: *ubi* parcequ'il trouve *ove* dans le Livre des Rois.

Babouin (bl. ?), babus, babuinus, celt. *bab*, enfant, ital. babbuino, *babine*. all. Lefze.

bachelette, j. fille, Pic. baisselette, Alp. Vaud. bessaula, celt. *bach*, jeune, *bachelier*, seigneur qui possédait une bacelle (10 mas ou meix); jeune seigneur qui n'était pas encore reçu chevalier. — Le seigneur de 4 bacelles devenait banneret.

bagatelle, ital. baggatella, rac. celt. *bach*, petit, d'où v. fr. *bague* d'où l'ital bagattino (monnaie 1 Pf.); affinité avec le mot: *bagage*, all. Pack, angs.

bagge, lat. barb. baga (coffre), v. fr. baguer, bagues (vie et bagues sauves). — Monstrelet. Ils detrousserent dix-huict charges de vin et aultres bagues.

bague, anneau, celt. baca (anneau), b. br. bacha (renfermer), gall. bachdro, courbure, bachog (courbe), E. baga (lien), angls. beag, goth. baug (brasselet), all. Bogen.

bafouer, ital. baffardare, beffare, angl. baffle. esp. befar, all. Bägge (Maul).

bec, celt· ba, lèvre, ac, pointu (celt. bec); becqueter, bécasse, becassine, becard ; — de bec, l'esp. *beca*, chaperon, d'où béguin, embéguiné.

bouche, celt. *boc*, *boch*, lat. bucca, ital. bocca, esp. boca? bouchée, boucher, boucherie. — 2. bouche (ouverture) — boucher, bouchon, déboucher, embouchure, aboucher, ital. bucca, buccare. — 3. de bouche, bouffer, bouffant, bouffir, bouffeé; bouffon, bouffonnerie, bouffonner, ital. buffo, lat. buffare, celt. *buffar*(?) (souffler). — 4. biffer (?) onomat.; 5. bocal, lat. baucalis, *βαύκαλις*, *-ιον*, ital. boccale.

bac, celt. *bac*, vase, holl. baak (Becken), baquet.

bai, ital. baio (brun roux), esp. bayo.

baguenaude, fruit du houx; celt. *bac*, cercle; lat. baca; *baguenauder*, (perdre son temps à s'amuser).

baïonnette, Delaulière Chron. d. Fland. Ch. XIV. dit: que les arquebusiers sont appelés baïonniers. Usité en Flandre, ce mot doit être dérivé de Bogen, prononcé bojen; dans 9. contrées de l'All. on en fit baie, baionner, et la baïonnette désignait la flèche. C. de Gébelin. — Mais ce mot vient de Bayonne où fut inventée cette arme.

boucle, *E. baga*, lien, celt. *bac*, *bag*, lien, all. Bügel, d'où bouclier, appelé d'abord blason, parce que les armoiries du chevalier qui le portait y étaient empreintes.. — 2. lat. b. bagula, basq. baguta, serré fortement; de là bacl (cheville serv. de verrou), barre. — lat. baculus — d'où bacler (baclez la porte, pop.), débacler, débacle. — baguette, dém. de baculus.

bailler (celt. bad, tenir la bouche ouverte), l. *badare*, *bailleur*, *baillon*, *bailloner*, v. f. béer, d'où béant; badaud qui *badat*. — badin (Anj. et v. fr. bade, jeu; esp. badajiar, badiner; (Wachter gr. *παίζω*) — mais la racine de tous ces mots est celtique). — Ce mot vient des patois (Pierquin de Gembloux).

balsamine. Orient. et celt. *bal*, soleil — *samin*, ciel; le lat. balsamum d'où baume semble avoir la même origine. — Accept. figurée de ce mot, C. de G. p. 93.

beaucoup, non de bella copia, mais de un beau coup; un coup de filet (pêche) un coup de fusil (chasse).

bleu, v. fr. *blau*, all. blau, angl. *blew*, celt. *blah*, couleur, b. br. *blow*, noir, vall. *blaô*.

blason, allem. *blasen* (C. de Gébelin). — Duchat, du v. all. *blasen* d'où blesse (Zeichen, erreur); les Arabes disent *blaz*, insignia.

blond, *blondin*, celt. *blah* (coul.), lat. flav-us, acc. flavum, qui, prononcé à la manière syncopante et apocopante des Franks, fit peut-être *flaum*, *flom*, *blond*, *blon*; des philologues, l'ayant comparé à l'allemand, y ont vu le mot *blond*, d'autres le font venir de l'italien biondo; — *blah* (couleur) se retrouve dans *éblouir*.

blanc (Wachter blinken, blank de bleich, nasalé, blenk, blincken) est d'origine celtique: *bel*, lumière, *ak*, qui a, d'où *belak*, blancheur, blanchâtre, blanchir — blanchiss - eur, — age; blanchet — blanquette (vin) — Gébelin y voit: blafard, bla - fard qui vient de bleifarb. ou du vall. blaphard (pallidus).

balzane, *βαλιός*, *φαλιός* (blanc), bal (Procop.): animal qui a des taches blanches au front: *bailh*, b. bret., *baillet*, v. fr., homme à tache blanche;

*bazane**), altération de ce mot: cuir, pantalon bazané (pantalon de cheval).

blasmer, *blâmer*, ital. biasimare, lat. blasphemare, *βλασφημέω*.

bail, celt. *bail*, *vail*, *bal*, force, puissance, garde. „*Bail*, garde, légitime administrateur et régentant, sont quasi tout un; combien que jadis et encore en aucuns lieux, *garde* se dit en ligne directe, et *bail* en ligne collatérale. (A. Oisel. Institutes Coutumières)“ v. f. avoir en bail, avoir sous sa garde, lat. b. *baila*, *ballium*; *bailler*, *bailleur*; — ital. *balia*, puissance; *balioso*, puissant, *balire*, régir; — *balio*, père nourricier, *balie*, nourrice. Langue d'oc *baille*, nourrice. — La racine *bal* se retrouve dans *valeo*, *valor*, *validus*, d'où valoir, valeur, valide, vaillant, vaillance; — *baliveau*, rac. *bail*, force, it. *baldo*, courageux, v. fr. *baud*, chien; cour., *baudir*, exciter un chien à la course; de là: *clabauder*, kläffen. — 2. *baudet*, celt. *bal* fort, puisque c'est une bête de somme.

Falaise, v. fr. *balise*, ital. *balzo*, rocher, celt. *bal*, haut, v. all. *velis*, *felis*, Fels, b. lat. *falesia*.

balcon, ital. *palcone*, *balcone*, celt. b. bret. *balecg*, saillie, allem. Balken, scand. *bâlkr*.

baline, grosse étoffe à couvertures (Packtuch), b. bret. *balen*, couverture; *balte*, *ballot*, *emballer*, *débaler* etc., *remballer*, all. Ballen, lat. *pallium*, ital. *pallio*, fr. pallium (mant. épisc.), lat. *palla*, robe, v. fr. *balandran*, *paile*.

peau, celt. *bal*, couvrir, lat. *pellis*, v. fr. *pel*, pr. *pel*, ital. *pelle*, all. Fell, d'où *vellus* (toison), fr. *velours* et *vélin*, ital. *velluto*, all. Vließ.

baldaquin, ital. *baldachino*, lat. barb. *baletum* (portique couv.), b. br. *baletum*, claie (Procès de la Canonis. de St. Ives), prov. *balay*, *bale* (un auvent, saillie), *balet* en poitev., *balet*, v. fr., rebord de toit (Mém. de l'Etat de la Fr. sous Charles IX., II. fol. 56) diminutif de ces mots.

baudrier, lat. *baltheus* (c. *bal*, *balta*), il servait de poche, de bourse, it. budriere.

bal, celt. *bal*, élever, jeter, lancer; all. Ball. — 1. *ballet* de *baler*, v. fr. danser, it. *balare*, esp. *bailar*, lat. b. *ballare*, gr. *βαλλίζω*, *baladin*, *ballade*. — 2. *βάλλω*, le lat. *balista*, *βαλλιστής*, *baliste*, *arbalête* (arc à baleste), *arbalêtrier*, all. Armbrust.

balai, b. br. *balaen*, l. barb. *balaa* (br. *balaznen*, genêt avec lequel on fait les balais), *balayer*, *balayeur*, *-euse*, *-ures*.

bloc, all. Block, celt. *bal*, grand, *oc*, gros, br. *bloc*, grand et gros; *bloquer*, *blocus*.

balle, gr. *πάλλα*. Esc. *pella*, l. *pila*, *ballon*, *pelote*, peloton; *balote*, v. fr. (petite boule à suffrages), d'où *balloter* et les dérivés, *pillule*, l. pilula, *bille* (Bille), *billard*, *billot*, *bilboquet*, *billevesée*; 2. boule, boulet, bouleverser, bouleversement.

bobine, *bobiner* (machine à dévider, action de), celt. *bano* (corne), prov. *bano*, corne, c. *bol*, rond, *bolbana*, v. fr. *bolbine*.

Balivernes (Rabelais 1, ch. 24), bailler, verd (Duchat): — baliverne de *balliberne*, berne, moquer (v. berner et bailler).

ban, all. Bann, celt. *ban* (l'ensemble d'un obj.), d'où *banal*, *banalité***). 2. abandon, don fait à ban, d'où abandonner (C. de Gébel.) C'est une faute

---

*) Voyez plus bas *basané*.

**) Le vieux mot esbanoyer n'appartient pas à cette famille:

Esbanoyer: Quelquefois pour esbanoyer
Si vient en ce lieu umbroyer, (Rom. de la Rose.)

d'où Gébelin forme *épanouir* (secouer la contrainte); la fleur qui brise ses entraves, secoue la contrainte des capsules, qui la renfermaient; mais cette étymol. est fausse, *épanouir* vient d'expandere comme *évanouir* d'evanescere.

d'orthographe: on lit dans le Renard: mettre à bandon; et Garin le Loherain: Tous mes tresors vous soient à bandon mis. Ce n'est pas donner, mais *bandon*, Bann; 3. *bannir*, *banni*, *bannissement*, peut-être aussi *bandit*, ital. bandito (Gébelin dit que le mot est celtique; il se trompe: bandit est emprunté à l'italien).

bande, all. Band, goth. bandi, Irl. *bana* (bandé), *bandeau*, *bandelette*, *bander*, *banderolle*, *bandoulière*, *bandage*; — 2. bande rouge (Aderlaßbinde); — 3. *bonnet*, *bonnette* (mar.), *bonnetier* de Bund (*bonde*, Spund, celt. *bond*, lien, angl. *bonde*, appartient à cette famille de mots).

borne, celt. *bown* (limite), agsax. byrn, holl. borne, angl. *bound*, perig. *bosne*, vaud. *bouene*, lat. barb. *bonna*, *bunde* et *bonaria* (borne), *bonare*, *bundare* (borner); v. fr. *bonneer* (borner), Assises de Jérusalem Ch. 257; *bome* (borne), *bomer* (mettre des bornes), Nivers. *bosme* — *abomage* (bornage), Charte de 1352; *abomagium*, l. barb., *abosmer*, v. fr., d'où *abonner:* Si ce n'est que le fief fut ameté (abgemessen) et *abonné* (Coutumes de Mante art. XXIII; *abourné* (abonné), Cout. d'Anjou art. XIII.) Anjou: *bourne*, *borne*, *abonnement*.

bondir, celt. *bon*, *bun*, élévation, *βουνός* (élév. d'une colline), Vaud. *bougne* (bosse); v. fr. *bigne* (bosse au front), Beule, *bond*, *bondissement*, *rebondir*.

vernis, *vernisser*, gall. *bernais*, brillant, *berth*, luisant de *bar*, lumière, de là: *brillant* (au lieu de berillant), *briller*, ital. *brillare*, all. brennen, irl. *breo*, feu (lat. vernix, d. Firniß); 2. *brûler*, ital. *brucciare*, *brûlot*; — 3. *braise*, Esc. *brasa*, *βράζω*, bruler, *πράζω*, incendie, ital. *brazia* (brasier).

bronze (Braunerz), it. *bronzino*, vis. hâle, *bronzo*, bronze, esp. *bronce*, all. Brunst, *bronzé* (bazané).

brique, breo (feu), irl., angl. brick, briqueteterie, briquetage, etc.

brandir, v. fr. branc, brand, ital. brando, all. Brand, d'où brandir.

brume, celt. *bru*, sombre, lat. bruma, vall. brûn, all. braun, *brun*, *brunette*.

barbare, c. *bar* (parole), *barbar* (berbères), barbarie, barbarisme, barbariser, lat. barbarus.

baragouin, celt. de bara (pain) et gwin (vin).

barguigner (ne pouvoir s'accorder), gall. *bargen*, marché, angl. *bargain* (marchander, marché).

barde, irl. *bardan* (chantre), *bardas* (chanson), gall. *barddoni*, poésie, *barddas*, poésie, bas bret. *bardd*, comédien, *bardic*, joueur de flûte, *bards* joueur de vièle (Fiedel).

bourde, v. fr. *barat*, *baratterie*, fraude Quercy, *baratar*, tromper, bret. *baratar* (Don Quijote: Isla de Barataria), basque: *barataze*, échanger, *barataria* troqueur; bas all. burden, mentir.

baron, v. fr. *bars*, *ber*, *bers*, angels. *war*, goth. *vair*, lat. vir *baro* (lat. Hirtius Pansa de bello Alex. I. 15, Cicero epist. ad Att. V, ep. 11), gall. *barwn*, guerrier, esp. *baron*, homme, allem. bar (libre), — v. fr. *bar*, noble, Willeh.; car mult ere halt *ber* (V. Spelmann Gloss. lat. barb.: noble, distingué par sa naissance). — Lois Salique, Ripuaire, Allemannique, Lombardes: *baro* v. dire homme: baro et foemina.

Li *ber* quans de Poitiers (Le baron Comte)
Qui Sire est des Gascons (Rom. de Rou).

Baronnié (v. fr. barnage), qui signifiait assemblée des Grands. — *barnès*:

Huc le Grand et les *Barnès* de Fraunce
Li rei e sa *baronnie*
si fist guere, par Arrame
A Pepin le Seigneur d'Austrie (Ph. de Mousk).

errou, celt. *bar*, *ber*, rameau, *barren*, lat. veru (broche), *barre*, esp. *vara*, lat. vara, d'où barreau, barrière, barricades, se barricader.

bourdon, all. Bürde, bürden, celt. *bor*, porter, gall. *borde*, baton (cambortae, de *borde*, et *cam*, courbe; loi Salique: pieux courbés à pallissades); *bourdon*, Glocke, peut-être de brummen.

brasser, celt, *bra*, blé, *brace*, *brage* (boisson faite avec le blé), l. barb. bracium, brasia — *brasseur*, *brasserie*.
bras, l. brachium, celt. *brec*, gall. *brec*; b. bret. *brech*, — embrasser, brasse embrassade, bracelet (*βραχιόλια*), brassard, brassoir.
brave, b. bret. *braw*, *brao*, it. *bravo*, fr. *braver*, *bravade*, *bravoure*, *bravache*.
bric et de *broc*, celt. bric, tête, broc, pointe (de tête et de pointe, c'est à dire: par tous les moyens possibles).
brigade, gall. *brig* (assemblée, tête), ital. *brigata* (troupe), esp. *brigada* et *briga*, briguer, brigue, gall. *breichio*, être d'un parti, lat. barb. *briga*, esp. *brega*, b. br. *brig*, querelle, *brigus*, hargneux, it. *briga*, procès, *brigand* *) — *brigandine*, cotte de mailles — *brigantine* (ital. brigantino).
bricole, ital. briccolare (lancer), briccola (catapulte).
baraque, esp. barraca (barbaracus l. b., erreur), celt. *bar*, *barg*, enceinte, composé de branches. — 1. v. fr. ber, bers; berceau (vercellus), vaud. *ber* (berceau d'enfant); *ce qu'on apprent au ber*; *dure jusqu'au ver* (Thaumassière, Gloss. *beirs*), bercer. — 2. v. fr. *berc*, *berg*, d'ou bergail, fr. m. bercail, d'où berger, all. bergen, bergerie, berger. — *parc*, *parquer*, celt. park. — 3. *baril*, *barillet*, *barique* (lat. barb. barridus. Capit. de Charlemagne, Maisons de camp. 68).
buis, buxus, boîte de *buxetta*, dim. de *buxa*, emboîter, boîter, boiteux, déboîter, boussole, buxula de *pyxis*, ou *buxa*.
bombe (Onomatopée), Schiopettus: tuf taf, bom bom colubrina sboronat, — *bombarde*, *bombarder*, *bombardier*, *bombardement*.
bord, all. Bord, celt. *wor* (limite, mont.), lat. ora, *ὅρος* — bordage, bordée, bordure, aborder, abordage, déborder, débordement, abord.
borgne, it. *bornio*, du v. fr. *morne*, *morgne* (mutilé) **), éborgner. — l'étymol. d'orbus est fausse.
broche, *broc* (pointe), celt., all. pricken (?), *brocher*, *brochure*, *brocard* (ouvrages piqués, v. fr. brocat). Par erreur on fesait dériver ce mot de Burchhard, évêque de Worms, auteur des Canons qu'il nomma: Brocardicorum opus. — 2. brochette, esp. *broca* (clou), auv. *broquette* (clou), langued. *broquette* (allumette), brochet (poiss. à bec pointu).
burin, all. bohren, celt. *bor*, pointe, ital. *bulino*.
burlesque, ital. *burla*, *burlare*, *burlesco* (plais.), esp. *burlar*, lat. barb. *burda*, *burdare* (plaisanterie), l. burlae. Quelques uns dérivaient ce mot du nom du poète „*il Bernio*", et croyaient qu'on avait dit *Berniesco*!!!
brusque, v. fr. *brusc* (espéce d'arbre à feuilles aiguës), it. *brusco*, all. barsch, d'où *brusquer*, *brusquement*. — 2. *bruyère*, *brueria* l. barb.
broussailles, l. bruscus, l. barb. *brussia*, *brustio*, *brausia*, celt. *brous* (broussailles), b. bret. *bruscon* (bocage), v. fr. *brosses*, *broce*, (*brossailles*), d'où *brosse*, *brosser*, *brossier*, *brosseur*; — all. Borst, Bürste, de *bor* celt., pointu. — 2. fr. *brousser* (aller dans les broussailles), d'où *rebrousser*.
brocanteur. *Abrocamentum*. Vox forensis. Emptio mercium integrarum, priusquam vel ad nundinas vel ad forum rerum venalium deferantur; earumque deinceps per portiones distractio. (Spielmann. Gloss. archaeolog.) *Broca*. Ducange: broca doliaris fistula gall. *broche*. Vinum venditum ad *Brocam* (minutatim), et il cite des autorité, de 1134. Le chapitre général des Citeaux etc. Vin vendu à la broche. Libertés de la ville de Saint Dizier, 1228.—Ceux qui vendaient le vin s'appelaient marchands à la broche; — de *broca*, on fit abrocamentum, d'où *brocantum*.
braque, allem. Bracke, flam. brack, *barm-braccum* (Lois des Frisons), esp. braco,

---

*) Voyez Leclair Histoire des brigands, chauffeurs et assassins d'Orgeres, avec un Dict. d'argot, in 8. Chartres an VIII. — Lebrigant, Dissertation adressée aux académies savantes de l'Europe, sur une nation de Celtes, nommés Brigantes ou Brigants, lesquels se trouvent encore en Bretagne, in 4. Breghente 1762.

**) Ne pas confondre avec morne de *mornan* v. all triste, porter le deuil.

(en Artois et dans le Quercy on appèle les petits chiens courants des *briquets*); du celt. *brac*, ardeur; *braconnier*, all. Brackhund, par ironie — *braquer* de *brac*, pointe; on pointe le canon, — *braconner*, — ce mot *brac* se retrouve dans l'allem. Brachfeld, parce qu'il a des pointes.

bureau de *burum* (conclave), in *buro* meo, dans mon appartement: de là bureau de *bur*, celt., habitation. — Du Cange le dérive de l'Anglos. *bur*, *bure*.

bourg, all. Burg de Bergen, בירה, birh, palais, *πύργος*, maison (*burg*, lex Salica, tit. LVIII, lex IV., tombeau, couverte d'un mort, de bergen), celt. *brok*, rocher, *brôg*, habitation, de là *bourgade*, *bourgeois*, *bourgeoisie*, *bourgeoisement*, *bourgmestre* (Bürgermeister, Bürger ꝛc.) — v. fr. *buron* (maison). M. Sévigné appèle ainsi une de ces terres, *borde* (maison de campagne) d'où bordel; — v. all. *bûr*, Bauer, it. *burillo*.

bure, lat. *burra*, *birrum*, *birrus*. — Festus: burrum (roux), appelé *rufus* de son temps, gr. *πυῤῥός* d'après Papias. Ducange dit, que cette étoffe était *vilosus, amphiballis*, de là bourru, bourrer, bourre, bourasque, bourgeon, bourrelet. — lat. *burra* (balayures), Anj. *bourriers* (balayeurs), *bourre* (commencement du bourgeon de la vigne: de là geler en bourre). Formey; — peut-être du v. all. *burjân*, erheben; — lat. *burrio*. — 2. bourrique, l. b. buricus, — parcequ'elle rue, esp. burro, et par mépris un homme grossier.

bouder, celt. *boud*, *bouda* (chuchoter, bourdonner), d'où: bouderie, boudeur.

bouge, l. b. *bugia*, *bogis*, v. fr. bauge, bauché, bouge; celt. *bauc* (caverne, grotte), de *boc*, demeure; — d'où débaucher, embaucher, embaucheur. — 2. *bouger*, p. beugen; *bouge* (portemanteau) d'où *bougette* de *bulga* (H. Steph. de Latinitate false suspecta c. 8. — *bulga*, (mot celtique, voyez Festus; de *bougette* (v. fr.); l'anglais *budget* que les modernes ont emprunté à cette langue.

bourdon (Onomatopée), celt. *boud* (bourdonner) — bourdonner, bourdonnement.

broyer, l. barb. *broia* (instr. à briser le champ), irl. *breu*, b. b. *bruzana*, briser, *brew* (moulin), all. bröckeln, goth. *brikan*, ahd. *brocchon*. — broyeur, broiement.

bafrer, b. br. *brifa* (manger goulument); gall. *briwo* (mettre en pièces), *briwion* (rognures) d'où fr. *bribe* (morum), lat. barb. *bricia* (m. de pain), esp. (Vx) bribar, (mendier), esp. m. *bribia* de *briba* v. esp., ital. briba — empiffrer, it. *bribe*.

bris, celt. *brix* (briser), all. brechen, (Onomatopée commune à bien des langues), débris, briser, brisant (rocher); brisure, briseur (septembriseur), brisées, brisoir, brise-cou — *brîze*, v. all. — 2. *brin*.

bretteur, gall. *brathu* (mettre en pièces), *brath* (piqûre), *bratt*, pièce, d'où *brette*, *bretter* (Hauteroche), *bretailler*, *bretailleur*.

broder, irl. *brod*, b. bret. *broud* (pointe) (ברד brod, grêler), broderie, brodeur, — euse.

branche, vall. *branka*, die Branke, du celt. *ran* (ramus) Ranke, brancher, branchu, branchage, brancard. 2. broncher, ital. *bronco*, *broncone* (branche).

barrette, v. fr. *birette*, *birrete* (bonnet). Carniol. *baretha* (chapeau), ital. berretta.

barde, *bardé*, ital. *barda* (armure), v. fr. *bard*, couverture (Ménage), esp. *albard* d'après Formey (arab. bardga, bât, bardgai, bâtier), pers. *bardza*, *barzega* (Gol. Dict. arab.), *bard* arb., C. de Gébel. habit d'étoffe rayé, de là barde: couverture de cheval. Cheval bardé de fer; volaille bardée de lard, — et *bardelle* (selle piquée de toile en usage en Italie), esp. bardado.

berne, pavillon en berne, berner: sauter en couverte, fig. se moquer (Lafont. le Geai) (hisser le pavillon), v. all. birnan, erheben; bas all. pirnan.

barbe, lat. *barba*, barbe d'épis, de plume — celt. *barr*, poil, irl. *barr* (chevelure), b. bret. *barhuech* (velu). — 1. barbu, barbon, barbier; barbeau barbillon, barbet. — 2. barbets nom des Vaudois, dont les pasteurs s'ap-

pèlent barbes; venit. *barba* ancien. — 4. barbouiller: barbam olere (barbe et huile), Fareeurs de Jean Farine à Rome: *barbuleii* (les barbouillés), quelques Consuls à Rome: *Barbuleii* (Salluste, Valère Maxime), — *barbouillage*, *barbouiller*, ital. barbugliare.

bourbe, *bour*, *bor*, celt. boue ou *hor*, eau; bourbier, bourbeux, embourbier, barboter (?).

brouillard, *brou*, *bru*, celt., eau. cf. *brouet* (bouillon) Auvergne *bre*, soupe, fr. Comté: *breu* (soupe), ital. *brodo* (bouillon), all. Brei, Brühe, lat. imber, *βρίω*, *βρέχω* (boire), בְּר bher (puits).

baroque, port. barocco, esp. barrueco.

bât, v. fr. *bast*, celt. *bast* (charge), all. bast, gr. *βαστάζω* (porter), bâter, embâter. — 1. baste (assez) du v. fr. *baster*, ital. *bastare*, bâtard (Bastard), s'abâtardir, écriture bâtarde, basterne (basterna) de bast, litière dont on se servait du temps de Hlodwigh; — 2. bâton, (?) basto Stütze), bastonnade, bastonner, bâtonnier — bâtir, v. bastir, bâtiment, bastide (Bastei), bastion — bastille — bâteleur, v. basteleur (qui fait des tours de passe-passe avec le bâton de Jacob, tour de bâton). — balatro, esp. *batalores*.

bâteau, scand. *bâtr.*, celt. *bat*, profondeur, *bod*, vase, lat. batus (vase), gr. *κιβωτός*, all. Boot, bâtelier.

bedaine, heb. בֶּטֶן bethen (venter), (douteux).

boyau, lat. *botulus* (Martial XIV. 72.; Tertull. Apologeticus 9), gr. *βοτός* *budellus* (S. Bernard, de inter. dom. cap. 58), boyau, ital. *budello*, de la: *boudin*, parce qu'on le fait avec des boyaux farcis de sang.)

bouteille, lat. barb. *buticula* (gr. *βύτις*, *boutique*, apotheca (Cicer. Phil. II. 27), *ἀποθήκη*, *boisseau*, lat. b. *butellus*, all. Butte, Vald. *bosse* ($1/2$ tonneau), *bossaton* (p. tonneau) pr. *bote*, esp. *bota* (p. de bouc), anj. *busse* ($1/2$ pipe de vin).

buste, ital. *busto*, esp. busto, angl. bust, all. Brust, l'étymologie celt. *bus* (boîte) que donne Gébelin, n'a rien de commun avec ce mot.

bosse, all. butz, Knopf, celt. *bot* (élévation), bossu, bossuer, bosseler, bossette.

butte, all. butte, celt. *bod*, v. fr. *buter*, se *buter*, — *but*, v. fr. *abuter*.

bout, all. *bot*, celt. *bod* — *aboutir* — *bouton*, lat. *botones* — mettre, v. fr. *bouter* (planter) d'où *bouture* et *boute-en-train*, *boute-selle*, *boute-charge*, *boute-feu*.

botte, celt. *bot*, pied (pied *bot*), v. fr. *bote*, *boti* (soulier), se botter, bottier, bottine, la mission bottée (les Dragonnades de Louis XIV.), v. all. putin, all. m. bütte. — 2. *botteler*, *boteleur*, all. Bütteln (?).

beffroi, allem. *bergfried* (espèce de redoute), b. lat. *berfredus*, *berfreit*, *balfragium*, *berefridus* (tour pour assiéger les villes), C. d. Géb. *bal*, celt., frangue (erreur), v. fr. *berfroy*, v. Godofredus, Gottfried, Godefroy; — plus tard il désigna les cloches, peut-être parce que les tours étaient munies de cloches.

belître (étymologie douteuse); le mot signifiait d'abord mendiant: *balatro*. On disait autrefois les 4 ord. de *belîtres*, pour désigner les religieux mendiants, et à Pontoise, les Confrères pèlerins de la Confrérie de S. Jacques ont porté longtemps le nom de *belîtres*; p. Philister.

besogne, goth. *bisuini*, ital. *bisogno*, besoin. On trouve dans les Lois saliques *sonni*, *soins*, d'où *essoine* v. fr., que les Anglais ont encore dans leur Jurisprudence. Verelius: *sveing* (besoin).

bette rave, lat. beta rapa, celt. *bed*, rouge.

bouleau, lat. betula.

biche, allem. Petze, angs. *bitse* d'où *bique*, *βήκη*, *bichon*, *babiche*.

bouc, allem. Bock, (ital. becco, *βέκκος*). scand. bûkr.

bidet cheval, bidet de quatre-vingts sous, espèce de monnaie (le Duchat).

bigot, angl. by god. Wisigoth, altéré *bigoth* (habitant du Languedoc), d'autres

le font venir du juron *bi gott*, expression favorite du duc de Bretagne, Rollon.

Bigot e Provencal e Rouergues
E Bascle e Gasco e Bordales.

bis, (pain bis), celt. *bis*, noir; biset (oiseau à pl. noires); *bise* (aquilon,) de *bisa* (tourbillon), all. bissen, brummen; — bistre (même racine).

basané, Escuara *baza*, esp. *baza*, (brun), l. bar. *bazan*, *bazanna*, *bazanium*, all. beizen, arab. *bazah* (espèce de peau de mouton).

blé, prov. *blad*, arabe *blat*, tient au grec *βλάστη*, (germe), allem. Blatt, flam. bladt (feuille), irl. *bla* (un champ), gall. *blawd* (farine) d'où bluteau, bluter, b. bret. bleut, Cornouaill. *bloz*, blat, bladium.

bref, celt. *brif* (rapide), *brevis*; — *bref* (du pape), all. Brief, d'où *brevet*, *bréviaire*, b. l. *breviarium*, — *breveter*.

bredouiller, celt. *bred* (court, agile), ital. *fretta* (hâte), peut-être une onomatopée. On dit en patois: *bredi* — *breda*.

boue, gall. *baw* (boue), irl. *boghe* (lieu humide), arab. *bokah*, lieux bas. — d'où boueux, bouse, bousilleur, bousiller.

buffle, lat. bufalius.

bois, celt. *bo* (bois), all. Busch, scand. *bûskr*; — boiser, boiserie, bocage (boscagium), bocager, -ère, bosquet, it. *boschetto*, bouquet, bouquetier, bouquetière — bûche, scand. *bûkr*, (Klotz), all. Buche (?), bûcheron, bûcher, *buisson*, Büschchen.

brioche, celt. *brach* (beurre), gall. *b'rechdan* (beurrée), l. barb. *bracellus*, gâteau, b. breton *bras*, graisse, בריא *bria* (gras).

brunir, (polir) des cuirasses, v. fr. *broigne*, *brunie*, all. *brunja* (Panzer), celt. *bron* (poitrine), Brust.

brouter, *brout* non de l'all. *proz* (Knospe, Sprosse), *prozen*; *broutilles*; mais du grec *βρώσκω* (manger). — 2. lat. *brutum* (animal, être qui broute) de là brut, *brutal*, *brutaliser*.

bru; celt. *bra* (produire), allem. Braut, goth. bruth (Schilter: *brûths*) — on disait en v. fr. *brehaigne* une, pour femme stérile.

Altona. **G. de Castres.**

Einige Lesarten zu

Schillers Piccolomini und Wallensteins Tod.

Wenn ich mir erlaube, in den nachfolgenden Zeilen mit einigen Anecdotis hervorzutreten, so geschieht es, weil ich denke, daß selbst das Wenige, was ich zu geben vermag, auch seines Theiles dazu beitragen werde, den Blick in das Getriebe der geistigen Werkstatt Schillers zu öffnen und unsere Kenntniß von der Sorgfalt, mit welcher er für seine Arbeiten thätig war, zu vermehren. Selbst Dasjenige in seinem dramatischen Gedicht, was er später nicht mehr billigen mochte und beim Drucke zurücklegte, trägt sowohl in sich selbst den Stempel des ächten Dichters, als auch zeigen die Gründe, aus denen er Manches verwarf — wenn wir denselben nur nachspüren mögen —, das Gepräge eines Geistes, der von der Idee des Schönen geleitet, derselben mit künstlerischem Bewußtsein nachstrebte.

Aus der Hinterlassenschaft meines Vaters, des zu Berlin im Jahre 1837 verstorbenen Directors am Gymnasium zum Grauen Kloster, Dr. theol. et phil. G. G. S. Köpke, ist auf mich ein mir sehr werthes Octavbüchlein von 16 Bogen Stärke gekommen, welches bis auf die letzte Seite hin mit Gedichten, Bruchstücken und Sentenzen verschiedener Dichter angefüllt ist. Diese Sammlung von Lesefrüchten mag im Jahr 1798 begonnen und etwa 1814 abgeschlossen sein. Gestattet sie schon einen tiefen Blick in die vielbewegte Seele eines Mannes, der während des Dranges mancher äußeren und inneren Noth mit dem festen, durch nichts geirrten Blick auf das Ideale und Höchste die offene und kindliche Klarheit seiner Seele, das unerschütterliche Vertrauen auf eine edle Menschheit sich bewahrte, so hat dieselbe auch für mich, seinen Sohn, wie sie es in niederem Grade auch für alle seine Schüler haben würde, den rein persönlichen Werth, daß ich in den klaren und starken Zügen der theuren Hand die Worte und die ihm sprichwörtlich gewordenen Sentenzen niedergeschrieben finde, mit denen er so oft im Klassenzimmer, wie die Veranlassung sich bot, die Jugend mächtig anfaßte, und auch im Hause sich selbst und die Seinen aus der Beengung

des Gewöhnlichen, aus niederdrückendem Schmerz in das harmonische Gleichgewicht der Seele hinaufhob. Und keiner von den neueren Dichtern sprach aus ihm mit größerer Wärme und leuchtenderem Auge, keiner hob ihm so das Haupt und seine große bedeutungsvolle Gestalt, als Schiller. Seinen Empfindungen hatte Schiller den mächtigsten Ausdruck geliehen.

Von meinem Thema würde es mich indeß zu weit abführen, wollte ich die vielen anekdotenartigen Züge mittheilen, die in meinem und meiner Geschwister Gedächtniß von der oft eigenthümlichen Anwendung Schillerscher Kraftstellen leben, Züge, die gerade jetzt um so lebendiger in mir werden, je mehr auch ich mich dem frommen Drange unterthan fühle, in ernsten und bedrängten Zeiten wenigstens im Gedächtniß die Theilnahme geliebter Personen anzusprechen und in deren Art und Weise eine Richtschnur für eigene Entschließungen und eine Kräftigung eigener Gesinnung aufzusuchen. Alle, die meinen Vater kannten, wissen aber, daß vor allen übrigen die Reden Wallensteins ihm gegenwärtig waren, und daß er in dessen Pathos sich gern bewegte. Kein Wunder denn auch, daß gerade 50 Seiten des vergilbten Büchleins mit Stellen aus dem gleichnamigen Drama angefüllt sind, von welchen nur zwei: „Schnell fertig ist die Jugend u. s. f.“ und: „Er ist der Glückliche u. s. w.“, die von den übrigen entfernter stehen und erst i. J. 1804 geschrieben sein mögen, dem gedruckten Exemplare entnommen sein können. Anderes stammte aus einem Exemplare, welches mit dem gedruckten nicht überall übereinstimmt. Dieser Theil ist im Jahre 1799 abgeschrieben, wie dies hervorgeht aus der einem gleich danebenstehenden Gedichte beigegebenen Jahreszahl; und rührt her, wie meine Mutter mir und meinen Geschwistern oft erzählte, aus den Handschriften der Piccolomini und des Wallenstein, welche Schiller nach einander an Iffland geschickt hatte, um durch diesen die Aufführung des dramatischen Gedichtes in Berlin vorbereiten zu lassen. Mein Vater war durch seinen Enthusiasmus für Schiller dem damaligen Regisseur, dem berühmten Fleck (er starb 1803), bekannt geworden, und als er erfuhr, daß nach dem Geschäftslauf das Manuscript von Iffland in Flecks Hände gelegt sei, bat er diesen dringend um die Mittheilung und Einsicht desselben. Fleck brauchte das Manuscript des Tages für seine Zwecke; nach 8 Uhr des Abends jedoch erhielt es mein Vater. Er flog damit zu

einem Kreise befreundeter Männer und Frauen, die voller Sehnsucht seiner harrten. Die Nacht wurde bis gegen den frühen Morgen mit dem Lesen hingebracht; um 7 Uhr früh war die Handschrift schon wieder bei Fleck, um diesen an dem Studium seiner Rolle und der Einübung der Dramen nicht zu hindern. Mehrere Nächte wurden auf solche Weise dem Schlafe entzogen, und in diesen entstand denn auch die Abschrift im Gedenkbuch meines Vaters.

Diese Erzählung ging in meinem älterlichen Hause. Die Zeugen für die Wahrheit derselben sind freilich alle todt. Aber daß die Zeit der Abschrift die obengenannte sein könne, beweiset sich durch das, was Schiller in seinen Briefen an Goethe schreibt. Er erzählt (im Brief 543. Theil IV. S. 396), daß an dem 24. Dec. 1798 die Piccolomini an Iffland abgegangen seien. Ihnen folgte Wallenstein wahrscheinlich am 17. März 1799 eben dahin, wie aus einer Vergleichung des Briefes 570 mit 566 (V. S. 35 und 39) hervorgeht.

Durch meine bei der hiesigen Hofbühne betriebenen Nachforschungen habe ich ermittelt, daß Montag den 18. Februar 1799 zum Benefize des Herrn Regisseur Fleck, zum ersten Male in Berlin gegeben wurde: Die Piccolomini, Schauspiel in 5 Aufzügen von Herrn Schiller. Wallensteins erster Theil. Das Stück gefiel nicht, das Publicum blieb lau, was Körner aus mancherlei Gründen natürlich fand (Briefe IV. S. 143) und Iffland selbst an Schiller schrieb (Br. 563), nachdem es dieser gerüchtweise schon anderswoher vernommen hatte (Br. 561). Gerade ein Vierteljahr später kam es, wohl in verkürzter Gestalt (man vergleiche die Briefe) auf die Bühne am Donnerstag den 16. Mai 1799, und am folgenden Tage, Freitag den 17.: Mit allergnädigster Bewilligung Sr. Majestät des Königs zum Benefiz für die Mitglieder des Orchesters zum ersten Male: Wallensteins Tod, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Herrn Schiller. (Fortsetzung des Schauspiels die Piccolomini.) Nach den Angaben der Registratur spielte Herr Fleck den Feldherrn, seine Gattin (die vor zwei Jahren verstorbene Frau Schroeckh) die Thekla, Frau Böheim die Herzogin, Frau Meyer die Gräfin, Iffland den Octavio, Mattausch den Max, Beschort den Terzky, Böheim den Illo, Kaselitz den Buttler, Herdt den Gordon, Bethmann den schwedischen Hauptmann u. s. w., lauter Namen,

welche den älteren Theaterfreunden Berlins in gutem Angedenken sind.

Durch diese Daten wird die Möglichkeit erwiesen sein, daß mein Vater im Anfang des Jahres 1799 die Stellen aus den Piccolomini und aus Wallenstein in sein Gedenkbuch übertragen konnte. Wenn sich aber in denselben mannigfache und nicht unbedeutende Abweichungen von dem Drucke finden, so müssen auch innere Gründe für die Aechtheit der mitzutheilenden Varianten Zeugniß einlegen. Auch diese sind vorhanden.

Hoffmeister in seiner Nachlese zu Schillers Werken, Theil III. S. 221 u. folg., giebt aus dem Weimarischen Theaterexemplar die Folge der Acte und Scenen in den Piccolomini und im Wallenstein, welche von der in den jetzt gedruckten Dramen mehrfach abweicht. Es ist schon aus den Briefen Schillers an Göthe bekannt und neuerdings auch durch die Körnersche Correspondenz in manchen Beziehungen noch mehr aufgehellt worden, daß Schiller erst unter der Arbeit selbst den Plan zur Vertheilung des dramatischen Stoffes in die beiden selbstständigen Tragödien, Piccolomini und Wallenstein, gefaßt habe. (Siehe Körners Briefe IV. S. 89 vom 30. Sept. 1798). Noch bei den ersten Aufführungen umfaßten die Piccolomini sogar auch die beiden ersten Acte von Wallensteins Tod; und die drei letzten Acte desselben waren durch eine andere Eintheilung in fünf zerlegt. Und meines Vaters Abschrift bewahrt auch diese ältere Anordnung, vollkommen mit Hoffmeisters Angaben übereinstimmend. Sie giebt unter der allgemeinen Ueberschrift: Aus den Piccolomini Einiges, was nach der jetzigen Vertheilung der Scenen aus I, 4. II, 6. III, 4. 7. 9. V, 1. und aus Wallensteins Tod I, 7. II, 2. 3. entnommen ist; und unter der Bezeichnung: Aus Wallenstein giebt sie, was wir jetzt in III, 13. 18. IV, 2. 12. V, 3. lesen. Von dem so eben Bezeichneten ist mit genauerem Nachweis versehen: als dem I. Acte der Piccolomini entlehnt, was jetzt I, 4. und II, 6., dem II. Acte, was jetzt III, 4., dem III. Acte, was jetzt V, 1., dem IV. Acte, was jetzt Wallenstein I, 7. und dem V. Acte, was jetzt Wallenstein II, 3. steht. Mit dem Monologe Wallensteins (III, 13.): Du hast's erreicht u. s. f. begann auch in meines Vaters Abschrift der zweite Act, dessen sechste Scene den Abschied des Max enthielt (jetzt III, 18). Was sonst noch von meinem Vater abgeschrieben ist, steht ohne Angabe des Actes und der

Scenen da. Auch bemerke ich, daß keine einzige Scene der beiden Gedichte vollständig abgeschrieben ist. Darum möge sich, wer etwa Gelegenheit bekommt, vollständige ältere Handschriften einzusehen, nicht wundern, daß aus einer Scene nicht alle die Varianten gegeben wurden, die er in seinem Manuscripte finden mag, und etwa schließen, daß diese sich in der Handschrift, aus welcher mein Vater abschrieb, nicht würden gefunden haben. Ich konnte natürlich nur diejenigen geben, welche sich in den Bruchstücken vorfinden, die mein Vater abgeschrieben hat.

Der Glaube an die Aechtheit der Abweichungen vom Drucke, wie sich solche bei meinem Vater finden, wird aber auch noch dadurch bestärkt, daß was Hoffmeister als Nachträge und varia lectio angegeben hat, sich in der Abschrift auch findet. So theilt mein Vater von dem Act IV, Sc. 8. abschließenden Monologe Buttlers wenigstens den wundervollen Schluß mit: Nicht Großmuth ist der Geist der Welt u. s. f.; ebenso die von Herrn von der Hagen im Schilleralbum mitgetheilten sechs Zeilen: Gerechtigkeit ist eines Herrschers Tugend u. s. f. — Wenn aber Hoffmeister vermuthet, daß diese Stelle, welche das Weimarische Handexemplar nicht kannte, in die vierte oder fünfte Scene des vorletzten Actes vom Wallenstein nach der jetzigen Anordnung gehört haben, etwa zu Gordons Worten: Wir Subalternen haben keinen Willen u. s. f., so irrt er darin, denn diese Verse bilden gerade den Schluß des Gespräches zwischen Wallenstein und Max (III, 18. Max, bleibe bei mir u. s. f.), und daß Schiller sie später strich, mochte wohl darin seinen Grund haben, daß, obschon sie Wallenstein für sich und zur Entschuldigung seiner That vorbringt, sie eben so gut gegen ihn gedeutet werden können, und eben so leicht seinen Abfall vom Kaiser verdammen.

Die Varianten bestehen sowohl in der Vertauschung einzelner Ausdrücke, wie auch in der Umstellung der Worte innerhalb eines oder mehrerer Verse, wie auch endlich in Zusätzen, welche in den Ausgaben getilgt sind.

Auf die in der Abschrift abweichende Schreibweise: Insul, Oracul, Reuter, Reitze, Greiffen u. dergl. werde ich bei Angabe der Varianten keine Rücksicht nehmen; genüge es, auf dieselbe hiemit hingewiesen zu haben.

Bei der Vergleichung des Manuscriptes mit dem Drucke lag mir zur Hand der 4. Band von Schillers sämmtlichen Werken mit

Stahlstichen. Stuttgart und Tübingen. Cotta 1835. 8. Ich werde nach der Seitenzahl dieser Ausgabe citiren, ebenso wie ich auch die Abweichungen nur von diesem Druck, der mannigfach wieder von dem in „Schillers Theater 1806" abweicht, angeben werde. Auf die Verschiedenheit der Interpunction werde ich nicht hinweisen, weil sie, wenn auch hie und da mit anderen Zeichen als sich im Drucke finden, doch an dem Gedanken nichts ändert. Nur eine einzige Stelle erhält durch die Interpunction in der Handschrift einen anderen Sinn, als sie im Drucke hat. Am Schluß der Piccolomini, S. 200, heißt es im Manuscript:

Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth, mit einem Mal und berstend
Auffliegt, u. s. f.

Andere Abweichungen, welche durch den gesperrten Druck bezeichnet sind, sind folgende:

Aus den Piccolomini, Act I, Scene 4, Seite 84:

Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Herr, daran thut er wohl,
Und wird's dabei auch sein Bewenden haben.

und weiter:

Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele tausend wird, ein Held, sich hinstellt
Wie eine feste Säule, an die u. s. f.

Seite 86:

Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeiget:
Das Ungemeine soll, das Höchste selbst
Geschehn, wie das Alltägliche. Im Feld
Da dringt die Gegenwart u. s. f.

und ebenda:

Nicht modrigte Papiere soll er fragen.

und weiter in Octavio's Rede:

Mein Sohn, laß uns die alten engen Ordnungen
Gering nicht achten! Unschätzbare, theure
Gerichte sind's, u. s. f.

und ebenda Seite 87.

Umgeht das Waizenfeld, den Rebenhügel,
Des Eigenthums heil'ge Grenzen ehrend, u. s. f

Seite 88:

O das Leben,
Hat Reize, die wir nie gekannt.
Nur seine öde Küste haben wir,

Wie ein umirrend Räubervolk, befahren,
Das in sein dumpfes enges Schiff gepreßt u. s. f.

und weiter:

o davon, — davon ist
Auf unserm Wanderschiff uns nichts erschienen.

Seite 89:

O schöner Tag, wann endlich der Soldat u. s. f.

Aus dem II. Acte, Sc. 6 (bei meinem Vater noch aus dem ersten Acte der Piccolomini), Seite 111:

Wer heute
Vom Strome fortgerissen, sich vergißt,
Wird nüchtern werden, wenn er sich allein sieht.

und ebenda Seite 112:

In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne.
Vertrauen zu Dir selbst, Entschließung! — das
Ist Deine Venus u. s. f.

Die Romanze im dritten Act der Piccolomini: der Eichwald brauset u. s. f. Seite 150 giebt meines Vaters Abschrift ganz in vier Versen und in derjenigen Anordnung des Drucksatzes, in gebrochenen und eingerückten Verszeilen, wie solche in der Sammlung der Schillerschen Gedichte angewendet ist.

Im III. Act, in der 9. Scene heißt es Seite 157:

Aus stiller Freistatt treibt es mich hinaus,
Ein heftig Wollen muß die Seele blenden.

und drei Zeilen weiter:

Es zieht mich fort mit göttlicher Gewalt,
Ich möchte gern und kann nicht widerstreben.

und vier Zeilen weiter:

Aus unterirdschen Klüften fahren Flammen;
Blind, wüthend schleudert selbst u. s. f.

Seite 190 im Act V, Scene 1 (bei meinem Vater Act III.):

Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im innern Herzen.

Im Wallenstein Act I, Scene 4 (bei meinem Vater aus den Piccolomini Act IV.), Seite 214:

Nicht ohne Grauen greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.

Act I, Scene 7, Seite 232:

Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geschlecht mit feilen Sklavenseelen
Und mit den Drahtmaschinen seiner Gunst.

Doch wenn das Aeußerste ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die starken Hände der Natur,
Des Riesengeistes, der nur sich gehorcht,
Nichts von Verträgen weiß, und wie die los-
Gelassne Kraft des Feuers meisterlos
Durch ihre künstlichen Gewebe schreitet.

und im Schluß der Scene Seite 236:

Voreil'ges Jauchzen greift in ihre Rechte..

Act II, Scene 3 (bei meinem Vater: aus Act V. der Piccolomini), Seite 248:

Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinaussah in die Ebene,
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Als künftiges, in diesem Augenblick u. s. f.

und weiter:

Der ahnungsvolle Geist die ferne Zukunft.

und ebenda:

Sie folgen Deinen Sternen,
Sie setzen, wie auf eine große Nummer u. s. f.

und ferner:

Den möcht' ich kennen, der der Treuste mir, u. s. f.

und Seite 249:

und über mir
Hinweg, gleichgültig, setzte Roß und Reiter.

und ebenda:

Mein Vetter ritt an diesem Tag den Schecken,
Und Roß und Reiter hab' ich niemals mehr gesehn.

und Seite 250:

Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Der Zufall kann sie gaukelnd nicht verwandeln.

Act III, Scene 2, Seite 276:

Doch seit dem Unglückstag von Regensburg,
Der ihn von seiner Höh' hinunterstürzte u. s. f.

Act III, Scene 7, Seite 288:

Da wechselt Sturm und Sonnenschein geschwind.

Wallenstein Act III, Scene 13 (bei meinem Vater II, 1.), Seite 301:

Doch was
Ein Mann mag werth sein, habt ihr schon erfahren.

und Seite 302:

Und in die hohlen Läger Menschen sammeln.

und weiter:

Der Pflug,
Die Werkstatt wird verlassen; alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu;
Und wie des Waldes liederreicher Chor
Schnell um den Wundervogel her sich sammelt,
Wenn er der Kehle Zauberschlag beginnt,
So drängte sich um meines Adlers Bild
Des deutschen Landes kriegerische Jugend.
Noch fühl' ich mich denselben u. s. f.

und ebenda:

Nicht gegen mich — Wenn Haupt und Glied sich trennen, u. s. f.

III, 18 (bei meinem Vater: aus Wallenstein II, 6.), Seite 317:

Und weg
Treibt über alle Pflanzungen der Menschen
Der wilde Strom in grausender Zerstörung.

und ebenda:

In dieser schwarzen Heuchlersbrust gestaltet.

und weiter:

Den lügenkundigsten herauf, und stellte ihn u. s. f.

Seite 318 und 319 fehlen bei den Reden Marens und Wallensteins die dramaturgischen Anweisungen für den Schauspieler. Ferner heißt es Seite 319:

Du wolltest männlich sie nicht lassen, da nahm ich
Dich auf, bedeckte Dich mit meinem Mantel —
Ich selbst war Deine Wärterin; nicht schämt' ich mich
Der kleinen, niegeübten Dienste, pflegte Deiner
Mit weiblich sorgender Geschäftigkeit u. s. f.

und weiter:

Wann hab' ich seitdem meinen Sinn geändert?

und ebenda:

Mein Herz, mich selber hab' ich Dir gegeben.

Seite 320:

Max (im heftigsten Kampf).
O Gott, wie kann ich anders? Muß ich nicht?
Mein Eid — die Pflicht — die Ehre —

Wallenstein.
Deine Pflicht?
Pflicht gegen wen? Wer bist du? Was hast Du für Pflichten?
Wenn ich am Kaiser u. s. w.

und ebenda Seite 321:

Mit leichter Schuld gehst Du in diesen Streit,
Dich wird die Welt nicht tadeln, sie wird's loben,

Daß Dir der Freund das Meiste hat gegolten.
Gerechtigkeit ist eines **Herrschers** Tugend;
Ein treues Herz steht dem **Beherrschten** an.
Nicht jedem ziemt's, auf seiner schmalen Bahn
Den hohen fernen Arctur zu befragen.
Du folgst am sichersten der **nächsten** Pflicht.
Nur der Pilot sieht nach dem Himmelswagen.

Act IV, Scene 2, S. 341:

Daß wir uns staunend ansahn, nicht recht wußten
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen.
Buttler.
Da wars, wo er u. s. f.

Aus dem von Hoffmeister mitgetheilten Monologe Buttlers, welcher auf die 8. Scene des IV. Actes folgte, giebt mein Vater den Schluß:

Nicht Großmuth ist der Geist der Welt. —
Krieg führt der Mensch, er liegt zu Feld',
Muß um des Daseins schmalen Boden fechten.
Glatt ist der Grund, und auf ihn drückt die Last
Der Welt mit allen ihren Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungsast
Mit schnellem Aug' erspäht und faßt,
Nicht in den Boden greift mit festem Fuß,
Erhebt ihn der gewaltge Fluß,
Und hingerafft im Strudel seiner Wogen,
Wird er verschlungen und hinabgezogen.

Wallenstein Act IV, Scene 12 heißt es Seite 375:

Dies thaten
Die rohen Herzen, und ich sollte leben? —

In demselben Monologe der Thekla fehlt die Zeile:

Sie war von tausend Sonnen aufgehellt.

und später Seite 376 heißt es:

Da kommt das Schicksal. Rauh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt,
Und wirft ihn untern Hufschlag seiner Pferde —
— Dies ist das Loos des Schönen auf der Erde! —

Berlin.

Dr. **Ernst Köpke.**

Studien über Schiller's Maria Stuart.

(Zweiter Artikel.)

Schiller's Maria Stuart ist eine religiöse Tragödie, aber sie ist nicht bloß eine religiöse, sie ist auch eine historische Tragödie.

Hoffmeister macht einige der Abweichungen Schiller's von der Geschichte bemerklich, und fährt dann fort: „Ueberhaupt hat Schiller so viel Historisches verrückt und übergangen und so viel hinzugedichtet, daß diese Tragödie von der Geschichte beinahe eben so abweicht, als Don Karlos.“ Wenn nun freilich Hoffmeister noch einige Punkte hinzufügt, „worin nach den neuesten Untersuchungen“ die Sachen sich in der Wirklichkeit anders verhalten, als bei Schiller, so brauchen wir auf diese Punkte nicht eben einzugehen, da man doch unmöglich dem Dichter einen Vorwurf daraus machen kann, daß er die Enthüllungen Raumer's aus dem brittischen Archive nicht vorausgesehen. Doch bliebe immer noch die Frage, ob er diese Enthüllungen als Dichter hätte brauchen können. Freilich ist es durch die Doctrin der Romantiker zu einem ästhetischen Dogma geworden, daß der Dichter die Historie fast nur zu daguerrotypiren brauche, um ein historisches Drama zu Stande zu bringen. Lessing bekanntlich dachte anders, Schiller's nicht zu erwähnen, der ja ein für alle mal den Romantikern kurz und gut der subjective Aesthetiker wie Dichter ist. Nun will ich gar nicht läugnen, daß die Entwickelung der Geschichtsschreibung bis zur Höhe ästhetischer Weltansicht, die Auffassung der Geschichte als des Drama's Gottes, in der That eine viel weniger spröde und feindselige Stellung des Ganges der Geschichte zur ästhetischen Kunstforderung, ja eine Art präſtabilirter Harmonie zwischen beiden wirklich hat entdecken lassen, aber so mit Haut und Haar taugt die Geschichte dem Dramatiker denn doch keineswegs, schon aus dem einfachen Grunde nicht, den bereits Schiller mit einer die spätere Kunstweisheit etwas beschämenden Naivetät ausspricht, wenn

er die Bühne einen offenen Spiegel des menschlichen Lebens nennt, wo „die merkwürdige Oekonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt."

Die ganze Frage nach Natur und Bau des historischen Drama, das vor allen Dingen nicht mit der dramatischen Historie verwechselt werden darf, möchte wohl noch fortgesetzter, ohne vorgefaßte Meinung anzustellender Untersuchungen bedürfen, ehe sie ganz in's Klare wird gesetzt sein. Einen Beitrag dazu zu liefern ist hier nicht der Raum, da es ohne sehr ausführliche Darlegungen gar nicht geschehen kann. Ich muß mich begnügen, das historische Element in Schiller's Maria Stuart zur Geltung und Anerkennung zu bringen, und auch hierfür kann ich bis auf einen gewissen Grad auf Hoffmeister verweisen, der zwar lange unsicher hin und her schwankt, zuletzt aber doch zu seiner schönen Unbefangenheit sich zurückfindet. Zunächst habe ich es freilich erst noch mit dem herumtastenden Hoffmeister zu thun. Dieser sagt: „So viel Thatsächliches opferte Schiller auf, um das Trauerspiel in seinem Sinne zu Stande zu bringen. Er mußte der Geschichte Gewalt anthun, um ein Weltdrama in ein leidenschaftliches Personenstück zu verwandeln. Daher sind auch alle die gegen unsre Tragödie eingenommen, welche mit den geschichtlichen Verhältnissen bekannt sind." Folgt sodann das Urtheil Raumer's. — Aber muß man denn immer das englische Archiv mit sich herumschleppen?

Doch später wechselt Hoffmeister den Standpunkt. „Ein Kunstwerk aber darf nicht nach einem äußern Maßstab, sondern muß in sich und aus sich selbst beurtheilt werden. Zeigt unsre bisherige Erörterung, worin unser Drama der Geschichte nachsteht, so können wir leicht auch die Gründe angeben, warum diejenigen an dem Trauerspiel ein so großes Wohlgefallen finden, welche keine geschichtliche Erinnerungen mitbringen. Maria Stuart, sagt Frau von Staël, scheint mir von allen deutschen Tragödien die pathetischste und am besten angelegt zu sein," worauf denn eine Menge trefflicher Bemerkungen folgen.

Aber wir kommen mit dieser Nachweisung der Gründe für die entgegengesetzten Ansichten nur in eine peinliche Ungewißheit, ob wir uns des Dichters Schöpfung freudig hingeben, ob wir verdrießlich

den Kopf dazu schütteln sollen, eine Ungewißheit, aus der wir erst allmählig, und ganz erst in der fast durchweg gelungenen Schlußpartie (S. 281 — 289) erlöst werden.

So weit wie er thut, hätte er in seinen Concessionen gegen die von Raumer repräsentirte historische Partie gar nicht gehen sollen. Fast sieht es aus, als könnten diejenigen, welche historische Erinnerungen mitbringen (und sie nicht etwa künstlich vergessen), — fast sieht es so aus, als könnten diese gar nicht anders als mit dem Stücke unzufrieden sein. Und dieß muß ich bestreiten, und ich möchte sogar bei näherer Ueberlegung bezweifeln, ob eine der Geschichte treuer sich anschließende dramatische Maria Stuart möglich sein wird, wiewohl ich allerdings den Versuch wünschen möchte, sobald wir nur erst wieder einen Schillergenius haben werden; es versteht sich von selbst, daß dieser mehr als Schiller sein wird, denn sonst wäre er eben kein Schillergenius. Doch Raumer stellt ja „dem Schillerschen Werke die Idee eines großen historischen Drama's gegenüber. Das ganze Dasein mancher Personen der Weltgeschichte, ist sein Gedankengang, sei so unheilbringend und bilde gegen die bestimmtesten Bestrebungen einer Zeit einen solchen Gegensatz, daß ihre Stellung eine schiefe, ja eine unmögliche genannt werden könne. So das Leben der Maria, welche überdieß einem unglückseligen Geschlechte angehöre" *). Gewiß, einem unglückseligen Geschlechte. Nur fragt sich, ob dieß nicht besser an Carl I. dramatisch zur Anschauung gebracht würde, und ob es an Maria Stuart sich würde zur Anschauung bringen lassen. „Einem solchen blutigen, unseligen Geschlechte (sagt Raumer) gehörte die Maria an, deren wahre Geschichte selbst die tiefsinnigste, ergreifendste Tragödie ist." Damit ist nur noch nicht bewiesen, daß sie ein Tragödie für die Bühne ist. Doch Raumer fährt fort:

„Die erste Hälfte derselben spielt in Schottland. Hier ist Maria die schöne, junge, kühne, dichterisch begeisterte, unschuldige Frau. Der Glanz des Katholicismus, die Strenge der Puritaner, die Liebesgluth haltungsloser Leidenschaft, Knox, Chestellart, Riccio, Darnley, Murray, Bothwell: welche scharfgezeichnete, eigenthümliche Gestalten, welche Gegensätze und Steigerungen, bis zu dem Sturz vom Throne, der Maria's Leben in Wahrheit so beschließt, daß

---

*) Hoffmeister IV., S. 265.

nur noch eine lange, leere Zeit bleibt, bis sich das Frühere in raschem Wechsel gewissermaßen wiederholt."

Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, aber die letzten Worte sehen mir etwas nach Verlegenheit aus. Freilich beschlossen muß das Leben schon im ersten Theile sein, sonst würde, wie in den Piccolomini, die dramatische Abrundung fehlen. Aber es darf nur ideell beschlossen sein, sonst widerspräche ja der Schluß der Geschichte. Was bleibt nun aber für die zweite Hälfte? Dieß, daß sich nach einer langen schweren Zwischenzeit das Frühere in raschem Wechsel gewissermaßen wiederholt. Ein sehr verfängliches „gewissermaßen." Und wenn es sich wiederholt, woher dann der Reiz für die bloße Wiederholung? Doch wir müssen Raumer weiter hören.

„Liegt in diesen historischen Momenten die Anlage zu einem ächten modernen Drama, so ließe sich die endliche Katastrophe dieser Geschichte zu einer gewissen Schicksalstragödie gestalten, wie Schiller sie in Wallenstein suchte. Die jugendlich schöne Königin, jetzt gefangen, früh gealtert, mit ergrauten Haaren, aller Schönheit entblößt, kaum fähig wenige Schritte zu gehen und dennoch von ihrem schmerzhaften Krankenlager und zwar — wider den Willen der Elisabeth aufgerufen und gezwungen, das Blutgerüst zu besteigen! Darin liegt das Tiefste und Ergreifendste dieser Geschichte: daß Maria trotz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht; daß Elisabeth unbemerkt und von Tag zu Tag immer mehr außer Stand kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu lösen; daß, während sie wähnt, noch Alles in ihrer Hand zu haben, das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt und sie selbst den Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hierdurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt."

Wenn nur eine solche Skizze schon ein Drama wäre! Wie sollen wir sie uns ausgefüllt, zu einer Handlung ausgebreitet denken? O die Historie sorgt schon für die Füllung; bleiben wir ihr nur treu! Ich muß gestehen, ich sehe bei dieser Treue zwar wohl eine Tragödie „Elisabeth", aber keine zweite Hälfte einer „Maria Stuart" herauskommen. Und überdieß nicht einmal eine geschlossene Tragödie Elisabeth; denn mit dem bloßen Flecken könnte es doch nicht gethan sein, es würde wohl noch eine zweite Hälfte, etwa ein Essex, folgen müssen, um die tragische Nemesis für die Elisabeth zu gewinnen. Will man sich aber entschließen, die zweite Hälfte der Maria Stuart

anders auszufüllen, so daß diese der Mittelpunkt bliebe — nun so hätte wohl Schiller dafür gesorgt, daß wir derselben entbehren könnten *); freilich wird dann auch die erste entbehrlich.

Zu der Schiller'schen darf ich mich nun wohl zurückwenden; ich thue es nicht ohne die Bemerkung, daß ich herzlich gern bereit bin, mich belehren und bekehren zu lassen, am liebsten durch eine dramatische That.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, berufe ich mich, was die mancherlei historischen Potenzen in Schiller's Drama betrifft, auf Hoffmeister in seinen spätern Entwickelungen. Nur sind es die von ihm hervorgehobenen und betonten doch noch nicht allein, welche dem Werke neben seinem allerdings mächtigeren ethischen auch einen historischen Charakter verleihen, sondern es kommt noch Ein Moment hinzu, welches die ganze Handlung durchzieht, ja erst Handlung hineinbringt, und dieses besteht in dem Zusammenwirken dreier Erfindungen Schiller's, die ihm von den Historikern wohl gar übel genommen werden. Hoffmeister selbst übersieht diese Erfindungen nicht (S. 264, 265), aber er macht davon für seine Kritik keinen Gebrauch, oder wenigstens (S. 271 und 284, wo er allerdings sie etwas näher in's Auge faßt) keinen ausreichenden Gebrauch. Es ist für unsern Zweck nur von drei dieser Erfindungen eine nähere Erörterung nöthig, die zunächst nur einem andern Zwecke zu dienen scheinen, in der That aber noch eine tiefere Bedeutung haben.

Fragt man sich nämlich, wie war es möglich, die Tragödie dicht vor ihrem Schlußpunkte, nachdem das Urtheil über Maria schon gesprochen ist, beginnen zu lassen und doch noch eine reiche tragische Handlung herzustellen, die weit entfernt, uns in der Ugolinomanier zu quälen, fortwährend in der größten dramatischen Spannung erhält und, in einen höchst reichen Wechsel von Empfindungen versetzt, so kann es scheinen, als ob die Genialität des Dichters schon nach Gebühr anerkannt sei, wenn, wie Hoffmeister thut, auf, die Mitwirkung dieser Erfindungen hingewiesen wird. Und allerdings ist dieß das Erste, was in Betracht kommt und wobei auch wir zunächst verweilen, wenngleich dieß unmittelbar nur den Kunstbau des Ganzen angeht.

*) Daß einige historische Motive noch eingeflochten sein könnten, soll damit nicht in Abrede gestellt werden, und liegt wohl auch schon in der im ersten Artikel gegebenen "Vorgeschichte" angedeutet.

Die Erfindungen, welche Schiller in einander geschlungen, und wodurch er jene Schwierigkeit überwunden und eine Fülle spannender Situationen und eigenthümlich interessanter Charaktere gewonnen hat, sind die Zusammenkunft der beiden Königinnen, Leicester's Hinneigung zu der früher verschmähten Maria, endlich die Figur des Mortimer. Die Zusammenkunft bildet den eigentlichen Höhepunkt des Stückes, und ist mit bewundernswürdiger Kunst für die Oekonomie desselben benutzt. Denn indem sie gerade in die Mitte desselben fällt, so erhält die ganze äußerst verwickelte Handlung doch einen im höchsten Grade regelmäßigen Bau, und wird ganz faßlich und überschaulich; denn nun steigt die Handlung in stetiger Erhebung zu jener Höhe auf, nach der durch Mariens Brief frühzeitig unsere Aufmerksamkeit hingelenkt wird, wie sie dann eben so zwanglos nach der entgegengesetzten Seite sich wieder abdacht. — Herbeigeführt aber konnte jene Zusammenkunft mit psychologischer Wahrscheinlichkeit nur werden durch Intrigue, und nur durch Intrigue eines der Königin nahestehenden vielgeltenden und schlauen Mannes. Welches andere Motiv aber durfte der Dichter diesem leihen, als das einer Neigung zu Marien? Wiederum, wie konnte diese in einem in Staatsgeschäften herumgetriebenen und mit seinem ganzen Dichten und Trachten auf hohe Stellung gerichteten Manne, in einem Günstling Elisabeth's so lange nach Mariens Gefangennehmung entstehen? Ein plötzliches Erbrennen wäre die lächerlichste Fiction gewesen. Dagegen ist es ganz schicklich und eben so sehr in den Verhältnissen als in diesem Charakter begründet, wenn er, in seiner Hoffnung auf die Regierung des mächtig und sicher aufstrebenden englischen Volkes getäuscht, sich der schöneren, durch Klugheit vielleicht noch zu rettenden (und wohl auch noch auf ihren Thron wieder zu erhebenden) *) schottischen Königin wieder zuwendet. Sollte er nun aber sich geneigt fühlen für Marien — in der Weise, welche dem vieljährigen, alles thatkräftigen Handelns gänzlich entwöhnten Höfling allein möglich war — auch wirklich sich zu bemühen, so mußte er der Annahme seines Antrags gewiß sein, und dieß setzte einen geheimen Verkehr Mariens und Leicester's voraus. Dieser freilich bedurfte zu seiner Herstellung nicht nothwendig eines bedeutenden Vermittlers, sondern wäre durch eine ganz untergeordnete

*) Ob dies Motiv wohl in den Charakter des Leicester mit aufzunehmen gewesen wäre? Daß der Thron schon durch Mariens Sohn wieder besetzt war, konnte den Dichter nicht hindern, der diesen Umstand fast ganz ignorirt.

Person möglich gewesen, aber wie unentwickelt, kahl und mager wäre dann doch immer das Stück geblieben im Vergleich mit seiner gegenwärtigen Fülle! Hier greift eben die dritte Erfindung ein, durch welche der Dichter, es ist kaum zu sagen wieviel, gewonnen hat.

Indem der eigne Neffe des Hüters der Maria heimlich zum Katholicismus übergetreten ist, und von ihrer Schönheit begeistert, zu ihrer Rettung sich förmlich in „der Verstellung schwere Kunst" hat einweihen lassen, erhalten wir das lebendigste Bild von der Macht, welche der Katholicismus über einen Theil der Einwohner hatte, von der Gefahr, welche England, eben darum aber auch Marien drohte, von dem Zauber, den über eine sinnlich entzündbare und ritterlich unternehmende Jugend Mariens Schönheit und Unglück übte, stellt sich in uns endlich in dieser einen Figur der Geist und die dämonische Macht des bereits in der katholischen Kirche wirksam gewordenen Jesuitismus in ihrer vollen Stärke und Furchtbarkeit dar. Aber noch mehr: die Handlung gewinnt, da sich Mortimer erst Marien, dann Leicester entdecken muß, nicht bloß an Reichthum, sondern Leicester's Motive und Charakter treten in den Gesprächen mit Mortimer in viel dramatischerer Gestaltung hervor, als etwa durch einen Monolog möglich war, für den sich eine schickliche Weise der Herbeiführung schwer absehen ließe; Ritter Paulet, einer von Schiller's vortrefflichsten dramatischen Charakteren, erleidet nun keine Einbuße, wenn er sich täuschen läßt und eine so fein angelegte Intrigue nicht durchschaut; wie Burleigh in Paulet, so erhält Leicester in Mortimer sein Gegenbild, während andrerseits wieder Burleigh und Leicester, Paulet und Mortimer Contraste bilden, und welche Contraste! — Endlich wird es unmöglich, in der Wiederholung des Mordantrags die Heimtücke „der königlichen Heuchlerin" noch bestimmter heraustreten und dadurch wieder die Freiheit Mariens von solcher gerade ihr Schuld gegebenen Hinterlist schärfer sich abheben zu lassen.

Wie fruchtbar also sind diese Erfindungen und wie eng in einander geschlungen, und ohne Unklarheit (man vergleiche nur etwa Don Karlos! durch einander geschlungen! Aber sind sie auch angemessen der Periode der Geschichte, in welcher unser Stück spielt, und in deren Geist gedichtet?

Hier eben ist es, wo des Dichters Genialität erst in ihrem vollsten Glanze leuchtet. Aller der bisherige Gewinn könnte immer noch ein Erzeugniß von Verstandesgenialität sein, wie sie sich so

glänzend in Lessing darstellt; aber der historische Geist, welcher in diesen Erfindungen sich ausdrückt und die zweite Seite der Handlung bildet, dieser zeugt von einem Dichter, der auch unbewußt immer aus den Tiefen der Geschichte heraus und im geheimen Einverständnisse mit ihrem großen Gange seine dramatischen Pläne entwarf und ausführte *).

Es giebt, um es kurz zu sagen, eine symbolisch-historische Tragödie. Mosen in seinem geistreichen Vorwort zur Oldenburgischen Theaterschau von Adolf Stahr (Oldenburg, 1845, erster Theil, Seite XI.) nennt sie die mythisch-historische, was einen schonenden Tadel einschließt, der nur in dem Falle gegründet ist, wenn sich wirklich die Geschichte, und zwar gerade die Geschichte der neuern Zeit, aus welcher Schiller fast durchweg schöpfte und auf welche unsere Tragiker in der That vorzugsweise angewiesen sind, in zugleich realistischer und vollkommen künstlerischer Form dramatisiren läßt. Gervinus, dem doch Niemand einen Mangel an Enthusiasmus für Shakespeare vorwerfen wird, muß dieß doch, sehr seltne Fälle ausgenommen, bezweifeln **), und ob er auch nur selten Fälle der Möglichkeit in der neuern Geschichte zu nennen haben würde, wäre noch immer die Frage. Gestattet man aber um diese Schwierigkeit willen einen Nachlaß in der Strenge der vereinten historischen und poetischen Forderung, so scheint es mir nur billig, daß dem deutschen Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts nach der historischen Seite eingeräumt werde, was man nach der streng ästhetischen, dem Dichter des 16. Jahrhunderts nicht versagt hat.

Welches ist der Geist moderner Geschichte?

Man hat den Dichter getadelt, daß er in Burleigh (für den die Behauptung übrigens gar nicht wahr ist), und mehr noch, daß er in Elisabeth persönlichen Motiven ein entscheidendes Gewicht bei ihren Entschließungen und Handlungen angedichtet. Nun will ich gar nicht geltend machen, daß die historische Elisabeth doch in der That nicht bloß von objectiven Interessen überall geleitet worden, will auch gar nicht fragen, wie denn eine von persönlichen Motiven gar nicht oder wenig berührte Elisabeth einer Maria hätte gegenübergestellt werden können, ohne daß die letztere von der tragischen

*) Vgl. Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung V., 486.

**) Shakespeare von Gervinus 2. Theil S. 95, vergl. mit S. 93.

Wucht der erstern sofort wäre erdrückt worden*); aber ist denn die Elisabeth des Dichters, wenn auch nicht mehr die historische Einzelperson der Wirklichkeit, nicht doch ein nur zu sehr der Wahrheit gemäßes Symbol für den allgemeinen Geist moderner Politik? Oder ist etwa diese stets und überall bloß von objectiven Interessen geleitet gewesen; hat sie nicht persönlichen Antrieben Spielraum mehr als zu viel gegönnt, in beiden Fällen aber mit einer Kunst der Intrigue operirt, welche schon gegen das Mittelalter, geschweige denn gegen das auch in seiner List reinere Alterthum charakteristisch absticht? Mag also immerhin der patriotische Engländer und der Archiv-kundige Deutsche über Verletzung der speciellen historischen Wahrheit von Seiten unsers Dichters klagen, der sich überdieß mit der frühern Ansicht über Elisabeth bis auf einen gewissen Grad entschuldigen könnte, — die neuere Geschichte selbst wird eben nicht über Entstellung zu klagen haben, wenn der Dichter den Geist ihrer Politik in seiner Elisabeth als in einem einzelnen Ausschnitt der modernen Geschichte symbolisch verdichtet und zur Anschauung bringt. Vielmehr haben wir Ursach, die Gestaltungskraft des Dichters zu bewundern, der auch in Leicester und Burleigh, in Shrewsbury und Paulet ganz lebendige und individuelle Gestalten und doch zugleich typische Repräsentanten allgemeiner Richtungen in dem Staatsleben neuerer Zeit uns vorzuführen gewußt. Und wie soll man die ganz einzige Schöpfung des Mortimer genug preisen, dieser ursprünglich auf Offenheit angelegten, aber durch die historischen Mächte der Zeit in ihr volles Gegentheil verkehrten, zu doppelter Heuchelei sich entschließenden, und doch zugleich heroischen Natur? diese Schöpfung, durch welche beide Seiten der Handlung in eine unheimliche Verbindung gesetzt werden, und durch welche die Zweideutigkeit des antiken Schicksals noch überboten wird? Napoleon, der es wahrlich wissen konnte, hat gesagt: in der modernen Tragödie müsse die Politik die Stelle des Schicksals der antiken vertreten, und wer wollte in Maria Stuart diesen Schritt des Schicksals verkennen? Aber hier ist mehr als Schicksal. Denn dem furchtbaren Walten der Intrigue ist doch nicht nur das Gleichgewicht gehalten, es ist mit genialer Dichter-

*) Diesem Uebelstande hätte allerdings auch noch begegnet werdn können, aber nur dadurch, daß die ganz und gar gebrochene Maria noch aus ihrem Gefängniß heraus zu einer bewußten und unternehmenden Vorkämpferin des Katholicismus gemacht worden wäre.

kraft ethisch niedergedrückt durch den rein-menschlichen Charakter der Maria und endlich ihre gewonnene Verklärung. —

Jetzt ziehen wir, die historische mit der ethischen Seite zusammenfassend, die Summe: Eine mit dem höchsten weiblichen Liebreiz ausgestattete Königin, durch sittliche Haltlosigkeit ein Spielball der geschichtlichen Mächte ihrer Zeit, reinigt sich durch Buße zu einer Verklärung, durch welche sie im äußern Untergange den höchsten Sieg erringt und durch welche die Religion, die in den kämpfenden Partien theils als Fanatismus, theils als bloßes Mittel für politische Zwecke wirkt, als wahrhaft weltüberwindende Macht sich kund giebt.

Hiecke.

Ueber das englische Konjugationssystem,

von

Dr. P. Hjort,
Lektor an der Akademie zu Sorö.

(Deutsch bearbeitet vom Direktor Steinmetz in Altona.)

(Schluß zu Band VI. Seite 353.)

§. 13.

Vierte Klasse.

Sie umfaßt einige Verben, in deren Präteritum die Flexion selbst nicht zum Vorschein kommt oder sich nicht entwickelt, sondern im d oder t, dem Kennlaut des Stammes, verborgen bleibt, auf gleiche Weise, wie in den Reichen der Natur so Vieles unentwickelt bleibt, z. B. die Augen des Maulwurfs und die Hände des Wallfisches, bei beiden unter der Haut, und unzählige andre, in ihrer puppenartigen Andeutung eines Ueberganges zu einer andern Bildung, zu einem ganz andern Organ, so interessante Mittelglieder in der Thier- und Pflanzenwelt. Hinsichtlich der Länge des Wurzelvokals findet sich hier dasselbe Verhältniß, wie in der ersten Art der dritten Klasse. Ein Stern bedeutet das Festhalten am Charakter. Diese Verben sind:

Präsens.	Präteritum.	Part. Perf.
blead, bluten	bled*	bled.*
breed, erzeugen	bred*	bred.*
feed, füttern	fed*	fed.*
speed, eilen	sped*	sped.*
fleet, verfließen	flet	flet.
meet, begegnen	met*	met.*
lead, leiten	led*	led.*
read, lesen	read*	read.*
spread, ausbreiten	spread*	spread.*
bestead, beistehen	bestead*	bestead.*
sweat, schwitzen	sweat	sweat.
shoot, schießen	shot*	shot.*
shed, ausgießen	shed*	shed.*
shred, zerschneiden	shred*	shred.*

Präsens.	Prät.	Part. Perf.
let, lassen	let*	let.*
set, setzen	set*	set.*
wet, benetzen	wet	wet.
slide, gleiten	slid*	slid.
betide, sich ereignen	betid	betid.
rid, befreien	rid*	rid.*
hit, treffen	hit*	hit.*
knit, stricken	knit	knit.
quit, verlassen	quit	quit.
slit, aufschlitzen	slit	slit.
spit, speien	spit	spit.
split, spalten	split*	split.*
light, { leuchten,	light	light.
antreffen, }	lit	lit.
lift, heben	lift	lift.*
cast, werfen	cast*	cast.*
cost, kosten	cost*	cost.*
cut, schneiden	cut*	cut.
put, setzen	put*	put.*
shut, schießen	shut*	shut.*
hurt, beschädigen	hurt*	hurt.*
thrust, stoßen	thrust.	thrust.*
wont, gewöhnt sein an —	wont	wont.

Unregelmäßig sind:

dare.	durst.	dared.
must.		

Dies ist die einzig richtige Auffassungsweise des linguistischen Phänomens, daß so manche wichige Verben so gut wie inflexibel scheinen. Die Beweise dafür liegen im Neu- und im Altenglischen, wie in den Schwestersprachen.

Vergleicht man nämlich alle im Vorhergehenden mitgetheilten Beispiele von älterm Englisch und die allmälige Abschneidung im Neuenglischen, welche die drei besprochenen Klassen aufweisen, so lehrt schon die allereinfachste Abstraction, daß der Gang in der Entwickelung oder in der Abschleifung und Zusammenziehung bezeichnet werden kann mit 1) ede; 2) ed; 3) d; 4) d, ausgesprochen wie t; 5) t; 6) d, verdrängt vom t; woran sich ganz natürlich, als 7), ein wenn auch selbst vom Kennlaut verdrängtes oder gar nicht aufgekommenes t schließen muß. Allein was hier die Abstraktion einfach voraussetzen könnte, das weist die Wirklichkeit der Sprache als gegeben. Dazu kommt, daß derselbe Uebergang, oder wenn man will, dasselbe Schwanken — aber ein Schwanken, das ein Lebenszeichen oder Lebensbedürfniß ist, wie das Schwanken des Herzens, des Magnets, des Perpendikels —, welches zwischen den Formen der drei ersten Klassen stattfindet oder stattgefunden hat, sich gleichfalls bei mehreren Verben der vierten Klasse zeigt, ja in einem einzelnen Falle annoch ganz nothwendig ist. So kommt bei Chaucer vor (Prät.): he *letted* not his felaw (C. T. V. 1894), (Partiz.) thise *cutted* sloppes and hanselines (zwei

Arten Beinkleider; the Pers. T. S. 44 der Ausgabe von 1830); ebenso gibt es auch Eigenheiten, z. B. he was casten (C. T. V. 13,536), was man noch jetzt in Craven gebraucht in der Bedeutung cast off, z. B. clothes u. a. Und will man die zweite Person Sing. des Präteritums in einem der Verben jener Klasse bezeichnen, so muß man auch jetzt noch die volle Flexion dazu anwenden, z. B. thow readedst, thou lettedst, thou cuttedst etc. Andrerseits hat sich in Nord-Amerika z. B. die vulgäre engl. Biegung plead, pled, pled, unter den Juristen erhalten (is in constant use in the colloquial language of the Bar in New England. Pickering S. 151). Nicht zu sprechen von den zwischen der ersten und vierten Klasse, oder zwischen einer volleren und dürftigeren Biegungsform schwankenden Verben, welche in der Liste mit keinem Sterne bezeichnet sind; diese setzen alle eine solche Unterdrückung oder Abwerfung (oder wie man nun am liebsten diese Erscheinung naturhistorisch bezeichnen will) der Flexion voraus. Ueberdies finden sich in den Schwestersprachen nicht wenig Analogien und selbst im Dänischen eine sehr bemerkenswerthe. Im jetzigen Hochdeutschen verschwindet auf gleiche Weise die Flexion in der dritten Pers. Sing. des Präs. Indik. Aktiv in den Verben der zweiten Konjug., die t zum Kennlaut haben, so daß man sagt er ficht, hält, räth, gilt, u. s. w. und nicht fichtet, hältet, räthet, giltet. Im Mittelhochdeutschen findet in der schwachen Konjug. stets die Zusammenziehung statt, daß die Flexion (e) in der ersten Pers. Sing. Präs. Ind. nach dem Karakter l oder r verschwindet, und der Wurzelvokal ist kurz, z. B. a) ich wel (wähle), zel (zähle), twel (weile), schel (schäle), her (höre), ker (kehre), zer (zehre); b) ich hol (hole), zil (ziele), spar (spare), bor (bohre) u. s. w. nebst anderen in einzelnen Fällen. Im heutigen Schwedisch gilt ganz allgemein die entsprechende Einziehung der Flexion (hier er), wenn der Wurzelvokal lang ist z. B. jag mal, stjäl, tal, far, bär, lär, skär, hör, kör, snör, tör, styr etc.; und nur zuweilen im höhern Stil wird die Form ganz ausgeführt. Auch svärjer kann zu svär werden.

Im Altdänischen findet sich nicht bloß eine ähnliche Verkürzung, sondern ebendieselbe und zwar häufig; z. B. (aus der Reimkronik): a) Prät. ieg skinde land, für skjandede, schmähte (V. 3301), Somme the spredis, spredtes, zerstreuten (V. 41), the hylde hannum, hyldede, wählten (V. 69), ieg sände, sendte, sandte (V. 680), han raadhe, raadede, rieth (V. 3503), ieg hwldhe, (til) hyllede, verhüllte (V. 700), wij trätte an Danmarks rigä, trättedes, stritten (V. 2738), ieg fflyttä högäköbing, flyttede, bewegte (V. 296), han iätte oc soor, jättede (V. 4721 und öfter), inthijl the styrthe, styrtede stürzten (V. 3625), oc splitthe them söndher, splittede, spaltete (V. 1288), ieg kaste, kastede, warf (V. 2177), han kastä seg (V. 243), hans dotther ieg fäste, fästede, faßte (V. 4540), ieg mystha thoo tänder, mistede, verlor (V. 1598), iegh halp och tröste, tröstede, tröstete (V. 156) u. s. w. — b) Partiz. som syen haffue rodh, raadet, gerathen (V. 1380), tha hade han myrd meg som en gryss, myrdet, gemordet (V. 482 u. öfter), myrt (V. 54), tijl ängeland hadde ieg meg tha acth, agtet (V. 3495), hade seg hussrw festh (V. 1251), thet bleff kast (V. 323) u. s. w. — Gleichfalls findet sich das zusammengezogene Präsens, z. B. Reimkronik V. 151—54:

> Theth bör hwer koning att haffue til sedh,
> beskerme syne land og holdhä fred,

och wide och göre syn almw gaffn,
ffor hwilkä han ber sit konnigä naffn;
iegh meen, mener (V. 410, u. öfter).

Im 16ten Jahrhundert behauptet sich jener Gebrauch, was man unter andern aus den reformatorischen Schriften ersieht, zumal aus der Bibelübersetzung, auf welche die größte Sprachkunst und der höchste Fleiß verwendet wurde. Beispiele hat Molbech geliefert in seiner Einladungsschrift zur Reformationsfeier an der Universität 1840. S. 85—87. Am Ende des 17ten Jahrhunderts gilt er bei Kingo, z. B. har orgjet (S. 288, Fenger's Ausgabe 1827); korsfäste Jesu (317; = korsfästede, kreuzigte); er foragt (330); min tro er fäst (89); jeg er i hjerte saar (89), de bär (307), taal jeg ei (313), Synden skjär (314) u. s. w. Noch jetzt sagt der Bauer: har mist, hent, kost und drgl.; oder: jeg lär, han för, det rör u. s. w., und wir sprechen sehr oft han bär, hun skjär.

Unter mehr einzelstehenden Analogien will ich noch eine altenglische und eine altdänische anführen. Chaucer läßt nämlich oft die Flexion aus in der dritten Person Sing. Präs. Ind., z. B. who so first cometh to the mill, first *grint* (V. 5971, = grindeth); every man *chit* and *holt* him evil apayde (—chideth & holdeth; V. 16,389), doun by his beddes side *sit* she than (= siteth; V. 9808) etc. Noch jetzt geschieht dies zuweilen in der Form des Verbs need, z. B. one *need* only etc. Vergl. hier auch das S. 27 erwähnte, verkürzte Partieip, wodurch zuweilen ein Verb der ersten Klasse in die vierte übergehen kann, z. B. with oile *enoint* (V. 2963), für anointed; for which so sore *agast* was Emelie (V. 2343) für agasted = terrified etc. — Die dänische ist die stehende Zusammenziehung gewisser Partizipien, welche sich in unsern ältesten Documenten aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert stets wiederholt, z. B. hauer skyft (Udv. S. 39), at haue skifft (60), hawä soold, sköt oc afhänd (85), solt, schöt, affhent, upladit oc antwarthät hanä (146), hauer fast oc afhänt (152), Panen hauer stadhfest (157), tha är oss berät (187) u. s. w.

Wirft man nun den Blick zurück auf den ganzen so deutlich hervorgehenden Trieb, in gewissen Fällen die Flexion zu verschlingen oder abzuwerfen, und bedenkt man, daß sich derselbe in ganz verschiedenen Zeitaltern und unabhängig von äußerm Einfluß in den verschiedenen Zweigen des ganzen großen gothischen Sprachstamms gezeigt hat und sich noch jetzt zeigt, so fühlt man sich gewiß gedrungen einzuräumen, daß der engl. Gang set, set, set eben so regelmäßig und selbstständig ist, als das Neuhochd. lebe, lebte, gelebt, oder das Althochd. *nimu*, *nam*, *nomaner*, oder das Neudän. följer, fulgte, fulgt u. s. w., und daß es folglich eben so unrichtig und irreleitend ist, put oder cast unter die sogenannten unregelmäßigen Verben zu setzen, als wenn man im Dän. tänkte (dachte) oder sagde oder lod (ließ) oder greb (griff) unter dieselben setzt und doch einräumt, daß das Prät. und Partiz. auf ede die einzige regelmäßige (oder tödtlich langweilige) Biegungsart in unsrer Sprache sei.

Anm. 1. Das defektive must hat im Englischen selbst nur Eine wesentliche Veränderung erlitten. Im Goth. ist der Infinitiv motan (nehmen, fassen) schwach gebildet von einem starken Prät. mot, nach svara, svor, svarans (E. swear); graba, grof, grabans etc., welches Präsens-Beden-

tung annahm (S. 33), wozu dann ein neues schwaches Prät. mosta gebildet wurde. Im Angels. blieb jenes Präsens mot, Prät. moste, welches mot öfters bei Chaucer vorkommt, z. B. (V. 231—32).

Therfore in stede of weping and praieres
Men *mote* give silver to the poure freres.

(V. 10,632):

Ye *moten* nempne him to what place also
Or to what contree that you list to ride.

Anm. 2. Das unregelmäßige dare, welches in gewissen Fällen im Prät. dared hat, heißt im Goth. im Infin. dauran und war auf gleiche Weise wie motan von einem Prät. dar (1ste Pers. Plur. daurn), gebildet, nach stila, stal, stulans; baira, bar, baurans etc.; neues Prät. daursta. Ganz natürlich wäre es, wenn die Sprache in der Folge dies Verb in zwei zerlegte, nämlich dare, dared, dared, trotzen, und durst, durst, durst, dürfen.

Anm. 3. Die ältere Präteritumsform gab auch orthographisch an, daß der Wurzelvokal kurz war, z. B von blede: with woundet all *bebledde* (C. T. V. 2004), von knede: *knedde* = kneaded (Gloss. s. v.); von chide: the wardein *chidde* (C. T. V. 3997) u. s. w. Außerdem fand jedoch die oben mehrfach bereits erwähnte (s. bes. S. 42) deutliche Ablautung statt, z. B. von bestede: was *bestad* (C. T. V. 5069); von drede: men *dradden* never (ib. V. 15,483); von knit: *knet* (Gloss. s. v.) etc. Man sehe außerdem die Citate S. 11, 16, 18 und 22. — Altschott. (bei Sibbald): Inf. tyde, *tid* = happened; nyte = to deny, *nyt* = denied; sweat, *swatte*; greit, *gret* und *grat*, = cried; hint, *hent*, = caught etc.

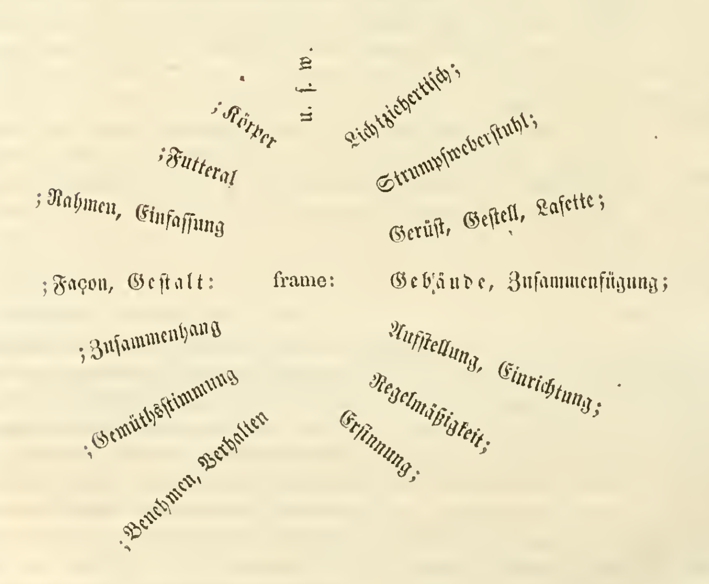
Anm. 4. In Nord-Amerika wird im täglichen Gebrauch das Verb heat, heated, heizen, oft nach demselben Typus flektirt (Pick. S. 104): heat, heat oder het; allein die Grammatiker verwerfen dies, obgleich ältere englische Dichter es zuweilen gebrauchten, z. B. Ben Johnson in seinem Sejan: *heat* with ambition, erhitzt von.

§. 14.

Die zweite Konjugation im Englischen stimmt in allem Wesentlichen mit allen Schwestersprachen überein; das Prät. karakterisirt sich durch den Ablaut oder den Wechsel des Wurzelvokals und endet auf den Kennlaut; das Partizip hat die Endung en; alle regelmäßigen Verben folgen in der Ablautung gewissen Typen, welche entweder noch jetzt in gleichem Lautverhältniß oder mindestens ursprünglich mit denen der andern gothischen Sprachen übereinstimmen. Nach dieser Konjugation gehen beinah alle wichtigen, zum Theil häufig vorkommenden Verben, so daß diese zusammengenommen, obwohl ihre Zahl kaum ein Zwanzigstel von denen der ersten Konjugation beträgt, dennoch für die Anwendung in der Sprache eben so viel und vielleicht mehr vorkommen, als jene zusammengenommen. Da dies gro-

ßentheils dieselben sind, wie in den verwandten Sprachen, so enthalten die Verben der zweiten Konjugation, wie im Goth., Dän. u. s. w., eine große Menge Wurzeln zu großen Verzweigungen mancher Art in der Wortbildung, und im Angls. haben sich diese Stämme auch zu einer bedeutenden Vollkommenheit entwickelt; allein in Englischen fand diese Entwickelung so gut wie gar nicht Statt, weil eine so große Masse fremder Wörter und Formen gerade zur Zeit der Bildung der Sprache aufgenommen, und weil das gerade Gegentheil aller organischen Wortbildung vorherrschend wurde, nemlich entweder Abschleißung oder mechanische Anhängung von Vor- und Nachsilben, überhaupt Neigung zu Kürze und Bequemlichkeit in der Wortform, um der leichten und sichern Anwendung willen. Was sich von eigentlichen Bildungen in der Sprache vorfindet, ist ererbt vom Angelsächsischen oder aufgenommen vom Romanischen; und dies wird zum Theil verhüllt durch die verwirrte torystische Schrift im Gegensatz zur ganz whiggistischen Sprache. Deßhalb gibt es auch im Engl. überhaupt eine solche Menge nackter Wurzeln und und einsilbiger Wörter, besonders a) in gleichgeformten Verben und Substantiven, b) oder in gleichgeschriebenen, c) oder in gleichlautenden einander ganz fremden Wörtern, wie vielleicht in keiner andern japetischen oder indogothischen Sprache. Als Erwiederung findet sich eine solche Phantasie, Talent und Dreistigkeit, die Bedeutung eines Worts zu übertragen, wie man sie den Engländern mißgönnen möchte.

Z. B.



Man vergleiche auch:

his bodily frame (W. Scott über Heinrich den Schmied); out of frame, nicht bei guter Laune: framework, Gebälk; framesaw, Bogensäge (mit Stellpflock); to frame news, Gerüchte schmieden.

Ein Beispiel zu einer organischen Verzweigung von einer reichhaltigen gothischen Wurzel habe ich mitgetheilt in meiner deutschen Grammatik, S. 250—251, indem ich die wichtigsten Ableitungen des gothischen Verbs bairan mittheilte, worin man so recht die verkannte Selbstständigkeit und Ausdauer des Dänischen sieht. Ein Beispiel für eine angelsächsische Verzweigung könnte hier mehreren englischen Auflösungen oder Abschleißungen entgegengestellt werden. A. Angelsächsisch: hal, gesund; gehal, heil, ganz; unhal, krank; vanhal, gelähmt; haelo, Gesundheit; unhaelo, Verderben, Unheil; haletan, grüßen; haeletend, Grußfinger (mit ihm grüßen noch jetzt die so freundlichen Italiener, besonders die Frauen); hael, Warnung, gerichtliche Vorladung; haelsjan, vorladen; haelan, heilen; haelend, Heiland; halvende, heilbringend; haelð, Gesundheit; hyndhaeleð, die Pflanze Chenop. botrys (Ambrosia); halig, heilig; gehalgjan, heiligen; halgung, Heiligung; haligdom, Heiligthum; halignis, Heiligkeit; purhhalig, ganz heilig; suodorhalig, ein sich absondernder Heiliger, ein Pharisäer (Nach H. Leo's Altsächs. und Angels. Sprachproben. 1838. S. 179). Vergl. überdies Dän. Held (Heil), Uheld (Unheil), Vanheld (Unheil), heldig (glücklich), helgen (Heiliger) u. a. m. — B. Englisch: a) heap, Haufe, heap, häufen; fish, Fisch, fish, fischen; hand, Hand, hand, einhändigen; break, Bruch, break, brechen; watch, Wacht, watch, wachen; halt, halten, halt, Halt, halt! halt! halt, hinkend, halt, hinken, halt, das Hinken; bore, Bohrer, bore, bohren; fresh, frisch, fresh, erfrischen; thich, dick, thick, Dicke, Dickicht, thick, dick werden; import, Einfuhr, import, einführen; return, Rückkehr, return, rückkehren; erect, aufrichten, erect, aufrecht; u. s. w. b) lead (spr. led) Blei (Loth), lead, verbleien; lead (spr. 'lede) leiten, lead, Leitung; lead (spr. led), leitete; bottle, Flasche, bottle, Bündel; tilt, Zelt, Schirm; tilt, Lanzenstoß, Lanzenstechen, Turnier; story, Geschichte, Erzählung, Abenteuer, Erdichtung; story, Stockwerk, Etage, u. s. w. — c) all, alles; awl, Ahle; veils, Schleier; vales, Thäler; vails, Trinkgeld; steal, stehlen; steel, Stahl; hire, Miethe; higher, höher; bread, Brot; bred, auferzogen; tale, Erzählung; tail, Schwanz; meet, begegnen; meat, Fleisch; mete, messen u. s. w.

§. 15.

Wie in den verwandten Sprachen, so sammeln sich auch im Englischen jene Verben nach den verschiedenen Typen in Klassen; allein in keiner andern der gothischen Sprachen sind diese Typen im Wechsel der Zeit entweder durch die Orthographie so undeutlich gemacht oder in sich selbst so verunstaltet worden, wie hier. Auch hat nirgends der Zahn der Zeit so wie im Englischen an dem schönen Kunstwerk genagt, welches, so darf man mit einigem Nachdruck sagen, jene Verben zusammen ausmachen. Ihr ehrwürdiges Alter zeigt sich auch hier, indem so manche spätern Sprößlinge derselben nach der bequemern ersten Konjugation gehen, wäh-

rend das Umgekehrte nie stattfindet. Ueber die entsprechenden deutschen Verben habe ich bereits früher bemerkt, daß sie „fast ebensosehr eine interessante Ruine ausmachen, wie sie ein lebendiges Ganzes bilden"*), und dies gilt in noch höherem Grade von der zweiten Konjugation im Englischen. Betrachtet man sie als einen großen Stamm, so gleichen sie daher mehr einer mächtigen Eiche mit zum Theil absterbenden Zweigen, als einem üppigen Baume, der jährlich blüht. Dennoch würde es ein unersetzlicher Verlust werden, wenn das blinde Streben des 18ten Jahrhunderts, manche dieser schönen und interessanten Wurzelformen zu unterdrükken, im 19ten mit einigem entschiedenen Erfolg fortgesetzt würde. Das in England neu erwachte große Interesse für das Angelsächsische, wie für die Volksdialekte, unterstützt von Byron's und besonders von W. Scott's freier Verwendung des Sprachreichthums, weissagt jenem falschen ungereimten gezierten Geschmack, daß seine Herrschaft vorbei sei.

Anm. Wohl in keiner Sprache ist die Kritik über Schicklichkeit oder Gültigkeit gewisser Verbalformen so kleinlich und prinziplos gewesen, wie im Englischen; denn da man Ursprung, Zusammenhang und Bedeutung dieser Formen gänzlich ignorirte, so erhielt alles das, was sich der höhern naturphilosophischen Entscheidung hätte unterordnen sollen, einen überwiegenden Einfluß auf jedes einzelnen Grammatikers Urtheil, nämlich persönlicher Geschmack, Wahl der Lektüre, Gebrauch in Freundeskreisen, Laune und Rechthaberei, mit einem Worte: Reflexion, statt Beobachtung. Eine unhistorische und unlinguistische Eigenheit (Delikatesse) erlangte einen ganz ungebührlichen Einfluß bei Engländern und Nordamerikanern, so daß Webster, wie feindlich er auch über den atlantischen Ozean zu dem eine Zeitlang alleinherschenden Murray hinüberschielte (s. seine Berichte vor dem Lexikon), doch mit ihm darin sehr einig war, daß Beide eine äußerst strenge Zolllinie aufstellen zwischen der Schriftsprache der hochgebildeten Hauptstadt und den freien frischen Landschaften der Volkssprache. Uebrigens mag die frühere Bemerkung (§. 12) auch hier gelten, daß nämlich die naturhistorische Betrachtung der Grammatik nur in einem gewissen billigen Grade durch ästhetische und konventionelle Rücksichten eingeschränkt werden darf. Was diese Sprachforscher als gültig verwerfen, wird in Anmerkungen zu jeder Klasse angegeben werden.

§. 16.

Die Typen, oder deren Klassen, haben in der zweiten Konjugation nicht die wirkliche oder nothwendige Folge zu einander, wie in der ersten, da sie nicht den strengen gegenseitigen Zusammenhang haben, geschweige denn von einander so ausgegangen sind, wie jene 4 Klassen in der ersten Konjugation. Im Gothischen und allen ältern Deutsch, deßgleichen im Angelsächsischen und Altnordischen hat

*) S. de tydske Conjugationer. 1826. S. 2.

Grimm 12 Klassen oder Unter-Konjugationen nachgewiesen und sie in systematischer Ordnung aufgestellt; allein im jetzigen Englisch sind mehrere derselben entweder in einander übergegangen, oder durch Verdrehung des Vokal-Grundverhältnisses unkenntlich geworden, oder rein ausgestorben, weßhalb sich ein anderer Aufstellungsgrund suchen läßt, z. B. die Faßlichkeit, oder der Grad, in welchem die Klasse den Karakterzug der Konjugation bewahrt hat. Danach ergeben sich folgende Klassen:

1ste Klasse:	i, e — o — o, aa	z. B. speak,	spoke,	spoken.
2te „	ä — u — ä	„ take,	took,	taken.
3te „	o — u — o	„ know,	knew,	known.
4te „	a — e — a	„ fall,	fell,	fallen,
5te „	ei — o — i	„ rive,	rove,	riven.
6te „	ei — i — i	„ hide,	hid,	hidden.
7te „	i — ä — i	„ give,	gave,	given.
8te „	i — u — u	„ ring,	rung,	rung.

Anm. 1. Bei Betrachtung jeder einzelnen Klasse werde ich ihr Verhalten zu den Schwestersprachen angeben.

Anm. 2. Im Französischen findet sich gleichfalls eine schwache und eine starke Konjugation, wie sehr deren karatteristische Züge auch verborgen, verwirrt oder weggeschnitten sein mögen durch Mangel an Gefühl für Wesen und Geschichte des linguistischen Verhältnisses. Die schwache oder erste Konjugation umfaßt die jetzige erste, zweite und vierte; die starke dagegen die dritte nebst mehreren sogenannten unregelmäßigen Verben. Gestützt auf Raynouard's interessante Mittheilungen über das ältere Französisch, erlaube ich mir, ein paar Bemerkungen hinzuwerfen zur Auflösung jener fürchterlichen Verwirrung.

Man hat eine Unterscheidung gegründet auf eine sklavische Nachahmung der Vertheilung des Lateinischen nach dem Infinitiv; nun heißt aber z. B. der Infinitiv avoir, decevoir, valoir im Altfranzösischen aveir, deceveir, valeir, und in noch älterer Form aver etc., wie im Romanischen (vergl. Ital. avere), und prendre, rendre, vendre, commettre, und mehrere Verben auf — eindre heißen prender, render, vender, committer, — einer. Man hat Rücksicht genommen auf orthographische Zufälligkeiten, und boire, croire, welche zur Klasse von recevoir gehören, zu vendre, peindre etc. gerechnet. Ueberhaupt darf man nicht bauen auf das verpfuschte Aeußere des jetzigen Französisch. Ein Gegensatz scheint stattzufinden zwischen dem Prétérit historique in der ersten, welches vokalisch auslautet (ai), und in den drei andern, welche konsonantisch auslauten (s), aber im ältern Französisch hieß es: parlai, sorti, rendi, also wie in der schwachen Konjugation; in der starken, oder der unregelmäßigen, heißt es dagegen noch jetzt, wie früher, ris, dis, vécus, volus etc. Eine Unterscheidung nach dem Part. Perf. mit oder ohne t kann auch zu Nichts führen, denn die ältern Zeiten weisen eine durchgreifend allgemeine Flexion -t, z. B. departit sunt, sunt nur-

rit, confondut, etc. Das Part. Perf. ri ist zu verstehen wie ris, wie es auch sonst hieß; so heißt su im Provençalischen sut (Diez II. 173) etc. Der Uebergang war folgendermaßen: Lat. amatus, Romanisch amat, Altfranz. aimét, Neufranz. aimé etc.

Völlig ungenügend ist es, wenn man a verbo z. B. parler, parlé, parlant sagt; man muß alle die Formen angeben, welche nöthig sind, um daraus die andern zu schließen, z. B.

pends, pendons. pendre. pendrai. pendis. pendu.

A. Jede Konjugation hat wieder mehrere Klassen. Die stärkste Klasse in der ersten Konjugation umfaßt alle Verben auf er, worunter auch die meisten von andern Wortarten abgeleitet sind, z. B. von Subst. questionner, peupler, sucrer, parqueter, chenevotter, embrancher; rivaliser, localiser, scandaliser; versifier, pétrifier, terrifier etc. Von Adj. égaler, aveugler; inquiéter; tranquilliser, légaliser; vérifier, justifier etc.

Andere Klassen sind folgende: Zweite Klasse.

Präs. Indik.	Inf.	Fut.	Prät. hist.	Part. Perf.
bous, bouillons	bouillir	bouillirai	bouillis	bouilli
dors, dormons	dormir	dormirai	dormis	dormi
sers, servons	servir	servirai	servis	servi
fuis, fuyons	fuir	fuirai	fuis	fui
mens, mentons	mentir	mentirai	mentis	menti
sens, sentons	sentir	sentirai	sentis	senti
repens, repentons	repentir	repentirai	repentis	repenti
pars, partons	pártir	partirai	partis	parti
sors, sortons	sortir	sortirai	sortis	sorti
(Mangelhaft:)				
faux, Part. faillant	faillir	—	faillis	failli
(Abweichend im Part. Perf.)				
vêts, vêtons	vétir	vêtirai	vêtis	vêtu
(Im Präs. und Fut. in die erste Klasse überspringend:)				
cueille, cueillons	cueillir	*cueillerai*	cueillis	cueilli
saille, saillons	saillir	*saillerai*	saillis	sailli

Dazu die Bemerkung, daß assaillir und tressaillir im Futurum zwischen e und i schwanken.

(Im Inf. und Fut. in eine andere Klasse überspringend:)				
suis, suivons	*suivre*	*suivrai*	suivis	suivi
(Ueberspringend und abweichend:)				
vis, vivons	*vivre*	*vivrai*	*vécus*	*vécu*
(Ueberspringend im Präs. in die erste Klasse und im Part. Perf. in die zweite Konjugation:)				
ouvre, ouvrons	ouvrir	ouvrirai	ouvris	*ouvert*
couvre, couvrons	couvrir	couvrirai	couvris	*couvert*
offre, offrons	offrir	offrirai	offris	*offert*

Präs. Ind.	Inf.	Fut.	Prät. hist.	Part. Perf.
souffre, souffrons	souffrir	souffrirai	souffris	*souffert*

Eine Bemerkung über den Kehllaut in vivre etc.

Dritte Klasse.

vends, vendons	vendre	vendrai	vendis	vendu

So: féndre, pendre, rendre, tendre, défendre, descendre, épandre, fondre, tondre, répondre, mordre, tordre, rompre.

(Bloß orthographisch abweichend:)

vaincs, vainquons	vaincre	vaincrai	vainquit	vaincu

(d wird vor einem Vokal zu s, Altfranz. cousdre, vom Lat. consuo:)

couds, cousons	coudre	coudrai	cousis	cousu

(d wird vor einem Vokal zu l; Prät. hist. abweichend; vom Lat. molo:)

mouds, moulons	moudre	moudrai	*moulus*	moulu

Vierte Klasse.

Eine Bemerkung darüber, daß die ganze Klasse im Part. Perf. in die zweite Konjugation überspringt, und daß der Guttural im Kennlaut vor einer einfachstehenden Liquida zum Vorschein kommt.

crains, craignons	craindre	craindrai	craignis	*craint*
plains, plaignons	plaindre	plaindrai	plaignis	*plaint*
contrains, -aignons	-aindre	-aindrai	-aig	*contraint*
ceins, ceignons	ceindre	ceindrai	ceignis	*ceint*
feins, feignons	feindre	feindrai	feignis	*feint*
oins, oignons	oindre	oindrai	oignis	*oint*
joins, joignons	joindre	joindrai	joignis	*joint*
poins, poignons	poindre	poindrai	poignis	*point*
peins, peignons	peindre	peindrai	peignis	*peint*
teins, teignons	teindre	teindrai	teignis	*teint*
atteins, atteignons	atteindre	atteindrai	atteignis	*atteint*
éteins, éteignons	éteindre	éteindrai	éteignis	*éteint*
enfreins, enfreignons	enfreindre	enfreindrai	enfreignis	*enfreint*
épreins, épreignons	épreindre	épreindrai	épreignis	*épreint*
empreins, -gnons	empreindre	-preindrai	empreignis	*empreint*
astreins, astreignons	astreindre	astreindrai	astreignis	*astreint*
restreins, -eignons	restreindre	restreindrai	restreignis	*restreint*.

B. Eine Klasse in der starken oder zweiten Konjugation ist z. B.

Eine Bemerkung über den scheinbar sehr unregelmäßigen, allein dennoch natürlichen Uebergang des Karakters und der Stammsilbe.

Präs. Indik.	Inf.	Fut.	Prät. hist.	Part. Perf.	Abweich. Formen.
bois, buvons boivent	boire	boirai	bus	bu	
crois, croyons	croire	croirai	crus	cru	
déchois, -oyons	-oire	-errai	déchus	déchu	

Präs. Ind.	Inf.	Fut.	Prät. hist.	Part. Perf.	Abweich. Formen.
vaux, valons	valoir	vaudrai	valus	valu	
faut	falloir	faudra	fallut	fallu	
Präs. Konj. faille					
veux, voulons	vouloir	voudrai	voulus	voulu	
puis oder peux, pouvons, peuvent	pouvoir	pourrai	pus	pu	
pleut	pleuvoir	pleuvra	plut	plu	
sais, savons	savoir	saurai	sus	su	Präs. Konj. sache Part. Imp. sachant
(Abweichend im Präsens)					
ai, as, a, avons, *ont*	avoir	aurai	eus	eu	Part. Imp. ayant
(Abweichend im Prät. hist.)					
vois, voyons	voir	verrai	*vis*	vu	
prévois, -oyons	prévoir	prévoirai	*prévis*	prévu	
pourvoir, -oyons	pourvoir	-oirai	*pourvis*	pourvu	
(Ganz abweichend:)					
assieds, -seyons	asseoir	asseierai	*assis*	*assis*	

Eine andere Klasse ist z. B. folgende: zweite Klasse.

Eine Bemerkung über den Keunlaut und Accent circonflexe.

Präs. Ind.	Inf.	Fut.	Prät. hist.	Part. Perf.
plais, plaisons	plaire	plairae	plus	plu
tais, taisons	taire	tairai	tus	tu
pais, paissons	paître	paîtrai	(re)pus	pu
connais, connaissons	connaître	connaîtrai	connus	connu
parais, paraissous	paraître	paraîtrai	parus	paru
crois, croissons	croître	croîtrai	crûs	crû
(Fast überall abweichend)				
fais, faisons faites, *font.*	faire	*ferai*	*fis*	*fait*
(Mangelhaft)				
trais, *trayons*	traire	trairai	—	trait

Eine Bemerkung über faire. Schon im Provençalischen waren Futur. und Plur. des Präs. abweichend: farai und fan (vergl. Ital. fanno) etc.

§ 17.

Erste Klasse: i / e — o — o / aa.

Anm. Ein Stern bedeutet, daß das Wort nie in die erste Konj. übergeht.

a) Langer Vokal im Partizip.

Präs.	Prät.	Part. Perf.
speak	spoke*	spoken*

Präs.	Prät.	Part. Perf.
break	broke*	broken*
freeze	froze*	frozen*
cleave	clove	cloven
heave	hove	hoven
weave	wove*	woven*
steal	stole*	stolen*
	b) Kurzer Vokal im Partizip.	
tread	trod*	trodden*
seeth	sod	sodden*
beget	begot*	begotten*
forget	forgot*	forgotten*
bear	bore*	born*
forbear	forbore*	forborn*
shear	shore	shorn*
swear	swore*	sworn*
tear	tore*	torn*
wear	wore*	worn*
Mit abweichendem Vokal im Präsens:		
choose	chose*	chosen*
Mit zusammengezogenem Part. Perf:		
get	got*	got*
Mangelhaft:		
—	quoth*	—

Anm. 1. In der Volkssprache folgen mehrere Verben diesem Typus, z. B. creep Prät. craup (Somerset), Part. Perf. crappen (York); knead, Part. Perf. knodden (Craven), wobei Holloway bemerkt (s. v.): „quite as proper as Trodden from tread, Sodden from seethe; das Part. Perf. krouchen (= perched, von Vögeln; Craven) hat jetzt nur einen entsprechenden Inf. crouch, sich ducken, allein die Analogie des Englischen wie des Deutschen setzt einen Stamm cree voraus.

Anm. 2. Im Deutschen sind diese Verben, zugleich mit manchen andern, in vier Klassen vertheilt, z. B. breche, brichst, brach, gebrochen; schere, schierst, schor, geschoren; vergesse, vergissest, vergaß, vergessen; friere, fror, gefroren u. s. w. Von den genannten deutschen Klassen hatten die Verben der zweiten im ältern Deutsch bis zum Schluß des 17. Jahrh. a im Prät., z. B. schar, quall, schmalz u. s. w. (man sehe meine deutsche Grammatik, 4te Ausgabe, S. 219—220), wodurch sie zu dem erstgenannten Typus (brechen) stimmten. Im ältern Englisch folgten gleichfalls manche Verben diesem Typus e—a—o oder neigten sich ihm doch zu. Z. B. In Cant. T., von bear: how we *baren* us (V. 723), von heave: his hond up *haf* (2430); von tread: he *trade* hire (der Hahn trat die Henne; V. 15184); Prät. *tare* für tore (Tyrwh. im Glossar s. v.); von break: whan he *brake* the commandement of God (the Pers. T.); Prät. *wave* für wowe (Gloss. s. v.); von steal: this miller

stale both male and corn (V. 3993); von speake: Frenche she *spake* ful fayre and fetisly (V. 124). — Andere Verben: *carfe* is so and bote (V. 14519) und he was *corven* out of his harneis (V. 2698; vergl. Schwed. harfwa, kerben); I *halpe* my fader for to stele (4244) und ne had he holpen (V. 10980); von bewipe: *bewopen* (Gloss. s. v.); von melte: *malt* und molte, *molten* (Gloss. s. v.); von swell: the serpent Sathanas up *swale* and said (V. 13490), vergl. das noch gültige swollen (S. 29); von rain: Prät. *rone* (Gloss. s. v.); von reap: Part. Perf. *ropen* (Gloss. s. v.); von step: Part. Perf. any man, that *stopen* is in age (V. 9388); von yolde: Präs. God yelde you! (V. 7759), Prät. *yalte* (Gloss. s. v.), Part. whan with honour is *yolden* up his breth (V. 3054). Mit dem Infinitiv zugleich: he thurg the thickest of the throng gan *threste* (V. 2614), Prät. peple in *thrast* to save the knight (V. 12194—95); he wolde *delve* (graben) withouten hire (538), welchem dolven (begraben) entspricht, an verschiedenen Stellen in andern Gedichten, dolfen, bei Sibbald, von einem Infinitiv nime: Prät. and it in his hondes *name* (V. 16775) und Part. nomen (Gloss. s. v.); *sterve* he shall, and that in lesse while (V. 12799) Prät. king Capaneus, that *starfe* at Thebes (V. 935) und they *storven* bothe two (V. 12822), Part. slain and not of qualme *ystorven* (V. 2016), vom Inf. hete (öfters): Part. his name was *hoten* Simekin (V. 3939) u. s. w.

Aus he *claf* him with his sweord (Kyng Al. V. 2363) und how men heom *claven* (ib. 2765) sieht man, daß das Verb cleave auch nach der ältern Form jenes Typus flektirt werden konnte. In jenem Gedicht kommt noch vor: Prät. *stal* (V. 4032), they *braken* (V. 3833), he *karf* heued of (V. 5848, was einen Infinitiv mit dem Stamm kerv voraussetzt). — In Richard findet sich von wreake (Hochd. rächen) ein Part. Perf. nach jenem Typus: then art thou *wroken* off thy foo (wie im D. gerochen für gerächt), und Tyrwhitt führt ein Prät. *wrake* an (Gloss., unter y-wrake). Noch giebt es: I *brak* prisoun and out I wan (4054) und Us thoughte our herte *brast* ryght in sunder (V. 3581); von diesem letztern Verb findet sich das Präs. und Part. in C. T.: till that myn herte *breste* (V. 11071) und for with the fall he *brosten* hath his arm (V. 3827). — Aus Launfal kann man z. B. anführen *yald* (V. 420); aus Lybeaus: *bar* (V. 1856), he *spak* so that mayde hende (V. 142), *brast* (V. 1166), *forkarf* Lybeaus scheld (V. 1370) u. s. w.

Bei Sibbald kann man sich von dieser Klasse Verben merken: delfe, dolf, dolfen; sta, staw, stown (stehlen); sned (Dän. snide, schneiden), snodden (vergl. Sneddon); Part. lorne (= ruined, (ver)loren, u. a.

Endlich gehört zu dieser Klasse ein Verbum, welches dem Hochd. werde, ward, geworden entspricht, woraus, in einer gewissen Analogie mit dem Dänischen Infinitiv vorde, (s. Sibbald,) sich bildete ein

worth, wourth	*wourthe*, wourd	*worthyn*, wourthyn
(to become, waxe)	(became, was made)	(waxed, were made).

Auch Tyrwhitt kennt es aus mehreren alten Gedichten als to be, to go, z. B. wo worthe! Weh (werde) dir! aber ganz unnöthiger Weise will er es in Sir Thopas (C. T. 13680—81) erklären durch climb, mount in

Sire Thopas wold out ride,
He *worth* upon his sted gray;

denn ein so unmittelbarer Gebrauch, wie hier, liegt gerade in seinem Karakter, indem es zugleich reines Formwort oder Hülfsverb wird. Daß sich hier etwas Zukünftiges, Futurisches (im Inhalt) mit etwas Gegenwärtigem (in der Form) verbinden kann, hat den praktischen Sinn der Engländer genirt, und man findet bei Weber (III, 456) z. B. die ganz überflüssige Hülfserklärung: „in like manner *ert* is employed in old French both for erit and erat": denn worth ist jedenfalls zwei gleiche Formen, jede mit verschiedener Bedeutung — nach der ersten Konj., 4te Klasse, in dem Fall — nicht Eine Form mit wechselnder Bedeutung. In Kyng Al. wird es ganz natürlich gebraucht, z. B. in eorthe no worth him non y-liche (V. 402); in einer Rede steht so (V. 312—18) schal, mit einem Infinit., dreimal vor und zweimal nach worth (= wird, in der Bedeutung wird werden); aber das mag einen Engländer geniren. Dies schließe ich aus Erfahrung, da ich zwei erwachsene gewandte und fleißige Engländer im Hause hatte, deren Verstand öfters bei unsern Sprachuntersuchungen gerade an jenen Uebergängen Anstoß nahm.

Anm. 1. Der vollkommene Mangel einer richtigen Vorstellung über das Entstehen und gegenseitige Verhalten der Verbalformen macht es begreiflich, daß von so ganz subjektiven Standpunkten aus Urtheile über deren Gültigkeit gefällt wurden. Webster verwirft in dieser Klasse fast alle zum Theil noch nicht völlig ausgestorbenen Präterita mit a im Stamme, wie bare, brake, clave, forgat, gat, spake und sware; Murray will, daß bare gelten soll in der Bedeutung „brought forth" (mit einem Part. Perf. born, aber „carried" borne); allein im Prät. mit o erklärt er nicht einmal hove oder shore für zuläßig, so wie Webster kein Part. Perf. shorn (vergl. Byron Ch. H. 4, 72: all their beams *unshorn*). Welche Wendung die Sache nehmen wird, wenn, wie es anläßt, eine freiere Betrachtung sich geltend macht und nicht länger jede Beibehaltung des ächten überlieferten Sprachgebrauchs für dichterische Freiheit oder sogar für niedrige Plumpheit angesehen wird, ist ungewiß; allein der fremde unbefangene Betrachter kann am mindesten von allen die einschränkende Forderung eines konventionellen Systems wiederholen. Man muß es daher völlig billigen, wenn Wagner, selbst in seiner neuesten Grammatik (von 1843), noch die Präterita bare (= carried), begat, brake, clave, forgat, gat, spake, sware, tare und waro den Formen auf o zur Seite stellt. Byron hat z. B. noch: eyes, which *spake* again (Ch. H. 3, 21) etc.

So hat Wagner auch noch beibehalten die Formen:

help	holp	holpen

neben der schwachen Flexion.

Anm. 2. Schwierig ist es, das kurze o in mehreren Formen genügend zu erklären.

Anm. 3. Der regelmäßige Inf. chese findet sich bei Chaucer, z. B. *chese* which thou wolt (C. T. V. 1597); than maiest thou *chesen* (ib. V. 5748) etc. Bei Sibbald wird es cheis geschrieben, wodurch die Verwandtschaft mit Dän. keise, D. kiesen, deutlicher wird.

Anm. 4. Das regelmäßige Partizip gotten will selbst Murray, doch nennt er es nur „nearly obsolete."

Anm. 5. Den regelmäßigen Inf. quethe hat Chaucer gebraucht (Gloss. s. v.), wie man auch das normale Prät. quadth hatte.

Anm. 6. Wie im Deutschen alle e—o—o—Verben von e—a—o—Verben herkommen, so weisen auch mehrere englische zurück auf andere Typen, z. B. Angls. (ge)wreeen, Hochd. gerochen, auf e—a—e; Neuengl. heave, hove, hoven, auf ein anglsf. hebbe, hof, hafen (welches hebbe auch den doppelten Inf. scape und sceppe zum Prät. scop erläutert); weave, wove, woven auf ein anglsf. wefe, waef, wefen etc. So gibt es von get auch Formen nach dem Typus e—a(o)—e, z. B. hast forgetten (C. T. Tale of M.), whan thou hast y-geten (C. T. 3563—64) etc.

§. 18.

Zweite Klasse: ă—u—ă.

Präs.	Prät.	Part. Perf.
take	took*	taken*
shake	shook*	shaken*
forsake	forsook*	forsaken*
slay	slew*	slain*

Vokal und Form weichen im Part. ab:

stand	stood*	stood*
stave	stove	stove

In die schwache Konj. übergehend:

awake	awoke	awaked.

Dieser Typus entspricht dem Goth. graba, grof, grabans; Anglsf. stande, stod, standen; Dän. tager, (nehme), tog, tagen u. s. w.

Hierher gehörte früher:

wax	wox	waxen
(Anglsf. wëaxe	wox	wëaxen)

dessen Part. Perf. Webster als jetzt gänzlich veraltet verwirft, Murray aber doch mit in die Reihe stellt, und wo im Grunde auch nur das Prät. grammatisches Interesse hat. Chaucer hat überdies noch: gnawe, *gnowe*, z. B. he gnowe his armes (C. T. V. 14758); shape, *shope*, shapen, = to form, z. B. to which this Sompnour (= Apparitor) shope him (ib. V. 7120); quake, *quoke*, z. B. he first for ire quoke (ib. V. 1764) u. s. w. Sibbald hat: fare, *fure* und fuir,

farno (bei Chaucer findet sich nur das schwache Prät. z. B. so ferden they C. T. V. 1649, aber noch das starke Part., z. B. how have ye faren, ib. V. 7364), und bei schape, *schupe* bemerkt er: „in this manner the pret. tense is frequent-formed, as *schure*, sheared."

Anm. 1. forsake (vergl. Altnord. forsaka, Dän. forsage, D. entsagen) kommt vom Angls. sace, soc, sacen und Altsächs. saku, sok, sakan, eine Sache vor Gericht führen, Altnord. Präs. sæki, Prät. sokti, (gerichtlich) belangen; forsake ist also eigentlich = meine Sache aufgeben, wovon z. B. im Angls. der Inf. onsakan, seine Sache aufgeben, sich entschuldigen, womit man vergleichen kann Schwed. ursäkta, entschuldigen, Altschott. saikless oder sakles (Sibb. s. v.) = „guiltless, innocent," Dän. sagesløs (schuldlos), und Altdän. orsagä, z. B. och wara saa syden orsagä (und waren so nachher unschuldig; Rimkr. V. 3146) u. s. w.

Anm. 2. slay hat auch im Altnord. den Guttural oder den eigentlichen Kennlaut verloren und heißt slä, Inf. slá; aber Prät. slog und P. P. sleginn haben ihn beibehalten, wie auch das Dän. slog und das ältere Dän. slagen. Das Angls. hat auch jedenfalls eine Aspiration: slëahe, sloh, und Altsächs. slahu, slog. Ueber die Variation des Mittelalters in Angabe des Prät. sehe man oben S. 39. — Chaucer braucht zuweilen das Präs. sle, z. B. the chevetain *sleth* hir make (C. T. V. 2557—58); they brennen, *sleen* and bring hem to meschance (ib. V. 5384) etc.

Anm. 3. Im Angls. ist das regelmäßige Part. standen, mit n; ebenso Goth. standans und Althd. stantans. Vergl. Dän. (op)standen (erstanden)

Anm. 4. stave, stove ist sicher eine aufgenommene neuere Form.

§. 19.

Dritte Klasse: o—u—o.

Präs.	Prät.	Part. Perf.
know	knew*	known*
blow	blew*	blown*
grow	grew*	grown*
crow	crew	crown
throw	threw*	thrown*
draw	drew*	drawn*
Abweichend im Präs.		
fly	flew*	flown*

So wie die Klasse e—o—o im Hochd. neuer ist, so auch dieser Typus im Hochenglischen. Das orthographisch abweichende draw bildet nun den Uebergang zur vorigen Klasse, allein im Angls. hatte es im Part. o und ging drëoge, droah, drogen. Im Angls. hatten die andern Verben dasselbe a, welches draw jetzt hat, zum Hauptwurzelvokal, z. B. cnawe, cnëow, cnawen etc. Nur grow hatte o, nämlich growe, grëow, growen (vergl. Dän. gro, wachsen, grön, grün, grönnes,

grünen); — fly ging im Angls. wie draw, nämlich flëoge, fleah, flogen. Im Altnord. findet man von diesen nur blæs, bles, blasinn, das im Dän. jetzt noch schwach geht, dreg, drog, dreginn, Dän. drager, drog, dragen, flyg, flaug, floginn, Dän. flyver, flöj, flöjen. Man merke das Altdän. droo (Kimkr. V. 2010).

Hierher gehörte früher:

snow	snew	snown

Das Prät. wird noch in Nordengland gehört. (Vergl. Kyng Al. V. 6450—51: whan hit *snywith* othe rayneth other theo sonne to hote schyneth.)

Man erinnere sich, daß to throw bedeutet a) werfen, b) umwerfen, c) wenden, d) winden, e) spinnen, und in diesen letzten Bedeutungen stimmt es mit dem Angls. þrawe, þrëow, þrawen.

§. 20.

Vierte Klasse: a—e—a.

fall	fell*	fallen*

Mit abweichendem Part.

hold	held*	holden oder held*
behold	beheld*	beholden od. beheld*

Sie entspricht dem Goth. halda, haihald, haldans (Lat. pasco); Angls. fëalle, fëol, fëallen, Dän. faar, fik, faaet (bekommen) u. s. w.

Früher gehörte hierher:

wash	wesh	washen

dessen Part. noch immer als gebräuchlich anzunehmen ist, obgleich Murray es ganz mit Stillschweigen übergeht. Das Prät. hat Chaucer, z. B. hire body *wesshe* with water of a well (C. T. V. 2285); Angls. wasce, wose, wæscen; vergl. Althochd. wasku, wuosc, waskaner; im Dän. geht es nur schwach. (Zum Dän. tvätte, tvättede, wasche, wusch, giebt es eine entsprechende starke Form im Angls., Althochd. und Goth., von dessen Prät. twoh die andere Dän. Form toer, toede gekommen ist.)

fang	feng	fangen

z. B. when that i will *fang* with mi fingers (Yw. a. G. V. 299—300); a lady *feng* hym fair and well (Lyb. D. V. 1401). — In Somerset bedeutet to vang noch to receive, to earn.

Anm. Schon das althd. haltu, hialt, haltaner bedeutet halten, und diese Bedeutung hält sich in allen verwandten Sprachen. Das Part. holden ist von Webster gestrichen.

§. 21.

Fünfte Klasse: ei—o—i.

Präs.	Prät.	Part. Perf.
rive	rove	riven*
drive	drove*	driven*

Präs.	Prät.	Part. Perf.
strive	strove*	striven*
thrive	throve	thriven
rise	rose*	risen*
stride	strode	stridden*
write	wrote*	written*
smite	smote*	smitten*

Abweichend im Part. perf.

ride	rode*	{ ridden / rode
shine	shone	shone
abide	abode*	abode*

Diese Klasse entspricht dem Goth. beida, baid, bidans, warten; Althd. ritu, reit, ritaner, Angls. skine, skan, skinen; Hochd. treibe, trieb, getrieben; Dän. skrider (schreiten), skred, skreden. — Das a, welches im angls. Prät. war, blieb im Engl. und ist noch nicht ganz verschwunden, weßhalb auch Webster, nach seiner strengen Aufsicht bei Handhabung des reinsten Geschmacks, das Prät. drave für veraltet erklärt. Im Altschott. heißt rode *rade* (Sibbald s. v.). Hierher gehörte:

glide glode glidden

z. B. forth upon his way he *glode* (C. T. 13832); the mone was into Cancer *gliden* (ib. 9759—61). Das in der Mitte liegende Prät. glade (oder glaid) hat Sibbald (s. v.).

shrive shrove shriven

z. B. ne of swiche japes (Narrenstreiche; vergl. Dän. jappet = tosset, albern, eilig im Sprechen oder Thun) wol I not be *shriven* (C. T. V. 7022). — Davon Neuengl. shrove, fasten.

bite bote bitten

z. B. that in his guttes *bote* (C. T. V. 14519); his swerd best *bote* (Tyrwh. Gloss. s. v.)

Auch gehört hierher noch chide, *chode*, insofern es rhetorisch kann geltend gemacht werden.

Anm. 1. Ueber die ältere Form abade, abidden, und über das nähere Verhältniß dieser Klasse zur 6ten und 7ten wird bei der 6ten Klasse gesprochen werden.

Anm. 2. Ein bekannter Uebergang im Kennlaut zeigt sich im Altengl. strive, strof (stritt; C. T. V. 1040); rive, rof (K. Al. V. 2284) und to-roff (R. C. de L. V. 4316); drive, drof (K. Al. V. 1188).

§. 22.

Sechste Klasse: ei—i—i.

Präs.	Prät.	Part. Perf.
bite	bit	bitten

Präs.	Prät.	Part. Perf.
chide	chid	chidden
hide	hid	hidden
slide	slid	slidden

Abweichend mit Beibehaltung des ältern Prät.

spit	spat	spitten
	spit	spit
bid	bade und bad	bidden
	bid	bid
forbid	forbade und forbad	forbidden
	forbid	forbid

Diese Klasse bildet ein interessantes Mittelglied zwischen der 5ten Klasse der 2ten Konj. und der 4ten Klasse der ersten Konj., indem ihre jetzt regelmäßigen Verben in jene übergehen, während die jetzt abweichenden noch in dieser, oder richtiger gesagt nach dieser stehen. Ich habe daher auch auf Murray's Auktorität, gegen Webster, slide hier aufgestellt. Die Betrachtung keiner Klasse erklärt so gut wie diese die Geschichte der englischen Verben nach der normannischen Zeit. Ursprünglich muß die 6te Klasse als ein- und dieselbe angesehen werden mit der fünften; so heißt das Prät. von abide *abade* (Sibbald s. v. erklärt durch tarried) und das Part. abidden (z. B. abiden hath C. T. V. 2984), und spit, spat, spitten heißt Goth. speiva, spaiv, spivans, Althd. spiwu, spei, spiwaner, Anglſ. spiwe spaw, spiwen etc. Murray erklärt spitten für „nearly obsolete“; spat hat bereits völlig das e verloren, welches die Länge des Stammvokals festhielt und noch in bade gilt; statt spat kann auch das kurze spit gebraucht werden, und Webster erklärt, seinerseits, jenes ausdrücklich für veraltet, desgleichen das Part. Perf.; da nun zugleich der Karakter des Worts ein Zungenlaut (Dental) ist, so verhindert Nichts die Neigung der Sprache zu einsilbigen Wurzelwörtern, ihr Ziel zu erreichen und ein alleingeltendes spit, spit, spit zu bilden. Ein solches Hinderniß sollte aber vorhanden sein, wenn ein Nationalinteresse lebendig würde, um die alten Wortformen eben so gut zu erhalten, wie die alten Scharteken oder wirklichen Schätze, welche Stolz oder Liebe in englischen Schlössern oder sonstigen vornehmen Verstecken aufbewahrt. Die in allen Verben dieser Klasse herrschende Unsicherheit der Formen zeigt gerade eine nach der Bedingung des Augenblicks natürliche Bewegung, die vor- und rückwärts, gleich dem Vibriren eines Leuchtfeuers, Licht verbreitet über die weiten Flächen des Sprachmeers; aber man hat, in unphilosophischer Einseitigkeit, diese Unregelmäßigkeiten als etwas betrachtet, wovon man in einem vermeintlich reinen Stile sich frei zu erhalten streben sollte. Daß Webster ridden und stridden verwirft, während Murray letzteres mit aufzählt und ersteres nur „early obsolete“ nennt (vergl. Byron Manfred I, 1: on a star-beam I have *ridden*); daß er ein Gleiches thut mit throve, welches Murray (bloß mit Hinzufügung eines neuern thrived) gelten läßt: das ist eine bloße Folge des bewußtlosen Tappens der Nation und der subjektiven Ansicht der Grammatiker. Auf gleiche Weise ist es uns Dänen ergangen und wird es uns ergehen, wenn wir uns nicht bei Zeiten vorsehen. Eine dürftige Schule hat die Natur irregeleitet und die Sicherheit der Schriftsteller geschwächt. Aber ein unersetzlicher Verlust für Sprache

und Schrift, besonders für die Poesie, wäre doch die Vertreibung dieser gründlichsten aller Sprachformen. Ich erinnere mich dabei eines zwischen zwei namhaften Gelehrten entstandenen Streites über die Frage, ob Oehlenschläger in seinem Roman „die Insel in der Südsee" hätte schreiben müssen han brak (er brach) oder han bräkkede sin Arm. Murray hat ferner die Partizipia: bit, chid, hid, zur Seite der regelmäßigen, und Webster streicht außer chidden und slidden sowohl bade als bidden. Das Prät. rove will Murray nicht anerkennen, aber er hat strode neben strid; vergl. chode etc. Den veralteten und figürlichen Gebrauch von bestride, mit der Bedeutung bestreiten (in Schutz nehmen), will der Deutsche Wagner hervorheben als noch gültig in der Bedeutung bestreiten, und er legt diesem Verb ein Prät. bestrid und ein Part. bestridden oder bestrid bei. Ich erwähne diese Meinung bei einem so gelehrten und vorurtheilsfreien Kenner des jetzigen Englisch, um zu zeigen, wie wenig sich in einer solchen Untersuchung durch Auktorität abmachen läßt. Ein Sprachgebrauch ist, streng genommen, kaum noch vorhanden, und die Grammatiker machen Vorschläge, um sich aus der Verlegenheit zu retten. Aber solche Vorschläge dürfen nur auf einer philosophischen Betrachtung begründet sein, nicht auf einer geschmackvollen Rhetor-Reflexion. Doch darf man nicht vergessen, daß England manche noch jetzt gelesene Klassiker hat, die vor mehr als 100, 150, ja 200 Jahren schrieben, was ein Durchdringen der Gesammtheit unläugbar sehr schwierig macht.

§. 23.

Siebente Klasse: i—ă—i.

	Präs.	Prät.	Part. Perf.
	give	gave*	given*
	eat	ate	eaten
	beat	beat	beaten.
Abweichend im Prät.			
	see	saw*	seen*.
Abweichend im Part.			
	lie	lay*	lain*.
	sit	sat oder sate	sat oder sitten.
Abweichend durch Mischung.			
	am, be etc.	was*	been*.

Diese Verben gehörten im Angls. zu einer und derselben Klasse (Grimm's X Konj.), bis auf beat, welches nachmals aus Grimm's III (Beispiel: heawe, hëow, heawen, hauen) herüber genommen ist; sie gingen so: gife, gëaf, gifen; ete, ät, eten; geseo, gesëah (im Plur. gesawon erscheint w), gesewen oder gesegen; liege, läg, legen; sitte, sät, seten; wese, wäs, wesen.

Anm. 1. Man erinnere sich der verschiedenen Aussprache von beat im Präs. und Prät.

Anm. 2. Im Prät. und Part. von see und lie ist, wie man sieht, im Kennlaut ein Guttural durch Verdünnung oder Zusammenziehung verschwunden.

Tyrwhitt führt aus alten Schriften folgende Varianten an (im Glossar) zu saw: saie, seie, sey, sigh; zu seen: saine etc. — Chaucer hat für saw: whan that his time he *say* (C. T. V. 9810); whan that he this piteous lettre *sey* (ib. V. 5229); und für seen: I wende *have sein* (gereimt auf had lein, ib. V. 10267) etc. — In Kyng Al. tho hy *seighe* that folk (V. 5775). — Aus Richard C. d. L. vergl. die Formen S. 41; in ähnlichen alten Gedichten finden sich: sagh, segh, segghen. Derselbe Kennlaut läßt sich nachweisen in Formen von lie und lay; aber es ist genug, daß ich es erwähne.

Anm. 3. Das Dasein des regelmäßigen Part. Perf. sitten, wofür man sich sogar auf Hume berufen kann, bestätigt Webster, der es für veraltet erklärt. — Dieselbe Unordnung, welche in der gewöhnlichen Sprache im Dänischen herrscht beim Gebrauch von lägge für ligge und sätte für sidde, besonders im Prät., war früher allgemein in England und Nordamerika, soll aber jetzt in beiden Ländern etwas abgenommen haben.

Anm. 4. Hinsichtlich der 4 verschiedenen Wurzeln in der Flexion von I am will ich verweisen auf meine Schrift „De tydske Conj.", S. 32, und Rasks Anglf. Gramm." S. 68.

§. 24.

Achte Klasse: i— $\frac{u}{a}$ —u.

Präs.	Prät.	Part. Perf.
ring	rung*	rung*
sing	sung*	sung*
cling	clung*	clung*
fling	flung*	flung*
sling	slung*	slung*
spring	sprung*	sprung*
sting	stung*	stung*
string	strung*	strung*
swing	swung*	swung*
wring	wrung*	wrung*
sink	sunk*	sunk*
slink	slunk*	slunk*
shrink	shrunk*	shrunk*
stink	stunk*	stunk*
dig	dug	dug
stick	stuck*	stuck*
swim	swum*	swum*
spin	spun*	spun*
Uebergehend aus der fünften Klasse:		
strike	struck (oder stroke)	struck* (oder stricken).

Abweichend durch offneren Vokal im Prät.

Präs.	Prät.	Part. Perf
climb	clomb	clomb
win	won*	won*

Abweichend durch einen etwas breiter ausgesprochenen Vokal im Stamm:

Präs.	Prät.	Part. Perf
bind	bound*	bound*
find	found	found*
grind	ground*	ground(*)
wind	wound*	wound*

Abweichend mit Beibehaltung des alten Prät.

Präs.	Prät.	Part. Perf
drink	drank*	drunk*
begin	began*	begun*

Abweichend mit veruntreuter Ablautung:

Präs.	Prät.	Part. Perf
hang	hung	hung
run	ran*	run*
come	came*	come*

Diese Klasse entspricht dem Goth. hilpa, halp, hulpans (Grimm's XII); Angls. winne, wan, wunnen und bëorge, bëarh, borgen (welche Grimm und Rosk in Eine Klasse zusammenfassen); Dän. hjälper, hjalp, hjulpen u. s. w. Der Typus dieser Klasse ist demnach eine Verdunkelung oder Umstimmung des uralten gothischen Grunddreiklangs i—a—u, und ihre tiefe, noch beständig frische Wurzel offenbart sich auch darin, daß man von allen nicht abweichenden Verben dieser Klasse, bis auf dig, stick und einigen andern (wie es nämlich gewöhnlich angegeben wird), außer dem Prät. mit u, noch ein zweites mit a hat, was den Grammatikern viel Ungelegenheit verursachte, denn dieselben betrachteten diese Formen nicht in irgend einem Zusammenhang, nach deren Ursprung und Bedeutung, sondern durchaus empirisch, nach gewissen Beispielen des Sprachgebrauchs. Die Willkürlichkeit ist hier wirklich spaßhaft. Webster verwirft natürlich Alles, wovon er glaubt, sich frei halten zu können, und erklärt die Präterita rang, shrank, sang, sprang und slank ausdrücklich für veraltet; Murray führt zwar swang, wrang und slank als veraltet an, stellt dagegen rang, sang, sank, sprang und swam als gleichberechtigt mit rung in seine Liste. Einige wollen der Sache dadurch helfen, daß sie den verschiedenen Formen verschiedene Bedeutung beilegen (s. z. B. Wagner's Gramm. 5te Aufl. S. 162, über rang und rung); das ist das gewöhnliche Palliativ, worauf die Reflexion verfällt; dem widerspricht hier jedoch die Erfahrung, z. B. (he) *sank* hem doun into hell (C. T. Pers. T.) wo sink das Hochd. senken ist. Von drink will Murray nur das alte, nach jetzigem Sprachgebrauch unregelmäßige Präteritum mit a gelten lassen, Chalmers dagegen beide Formen gleichmäßig anerkannt wissen. So ist Murray auch gegen die Form begun, welche doch Webster beibehält und Byron öfters gebraucht. Hier muß, und zwar in England selbst, die Schule einschreiten und der Jugend den rechten Sachverhalt darlegen, um entweder geradezu zu reformiren oder doch jedenfalls den Sprach- und dadurch den Schreibgebrauch festzustellen, nur nicht mit Walker'schem Purismus oder Webster'scher Einseitigkeit oder Murray'schem Scharfsinn, auf Kosten von Geschichte und Natur. — Im ältern Englisch war das Prät. mit

a natürlich häufiger; z. B. fande, stake (Tyrwhitt im Gloss.); he *wan* the citee after (C. T. V. 991, und öfters); that thorugh the heorte the launce *flang* (K. Al. V. 2749); außer den noch gültigen, z. B. they *can* graden (begannen zu weinen; vergl. das Dän. gräde, weinen, greinen; K. Al. V. 2751) etc. Das altschott. Prät. *clamb* hat Sibbald (s. unter clum). Vergl. die Beispiele bei der ersten Klasse.

Daß en im Part. Perf. in der neuen englischen Aussprache nach ng und nk elidirt wird, ist ganz natürlich und eigentlich keine Unregelmäßigkeit. Gleichwohl ist die ältere Form noch nicht ganz ausgestorben. Webster hält es für nöthig, bounden und drunken ausdrücklich für veraltet zu erklären; shrunken und sunken dagegen sind Formen, welche die Grammatiker noch nicht ganz zu verwerfen sich getrauet haben. Hierher gehören auch die noch nicht völlig vergessenen Formen foughten und bursten, da diese Verben früher dieser Klasse angehörten; Angls. berste, bærst, borsten; fëohte, fëaht, fohten. Auch fight müßte eigentlich in diese Klasse aufgenommen werden bei find, found etc., mit einer Anmerkung hinsichtlich der aus ou in aa veränderten Aussprache des Stammvokales. Auch andre Part. Perf. konnten im Altengl. ein n abwerfen, was jedenfalls die Hauptveränderung ist, z. B. how that I may *be holpe* (C. T. V. 11356); hath his halfe cours *yronne* (ib. V. 8); God weld that I *were grave* (ib. V. 11288); which men wenden *had be* dede (ib. 7611); *is* with gold *grave* (K. Al. V. 2155); he *hath y-wonne* Egipte (ib. V. 1790) etc. Vergl. bei Shakspere: it would be *spoke* to (Haml. I, 1). — Von unregelmäßigen Partizipien führe ich jetzt nur an: as though he *strongen were* unto the herte (C. T. V. 1081); our *grounden* litarge (gemahlene Bleiglätte; ib. V. 16243); that hy *hadden* overcomen (K. A V. 3685).

Hierher gehörte:

swink arbeite	(swank)	swonken.
(shulde he swinken with his hondes? C. T. V. 184—86. Ther abute n'ul Y swinke. K. Al. V. 541 = mir Mühe machen).		(he had swonken. C. T. V. 4333.)

Es ist wohl eine figürliche Anwendung des altsächs. suingu, suang, schwingen; denn das Angls. swince, swanc wird geradezu für „arbeiten" genommen.

thringe, dringe (Tyrwhitt im Gloss.)	throng (and in he throng C. T. V. 10227).	(throngen)

Es ist das Angls. þringe, Althd. drinku; vergl. Lat. stringo. Davon kam das Verb throng, -ed, Subst. throng, Adj. thrung oder thrunk (in Lancaster), = „very busy" (vergl. das dänische Adj. trängt, gedrungen), und thronged, sehr voll, gedrängt.

Anm. 1. stricken wird noch gebraucht, z. B. thunder-*stricken* bei Byron (Ch II. 6, 88); und wie das hochd. streichen sowohl streichen als schlagen bedeutet, so ist auch *stricken* gewöhnlich im Kongreß in Philadelphia (Washington) ein Kunstausdruck: „a member moves, that certain parts of a bill should be *stricken* out (Pick. S. 182—84, wo auch zugleich erklärt wird, daß strake sich in der Bibel findet und strucken in den Noten zu Nashes Hudibras, wie auch Pickering es ein paar Mal hat

sagen hören. Sehr richtig ist — an und für sich — Campbell's Bemerkung, womit der Verfasser schließt: one inclines to remove the standard to the distance of a century and a half, another may, with as good reason, fix it *three* centuries backwards, and another *six*. To me it is so evident, either that the present use must be the standard etc; allein der „jetzige Gebrauch" ist in seiner lebenden Wandelbarkeit unter andern auch dem Einflusse der Kritik und Sprachphilosophie unterworfen, und diese haben wiederum volles Recht Beweise unter andern aus der Geschichte der Sprache zu schöpfen; und so läßt sich doch nicht jede Rücksicht auf ältere Formen abweisen.

Anm. 2. Wie im Dänischen und Deutschen hat das Verb hang im Englischen geschwankt. Dem Hochd. hange, hieng entspricht bei Chaucer z. B. by unces *heng* his lokkes that he hadde (C. T. V. 679, und öfter); zur jetzigen Form übergehend ist z. B. in K. Al. that *hongon* adoun to the grounde (V. 180); und übereinstimmend mit gehängt ist z. B. in Launf. he schold be *hongede* (V. 606).

Anm. 3. Chaucer hat das regelmäßige ren oder rin, z. B. began to *renne* (C. T. V. 3888); vergl. Goth. rinna, rann, runnans etc.

Anm. 4. come hieß Goth. *qvima*, qvam, qvimans; Althd. *quimu*, quam, quommaner; Altnord. *kem* (aber Infin. koma), qvam, kominn. Dagegen im Angls. *cume*, com, cumen, so daß erst später das regelmäßige a im Prät. sich geltend gemacht hat. Eben so gebraucht man in Westmoreland *crap* statt crept.

§. 25.

Es ist eine Thatsache, die hier nicht braucht bewiesen zu werden, daß in allen gothischen Sprachen, wie in mehreren andern*), ein steter Uebergang aus der starken in die schwache Konjugation stattgefunden hat, theils indem starke Verben schwache Biegung annahmen, theils indem neue Verben der ersten Konj. gebildet wurden von gewissen Formen, besonders dem Prät. und Part. der Verben der zweiten Konjugation. Schon früher ist an mehreren Orten darüber gesprochen worden, wie die ganze Erklärung der etwas alterthümlichen Physiognomie der Verben der zweiten Konj. hierauf beruht. Als eigenthümliche Beispiele für diesen Vorgang könnten folgende angeführt werden:

slep. Vom Angls. slæpe, slep, slæpen wurde im Altengl. das starke Prät. beibehalten, z. B. so hote he loved, that by the nightertale he *slep* no more, than doth the nightingale. (C. T. V. 97—93).

wep. Vom Angls. wepe, wëop, wepen wurde im Altengl. das starke Prät. beibehalten, z. B. to tellen, how she *wep* both even and morwe (C. T. V. 2823) etc. Vergl. in Westmoreland *crap* = crept.

---

*) Man sehe z. B. über deutsche und lateinische Uebergänge die vierte Auflage meiner deutschen Grammatik S. 214—15.

In einer Stelle in Kyng. Al. (V. 4250—54) hat man mehrere starke Prät. beisammen, nämlich:

He *schof* him quickly adoun,
And *leop* himseolf in the arsoun*);
He *smot* the stede and he forth *glyt*.
Alisaunder quyk away *ryt*,
That day no *schole* they him take.

schof, schob, stieß, ist ein starkes Prät. zu dem jetzigen shove, -ed, nach der Analogie von rof, drof etc. Dies Verb ist übrigens anomal gewesen, etwa wie shine, z. B. for leful is with force force off to showve (C. T. V. 3910) und was shove (ib. V. 11593). Bereits im Angls. war ohne Zweifel dies Verb anomal: sceofe oder scufe, sceaf, scofen oder scufed. Das Prät. schewe, welches Sibbald bewahrt hat, zeigt endlich eine Tendenz zum Regelmäßigen, indem es einem Typus wie know, knew folgt.

leop, sprang; vom Angls. hleape, hlëop, hleapan wurde das Prät. behalten; jetzt leapt, zuweilen leaped. Vergl. they lepen (R. C. d. L. V. 5069), und lepen (Lyb. D. V. 483); Sibbald hat lap, vom Inf. *lowp*, welches letztere den Uebergang bildet zum Hochd. laufen und Goth. hlaupa, Dän. löber.

glyt wird zwar vom Herausgeber durch das Präs. glides erklärt; da er jedoch ryt für — rode ansieht, und da viel weniger das Präs. mit dem Prät. smote im mittelsten Satze zusammenstehen kann, als das Prät. im letzten, der eine neue Scene der Geschichte beginnt, so halte ich glyt lieber für ein Prät. — glode (s. §. 23), jetzt glided.

schole könnte ohne Frage geradezu Plur. des Präs. sein — shuln (z. B. thai sculle, Sev. S. V. 941, vom Angls. scëal, Plur. sculon, Prät. scëolde. Aber da schalt (K. Al. V. 1096) in:

And saide: Fadir, whan my moder is quen,
Thou *schalt* at hire bridale beon,

vom Herausgeber selbst für shouldest erklärt wird, und da ohne Zweifel das Angls. scëal als Prät. anzusehen ist von einem scëolen (von welcher Wurzel noch unser skyldig, schuldig, Skyld, Schuld, skyldsätte, abschätzen, herkommt, wie gëote, Dän. gyder, D. gieße, crëope, Dän. kryber, D. krieche, lëoge, Dän. lyver, D. lüge ist), so könnte es doch der Fall sein, daß jene Form hier noch mit einem Gefühl ihrer eigentlichen Bedeutung gebraucht wäre, wie man sie jetzt durch should ausdrückt. Mindestens gibt diese Annahme der ganzen Erzählungsform erst Zusammenhang.

gnew, nagte (vergl. das Dän. gnov), z. B. with teeth he *gnew* the flessch ful harde (R. C. de L. V. 3585), jetzt gnaved, ist durchaus analog mit drew, slew u. a. m.; gnowe bei Chaucer (s. §. 21) ist dieselbe Form**).

grep, griff. Vom Angls. gripe, grap, gripen ward das Prät. beibehalten; z. B. swerdes they *grepen* (R. C. de L. V. 5070); jetzt griped.

---

*) — saddle; vergl. franz. arçon.

**) Im Plattdeutschen findet sich das Subst. Gnuß, sehnige Theile des Fleisches, die nur durch Nagen abgegessen werden können. — Der Uebersetzer. —

laugh, lachte, nicht selten in mehreren Schattirungen, — z. B. Clement *logh* (Oct. Imp. V. 853); in hire sorow so scheo *lowgh* (K. Al. V. 622); *leugh* (bei Sibbald), etc. — ist vom Angls. hlëahhe, hloh; daher kam später das schwache laugh, laughed.

steeg, D. stieg, Dän. steg, erklärt durch climbed, mounted, z. B. the king *steegh* on the wal (K. Al. V. 5827) ist beibehalten aus dem Angls. stige, stah, stigen, übrigens aber ausgestorben, nicht übergegangen.

Auf gleiche Weise ist z. B. das jetzt schwache *let* aus der starken Form læte, *let*, læten; knead, *knead* aus dem Angls. cnedo, *cnæd*, cneden entstanden u. s. w.

Die mit Abkürzungen in diesem Programme zitirten Schriften sind:

1. Ancient engleish metrical romanceës, selected by Jos. Ritson. London 1802. Vom ersten Theil sind zitirt: Ywaine and Gawin, Launfal Miles; vom zweiten: Lybeaus Disconus, the Geste of Kyng Horn, the Kyng of Tars, Emare, Chronicle of Engelland; vom dritten: le bone Florence of Rome, the squyr of lowe degre.

2. Metrical Romances of the 13th—15th Centuries, published from ancient manuscripts by H. Weber. I—III. Edinburgh 1810. Vom ersten Theil sind zitirt: Kyng Alisaunder, lay le Freine; vom zweiten: Richard Coer de Lion, the Lyfe of Ipomydon, Amis and Amiloun; vom dritten: the Seuen Sages, Octouian Imperator.

3. The Canterbury Tales of Chaucer; with an essay on his language etc.; and a glossary*) by Tho. Tyrwhitt. I—V. London 1830.

4. A general Dictionary of Provincialisms written with a view to rescue from oblivion the fast fading relics of by-gone days, by Will. Holloway. Succex Press. 1839.

5. A Vocabulary of words and phrases which have been supposed to be peculiar to the United States of America, by John Pickering. Boston 1816.

6. Von Robert Burns ist der Fleischer'sche Abdruck, Leipzig 1835, zitirt.

7. Chronicle of Scottish Poetry, from the 13th century to the union of the crowns, by J. Sibbald. I— IV. Edinburgh 1802. Davon wird das Glossar zitirt, das unter andern auf Ruddiman's Untersuchungen begründet ist, aber man muß zu unterscheiden wissen zwischen dieses Philologen glaubwürdigem Bericht und seinen äußerst unhaltbaren Etymologien.

8. Udvalg af hidtil utrykte Danske Diplomer og Breve fra d. 14de—16de Aarch., af C. Molbach og N. M. Petersen. 1842—43. (Auswahl von bisher ungedruckten Dänischen Diplomen und Briefen vom 14. bis 16. Jahrh.)

9. Präften i Odense Herr Michaels tre danske Riimvärker fra Aar 1496. Udgivne af C. Molbech. (Des Priesters in Odense, Herrn Michaels, drei dänische Reimwerke vom Jahre 1496. Herausgegeben von C. Molbech).

10. Rimkröniken (Reimchronik). Molbech's Ausgabe von 1825.

---

*) Darin sind Formen aus mehreren ältern Werken, welche schwerlich Jemand in Danemark kennt oder besitzt.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Praktisches Elementarbuch der französischen Sprache für Gymnasien und höhere Realschulen von H. Barbieur. Erster Cursus. Bielefeld 1848.

Der Zweck des vorliegenden Elementarbuches ist, heißt es in der Vorrede, in möglichst scharfen und anschaulichen Umrissen die Formenlehre in Verbindung mit den Hauptgesetzen der Syntax, soweit solche die Fassungskraft eilf= bis zwölfjähriger Knaben nicht übersteigen, darzustellen, und durch hinlängliche Uebungen zur bewußten Fertigkeit zu bringen. Daß dieses der Zweck des ersten Unterrichts überhaupt ist, zugleich mit Gewährung eines reichen Materials an Worten und Wendungen, wird Jedem einleuchten; demnach auch jeder Lehrer mit uns über die Brauchbarkeit des Schulbuches einverstanden sein, wenn wir durch Mittheilung des Inhalts und Darlegung der Methode nachweisen, daß dasselbe die Mittel an die Hand gibt, denselben auf eine bildende Weise zu erreichen. Wir wollen gern eingestehen, daß andere viel gebrauchte Elementarbücher auch einen richtigen Weg angeben, auf dem man zum Ziele gelangt. Man wählt aber auf Schulen einen Umweg nur in dem Falle, daß er interessant ist und reichen Bildungsstoff gewährt; jedenfalls aber lieber den kürzesten, wenn derselbe diese Vortheile zugleich mit darbietet. Dieses thut nun vorstehendes Buch, das von einem praktischen Schulmanne verfaßt ist, welcher die Sprache wissenschaftlich und im Leben kennt und sich selbst methodisch durchgebildet hat. Unsere Elementarbücher der französischen Sprache sind theils von Schulmännern verfaßt, deren Kenntniß der Sprache durch aus Grammatik und Lectüre gewonnene Studien hergenommen sind, oder von solchen, denen es an gründlicher wiessenschaftlicher Durchdringung des Stoffes, den sie praktisch inne haben, fehlt. Selten finden wir Sprachstudium und Sprech= und Sprachfertigkeit. Der Verf. vereinigt beides, und es ist daher erklärlich, daß er in Benutzung und Anordnung des Stoffes eine von der Seidenstücker'schen abweichende Form gewählt hat, daß er von der hörbaren Sprache ausgeht und sich zuerst an's Ohr, dann ans Auge und zuletzt an den Verstand wendet. Die consequente Einübung einer guten Aussprache in diesem Buche ist eine seiner Eigenthümlichkeiten und von hohem Werth; denn es kostet nicht mehr Mühe, eine gute Aussprache zu lernen, als eine schlechte, und doch haben Lehrer in obern Klassen oft noch viel Zeit darauf zu verwenden, eine schlechte ihren Schülern abzugewöhnen, was jedenfalls schwerer ist, als eine gute anzugewöhnen. Nicht nur wird bei allen Uebungen Rücksicht auf richtige Aussprache und Betonung genommen, und dieselbe für den Schüler durch besondere Schrift bemerklich gemacht, sondern zur Befestung der Praxis eine Lautlehre mitgegeben, die von scharfsinniger Zusammenstellung und feiner Beobachtung der Aussprache zeugt, ohne jedoch in Gesuchtheit zu gerathen, vor welcher der Deutsche besonders gewarnt wird. Daß im Buche das aspirirte h mit 'h bezeichnet ist, können wir jedoch eben so wenig billigen, als wir die oft sehr willkürlichen Zeichen in englischen Schulbüchern gut heißen. Das Auge des Schülers muß sich gleich an die Orthographie der fremden Sprache gewöhnen und den Klang mit der Schrift in Uebereinstimmung bringen. Dies Elementarbuch enthält einen ersten Cursus, der sich sogar bis zu den Flexionsregeln des Particips erstreckt und für viele Schüler hinreichend sein kann. Zuweilen werden Vergleiche mit dem Lateinischen angestellt, über deren Ge= und Mißbrauch der Verf. sich in der Vorrede auf eine beachtenswerthe Weise ausspricht. Das Lesebuch ist eine Zugabe von Anekdoten und Erzählungen, die an und für sich durch Styl und Inhalt ausgezeichnet sind, aber nicht gerade anziehend für das jugendliche Alter. Einfache Erzählungen und Kindergeschichten, wie sie in dem Lesebuch von Detroit für Mädchen und neuerdings von Lüdecking für die unteren und mittleren Klassen gesammelt sind,

halten wir auch für die beste Lectüre für Knaben, welche eine neuere fremde Sprache lernen, und für den geeignetsten Stoff, den der Lehrer zur Einübung finden kann. In Beziehung auf die Auswahl der Regeln wird sich erst aus dem Gebrauch ein genügendes Urtheil ergeben, so wie auch ob Sätze zur Einübung in hinlänglicher Zahl vorhanden sind. Jeden Falls kann es nur vortheilhaft sein, wenn bei einer zweiten Ausgabe des Elementarbuches, von dem wir sehr wünschen, daß es alte oder sterile verdränge, die Sätze vermehrt werden, doch mit solchen Sätzen, die auch wirklich etwas setzen und in fremden Sprachen am besten aus Schriftstellern zu wählen sind.

Elberfeld. **Dr. Kruse.**

Deutsches Lesebuch mit sachlichen und sprachlichen Erklärungen nebst vielfachen Andeutungen zu einem praktischen Unterricht in der deutschen Sprache. Herausgegeben von Joseph Kehrein, Professor am herzoglich nassauischen Gymnasium zu Hadamar rc. Leipzig bei Otto Wigand. 1850. S. 426. 8.

Unter den vielen deutschen Lesebüchern nimmt das hier zu besprechende eine ausgezeichnete Stelle ein.

Der überaus fleißige und durch seine Leistungen auf dem Felde der deutschen Sprache und Literatur sehr wohl verdiente Verfasser bemerkt im Vorwort, daß er bei der Wahl des Stoffes besonders auf sittlich religiös bildende, unterhaltende, belehrende, deutschen Sinn und deutsche Bildung fördernde Stücke gesehen und denselben so geordnet habe, daß das Leichtere dem Schwerern vorangehe, und wir müssen uns nicht allein mit den hierbei zu Grunde liegenden Prinzipien, sondern auch fast überall mit der Durchführung derselben einverstanden erklären. In dem prosaischen Theile des Lesebuchs sind: 1) Märchen, Mythen, Sagen; 2) Schwänke und Erzählungen; 3) eine Idylle (von Geßner); 4) Fabeln; 5) Parabeln; 6) geographische Schilderungen, Reisebeschreibungen; 7) Naturbeschreibungen; 8) Stücke aus der Kulturgeschichte und geschichtliche Schilderungen; 9) Mittheilungen aus dem Leben geschichtlicher Personen (Adalberts, Apostel der Deutschen von Voigt, Gregors, Abt in Utrecht von Neander, Richard Löwenherz von Wilken, Schwerins Tod von Varnhagen, Aeußerungen Friedrich Wilhelms III. gegen Eylert); 10) Briefe; 11) humoristische Stücke; 12) Reden (geistliche und weltliche); 13) didaktische Stücke (Abhandlungen, Dialog) zu finden; der 2te Theil giebt uns 1) Märchen, Sagen, Legenden; 2) Fabeln; 3) Parabeln; 4) Idyllen (Irin von Kleist und das Gemslein von Wyß); 5) Erzählungen; 6) Romanzen und Balladen; 7) das Epos (Graf Eberhard der Rauschebart von Uhland, Hermann und Dorothea — 1 Ges.; „die Apostel" aus der Messiade; Judas Makkabäus — 4 Ges. von Pyrker, Feldherrenränke 1 Ges. — komisch — von Prätzel); 8) weltliche Lyrik; 9) geistliche Lyrik (Gellert, Knapp, Geibel, Uhland, Körner, Novalis, Brentano, Stollberg, Reinick, G. Görres, Diepenbrock, Geissel, J. G. Jacobi, Rückert, Albertini, Klopstock; 10) Lehrgedichte; 11) poetische Episteln; 12) Allegorien; 13) Satiren; 14) südliche Formen; 15) Epigramme, Räthsel, Palindrom, Logogryph, Charade; 16) Sprüchwörter rc.; 17) Stücke in der Volkssprache. — Auffallend ist hierbei, daß die Wörter: Prosa und Poesie mit Rücksicht auf die gebundene oder nicht gebundene Form gebraucht sind, und daß so die Lessingschen Fabeln: Zeus und das Schaf, Zeus und das Pferd, der Rabe und der Fuchs, so wie die Krummacherschen Parabeln: das Bäumchen, der Schmetterling, der Greis und der Jüngling zur Prosa, die Krummachersche Parabel: Zeus und das Schaf rc., so wie Fabeln von Lichtwer, Pfeffel, Gellert, Gleim, Hagedorn, Fröhlich, Güll, Hey zur Poesie gerechnet werden. Nun bei der Erzählung macht man's freilich auch oft nicht viel besser. Am schwierigsten dünkt uns für alle Lesebücher die Auswahl der Beschreibungen, weil diese für denjenigen Schüler, welcher die beschriebene Gegend oder den sonstigen Gegenstand der Schilderung nicht gesehen hat, so höchst

schwer zu verstehen und für die geistige Anschauung zurecht zu legen sind; die hier gewählten Partien (Deutschland von Luden, geographische Ansicht der Oberfläche Deutschlands von Vollrath Hoffmann, Ansichten vom Niederrhein von J. G. A. Forster, Schaffhausen und der Rheinfall von Göthe, das Chamounithal von demselben, die Fingalshöhle von Hailbronner, der Golf von Neapel von Rehfues, Kairo von Hailbronner, die Katakomben der Thebais von K. Ritter, der Schneesturz in Grönland von Steffens, der Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1749 von Buch; — ferner: der Hahn, die Gemse von Lenz, die Ameisen von Oken, die Korallenpolypen von F. W. A. Zimmermann, die Tropengewächse von Alex. Humboldt, der brasilianische Urwald von Martins, Lob des Bergbaues von Novalis) verrathen zwar in mancher Hinsicht glücklichen Takt, doch enthalten dieselben nach unserm Urtheile theilweise zu viele Schwierigkeiten. Viel nützlicher däucht es uns, bei bekannten oder doch leicht überschaubaren Dingen anzufangen, z. B. bei der Beschreibung eines Federmessers rc., und auch bei geographischen Schilderungen Partien zu nehmen, die nicht so viel Mannigfaltigkeit darbieten oder doch in einfachen Umrissen gezeichnet werden können, z. B. Holland, Island rc. Sollen doch die Schüler an solchen Lesestücken es lernen, selbst Beschreibungen zu machen! Und das muß auf den mittleren Klassen der Gymnasien geschehen. Unter den Gedichten wünschten wir das Est Est überschriebene hinweg; wir finden in der Erzählung hinter dem Humor keine ihn tragende würdige Grundbestimmung. Uebrigens wollen wir nicht über die Aufnahme dieses oder jenes Stückes mit dem Herrn Verf. rechten; Verschiedenheit der Ansicht wird da so lange bleiben, als Selbstständigkeit der verschiedenen Persönlichkeiten; genug, daß die Auswahl eine sorgfältige ist. Es freut uns, daß die großen deutschen Männer, wie Rudolph von Habsburg, Heinrich der Vogelsteller, Karl der Große, Friedrich der Rothbart, Sandwirth Hofer rc., daß ferner Persönlichkeiten, wie die heil. Elisabeth von Thüringen und der heilige Bonifazius, die jedem echt deutschen Herzen ewig müssen theuer sein, in den Balladen und Sagen besonders bedacht sind. Was die Rosen der heil. Elisabeth betrifft, so hätte bemerkt werden sollen, daß ihre Antwort, sie trage Blumen im Körbchen, nicht als eine Nothlüge, sondern als eine mit frommem Vertrauen auf Gott ausgesprochene Ueberzeugung zu betrachten ist. Sie glaubt, Gott werde die milden Gaben in Blumen verwandeln, damit ihrem Gemahle der Zorn, den Armen der Jammer erspart werde. Sonst sind die Bemerkungen unsers Verfassers sehr sinnig und belehrend. Sie sind sachlicher Natur und betreffen geschichtliche, geographische, chronologische Notizen; sie sind sprachlicher Art und bringen unter dem prosaischen Theile die Hauptpunkte der deutschen Grammatik zur Sprache, besonders auch den Satzbau und die Synonymik, unter dem poetischen zugleich die Tropen und Figuren, unter beiden suchen sie auf den Hauptgedanken, den Gedankengang, die Anordnung der einzelnen Theile die Aufmerksamkeit zu richten, und dieses halten wir für ein Hauptverdienst. Sie sind endlich ästhetischer Beziehung und enthalten manchen, das sichere Verständniß und die innigere Empfindung fördernden Wink. Auch der gebildete Mann und der das Lesebuch zum Vortrage in der Schule benutzende Lehrer kann noch Manches aus den Anmerkungen lernen. So berichtigt Herr Kehrein S. 83 gut den Irrthum K. Ritters, der die Anachoreten und die Cönobiten für dieselben Männer zu halten scheint, erklärt neben vielen höchst interessanten Etymologien, z. B. S. 1: Stiefkind als abgeleitet von dem altd. stiufan = berauben, giebt manche Parallelstellen z. B. zu „drei Tag und drei Nacht" S. 23 u. s. w. u. s. w., theilt geschichtliche und mythologische Notizen mit, die nicht gerade jedem zu Gebote stehen, weiset auf die Quellen der Dichtung, die Urtheile anderer Kunstrichter hin u. s. w.

Der gelehrte Verf. erlaube uns zum Dank für die Unterhaltung, Belehrung und Anregung, die er uns geboten, ihm einige Bemerkungen entgegen zu bieten. S. 180 sagt Herder: „Lebst du lieber mit großen oder mit kleinen Geistern, mit Engeln oder mit Gergesenen?" H. K. bemerkt zu dem letzten Worte: „Dieser Stamm, Nachkommen des Gergesi, eines Sohnes Kanaans, wohnte gegen Abend jenseits des Jordans und wurde von den Israeliten vertilgt." Gut, aber was hilft uns das hier weiter? Herder meint sicherlich die Matth. 8, 28 ff., Mark. 5, 5 ff.,

Luk. 8, 36 ff. erzählte Begebenheit. Hier hat der h. Matthäus: εἰς τὴν χώραν τῶν Γεργεσηνῶν —; Mark. 5, 1: εἰς τ. χ. τ. Γαδαρηνῶν —; Lukas ähnlich wie Markus. Uebrigens würden wir, wenn wir einmal die sonst schöne Rede Herders: „von der Heiligkeit der Schulen" aufgenommen hätten, die an sich und vor allem hier alberne Redensart des sich in Manchem unklaren Theologen: „in ihnen war der Elohim, der heiligen Götter Geist" gehörig zu beleuchten nicht unterlassen haben. S. 93 hätte vor so unsymmetrischen Koordinationen, wie: „Adler, welche ihre Jungen rauben wollen, und denen sie oft.. entgegen springen," gewarnt werden können, wenn nicht vielleicht Aehnliches anderswo geschehen ist. S. 193 halten wir die Behauptung, daß Homer nie gelebt habe, für verwegen überhaupt und für durchaus unzulässig in einem Schulbuche, weil hunderte von Lehrern das Gegentheil glauben. Die Schilderung der altdeutschen Frauen von Bülau ist zwar etwas idealisirend, indeß verschlägt das nicht soviel, als die durchaus unwahre Behauptung, daß die Deutschen zuerst die Namen der Jungfrau und der Gattin mit dem heiligen Kranze der Achtung umflochten hätten. Wie? Stand nicht bei den Juden das Weib höher, als überhaupt bei den Heiden? Man widerlege einmal die quellenmäßige Schilderung, welche wir in Jahns Jahrbb. Supplbd. 14 ff. gegeben haben. S. 304 heißt es: „Es fehlt hier das Pronomen „sich" (Ostark bäumet), wie auch Str. 7, 1 (ihr wälzend Auge); 14, 5 (sehnend nach dem Vaterlande). Mit solch einer Bemerkung scheint uns nichts gewonnen. Das Pronomen fehlt hier, freilich, aber 10,000,000 Thaler fehlen hier auch. Viel besser S. 8: „hat kochen immer aktive Bedeutung? Gieb einige ähnliche Verba an, die aktivisch und neutral sind." — Ob „wälzen" und „sehnen" und „bäumen" selten intransitiv sind, darauf kommt es hier nicht an; genug, sie stehen so, es konnte dann noch erörtert werden, ob ein solcher Gebrauch zu billigen sei. Auch „neigen" steht S. 21 für das gewöhnliche: „sich neigen". Indem wir hier auf unsere Abhandlung über eine Art von intransitiven Verben verweisen, fügen wir für die intransitive Bedeutung von „schüttern" einen Beleg hinzu, indem Schiller in unserem Lesebuche S. 129 sagt: „Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde." S. 179 hätte auch „verwildern" als trans. und intrans. bezeichnet werden können, indem Herder sagt: was den Verstand verrückt und den Geschmack verweichlicht oder verwildert, denn die Redensart: „der Knabe verwildert, die Gegend verwildert" ist bekannt genug. Wir tragen auch speisen nach; S. 60 steht: „mich Armen zu speisen" —; „er speiset" — ist aber sehr üblich; „der verwilderte Hain" steht S. 57. — S. 101 steht: „Eidechsen, an den Bäumen hinaufwindend," was, wenn hier kein Druckfehler obwaltet, auf intrans. Bedeutung hinweiset. Gerstäcker sagt (Wilde Scenen ꝛc. B. I., S. 35): „Ich bin gezwungen gewesen, in einen hohlen Baum zu kriechen und dort schüttelnd vor Frost bis zum nächsten Morgen liegen zu bleiben," und bei Lessing 24, 48 sagt ein von ihm gerühmter Dichter: „Kunst, die vor Thronen nicht entblödet." S. 188 bemerkt Herr K. richtig, daß Göthe das Wort: „hinschleichen" (wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht) aktiv gebraucht habe, dies aber eine seltene Bedeutung sei; wir haben hier wieder: „die Tage schleichen hin" — „ich schleiche die Tage hin". S. 197 konnte bei Mond=Monat bemerkt werden, daß es in der Mehrzahl auch schwach geht. Nach Götzinger, deutsche Sprachlehre, 3. Aufl., §. 133, sollte es immer in dieser Bedeutung schwach sein, doch wir haben schon früher gezeigt, daß dieses nicht so ist. Wie Lichtwer sagt: „Drei Monden waren jetzt vergangen, da stellten sie sich wieder ein", so sagt Schiller (das Eleusinische Fest): „Ehre das Gesetz der Zeiten und der Monde heiligen Gang" und Voß (Virgils Landbau 4, 507): Sieben Mond' auf einander, erzählen sie, hab' er beständig durchjammert; Kind Gedichte (Bd. II., S. 110): Noch zwölf Monde hin und wieder trieb mich rastlos ein Gelübd; Schiller (Bd. IX., 295): Sechs Monde weilt mein Vater schon entfernt; 321: Sechs Monde trag' ich schon den Pfeil in meinem Herzen; 344: Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geschmachtet; Stollberg (Wiegenlied zu singen für m. Agnes): Trug ich dich nicht neun Monde ꝛc... Die Form „Steineswand" S. 283 würden wir nicht unbedingt

tadeln, da ja die Form nicht als eine solche braucht angesehen zu werden, deren Theile in Appositionsverhältniß stehn, wie Gottmensch, Rheinstrom, Prinzregent, Fürstbischof, Harzgebirge, Rehkuh, sondern als Zusammensetzung genitivischer Art. Der Stein hat einen Gipfel, er kann auch eine Wand haben. S. 39 konnte mit „grundreich" verglichen werden „steinreich". S. 56: „gegen mir", S. 48: „Was hälf' es mich" sind wohl Druckfehler, wie 26 der cursächliche Genitiv und 269 der Seneke. S. 356, Str. 4, Vers 8 hat eine Silbe zu wenig, 257 muß „to- benden", S. 8: „Verba", S. 178: „der Seelen.. eingedenk zu sein", S. 31 vorletzte Zeile: „wagten es nicht", S. 33: „Herzog" stehen; 192: „unbezeugt". S. 172 ist Anm. 7 und 8 versetzt und S. 57 sind die beiden ersten Wörter der 3ten Anm. unverständlich. S. 44 soll für compatere wohl computare stehen. Den Vogt können wir ohne handgreiflichen, geschichtlichen Beweis unmöglich mit unserm Verf. von advocatus herleiten, sondern wir lassen ihn bis jetzt zu „fügen" ungefähr in demselben Verhältniß stehen, in welchem der griechische Harmoste zu ἁρμόζειν stand. Sollte étage nicht von „Stock" und estrade von strata (via) kommen? Vergl. S. 132 und 137. Die Erklärung von „mutterselig allein = von jedermann (jeder Seele) verlassen, den die Mutter geboren hat", können wir eben- falls nicht billigen, wir finden darin eine sinnige Hindeutung auf Muttertreue und erklären: „sogar von der Mutterseele verlassen."

Wir dürfen das Werk des Herrn Verf. mit gutem Gewissen den Lehrern und Erziehern der deutschen Jugend empfehlen. Druck und Papier sind lobenswerth.

Coesfeld. **Teipel.**

Urkunden der Stadt Obermoschel in der vormaligen Grafschaft Vel- denz, zum erstenmale herausgegeben, theilweise übersetzt und voll- ständig erläutert von Dr. Karl Roth. München 1848. 4.

Genau abgedruckte Urkunden sind wichtig für Geschichte, Geographie (Topo- graphie), Rechtskunde, Sprachforschung. Auf genauen Abdruck der hier mitge- theilten Urkunden können wir uns wol verlassen. Hr. R. versichert es uns, und wir haben keine Ursache, Zweifel in seine Versicherung zu setzen, um so weniger, als er selbst wegen ungenauen Abdrucks der Urkunden den Herausgeber des Codex diplomaticus fuldensis, Hrn. E. F. J. Dronke, in dem Münchener gelehr. An- zeiger (1849, Nr. 136 f.) streng tadelt. Herr Roth liefert die Urkunden im Ori- ginal, dann eine neudeutsche Uebersetzung derselben und gibt Anmerkungen a) zum Text (sprachlicher Art) und b) zur Uebersetzung (sprachlicher und sachlicher Art). — Die Urkunden sind ein schöner Beitrag zur Geschichte und Topographie; die sach- lichen Anmerkungen erläutern das Nothwendigste. Ref. überläßt die Besprechung des Buches in geschichtlicher und geographischer Hinsicht andern Zeitschriften, und will, dem Zweck dieses „Archivs" gemäß, nur bei den sprachlichen Anmerkungen etwas verweilen. Diese sind im Allgemeinen, so Schätzenswerthes einige derselben enthalten, hier, wo sie nur zur Erklärung des Textes dienen sollten, zu umfas- send und auf Fremdes abschweifend. Hierbei hebt Ref. noch besonders das hervor, daß der Verf. neben den Erklärungen, welche durch den Originaltext veranlaßt wurden, auch Rechenschaft gibt, warum er in seiner neudeutschen Uebersetzung dieses und jenes Wort gerade so schreibt, z. B. Statt, auß 2c. Störend ist es auch, daß der Verf. einerseits das Gleichartige mitunter an verschiedenen Stellen behandelt, z. B. thun S. 2 und 5, Rhein S. 9 und 20, verleihen S. 11 und 24, scheuern S. 12 und 14, drängen S. 14 und 17, wodurch Wiederho- lungen unvermeidlich waren, und andererseits zu viel Polemik gegen unsere heutige (freilich oft sehr schwankende) Orthographie, ja sogar gegen die Calendermacher einmischt.

Der näheren Betrachtung einiger Anmerkungen, bei denen Ref. etwas zu er-

innern hat, schickt derselbe den Satz voraus, daß (nach den Erörterungen von Grimm) im Laufe der Zeit viele kurze Sylben allmälig lang geworden sind, daß namentlich an die Stelle des mhd. i ein nhd. ie getreten ist. Diese und andere Veränderungen traten besonders im 15—16. Jahrhundert ein, wurden aber in einzelnen Formen schon im 14. Jahrhundert angebahnt. In dieser Hinsicht ist es wichtig, schon in einer Urkunde von 1323 die Form diesen statt disen zu finden. Ein älteres Beispiel ist weder Hrn. Roth noch dem Ref. bis jetzt bekannt. — S. 2 zu der ersten Urkunde vom Jahre 1323 sagt der Verf.: „Das Ringelchen auf dem u ist in der Regel ein o, und das ů = uo (als Doppelselbstlaut); důnt (süddeutsch tůnt) wäre demnach duont und tuont zu lesen, und wird auch in altdeutschen Druckschriften gewöhnlich so wiedergegeben. Ich habe aber nicht gewagt, hier duont zu schreiben, weil damals (1323) in Moschel wahrscheinlich schon Jedermann dunt sprach, und auch meist schrieb." S. 5 zur zweiten Urkunde vom Jahre 1349 sagt der Verf.: „So (tun) die Urkunde statt tůn oder tůn (spr. tuon und tuen); Letzteres folgt zweimal (in derselben Urk.). Es sprach aber damals (1349) in Speier*) schon Jedermann tun wie jetzt." Ob 1323 in Moschel wahrscheinlich Jedermann schon dunt und 1349 in Speier Jedermann tun sprach, weiß Ref. nicht, und bemerke hier nur, daß das ů, ů gewiß mit schwach hörbarem o, e nach dem u der Uebergang ist aus dem mhd. uo in das nhd. u. Daß das Sprechen dem Schreiben voranging, unterliegt keinem Zweifel. Es scheint nicht rathsam, in neuen Abdrücken von Proben aus dem 15—16. Jahrh. jenes ů durch uo wiederzugeben. Grimm sagt (Gram. I. 1, 221. 3. A.): „aus dem ü für mhd. üe erklärt sich die verdrängung des uo am leichtesten, dass man auch den reinen laut schuf für schuof annahm." S. 3 wird als „altsüddeütsche" Form unsers zwanzig zueinzug angeführt. Die Benennung „altsüddeütsch" statt althochdeutsch ist sonst nicht gebräuchlich. Graff V, 721 hat ahd. zueinzug, zueinzoch, zueinzig, altſ. tuêntig; nach Grimm (Gram. I, 763) bilden sich ahd. die Zahlen von 20—100 mittelst des unflectierten zue, zoc, später zee. — S. 6 und 14 spricht der Verf. über die Form Dinstag und zieht dabei wacker gegen die Calendermacher los, weil sie Dienstag, oder gar Diensttag schreiben. „Dienstag, was die Meisten schreiben und empfehlen, ist unrichtig; denn die Umgangssprache der Gebildeten verlangt Dinstag, indem weder ī noch ie vernommen wird, sondern ein geschärftes i", sagt der Verf., auf die Umgangssprache der Gebildeten zu viel bauend. Wenn nun aber der Verf. auch Schmitthenner tadelt und ihm zuruft: „man soll den Irrthum nirgend empfehlen, sondern ihn, wo er auftritt, muthig bekämpfen"; so erklärt Verf. mit Grimm (d. Mythologie 2. A. S. 113) Dinstag für schlechter als Dienstag, das ie hat guten Grund in der Etymologie. — S. 7 entwickelt der Verf., warum er Statt für Stadt schreibe. Diese „alberne Schreibung" (Stadt) hat sich allmälich festgesetzt und wird schwerlich sobald verdrängt werden, um so weniger, als die ursprüngliche Bedeutung (Burg) sich im Lauf der Zeit geändert hat. Dabei nimmt es sich eigen aus, wenn der Verf. auf dem (1.) Titelblatt sagt: „Urkunden der Stadt Obermoschel" und auf dem 2. „Urkunden der Statt Obermoschel." — S. 9 und 20 sucht der Verf. die (allerdings richtigere) Form Rein für Rhein zu rechtfertigen. Hierbei ist dem Ref. sehr aufgefallen, daß der Verf. in seinem (1848 gedruckten) Buch auf Grimms Gram. in 3. (1840 gedr.) Auflage keine Rücksicht nimmt, und noch gegen Grimms frühere Ansicht streitet, während derselbe hier (Gram. I. 1. S. 98. 3. Anm.) eine andere Deutung versucht, indem er sagt: „Ganz für sich steht der Flussname Rîn, der auch ags. altn. ebenso lautet und dem lat. Rhênus, gr. Ῥῆνος entspricht. weder in rinnan noch hrînan darf die wurzel gesucht werden, die Deutschen nahmen in frühester zeit das celtische wort auf und bestimmten seinen vocal anders, nicht aber empfingen die Römer den namen aus der deutschen sprache, denn sonst würde zu ihrem Rhênus ein deutsches Hrân stimmen. die goth. form war wol Reins, nicht Hrêns noch Hráins." — S. 13 er-

*) Die Urkunde ist von K. Karl IV. in Speier ausgestellt.

klärt der Vf. Hilfe für „gar nicht hochdeütsch“, wogegen doch wol die ahd. oft vorkommenden helfa und hilfa (einmal hulfa) bei Graff IV, 922 f. sprechen. Auch Grimm (Gramm. I. 1, 221. 3. A.) zieht Hilfe vor. — Warum der Vf., den Urkunden folgend, in der neuhochdeutschen Uebersetzung S. 9 drengen, S. 15 bedrängen schreibt und vertheidigt, ist schwer einzusehen. Der Umlaut in senken, sprengen, tränken, drängen ist schwankend, wie der Vf. selbst zugibt: aber in demselben Buch einige Seiten von einander sollte doch derselbe Vf. dieselbe Schreibweise beibehalten. — S. 20 sagt der Vf.: „In folgenden Wörtern ist das e wurzelhaft, wird aber der Schärfung wegen jetzt nicht mehr geschrieben. Dirne, immer, Licht; ferner in fing, ging, hing und — hilt“ (auch in hilt?), und doch eifert er S. 13 so sehr für das etymologisch richtige auß statt aus, wo dann noch der bedenkliche Satz steht: „der Urkunde folgend, schreib' ich in der Uebersetzung überall auß st. aus, wenn mir die richtige Form vorliegt.“ Also ahd. bald auß, bald aus, je nach der Form der Urkunde? Und doch heißt es auf derselben Seite: „Es kostet Ueberwindung, der Urkunde das richtige Vatter, was doch Schreiber dieser Zeilen überall in seiner Heimath zu hören bekam, nicht nachzuschreiben!“ Der Vf. folgt also bei der ahd. Schreibung bald der Etymologie, bald der Urkunde, bald der Umgangssprache der Gebildeten, bald der gewöhnlichen Volkssprache (der gemeinen Mundart, wie sich, unverächtlich, Grimm ausdrückt) — wahrlich ein unsicherer Weg.

Hadamar. **J. Kehrein.**

Poetische Versuche in plattdeutscher Mundart von F. Zumbroock. Zum Besten der Armen. Dritte vermehrte Auflage. Münster. Mit Aschendorffschen Schriften. 1849.

Es ist nicht unsere Absicht, dieses 5 Bogen große Schriftchen einer nähern Kritik zu unterwerfen, vielmehr wollen wir dasselbe bloß durch ein kurzes Referat bei denjenigen unserer Leser einführen, die an mundartlichen Productionen irgend ein Interesse nehmen.

Diese harmlosen „Versuche in plattdeutscher (münsterscher) Mundart„ machen offenbar zunächst nur darauf Anspruch, das Zwerchfell der Münsteraner zu erschüttern, und behandeln demgemäß meist Scenen aus dem Volksleben, die in ihrer komischen Natur für die Darstellung in der platten oder niederdeutschen Mundart am besten geeignet sind. — Der Hr. Verfasser, den wir durch sein Büchlein, ohne ihn sonst irgendwie zu kennen, liebgewonnen haben, ist ohne Widerrede ein Mann, der so recht im Volke — im münsterländischen Volke — steht. Darum kennt er auch dies Volk genau. Er kennt sein Leben und Streben, seine Anschauungsweise, all seine kleinen Freuden und Leiden, Schwächen und Gebrechen, seine Witze, seine Gewohnheiten und seine Abneigungen. Er hat mit ihm gesessen und gegessen, getrunken und gesungen, gescherzt und gelacht; überall ist er bekannt und dabei gewesen, und kein Zug in dem naturgetreuen Bilde, der ihm entgangen wäre — keine Aeußerung, der derben, naiven Volksnatur, die er ihr nicht abgelauscht hätte. — Alles dies nun ist in dem Büchlein mit einer Treue, einem Humor dargestellt, daß sich der Hr. Verfasser um die Gesundheit der Münsteraner, sofern die Gesundheit vom Lachen theilweise abhängig ist, ein unbestreitbares Verdienst erworben hat, was um so ausgebreiteter sein mag, als das Schriftchen binnen ganz kurzer Zeit die dritte Auflage erlebte.

Wenn wir nun aber das Büchlein in dieser Zeitschrift besprechen, so haben wir weniger die unterhaltende, als vielmehr die wissenschaftliche Seite desselben im Auge. So wenig der Hr. Verf. bei Abfassung seiner Verse an die „Gelehrten“ gedacht haben mag, so hat er nichts desto weniger in denselben eine reiche Fundgrube von Idiotismen, eigenthümlichen Wendungen, sprichwört-

lichen Redensarten rc. geöffnet, die dem Forscher in deutscher Sprache große Ausbeute verspricht.

Es ist also ein Büchlein, was sehr unterhaltend und sehr belehrend zugleich ist — mehr kann man nicht verlangen.

Wir theilen noch einige Proben mit, die wir im Interesse mancher Leser mit kurzen Erklärungen begleiten.

1. De angoahende Krieger.

De Jung' wass nu by't Militair,
Se un he wull'n der ess hiär.[1]
Se brochten Wüörst' von Schwienemett,
Un en Pündken Buoter met.
So gieg'n elw Uhr Muorgens dann,
Kwamm'n se in de Kaserne an.
Den Schildwacht sprak de Buersmann
Ess drieste an:
„Yss usse Giädken[2]) hier?“
Kien' Antwort — de gonk hän un wier. —
„De kann nich höären!“ — sagg he!
„„Dat dügg mi auk!““ — sagg se.
Doa soagen se 'nen Corporoal,
Doa froogen se ess noch eenmoal:
„Hävv he usse Giädken seih'n?“
„„Wer ist das, wer soll das sein?““
„Oa — usse Giäd! —
„He hävv'n lük Wichterhiät.“[3])
„„Was weiß ich von Giäd?““
Doa leip he hiär, schnuof essen Piäd.
„Süh! doa steiht et, usse Kind!
„Mi dügg, ess wann he grind!
„Giädken, Giädken, leiwe Dier!“
„„Moeder! — Vader! ji hier?““
Un de Junge kwamm heran.
„Nu! — wu geiht di't dann?“
„„Wu mi't geiht?
„„Ess ji seih't:
„„Den ganzen Dag masseeren,
„„Niks ess kujeneeren!
„„Un all' Dage, de Guod kummen lött,
„„Erfte[4]) oahn 'nen Auge Fett!
„„Un niks ess Waater för den Duorst!““
„Kiek — ik hävv' ne graute Wuorst,
„Un Buoter, un noch mehr,
„Bedenk', de Tiet geiht der hiär!“
„„Den ganzen Dag män een Moal,
„„Schimpet so'n Corp'roal:
„„Hüte het't: du Mottenkopp!
„„Wacht', ik krieg' di noch in't Lock;
„„Muorgen: Schwienekopp, Ossenkopp!
„„Du Esel im Soldatenrock!
„„Un doa man weet, dat man en Mensk yss,
„„So yss't em'm recht to'm Ärgerniß.
„„Dann sägg he: Vaterlandsvertheidiger werden! —
„„Es gibt kein größer Schaf auf Erden! —
„„Vaaderland vertheid'gen doa sinn'k auk nich de Mann,
„„Ik seih' in, dat'k dat auk ganich kann;
„„Denn wenn'k män denk, et gäff ess Krieg,
„„Dann biev' ik all an't ganze Liev!““
„Oa wat! — Krieg gifft nich mehr,
„Dat litt he nich, de leive Häer!“
„„Wu geiht't de oalle Suege[1]) dann?““
„Guod! — ess ik nich anders säggen kann!“
„„Hävv' ji all Köh' utdrieven?““
„Ne! — Gräss will't noch nich gieven!“
„„Wu geiht et Noabers Drücksken[2]) dann?““
„De denkt an di, so viel se kann!“
„„Oa — Guod! — dat leive Hiät!““
„Nu grien' doch nich, Giäd!
„Doa! — biet ess eenmoal von de Wuorst!“
(He beet, streck met de Hand de Buorst.)
„„Ha!““ He beet noch eenmoal, un att,
Bess dat he drüöver Drück' vergatt.
„De Wuorst — dat wull ik noch bemiärken —
„Iss von dat Maisiärken!“
„„Wat immer dör den Thun dör kreip?
„„Un dann in den Goaren leip?
„„Wat ik un Noabers Drück, dat leive Hiät,
„„Ess eenmoal hadden by den Stiät?““
„Jau, datsölvigt', — grade dat!“
He gnehsede[3]) vergnögt un att.
„Compagnie! antreten!“
„„Oa Häer! — nu mott'k der wierder hän!““
„Dann goah di't guod! — wie kieft't noch essen an!
„Un dann — bess neigste Wiäke dann!“

[1]) Sie und Er (Mutter und Vater) wollten einmal zu ihm hin.
[2]) Gerhardchen.
[3]) Mädchenherz.
[4]) Erbsen.

[1]) Sau, Schwein.
[2]) Gertrudchen.
[3]) schmunzelte.

Nu sprungen se[1]) von de Hacken up de Tehne[2]),
Schloogen Aam's und Been' dör'n eene.

[1]) die Soldaten.
[2]) Zehen.

„Kumm — willt goahn, dat'ss niks för mi,
„Dat iss Menskenkwiälerie!"
Se gongen — nüe Wüörst' kreeg Giädken voll',
Dat he dat Springen gued utholl.

2. De plattdütske Sproake.

Ji Kinder ut de Stadt
Holl't ju an dat däft'ge Platt!
De Sproake full Gemöthlikkeit
Draff nüms[1]) ganz in Vergiätenheit.
Doa iss nu kiene Magd un kienen Knecht,
De nich dat Plattdütsk wöär to schlecht;
Alles geiht nu Radebraken,
Se könnt een'n der met an't Lachen maken.
So'n Jung' kümp trügg' von't Militair,
De vertellt doa nu wat hiär:
„So de haugen Häeren
„Konnten oft verdreitlik wären;
„Ganz licht ähr dat wull növerkwamm.
„Toerst fonk de Ginroal dann an:
„Die Weißheit der Hosen der Füsilier
„Ist besser, als die der Muskatier; —
„Die Zahmbauern[2]) (es war nicht zu ertragen)
„So schlecht haben sie mich geschlagen;
„Die Festung im Schritt war schlecht,
„Nächstens macht mich's recht!" —
Doa iss'ne Frau in'n Goahren,
Gar in Telgte[3]) geboaren,
De sägg: „Bennezchen!
„Geh mal nach Papa hän,
„Sag', ich hätt Verschirl[4])
„An meinem Schüpfenstirl;
„Ich hätte das Rabatt
„Nun um appat[5]), —
„Geh, geh, und thu ihm sagen,
„Er möchte mich eben an's Rabatt schlagen."
Doa geiht en Kinderwicht
Un giff den ersten dütsken Underricht:
„Alfrett! — Du iss't mich nun nicht mehr!
„Geschwind gib mich die Tute her!
„Große Junge! — willst Soldate wären;
„Das gäb mich auch 'en netten Hären!

[1]) Niemand.
[2]) Tambours.
[3]) Städtchen, 1 Meile von Münster.
[4]) Platter Ausdruck für Schaden, Gebrechen.
[5]) Flickwort, wie das süddeutsche halt oder holter.

„Das gäb mich 'en netten Soldate,
„Der nichts frißt als Appeltate!" —
„Mathilli! — tritt mich orndlich auf den Fuß,
„Daß ich dich immer erinnern muß! —
„Trittst — mich alle Schuhe schief,
„Sind die Kappen noch so stiew!"
De Denstmagd kick ess ut de Döar,
Doa steiht de Schatz der föar:
„Süh' Hinrick, wo seinst du gestern geblieben,
„Wo hast du dir herumgetrieben?"
„„Ach du Licht meiner Lebenslaterne!
„„Drüeke! — gekommen wöär ich gerne,
„„Aber mein Herr sagte: geh' hin und säge mich!
„„Ja Drüeke, — und bei die Laterne sägte ich!
„„Mußt ich auch beim Sagbuck bleiben —
„„Mein Herz that sich bei dich 'rumtreiben!""
„Ja, — und ich lief so faaken[1]) nach die Dür',
„Die Suppe kochte mich in's Füer,
„Die Madamme hat's mich tüchtig gestochen;
„Sie sprach: laß mich noch einmal überkochen!"
So geiht et nu in usse Stadt
Weg sall dat guede, daft'ge Platt
Un met de Sproake stigg auk de Haugmoed süss,
Man seih' män, wat so'n Miäken stöädig iss!
Den eenen Dag de Stroate fiägen,
Den annern Pamellahöde, brus'ge Röcke driägen,
So de Kleder, so de Sproake denk't se dann,
Un fang't an't Radebraken an.
Oa! un usse Damen hier, so rechte fiene,
Höärt de Platt, se kriegt jä Oahrenpiene;
Se sind geboaren un ertrocken all to moalen
Midden hier in't plattdütske Westphoalen,

[1]) oft.

Un doah't, kriegt Plattdütsk se to höären,
Eſſ wenn bei Babels Thoan ſe wöaren;
Se ſäggt: „Hübſch ſind die Gedicht', allein
„Das Plattdeutſch klingt doch zu gemein!"

Se doaht, eſſ wenn ſe niks von Plattdütsk wüßten;
En Jeder doah' noa ſien Gelüſten,
Ik ſägge män, un nützlik wöar't den Meeſten:
„Schohſter bliev bi dienen Leeſten!"

Wir können die Verſicherung geben, daß wir nicht etwa hier die beiden beſten Stücke, ſondern zwei, die nicht zu lang ſind, vorgelegt haben, und verweiſen Liebhaber auf das Büchelchen ſelbſt, welches nicht leicht Jemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Elberfeld. **Cornelius.**

Lehrbuch der deutſchen Sprache für Schüler auf der zweiten Stufe des deutſchen Sprachunterrichts. Nach den Anſichten der neuern Grammatiker bearbeitet und mit vielen Uebungsaufgaben von J. Ch. Jahns, Rector der Neuſtädter Knabenſchule zu Hannover. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Hannover 1849. Im Verlage der Hellwingſchen Hofbuchhandlung. VIII und 214 S.

Durch die Worte in dem Titel „für Schüler auf der zweiten Stufe ꝛc." mußten wir auf den Gedanken kommen, der Herr Verf. habe ſelbſt ſchon ein Buch für die erſte Stufe herausgegeben, oder er werde wenigſtens in der Vorrede ſich darüber ausſprechen, was er, als auf der erſten Stufe vorgekommen, vorausſetze. Das Erſtere ſcheint nicht der Fall zu ſein, und das Zweite haben wir zu unſerm Bedauern auch nicht gefunden. Wir müſſen uns alſo durch eine Suppoſition helfen, und irren vielleicht wenig oder gar nicht, wenn wir annehmen, ſein Buch ſei etwa für Quarta und Tertia, wo nicht gar für Quinta und Quarta einer höheren Schule beſtimmt.

In dieſer Vorausſetzung erklären wir offen, daß wir für dieſe Stufe ein abgeſagter Feind der vortragenden Methode hinſichtlich faſt aller Lehrgegenſtände ſind, ſei es nun ein mündlicher Vortrag des Lehrers, oder ſei es der — meiſt noch trockenere — eines Lehrbuches. Ganz beſonders gilt dies vom Unterricht in der Mutterſprache. Da lieben wir, ſoweit auf den unteren Stufen überhaupt Grammatikalien vorkommen dürfen, gemeinſames Betrachten der ſprachlichen Verhältniſſe von Seiten des Lehrers und der Schüler, Selbſtfinden, Selbſtabſtrahiren von Seiten der Letzteren, und ſtellen an den Lehrer die Forderung, durch ſeine Kenntniſſe, ſeine Geſchicklichkeit im Unterrichte und durch ſein gutes Leſebuch jedes eigentliche Sprachlehrbuch überflüſſig zu machen. Der ſtarre Ton in einem ſolchen Lehrbuche bringt die dummen Jungen zum Stumpfſinn, die mittelmäßigen zur Gedankenloſigkeit, und die begabten zur Verzweiflung. Wir gedenken ſelbſt noch mit jenem gemiſchten Gefühle von Freude und Wehmuth, wie es immer nach glücklich überſtandenen Leiden bei uns ſich einfindet, an die längſt hinter uns liegenden ſchauervollen Stunden, in denen wir (ſchon Jüngling!) Heyſe's Schulgrammatik tractirten, und von ihr dafür maltraitirt wurden. Gern wollen wir zugeben, daß die Bücher verſchieden ſind, und daß ein lebendiger, gewandter Lehrer das Uebel bedeutend mildern kann; aber ein Uebel bleibt es, und zwar ein großes. Deutſche Grammatik iſt unter den meiſten Umſtänden allein ſchon hinreichend, den Knaben von 12—15 Jahren Furcht einzujagen; aber deutſche Grammatik aus einem Lehrbuche lernen — das muß für ſie zum „Schrecklichſten der Schrecken„ gehören, oder ſie ſind keine rechte Jungen.

Diese Erfahrungen sind längst schon von vielen aufmerksamen, denkenden Lehrern gemacht und ausgesprochen; doch scheint's, daß die Lehrbücher noch immer viel Anhänger und Abnehmer haben, indem solche Schriften oft ganz schnell neue Auflagen erleben. Da muß man denn warten, bis es besser wird.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen wollen wir noch einige Worte über das in Rede stehende Buch sagen. — Der Titel enthält unter andern die Worte: „Nach den Ansichten der neuern Grammatiker bearbeitet." Hinsichtlich des Ganzes folgt der Herr Verf. hauptsächlich Becker. Vom Satze im Allgemeinen ausgehend, werden Satzverhältnisse, Wortarten, Etymologie, Flexion, Casus 2c. bis zum zusammengesetzten Satze, den Perioden und der Interpunctionslehre gelehrt, und an Aufgaben eingeübt. Zuletzt kommt, wie bei Becker, die Orthographie. Im Detail viel Beckersches, aber stark mit Heyse versetzt, von welchem Letztern auch eine Menge sprachlicher Raritäten, sehr viele Uebungsstücke und unter ihnen die — unseligen, längst verurtheilten — mit versteckten und himmelschreienden Fehlern, das alte Declinations- und Conjugationsschema u. s. w. entlehnt sind. Letzteres enthält bei Becker (mit Recht!) keinen Conjunctiv des Imperfects und Plusquamperfects, wol aber dafür einen Conditionalis des Präsens und Perfects, wie sie ja in der That auch uns vorkommen. S. S. 11.

Die scharfe Trennung der einzelnen sprachlichen Disciplinen, namentlich der Etymologie, der Interpunctionslehre und der Orthographie von der Satzlehre und der Lehre von den Wortarten scheint uns für diese Stufe nicht geeignet und wird auch nur selten noch von den Lehrern der betreffenden Schüler befolgt.

Druck und Papier sind ausgezeichnet schön.

Elberfeld. **Cornelius.**

---

1. Anweisung zur Aussprache des Englischen mit einer Wandtafel von Dr. H. Schottky. Breslau 1848. 21 S. 8.
2. Die englische Aussprache in möglichst einfacher und zuverlässiger Darstellung von Dr. Bernh. Schmitz. Berlin 1849. 112 S. 8.
3. Lindley Murray's Methodische Anweisung zur Erlernung einer richtigen Aussprache des Englischen, für Deutsche bearbeitet, als Schulbuch zum Unterricht im Englischen, insbesondere für Kinder. Göttingen 1849. 216 S. 8.
4. Grundzüge der englischen Aussprache für Gymnasien und Realschulen. Von Dr. F. Ahn. Köln 1850. 101 S. 8.

Vier Schriften von ungleichem Umfange über die Aussprache des Englischen liegen vor uns, die sämmtlich den rein praktischen Zweck, als Anleitung für Lernende zu dienen, verfolgen. Wir glauben, Lehrer wie Lernende werden im Allgemeinen sich geneigt fühlen, dem kürzesten Buche über diesen Gegenstand, wenn es der nothwendigen Vollständigkeit nicht ermangelt, den Vorzug zu geben; denn bei Allen wird die Ueberzeugung feststehen, daß die Kunst einer richtigen Aussprache wie jede andere Kunst, vorzüglich durch Uebung erworben werde. Etwas Anderes ist es freilich, wenn die Lehre der Aussprache allgemeinere Gesetze ausfindig macht, wie dieses in dem Werke des Hrn. Schmitz geschieht, oder aus der Abstammung der Worte aus den verschiedenen Nationalitäten manche Erscheinungen in der Phonetik erklärt, wie hierzu Andeutungen in Fiedler's wissenschaftlicher Grammatik der englischen Sprache (ersten Bandes erstes Heft) gegeben werden; hier muß sich der Sprachbeflissene schon größere Ausführlichkeit gefallen lassen, ja er wird sie als einen Gewinn betrachten, da sie durch ihren rationellen Inhalt eine gewisse Befriedigung gewährt. Aber die Erscheinungen allein, wenn sie auch in gewisse Classen

ungetheilt vorgeführt werden, richten sich vorzüglich an das Gedächtniß, und ihre Anordnung und Zusammenstellung wird nur insofern nützlich, als sie dieser Geisteskraft ihr Geschäft erleichtert.

Ganz brauchbar und, ungeachtet seiner Kürze, doch reichhaltig ist das Büchlein des Herrn Schottky, das eigentlich nichts als die Erklärung zu einer demselben beigefügten Wandtabelle enthält, auf welcher die wichtigsten Erscheinungen der englischen Aussprache an einer Sammlung von Musterworten gelehrt werden. Das bei dem Gebrauch desselben nothwendige Verfahren ist namentlich solchen Lehrern zu empfehlen, welche in einer zahlreichen Classe in kurzer Zeit ein, wenngleich nicht sehr fernes Ziel in sicherer Weise erreichen wollen. Die auf den Tabellen verzeichneten Wörter finden sich nämlich außer aller Ordnung in dem Buche wieder. Hier muß der Lehrer sie lesen lassen und dabei nach den Regeln, für welche sie als Beispiel dienen, fragen. Auf manche nicht in denselben vorkommende Erscheinung in der Aussprache aufmerksam zu machen, bleibt ihm dann bei der Lectüre anderer Lesestücke übrig. Die Beispiele beziehen sich auf die wesentlichen Regeln über Aussprache der einzelnen Vokale, zweier Vokale, der Consonanten, über Orthographie, Accent und Quantität. Das von Hrn. Schottky angewendete Verfahren, die englischen Laute durch deutsche zu beschreiben, wird jetzt freilich oft als ungenügend bezeichnet; aber nach unserer Meinung muß jede andere für Deutsche verständliche Erklärung der Aussprache doch auf eine Hinweisung auf die dem Deutschen bekannten Laute hinauslaufen, und da kommt wenig darauf an, ob dieses in directer oder indirecter Weise geschieht. Ganz ausreichend wird diese Erklärung niemals sein, wohl aber nützlich als Erinnerung an das durch die mündliche Ueberlieferung Gelernte. Dieser letztern wird immer das Geschäft, die feinere Nüancirung der Töne zu lehren, vorbehalten bleiben. Wenn es uns erlaubt ist, über die angewandte Bezeichnungsart der Laute eine Bemerkung zu machen, so würden wir rathen, die Aussprache des a in call, wenn auch gegen mehrfachen Vorgang (z. B. in der Schrift von Jos. Williams: Die englische Aussprache in erleichternder Uebersicht für Schulen und zum Selbstunterricht. Offenbach 1837), nicht durch oa, sondern durch ao zu bezeichnen, da in der Aussprache der durch dieses Beispiel angedeuteten Lautclasse nicht ein o durch a erhellt, sondern ein a durch o getrübt wird. Für einen Irrthum müssen wir die (Tab. II.) gegebene Bezeichnung des Lautes oo in food durch das deutsche u in Futter erklären; foot würde hierher gehören; food aber hat denselben Vokallaut wie school.

Das Werk des Hrn. Schmitz trägt das Gepräge sorgfältiger Forschung und könnte demjenigen Lernenden, der es mit einer Ausdauer studirt, die nur bei einem Erwachsenen vorauszusetzen ist, bis auf einen gewissen Grad den Lehrer entbehrlich machen; aber eines jugendlichen Zöglings Geduld würde auch ein gewandter Lehrer erschöpfen, wollte er ihn den hier vorgeschriebenen Lehrgang befolgen lassen, statt ihn im Laufe der Lectüre mit den Regeln der Aussprache und den Ausnahmen von denselben bekannt zu machen. Dankenswerth bleibt aber dennoch diese Arbeit, theils wegen der eingeschlagenen Methode, nach welcher die Aussprache nicht an den einzelnen Buchstaben, sondern nach allgemeinern Gesetzen der Betonung, welche für alle Vokale in gleicher Weise gültig sind, gelehrt wird; theils auch weil eine grundsätzliche Einheit in der Bezeichnung der Aussprache herrscht, bei der der Verf. unter der Autorität von Smart's Pronuncing Dictionary (2. ed. 1846) sich zur Aufgabe gestellt, die ungezierte Aussprache des gebildeten Mannes als Norm gelten zu lassen. Durch diese Eigenschaften, sowie durch die Proben, welche der Verf. von den wichtigsten Verschiedenheiten der Aussprache bei den vier bedeutendsten Orthoepisten (Sheridan, Walker, Knowles und Smart) giebt, ist das Buch auch dem in der Aussprache nicht wenig Bewanderten noch förderlich und zu weiterer Forschung anregend. In Bezug auf die Anordnung wäre eine consequentere Befolgung des von dem Verf. als eine Nothwendigkeit bezeichneten Grundsatzes, die Ausnahmen von den Regeln abgesondert zu behandeln, wünschenswerth gewesen; dann aber auch bei den Ausnahmen eine Hinweisung auf die Regeln, von welchen sie als Ausnahmen zu betrachten sind. Sehr spärlich ist die Lehre von der Aussprache der Consonanten bedacht. Manches, was sie betrifft, findet sich nur bei-

läufig da, wo man es nicht suchen wird; so ist z. B. die Aussprache des gh als f nur unter den vermischten Ausnahmen in der Aussprache des o zu lernen, wo die Wörter cough, trough und drought aufgeführt werden. Doch in Beziehung auf den Consonant gehört auch laugh und draught hierher, abgesehen von andern Wörtern, in denen ou dem gh vorhergeht, wie cough, clough, enough, rough, slough, tough. Dagegen ist die Lehre von der Betonung der Sylben, auf welcher ja das Wesen der englischen Aussprache hauptsächlich beruht, mit großer Ausführlichkeit behandelt. In die Art, welche der Verf. gewählt hat, die Laute dem deutschen Leser zu versinnlichen, kann sich ein verständiger Leser bald hineinfinden, und sie besäße vor der Verdeutschung den Vorzug größerer Correctheit, wenn nicht auch sie vermittelst deutscher Laute zur Anschauung gebracht werden müßte. „Die bequemste und natürlichste Bezeichnung der Aussprache", sagt der Verf., „ist nothwendigerweise diejenige, welche sich der durch die englische Orthographie gegebenen Mittel bedient, indem sie diese nur durch einige, möglichst einfache, künstliche Hülfszeichen vervollständigt, wie es mehr oder minder in den englischen Fibeln, Grammatiken und andern Lehrbüchern, wo die Aussprache nur gelegentlich bezeichnet wird, geübt zu werden pflegt." Von dieser Ansicht ausgehend, erklärt nun der Verf. z. B. die Aussprache von great durch grate, indem ea hier wie ai laute, welches völlig unverständlich wäre, wenn der Leser nicht gelernt hätte, wie es in dem Abschnitte von den allgemeinen Lauten der englischen Buchstaben ausgeführt ist, daß ai wie a in hate und endlich daß a in diesem Worte wie e in „Reh, wenig" zu sprechen sei. So ist also doch, nur in etwas verdeckter Weise, das Zurückgehen auf Laute unserer Muttersprache das Mittel, um zur richtigen Aussprache der englischen Laute zu gelangen. Dieses ließe sich mit Leichtigkeit für die andern Buchstaben nachweisen und beruht auf dem Gesetze, daß wir zu der Erkenntniß des Unbekannten nur durch Anknüpfung an das Bekannte gelangen. Ein Lesestück mit Interlinearbezeichnung der Aussprache und wörtlicher Uebersetzung ist dem Buche als Anhang beigegeben, wodurch die Nützlichkeit desselben für den, der ohne Lehrer die englische Sprache erlernen will, erhöht wird.

Zu einer schon veralteten Gattung pädagogischer Bücher gehört das unter Nr. 3 bezeichnete Werk, welches Prof. Benfey in Göttingen im vorigen Jahre in das deutsche Publikum einzuführen sich bemüht hat. Für englische Kinder und kleine Kinder überhaupt, welche auf dem Wege der Einübung, ohne irgend eine Zurückführung der einzelnen Erscheinungen auf allgemeinere Gesetze, allenfalls unter der Anleitung einer englischen Bonne (wozu dieses Buch in Frankreich, wo 1839 bei Baudry die 45. Ausgabe erschien, oft gebraucht wird) oder einer des Englischen kundigen Mutter, englisch lesen und sprechen lernen sollen, kann es als sehr nützlich empfohlen werden; aber übersichtlich und anregend ist es nicht, und es läßt sich von demselben mit vollem Rechte sagen, was Hr. Schmitz in der Vorrede zu seinem Werke äußert, es hätten die meisten Arbeiten über die Aussprache des Englischen eine nachtheilige Eigenschaft mit einander gemein: sie machen auf den Lernenden einen überwältigenden Eindruck und scheinen das Vorurtheil zu bestätigen, daß man im Englischen beinahe jedes einzelne Wort besonders aussprechen lernen müsse.

Als hervorgegangen aus den neuern Forschungen kündigt sich das Werk des Hrn. Ahn an. Derselbe sagt in der Vorrede: „Nachdem das englische Lautsystem in neuester Zeit der Gegenstand so gründlicher Forschung in Deutschland geworden, ist es endlich an der Zeit, das was Voigtmann, Schmitz u. A. wissenschaftlich begründet haben, nunmehr auch der Schule zugänglich zu machen und in einer den pädagogischen Anforderungen entsprechenden Methode darzustellen." So nützlich nun auch dieses Buch durch die übersichtliche Behandlung des Gegenstandes werden kann, so ist doch sein Zusammenhang mit den neuern Forschungen nur in geringem Maße zu erkennen; es stellt sich im Gegentheil seinem Inhalte nach dem ersten Theile der schon seit längerer Zeit gebräuchlichen Schulgrammatiken zur Seite, vor denen es jedoch den Vorzug einer dem Schüler leicht faßlichen Anordnung voraus hat. Die Brauchbarkeit des Büchleins für den ersten Unterricht würde erhöht werden, wenn den angehängten Lesestücken ein Wörterbuch beigefügt würde.

Düsseldorf. **Dr. A. Philippi.**

Hilfsbücher für den Unterricht im Französischen und Englischen.

Wenngleich jedes Leipziger Börsenblatt Neuigkeiten von diesem Zweige der deutschen Bücherwelt meldet, so würde man sich dennoch sehr häufig außerordentlich irren, wenn man in ihnen etwas wirklich Neues zu finden glaubt. Es ist gewöhnlich etwas sehr Bekanntes, vielleicht sogar längst Abgethanes, das uns nur etwas neu ausstaffirt mit großen Declamationen als Befriedigung eines längst gefühlten Bedürfnisses vorgeführt wird. Auch die jüngste Zeit war äußerst fruchtbar in derartigen Producten, und indem Ref. hier eine summarische Uebersicht über einen Theil der Hilfsbücher zu geben hat, freut er sich, die vorliegenden Werke im Allgemeinen für brauchbar erklären zu können, wenngleich es sich nicht in Abrede stellen läßt, daß manche unter ihnen eben so wenig einem Bedürfnisse abhelfen, als auch nur ihre Vorgänger übertroffen haben. Für die Lectüre im Französischen bemerken wir zuvörderst:

Elite des Classiques français. T. III. Le Misanthrope. T. IV. L'Avare. Avec des Notes publié par K. Schwalb. Essen, chez G. D. Baedecker.

Es ist dieses die Fortsetzung der bereits früher in dem Archive erwähnten kritischen Ausgabe der französischen Classiker, und Ref. freut sich, daß das verdienstliche Unternehmen einen so guten und raschen Fortgang hat. In der Einleitung zu Nr. III. giebt der Verf. eine kurze, treffende Charakteristik seines Dichters und zeigt dann die Entstehung und den Werth des Stücks. In dem Vorworte zu Nr. IV. werden die verschiedenen fremdartigen Elemente nachgewiesen, welche Molière bei der Abfassung seines Avare in Anwendung brachte, und es wird sodann in anschaulicher Weise die Behauptung begründet, daß der Dichter das so sehr verschiedenartige Material zu einem herrlichen Ganzen und einer vollkommenen Einheit mit Glück verschmolzen habe. Der Text und die Noten der beiden gut ausgestatteten Hefte lassen nichts zu wünschen übrig.

Zur Förderung des mündlichen Ausdrucks erhalten wir eine

Auswahl von franz. Theaterstücken der besten neueren Schriftsteller. Herausg. von L. Bischoff. I. Le voyage à Dieppe. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing.

Der Verf. bietet hier eine Schulausgabe, in welcher die Leichtfertigkeiten aus dem Texte der Stücke entfernt sind, ohne doch der Entwickelung der Handlung Eintrag zu thun, und das Buch verdient deshalb Empfehlung, da es durch die stete Hinweisung auf die feinere Umgangssprache wohl geeignet ist, dem Schüler im Verstehen und Sprechen des Französischen eine gute Uebung zu verschaffen. Besonders brauchbar aber wird diese Schulausgabe noch dadurch, daß sich am Schlusse des Stückes fortlaufende Anmerkungen vorfinden, welche den Schüler so recht in die Eigenthümlichkeiten der Sprache einführen, das Vocabelnaufschlagen und Dictiren ganz überflüssig machen und dadurch die Möglichkeit bieten, auch mit Tertianern und Secundanern ein größeres Ganzes und zwar schnell zu lesen. Hat der Schüler die in den Anmerkungen enthaltenen Winke benutzt und die Redensarten tüchtig gelernt, so wird er leicht mit Geläufigkeit übersetzen können. Ref. ist der Ansicht, daß man in den obern Classen unserer Schulen — etwa gegen das Ende des Schuljahres — ein solches Stück, gleichsam zur Belohnung, mit den Schülern lesen sollte; solche Lectüre würde einen neuen, frischen Eifer erzeugen und vielfach nützen.

Für die historische Lectüre müssen wir rühmend anführen:

Rome au siècle d'Auguste ou voyage d'un Gallois à Rome par

Ch. Dezobry. Im Auszuge bearbeitet und mit Noten versehen von Ch. Böckel. Göttingen bei Vandenhoeck u. Ruprecht.

Hr. Böckel liefert hier einen Auszug des rühmlichst bekannten großen Werkes von Ch. Dezobry, welcher von der tüchtigen Sprachkenntniß und Methodik des Herausgebers zeugt. Mit Recht sagt er in der Einleitung, daß das klassische Alterthum für die Jugend der höhern Unterrichtsanstalten in Form und Stoff eine reiche, nie versiegende Quelle der Bildung sei, wenn auch nicht die ausschließliche, wie Manche behaupten. Trotz aller Mühe bleibe die Kenntniß des öffentlichen und häuslichen Lebens der Alten bei unsern Schülern eine fragmentarische, wenn ihr nicht vollständig ausgemalte Bilder zu Hülfe kämen, welche den Leser mitten auf den Schauplatz versetzen, wo sich die großen Gestalten bewegen, welche er durch seine Studien kennen gelernt. Man muß gestehen, daß das Werk von D. dergleichen Anschauungen bietet, und zwar Bilder mit lebendiger, frischer Farbe, und Ref. muß gestehen, daß die ausgewählten Kapitel äußerst anziehend sind und die klassischen Studien der Schüler mit Erfolg unterstützen werden. Wenn es nun aber richtig ist, daß die Sprache eines Volkes nur ein besonderes Moment seines Lebens ist, und von ihm selbst unzertrennlich, daß sie der real gewordene Geist eines Volkes nach der einen Seite hin, wie dieser real gewordene Geist seine Geschichte ist, — dann sollte man für französische Lectüre vorzugsweise diejenigen Bildungselemente berücksichtigen, welche dem französischen Volke eigenthümlich und ächt national sind, und die dem deutschen, englischen u. s. w. fehlen, — wir meinen, das Lesebuch sollte Lebensbilder des französischen Volkes und der französischen Geschichte geben. — Was die Erläuterungen betrifft, durch welche Hr. B. seine Ausgabe bereichert hat, so können wir versichern, daß sie eine gründliche Anleitung enthalten zu einer tieferen Auffassung der Sprache überhaupt und zugleich über Sachliches genügende Auskunft geben.

Als Jugendlectüre, besonders für den Privatgebrauch, empfiehlt sich die

Bibliothèque française redigée par Ch. Zoller. Stuttgart bei E. Hallberger,

von welcher bereits 4 Lieferungen erschienen sind, enthaltend: Graziella par Lamartine, Lydie par Nodier, Robertine par Bawr, Picciola par Saintine. Jedes Bändchen enthält etwa 10 Bogen, ist correct gedruckt und vorzüglich gut ausgestattet, und kostet nur 10 Ngr. Der Herausgeber hat seine Bibliothek für dasjenige Alter bestimmt, wo Kinderschriften nicht mehr genügen und die ausgewählten Schriften zeichnen sich aus durch Correctheit und Schönheit der Sprache, wie auch durch Reinheit und das Anziehende des Inhalts.

Schließlich erwähnen wir noch der

Exercices de Mémoire. I. Partie, mise à la portée des enfants par C. Narbel. Berlin bei Duncker,

welche hier bereits in der zweiten Auflage erscheinen. Die ausgewählten Stücke sind von Dichtern ersten und zweiten Ranges entlehnt, aber für die Jugend recht geeignet, und wir müssen die Sammlung als ein ausgezeichnetes Memorirbüchlein bezeichnen, das wir besonders zum Gebrauche für Mädchenschulen dringend empfehlen.

Für die Lectüre im Englischen haben wir zuerst auf die

Sammlung englischer Schauspiele der neuesten Zeit, herausgegeben von F. H. Strathmann. Arnsberg bei Ritter,

aufmerksam zu machen, von welcher soeben nach längerer Unterbrechung das fünfte und sechste Bändchen erschienen sind, mit dem Inhalte: Sardanapalus von Byron und Ways and means or a trip to Dover von G. Colman. Die beiden Hefte sind wie die frühern mit kurzen zweckmäßigen Noten versehen und empfehlen sich für den Privat- und Schulgebrauch; statt des Sardanapalus hätten wir freilich eine andere Wahl gewünscht.

Im Vorbeigehen erwähnen wir noch der neuen Ausgabe des

Englischen Lesebuches von Wahlert. Bielefeld bei Velhagen und Klasing,

dessen Verfasser vor ganz kurzer Zeit gestorben ist. Die vierte Ausgabe unterscheidet sich nur dadurch von den frühern, daß sie mit einem 18 Seiten langen Abschnitte über die englische Aussprache versehen ist.

Ein Herr B. (?) hat unter dem Titel:

History of the conquest of Mexico by W. Prescott. Lemgo und Detmold, in der Meyer'schen Hofbuchhandlung,

einen Auszug des interessanten P.'schen Werkes erscheinen lassen und demselben eine Anzahl sachlicher Bemerkungen beigegeben. Das vorliegende Buch bietet ein anschauliches lebensvolles Bild des ersten und zweiten Zuges nach Mexico in einer leichten und einfachen Sprache, und Niemand wird dasselbe ohne Befriedigung aus der Hand legen. Zu bedauern ist es nur, daß der Verleger nicht größere und besonders schärfere Lettern gewählt hat, sodaß sich z. B. e von c besser unterschiede.

Von den neuerdings erschienenen Lesebüchern sind am bemerkenswerthesten:

1. Neue Methode zur leichten und schnellen Erlernung der englischen Sprache von C. Lütke. II. Bd. Lesebuch. Glatz bei Hirschberg.
2. Englische Prosa. Lesebuch für höhere Schulen von H. Schottky. Breslau bei E. Trewendt.
3. Instruction and Recreation, a selection of Engl. Literature by H. A. Manitius. Dresden, bei Adler und Dietze.

Nr. 1. bildet den zweiten Theil einer Grammatik, welche wir nächstens besprechen werden; der Lesestoff umfaßt 139 Seiten, an welchen sich ein Wörterverzeichniß anschließt. Wir finden zuerst einige Briefe der Lady Montague, zwei historische Stücke von Robertson und W. Irving, sodann zwei Reden von Canning und Chatam, darauf verschiedene Schilderungen und endlich einige Bruchstücke aus Shakspeare's Julius Cäsar und Romeo und Julie. Die Stücke sind sämmtlich lesenswerth, aber man begreift ihre Anordnung durchaus nicht, und es scheint dem Buche ein sicheres, festes Princip ganz zu fehlen. Auf den ersten Seiten findet sich eine Fluth von Noten, welche dem Schüler über die Bedeutung von I, myself, you, some u. dgl. Aufschluß geben und ihn belehren, daß z. B. I shall give das Futurum von (to) give ist; — und nach kurzer Zeit liest der Schüler Parlamentsreden und den Shakspeare und bedarf dazu nur weniger Winke! Wir müssen gestehen, daß uns eine solche Methode wirklich ganz neu ist.

Nr. 2. enthält Abschnitte aus Irving, Sterne, Swift, Bacon, Lamb, eine Rede von Pitt und zwei Stücke aus Chamber's British History. Der Verf. giebt damit dem Schüler ein klares Bild von verschiedenen wichtigen Zeitverhältnissen und bedeutungsvollen Momenten der englischen Geschichte; die einzelnen Abschnitte sind lehrreich und geschmackvoll ausgewählt und wir bedauern nur, daß sie nicht etwas methodischer geordnet und durch noch andere Stücke vermehrt worden sind, welche das äußerst brauchbare Büchlein zu einem vollständigen Ganzen gestalten würden.

Nr. 3. zerfällt in 8 Abschnitte: I. Tales, Dialogues, Plays. II. Abridged Biographies. III. Letters. IV. Pieces from history. V. Pieces from journeys and voyages. VI. Pieces from ethics and philosophy. VII. Extracts from sermons and speeches. VIII. Poetry. Wenn man bemerkt, daß das Ganze aus 208 Seiten besteht und jeder Abschnitt etwa aus 20—30 Proben, so kann man sich schon denken, daß wir großentheils nur Bruchstücke — und zwar oft sehr kurze — zu lesen bekommen; und so ist es denn auch. Dies ist indessen der einzige Vorwurf, welchen Ref. dem Buche zu machen hat; im Uebrigen verdient es Anerkennung und Beifall. Es zeigt sich in dem Buche ein methodischer Fortschritt von dem Leichten zum Schwereren, der Inhalt der gewählten Stücke

ist meistentheils anziehend, belehrend und charakteristisch, und die Ausstattung verdient vortrefflich genannt zu werden. Schließlich müssen wir noch den Wunsch aussprechen, daß der Verf. bei einer zweiten Auflage dem Abschnitte VIII. etwas mehr Ausdehnung geben möge, da uns die Poesie in dieser Sammlung äußerst dürftig vertreten zu sein scheint.

Wenden wir uns jetzt zur Composition in den beiden fremden Sprachen, so müssen wir vor Allem einer Briefsammlung erwähnen:

Lettres françaises par P. Chanel. Dresden, Adler u. Dietze,

welche wir vorzüglich zum Gebrauche in Mädchenschulen empfehlen können. Die Briefe besprechen Kunst, Natur, Geschichte u. s. w., sind sehr gut geschrieben und können als Musterbriefe besser benutzt werden, als die sogenannten Briefsteller, welche durch ihren faden Inhalt sehr leicht Ekel erregen. Bekanntlich sind die sogenannten Extemporalien außerordentlich nützlich; gewöhnlich liest der Lehrer dabei das Deutsche und die Schüler müssen das Gehörte sogleich französisch niederschreiben, was dann später durchgenommen und corrigirt wird. Zu dergleichen Uebungen nun eignet sich die vorliegende Sammlung sehr gut, nur möchten wir dabei den Rath geben, daß der Lehrer abwechselnd, ehe er das Extemporale deutsch vorsagt, es zuvörderst ein oder zwei Male den Schülern französisch vorlesen möge. Es herrscht dabei natürlich die gespannteste Aufmerksamkeit und das gute Muster wirkt besser und nachhaltiger, als alle spätern Correcturen, welche die gemachten Fehler erst entfernen sollen.

Als neue Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen führen wir an:

1. Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische von G. Hoffmann. Berlin bei A. Duncker.
2. Deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische von Dr. F. Ahn. Mainz bei Kupferberg.
3. Zweite Vorschule für die französische Conversation von Ch. Brandon. Leipzig bei Teubner.

Nr. 1. beginnt mit einer französischen Vorrede, die in einem merkwürdigen Style geschrieben ist. Es überraschte den Ref. überhaupt, in diesem für Deutsche bestimmten Buche, in welchem Titel, Text und Anmerkungen mit Ausnahme der Vocabeln deutsch sind, eine französisch geschriebene Vorrede zu finden, denn es lag dazu nicht die mindeste Veranlassung vor; in sich selbst konnte sie der Verf. aber am allerwenigsten finden, wie dieses sein specimen doctrinae zur Genüge nachweist. Man lese z. B.: „Nous n'ignorons pas que la grammaire s'enseigne également dans les classes, mais nous n'en parlons ici que pour mémoire" (??). Oder: „Jusqu'à l'heure qu'il est nous nous sommes vu obligé, dans nos propres leçons (et nous savons de science certaine que bien d'autres maîtres sont dans le même cas), nous nous sommes vu disonsnous obligé, à defaut d'un livre dans le genre de celui que nous offrons aux classes, de dicter des thèmes (!!!). Pas n'est presque besoin de dire combien par là on perd de temps" (!?). Wir könnten diese Stylproben leicht vermehren, wenn wir uns nicht an unsern Lesern dadurch versündigten; es ist in der That unbegreiflich, wie ein Lehrer an einer königlichen Anstalt in der Hauptstadt Preußens dergleichen drucken lassen kann. Freilich hat uns diese Erscheinung weniger überrascht, da wir erst kürzlich ein specimen doctrinae in englischer Sprache gelesen haben, welches ebenfalls auf Berliner Boden gewachsen war (On Shakespeare's Julius Caesar von Dr. Philipp. Progr. der Louisenstädtischen Schule), und jede Vorstellung rücksichtlich des Styles weit überragt. War auch die Selbsttäuschung des Hrn. P. noch weit größer, als die des Hrn. H., so läßt sie sich doch einigermaßen entschuldigen, da vorschriftsmäßig das Programm der vorgesetzten königlichen Behörde zur Genehmigung vorgelegt werden mußte. Es ist wahrlich zu beklagen, daß dem Lehrerstande solche öffentliche Blamagen noch immer zu Theil werden.

Doch zurück zu dem Werke des Herrn Hoffmann. Sein Buch ist besser als

die Vorrede, wenngleich es keineswegs alle seine Vorgänger übertrifft; es enthält Züge aus dem griechischen Alterthume, Anekdoten, Fabeln, Erzählungen, Sagen, Historisches und Biographisches. Wir vermissen hierbei Dialogisches und einige Briefe, und es hätte sich auch vielleicht durch Einschränkung einzelner Abschnitte Raum finden lassen für ein paar kurze Reden und Abhandlungen. Die Stücke sind theils aus dem Französischen übersetzt, theils deutsche Originalaufsätze, wobei wir nur wünschten, daß der Verf. mehr auf die französische, als auf die alte Geschichte Rücksicht genommen hätte. Die Anmerkungen sind im Ganzen brauchbar, nur bei den aus dem Deutschen entlehnten Stücken lassen sie Manches zu wünschen übrig.

Nr. 2. ist für die Schüler oberer Klassen bestimmt; sowohl in dem Stoffe, als auch in der beigegebenen Phraseologie zeigt sich ein richtiger methodischer Fortschritt, der Inhalt ist anziehend und lehrreich und das Buch verdient als brauchbar empfohlen zu werden. Auffallend erscheint es nur, daß während Hr. A. der griechischen und römischen Geschichte 42 Seiten widmet, er für die französische nur 18 Seiten Raum gewinnen kann und über die Zeit des Mittelalters gar nicht hinauskommt.

Nr. 3. bildet den zweiten Theil der „Vorschule" des Verfassers, welche bereits früher im Archive besprochen worden ist; sie soll eine Anleitung sein zu einer leichten und gefälligen Umgangssprache, indem sie den Schüler nöthigt, die Theaterstücke mit eigenen und gegebenen Mitteln ins Französische zu übertragen. Das Buch enthält zwei kleine Dramen und drei Lustspiele, und der Verf. ist bemüht gewesen, Alles auszuscheiden, was der Jugend irgend einen Anstoß geben könnte. Der Inhalt ist anziehend und rein, nur würden wir dem Stücke: „Er geht aufs Land" die Aufnahme versagt haben. Wir glauben gern, daß durch die Benutzung dieses Buches die französische Conversation zu festerem Eigenthum der Schüler gemacht werden kann, nur scheint es, als ob die Uebersetzung dem Schüler allmählich etwas mehr hätte erschwert werden sollen; der Ausdruck hätte gegen das Ende des Buches die französische Färbung ein wenig mehr abstreifen und die Phraseologie mit größerer Sparsamkeit gegeben werden sollen.

Eine ähnliche Tendenz hat

Das Glas Wasser von Scribe. Zum Uebersetzen ins Englische mit Anmerkungen versehen von A. Baskerville. Bielefeld, bei Velhagen und Klasing.

Das vorliegende Stück eignet sich recht gut zum Uebersetzen ins Englische; — ob freilich in allen seinen Theilen, das ist eine Frage, die wir verneinen würden. Der Text und die Anmerkungen bekunden die Umsicht des Herausgebers.

Bei dieser Gelegenheit machen wir auf das

Vocabulaire systématique von C. Plötz. Berlin bei Plötz,

wiederholt aufmerksam, als auf eine gute Einführung in die französische Conversation. Seit unserer frühern Besprechung ist das Buch bereits in vielen Schulen eingeführt worden und erscheint hier bereits in einer zweiten Auflage, welche in Wahrheit eine verbesserte und bereicherte genannt zu werden verdient.

Wer die sogenannten Dialogensammlungen liebt, denen für eine gewisse Sphäre von Lernenden einiger Werth nicht abzusprechen ist, findet eine gute Sammlung in der soeben erschienenen

New English and German Dialogues by J. S. S. Rothwell. München bei Palm.

Die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen sind hier gut berücksichtigt, und der Verf. hat zugleich in dem Abschnitte (Vocabulary of the most usual words) die Aussprache überall beigefügt. Der zweite Theil: „Etymologie" enthält leichte Sätze und Dialogen, welche die Regeln der comparativen Grammatik erläutern; im dritten Theile kommen syntaktische Regeln zur Anwendung, und im letzten endlich findet man vertrauliche Gespräche. Die Regeln sind kurz gefaßt, und der Inhalt der Gespräche unterscheidet sich rühmlich durch seine Frische von dem gewöhnlich abgeschmackten, faden Wesen der meisten Gesprächbücher.

Wir haben endlich noch über einige Hilfsbücher für den ersten Unterricht Mit-

theilung zu machen, müssen uns indessen für jetzt mit einer ganz kurzen Andeutung begnügen. Wir erwähnen zuerst, daß der praktische Lehrgang von Dr. O. Behnsch (Breslau bei Kern) — English made easy — neu erschienen ist, und daß diese fünfte Auflage, welche der früheren in sehr kurzer Zeit gefolgt ist, sich natürlich nicht wesentlich von letzterer unterscheidet. Ebenso dürfen wir die Beschaffenheit des von W. Oelschläger (Stuttgart bei Ebner und Seubert) neu bearbeiteten Lehrbuchs der englischen Sprache von Robertson als ziemlich bekannt voraussetzen. Die Bearbeitung verdient Lob, und wer die Methode Robertson's liebt, wird diese Ausgabe besser gebrauchen können, als das Original, da es sich Hr. Oelschläger hat angelegen sein lassen, zahlreiche Verbesserungen und Erweiterungen anzubringen.

Als ganz neue Erscheinungen auf diesem Gebiete führen wir zuletzt noch an:

1. English Grammar and reading book by L. A. Donatti. Vienna. Jasper, Hugel and Manz.
2. Handbuch der englischen Sprache von F. E. Feller. Leipzig bei Teubner.
3. Neueste Vorschule zur Sprache der Engländer, basirt auf der nahen Verwandtschaft der englischen und deutschen Sprache von M. Selig. Berlin bei W. Adolf u. Comp.
4. Englisches Uebungs- und Lesebuch für den I. Cursus von Dr. H. Schottky. Breslau bei Trewendt.

Nr. 1. ist ein kleines Elementarbüchlein, welches ganz englisch geschrieben ist und auf 40 Seiten das Wichtigste aus der Grammatik enthält; das Heft ist augenscheinlich nur für Engländer bestimmt, denn in unsern deutschen Schulen möchte es keiner Stufe des Unterrichts wegen seiner Kürze recht entsprechen.

Nr. 2. ist nach der Methode der französischen Grammatik von Debonale gearbeitet; der Verf. legt besonders viel Werth darauf, daß ein lautes Lesen und Recitiren englischer Sätze lange Zeit vor den eigentlichen schriftlichen Uebersetzungen aus dem Deutschen vorwalten müsse, damit sich der Schüler erst etwas in die Idiotismen der englischen Sprache hineinarbeite. Nachdem die Formenlehre in möglichster Kürze gegeben ist, liefert der Verf. unter jeder einzelnen Regel des II. Theils (Syntax) eine große Anzahl von Uebungssätzen, welche englisch und deutsch dastehen und allerdings zu vielen praktischen Uebungen Veranlassung geben können. Am Schlusse finden sich einige Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen. Bei den vielen einzelnen unzusammenhängenden Sätzen hätte der Verf. gewiß leicht eine oder mehre Erzählungen in den Text verweben können, an welche sich dann die einzelnen Sätze wieder anlehnen sollten; er würde dadurch einer nothwendig bei dem Gebrauch des Buchs eintretenden Ermüdung entgegenarbeiten und auch zugleich für das Festhalten der einzelnen Regeln ein Wesentliches beitragen. Jedenfalls ist zu hoffen, daß der Verf. bei einer neuen Auflage dem Buche einigen englischen Lehrstoff beifügt, da es zweckmäßig ist, daß die Schüler in einem Sprachbuche für den ersten Unterricht Alles finden, dessen sie bedürfen.

Der Verf. von Nr. 3. liefert ein kurzes englisch-deutsches Wörterbuch, welches die durch Sinn und Ton verwandten englischen und deutschen Wörter enthält, und benutzt letztere sodann in einem kurzen Sprachbüchlein, in welchem Alles durch deutsche und englische Beispiele gelehrt wird.

Nr. 4. ist die praktische Ergänzung zu des Verfassers englischer Schulgrammatik und Anweisung zur englischen Aussprache. Das Buch enthält immer ein Stück englischen Text und nach diesem eine Anzahl deutscher Sätze zur Uebung, zu denen die nöthigen Wörter bereits im englischen Stücke enthalten sind. Dann folgt das Paradigma und auf dieses nochmals deutsche Aufgaben. Man muthet, däucht uns, den Schülern zu viel zu, wenn man sie nöthigt, sich sogleich eine ganze Partie von Elementarbüchern anzuschaffen, wie das die verschiedenen Schriften des Verf. zu thun scheinen.

Hg.

Programmenschau.

Ueber formale und reale Bildung. Von Dr. Ernst J. Hauschild. Progr. des Modernen Gesammtgymnasiums in Leipzig. 1849.

Der Verf. vorstehender Schrift ist bekanntlich seit mehreren Jahren auf dem Sprachgebiete äußerst thätig gewesen, und seine Bemühungen haben Anerkennung gefunden. Er hat nun leider mit vielen Andern die Erfahrung gemacht, daß man sich die Seele aus dem Leibe schreiben oder in den Lehrerversammlungen aus dem Leibe schreien mag, — der liebe Schlendrian läßt doch so ziemlich Alles beim Alten. Hr. H. hat deshalb einen praktischen Versuch unternommen und in Leipzig das Gebäude eines nach seinen Ideen construirten modernen Gesammtgymnasiums aufgeführt, über dessen Leistungen die im Herbste v. J. abgehaltene erste Prüfung äußerst günstig urtheilen ließ. Die vorliegende Gelegenheitsschrift führt im Wesentlichen die Idee weiter aus, welche der Anstalt des Hrn. H. zu Grunde liegt und über welche er sich bereits früher in einem Prospectus ausgesprochen hatte. Wir lassen hier die betr. Stellen folgen, welche den Begriff und das Wesen der neuen Anstalt zu rechtfertigen suchen und unsern Lesern am besten Einsicht in dieselbe verschaffen werden.

„Unsere gelehrten Gymnasien hatten bisher in ihrer mittelalterlichen Verfassung nur ein Ziel, die Kenntniß der altklassischen Sprachen; aber siehe, seit einer Reihe von Jahren verlangt unsere reiche, ihrer selbst mehr und mehr bewußte Gegenwart, daß Mathematik und Naturwissenschaften, so wie neuklassische Sprachen und Literaturen mit jenen altklassischen Sprachen gleiche Berechtigung finden sollen: läßt sich auch der kindliche und jugendliche Geist mit der verdoppelten und verdreifachten Forderung zugleich an Kraft und Fähigkeit verdoppeln und verdreifachen?

So gestellt mußte diese Frage einfach verneint werden, und man schlug nun den leidigen Weg der Vereinbarung ein, wollte mit dem Alterthum nicht brechen und mit der Gegenwart es nicht völlig verderben, und fühlt jetzt nach all den unfruchtbaren Verhandlungen über das Mehr oder Weniger eines Lehrgegenstandes das Verlangen nach „Gymnasialreform“ nur um so lebhafter.

Nun, und was soll denn reformirt werden, wenn weder der kindliche und jugendliche Geist, noch das großartige Alterthum, noch die gebieterische Gegenwart Zugeständnisse machen? Unser Schulplan, unser Schulorganismus und unsere Lehrmethode müssen reformirt werden.

Und diese lassen sich reformiren!

Ein solches reformirtes, seiner mittelalterlichen Form entkleidetes Gymnasium wird sich ein modernes Gymnasium nennen, wie auch die hier nachfolgenden Grundsätze desselben, von unserer Zeit erst anerkannt, obschon noch nicht allgemein genug angewendet, modern im besten Sinne des Wortes genannt werden müssen.

Erstens lehre man die leichtern Sprachen vor den schwerern, und wo möglich so, daß die letztern aus den erstern von selbst hervorgehen und, wenn auch nicht historisch, doch psychologisch entstehen, wie es die genetische Methode von Prof. Lindner will; demnach erst das Deutsche und Englische, dann das Französische, darauf das Lateinische, und endlich das Griechische.

Zweitens zersplittere man nicht die Kraft, sondern lehre jede Sprache, wenn sie die Reihe trifft, „massenhaft“ in 10—12 Stunden wöchentlich, nach der concentrirenden Methode, wie sie Gottfr. Hermann ganz entschieden und wiederholt empfohlen hat. Nach jener Zeit möge jede Sprache in verhältnißmäßig geringer Stundenzahl fortgeführt und nach Befinden zuletzt, mit Vorbehalt einer Ueberwachung von Seiten der Schule, dem Privatfleiße anheim gegeben werden.

Drittens lehre man auch die einzelnen Sprachen und Wissenschaften mit ge-

wissenhafter Berechnung, wie viel der kindliche und jugendliche Geist auf einmal zu tragen im Stande sei, nach der calculirenden Methode von Seidenstücker und Ahn.

Viertens lehre man anschaulich, was sich anschauen läßt, und öffne die Sinne, indem man sie mit der uns umgebenden Natur in Berührung bringt. Bleibt dieser Anschauungsunterricht, wie ihn Pestalozzi's Schüler zu uns brachten, auch auf dem Gymnasium noch echt elementarisch, so wird man sicherlich mit dem bisherigen Maße von Lehrstunden für Mathematik und Naturwissenschaften völlig ausreichen.

Endlich fünftens gruppire man um diejenige Sprache, welche gerade die Reihe trifft, Geschichte, Geographie und Statistik derselben Nation, nach der associirenden Methode von Director Vogel, und mache dadurch diese sprachlichen Curse zu eben so viel kleinen, innerlich geschlossenen und organisirten Schulen.

Ueber diese Methoden mehr hier zu sagen, ist zum Theil unnöthig, zum Theil nicht wohl thunlich; darum folge hier nur der Stufengang des Sprachunterrichts, der nach dem Obigen von selbst als Mittelpunkt des ganzen Unterrichts hervortritt.

Der Schüler des modernen Gymnasiums kommt mit dem 9. Jahre zunächst in die Deutsche Schule auf ein Jahr, um hier die äußern Hindernisse unserer Sprache, wie die Orthographie, für alle Zukunft zu überwinden und in seinem deutschen Schulwörterbuch und seiner deutschen Schulgrammatik für alle Zukunft heimisch zu werden.

Im 10. Jahre rückt er für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahre in die Englische Schule auf und findet hier die Sprache jenes großartigen, uns so nahe verwandten Inselvolks, die fast ganz ohne Formenwechsel und mit einem guten Theil deutscher Wörter dem Knaben Zeit läßt, seine Organe tüchtig auszubilden, die allgemeinen logischen Umrisse der Grammatik in sich aufzunehmen und die romanischen Elemente dieser Sprache seinem Gedächtniß einzuprägen. Dieser Wörterschatz wird ihm unmittelbar nachher die besten Dienste leisten.

Ungefähr im 12. Jahre rückt er nämlich in die Französische Schule, welche eine ungleich schwerere, an zierlichen Formen reiche und an logischer Strenge noch unübertroffene Sprache lehrt.

Am Schlusse dieses Zeitraums ist der Schüler an dem Scheidewege angekommen, wo er im 13. bis 14. Jahre entweder in das gelehrte Gymnasium oder in das Realgymnasium übergeht.

Im letztern Falle wird der Schüler auf dem Realgymnasium das Studium fremder Sprachen fast nur noch praktisch fortsetzen, indem er mathematische, geschichtliche, naturwissenschaftliche und andere Bücher in englischer und französischer Sprache zu lesen, dergleichen Vorträge in diesen Sprachen zu hören, dergleichen Arbeiten in diesen Sprachen anzufertigen hat. Der Mittelpunkt seiner Thätigkeit würde dagegen zuerst ein mathematischer Cursus und darnach ein naturwissenschaftlicher Cursus sein, worauf ihn die Realschule im 16. Jahre entweder dem praktischen Leben oder einer Fachschule übergiebt.

Im andern Falle, wo sich der Schüler für das gelehrte Gymnasium entscheidet, tritt er zuerst auf 2 bis $2\frac{1}{2}$ Jahr in die Lateinische Schule und darnach auf eben so lange Zeit in die Griechische Schule ein, wo ihm diese Sprachen wiederum so massenhaft, wie früher die neuklassischen Sprachen, gelehrt werden. Die lateinische Sprache bringt er nach Inhalt und Form zu einem sehr großen Theil aus der englischen und französischen Schule schon mit, was bei einer so schweren Sprache ein höchst bedeutender Gewinn ist."

Miscellen.

Unter dem Titel The female poets of Great Britain hat soeben Frederic Rowton eine chronologisch geordnete Sammlung von den besten Schöpfungen englischer Dichterinnen herausgegeben und mit werthvollen kritischen Bemerkungen begleitet. Mr. Dyce hat freilich in seinen Specimens of British poetesses schon früher ein ähnliches Werk veröffentlicht, doch war dasselbe nur höchst unvollständig und deshalb auch in literarischer Hinsicht nicht ausreichend. F. Rowton hat sich seiner Aufgabe mit der höchsten Liebe gewidmet und es wird ihm gelingen, jeden Leser seines Werkes leicht zu überzeugen, daß die englischen Dichterinnen einen Reichthum und eine Tiefe des Geistes offenbaren, welcher Bewunderung und ernste Beachtung fordern muß; es zeigen die vorliegenden Gedichte, daß die weibliche Seele eine unerschöpfliche Fundgrube köstlicher Edelsteine enthält, von deren Vorhandensein nur Wenige eine Ahnung haben. Der Herausgeber sucht in der Einleitung zu seiner Schrift den Werth der englischen Dichterinnen in das rechte Licht zu stellen, wobei er dann natürlich zugestehen muß, daß sich nie eine Frau im Bereiche der Poesie so hoch emporgeschwungen habe, als dieses bei den besten der Dichter der Fall sei, und man deshalb auch keinen weiblichen Shakspeare oder Milton aufzuweisen habe; aber er behauptet doch, daß Joanna Baillie, Miss Holford und Miss Mitford häufig dem großen Tragiker nahe kommen und daß Mrs. Barbauld Milton's feierlichen Sinn der Anbetung, Mrs. Rowe seine sinnende Ruhe und Mrs. Hemans seine zarte und vertrauensvolle Demuth besitze. Allen übrigen Dichtern stellt er Dichterinnen an die Seite und vergleicht sie mit einander, so z. B. Miss Landon mit Byron, die Gräfin von Winchelsea mit Cowper, Mrs. Tighe mit Spenser, Mrs. Grant mit Goldsmith, Hannah More mit Johnson, Mrs. Centlivre mit Wycherly, Mrs. Radcliffe mit Collins, Mrs. Browning mit Coleridge, Mary Howitt mit Wordsworth u. s. w.

Der geistige Unterschied der beiden Geschlechter in Rücksicht auf die Poesie wird hierauf ausführlich betrachtet und folgendermaßen charakterisirt: „Man has to bear outward, tangible rule; and his faculties are necessarily of an authoritative, evident, external, commanding order.

Woman has to bear invisible sway over the hidden mechanism of the heart; and her endowments are of a meek, persuasive, quiet, and subjective kind: seen rather in result than in action. Man rules the mind of the world: woman its heart.

To man belongs the sway of force. To direct and use actual strength, whether it be of the intellect or of the body, is his province. It is his to tame barbarism, to establish law, to control thought, to develop energy: and the senate, the platform, the mart, the pulpit, and the battle-field, are his scenes of action. It is his to explore, to analyse, to judge, to arrange, to provide. It is his to inquire, to test, to determine. Exertion, enterprise, action, and deliberation, are his duties. Reason is his weapon: and the establishment of Truth is the great task he has to perform.

To woman belongs the sway of influence. Her province is to soften round off, smooth down, the angularities of life and conduct: to act (gently, but unceasingly) upon the swift-beating heart of the world, soothing it into calmness when violent; mildly stimulating it into action when torpid; and refining, purifying and exalting its passions and aspirations when excited. Home is her empire, and affection her sceptre. It is hers to endure, to

watch, to suggest, to inspirit, to reinvigorate, to sustain. It is hers to colour and perfume and beautify the way of life; to adorn existence, and make it musical. It is hers to resist and counteract the deadening influences of the world. Man goes forth to his labour day after day; he performs day after day the same cramping round of duties: it is woman's office to preserve him from becoming a mere piece of animated, but spiritless, mechanism. He comes in contact with villany and selfishness: it is hers to keep alive in his bosom the generous flame of virtue. He falls in with the degraded and deceiving: it is hers to prevent their evil influence upon him, and to keep up a proper estimate of humanity. It is hers, when the world has disgusted him with its hollowness, to restore him by the tranquil delights of home. It is hers, when misfortune overtakes him, to cheer him with hope, and support his sinking spirit. It is hers to preserve in their purity the moral sentiments of his nature. It is hers, while intellectual knowledge makes him wise, by moral persuasion to render him good. It is hers at all seasons to inspire him with a purifying love for the Beautiful, and to anchor his soul firmly in the everlasting rock of Religion — Looking at the whole spiritual character, we see some such broad distinctions as the following. — Man is bold, enterprising, and strong; woman cautious, prudent, and stedfast. Man is self-relying and self-possessed; woman timid, clinging, and dependent. Man is suspicious and secret; woman confiding. Man is fearless; woman apprehensive. Man arrives at truth by long and tedious study; woman by intuition. He thinks; she feels. He reasons; she sympathises. He has courage; she patience. He soon despairs; she always hopes. The strong passions are his; ambition, love of conquest, love of fame. The mild affections are hers; love of home, love of virtue, love of friends. Intellect is his; heart is hers. In the religious sentiments they are equally unlike. His is the religion of the understanding; hers the religion of faith. Man must have a creed; woman's piety is independent of all rubrics.

Or taking the mere Intellectual faculties of the female mind, apart from the whole spiritual organisation, we find a marked difference from those of man. The qualities of the Female Intellect seem to be rather negative than positive: they appear to be fitted more for passive endurance than for aggressive exertion. They can grasp less; but they can hold longer. — Woman's intellectual perceptions are infinitely quicker than man's. She sees in a moment. Incongruities, resemblances, differences, characteristics, are intuitively and instantly perceived by her. The whole range of her mental faculties appears to be apter, readier, quicker, than man's. She has a finer perception of colour; a more correct ear for tune; a truer taste; a readier sensibility to beauty in form; a more sensitive apprehension of melody. Man's intellectual perceptions are comparatively slow. He sees farther, but his vision is not so instantaneous. His insight into essences is truer than hers, but she has a better appreciation of surfaces. She sees at once, and is satisfied with that; he distrusts first appearances, and inquires into their essential qualities."

Die gegebene Auswahl der poetischen Stücke rechtfertigen des Herausgebers angeführte Distinctionen sehr genügend und zeigen den hohen Grad der Ungerechtigkeit, welche den Leistungen englischer Dichterinnen nicht die verdiente Anerkennung gewähren will und nur mit vornehmer Geringschätzung diese weiblichen Schöpfungen vollständig ignorirt. Von **Juliane Berners** im Jahre 1460 geht das Werk bis zu der neuesten Zeit hinauf und wird den Freunden der englischen Literatur und ihrer Geschichte gewiß nicht unwillkommen sein.

Von den bisher ungedruckten Schriften Lord Byron's ist soeben bei R. Martin in New-York der zweite Band herausgekommen, welcher betitelt ist: The inedited Works of Lord Byron, now first published from his letters etc. in the possession of his son, Major George Gordon Byron. P. II. Der Inhalt des Buches ist satirisch (vom Jahre 1818) und steht in besonderer Verbindung zu dem 398sten Briefe, welchen Moore in seinem bekannten Buche „The Life and Letters" gegeben hat. Das Ganze ist des Popeschen, „Lord Hervey" würdig, und wir geben zur Charakterisirung folgendes humoristisches Stück:

Verses on Sam. Rogers,

Author of „the Pleasures of Memory."

(In Question and Answer.)

Question.

„Nose and chin would shame a knocker;
Wrinkles that would puzzle Cocker;
Mouth which marks the envious scorner,
With a scorpion in each corner,
Turning its quick tail to sting you
In the place that most may wring you;
Eyes of lead-like hue and gummy;
Carcase picked out from some mummy;
Bowels (but they were forgotten,
Save the liver, and that's rotten);
. . . .
Is't a corpse stuck up for show,
Galvanized at times to go?
. . . .
Vampyre, ghost, or ghoul, what is it?
I would walk ten miles to miss it."

Answer.

Many passengers arrest on,
To demand the same free question.
Shorter's my reply, and franker, —
That's the Bard, the Beau, the Banker.
Yet if you could bring about,
Just to turn him inside out,
Satan's self would seem less sooty,
And his present aspect — Beauty.
Mark that (as he masks the bilious
Air, so softly supercilious)
Chastened bow, and mock humility,
Almost sicken'd to servility;
Hear his tone (which is to talking
That which creeping is to walking,
Now on all fours, now on tiptoe);
Hear the tales he lends his lip to;
Little hints of heavy scandals;
Every friend in turn he handles;
All which women, or which men do,
Glides forth in an inuendo,
Clothed in odds and ends of humor —
Herald of each paltry rumor,
From divorces, down to dresses,
Woman's frailties, men's excesses,
All which life presents of evil,
Make for him a constant revel.
You're his foe — for that he fears you,
And in absence blasts and sears you:
You're his friend — for that he hates you,
First caresses, and then baits you —
Darting on the opportunity
When to do it with impunity:
You are neither — then he'll flatter,
Till he finds some trait for satire;
Hunts your weak point out, then shows it,
Where it injures to disclose it,
In the mode that's most invidious,
Adding every trait that's hideous —
From the bile, whose blackening river
Rushes through his Stygian liver.

„Then he thinks himself a lover —
Why? I really can't discover
In his mind, age, face, or figure;
Viper broth might give him vigor, —
Let him keep the cauldron steady,
He the venom has already.
For his faults — he has but one, —
'Tis but envy, when all's done.
He but pays the pain he suffers,
Clipping, like a pair of snuffers,
Lights which ought to burn the brighter
For this temporary blighter.
He's the cancer of his species,
And will cut himself to pieces, —
Plague personified, and famine, —
Devil, whose sole delight is damning."

„For his merits, would you know'em?
Once he wrote a pretty Poem."

Bibliographischer Anzeiger.

Grammatik.

T. Benfey, Vollständige Sanskrit-Grammatik nebst Chrestomathie und Wörterbuch. 2 Abth. (Brockhaus, Leipzig.)
Wagner, Theoretisch-praktische Schulgrammatik der englischen Sprache, für jüngere Anfänger. Zweite Auflage. (Vieweg, Braunschweig.)

Lexicographie.

W. Taylor, English Synonyms discriminated. (Longman, Lond.) 4 s.
Frank Williams, Neues Taschenwörterbuch der englischen und deutschen Sprache, mit Bezeichnung der englischen Aussprache durch deutsche Buchstaben. (Westermann, Braunschweig.) 26 Ngr.
Odell Elwell, Neuestes vollständiges Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Zweite Auflage. (Westermann, Braunschweig.) 1½ Thlr.
Thibaut, M., Vollständiges Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 16. Aufl. (Westermann, Braunschweig.) 2 Thlr.
Molé, A., Neues Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 9. Aufl. (Westermann, Braunschweig.) 2 Thlr.
Molé, A., Neues Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 7. Aufl. (Westermann, Braunschweig.) 1 Thlr.

Literatur.

Ign. Gaugengigl, Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache, erhalten in Ulfilas Bibelübersetzung. (Dietenberger & Breßl, Passau.) 3 fl. 24 kr.
I. Bd.: Sprachlehre und Wörterbuch.
II. Bd.: Die Urschrift und das Schlußwort.
Dasz Hildebrandslied. Herausgegeben von A. Vollmer und K. Hoffmann. (G. Mayer, Leipzig.) 15 Ngr.
Leouzon-Leduc, Histoire littéraire du Nord. I. p. Poésie. Tegner. (Treuttel & Würtz, Paris.) 8 fr.
Goethe's Prometheus und Pandora von H. Düntzer. (Dyk, Leipzig.) 27 Ngr.
E. Brinkmeier, Die Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.) 1 Thlr.
G. Ticknor, History of Spanish Literature. 3 vols. (Longman & Comp. London.) 42 s.
The British classical Authors. Select Specimens of the National Literature of England from G. Chaucer to the present time, by Dr. L. Herrig. Auch unter dem Titel: Handbuch der englischen Nationalliteratur. (Westermann, Braunschweig.) 1 Thlr. 20 Ngr,

Hilfsbücher.

R. Fatschek, Französische Schulgrammatik. (Theile, Königsberg.) 15 Ngr.
Ch. Zoller, Bibliothèque française. (Hallberger, Stuttgart.) 4 Hefte. à 10 Ngr.
Rome au siècle d'Auguste par Ch. Dezobry. Zum Schulgebrauch herausgegeben von Ch. Böckel. (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.) 1 Thlr.
Deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische für die obern Klassen von Dr. F. Ahn. (Kupferberg, Mainz.) 15 Ngr.
L. Grangier, Premiers Elements de Littérature française. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) 18 Ngr.
Donatti, English Grammar and reading book. 5. Aufl. (Jasper, Hügel & Manz, Wien.) 7 Ngr.
Hedley, Prakt. Lehrgang der engl. Sprache. (Jasper, rc. Wien.) 18 Ngr.
Hedley & Noel, Cours pratique de la langue anglaise. (Jasper, rc. Wien.) 18 Ngr.

Inhalts-Verzeichniß des siebenten Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.





